

Allgemeine Moden-Beilage



Preis für 191 hobe Quartogen mit 58 illuminirten Stahlstichen, gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Platten mit Mustern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Thlr.

Mit 58 Num. Modenbildern, 12 Wasserblättern u. 52 schwarzen Stahlstichen: Portrait interessanter u. berühmter Persönlichkeiten (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Gegenden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Friedheim.

Novelle

von

Bernd von Guisek.

1.

In unsern Tagen, wo der Erdball in allen Richtungen von Schienensträngen umzogen und bestrickt wird, giebt es nur wenig schöne Stätten noch, die sich vor der Reifewuth der Touristen von Profession geschützt, einer stillen Einsamkeit in friedlichem und ungestörtem Selbstgenügen erfreuen. Ueber einer solchen Stätte ging an einem klaren Juniabende die Sonne unter. Es war ein anmuthiges Thal, durchrauscht von einem raschen wasserreichen Bache; schön bewaldete Hügel mit runden Kuppen schlossen es ein und kein Fuhrweg führte durch den Grund, in welchem halb versteckt unter schattigen Bäumen eine Mühle lag. Nur zwei Fußpfade oder eigentlich vier, von nahegelegenen Ortschaften kommend, schlängelten sich von den Thäländern hernieder und kreuzten sich an ihrem gemeinschaftlichen Zielpunkte, der Mühle, deren rothes Ziegeldach, deren feste Nebengebäude auf die Wohlhabenheit ihres Besitzers schließen ließen. Das Thal senkte sich von West nach Ost und wenn in den längsten Sommertagen die Sonne gerade zwischen den beiden obern Kuppen unterging, aus deren Sattel der Bach in munterm Laufe niederfloß, so wallte ihr letztes flammendes Strahlen-

meer in die ganze Länge des Thales hinein, eine wahrhaft zauberische Beleuchtung, an welcher sich selbst die einfachen Bewohner der Mühle, die sie doch oft genug erlebten, nicht satt sehen konnten. Heute aber war es die Tochter des Müllers ganz allein, welche sich daran erfreute, denn außer ihr war kein Mensch zu Hause. In der kleinen Stadt, welche zwei Stunden entfernt, oberhalb auf der Hochfläche lag, war Jahrmarkt und der Müller hatte wie immer seinen Leuten Erlaubniß gegeben, denselben zu besuchen und als er selbst fortging, nur seine Tochter zu Hause gelassen, die sich nicht viel aus dem Lärm und Gedränge des Jahrmarkts machte.

Sie saß nun ganz allein auf dem Brückensteig, der über den Bach führte, hatte sich die Strümpfe ausgezogen und spielte mit den weißen wohlgeformten Füßen in dem hellen frischen Wasser, während sie ihre Augen ungeblendet an der wunderbaren Abendbeleuchtung des Thales weidete. Ein goldener Schimmer verklärte die ganze Breite desselben und ließ das Grün der Laubmassen auf den Hängen in wechselnder Schattirung hervortreten; auf den Wellen des Baches spielten und hüpfen rothe Lichter, daß es schien als rolle er flüssiges Feuer in seinem Bette und werde dem Mädchen die weißen Füße verbrennen. Am lieblichsten aber wäre vielleicht einem fremden Beobachter das Gesicht des Mädchens, vom Abendlichte verschönt, erschienen — nur war kein fremdes Auge nah, sie zu belauschen, wenigstens kein Menschenauge. Vögel genug flatterten und spielten um sie her in den Zweigen, eine

Nachtigall ließ im Gebüsch ihre langgehaltenen süßen Töne hören, eine Gesellschaft rothbrüstiger Dompfaffen jagte und rief sich oben in den Buchen des Hanges und dicht über dem Kopfe des jungen Mädchens, wo ein Haselnußstrauch seine breiten Blätter ausstreckte, gaukelte eine Grasmücke leicht beweglich umher und sang ihr geschwätziges Liedchen in tausend Variationen als wolle sie der Müllerstochter alle Geheimnisse des Waldes ausplaudern. Unten am Steige saß ernsthaft der große schwarzgefleckte Hoshund, schnappte nach vorüberfliegenden Fliegen und sah seiner Herrin von Zeit zu Zeit ins Gesicht oder auch nach der kleinen Wiese unterhalb der Mühle hinüber, wo einige Esel weideten, die er sonst wohl zu necken und zu ärgern liebte.

Auf einmal spitzte er die Ohren und witterte nach der Höhe empor. Das Mädchen bemerkte es und verwies ihm das Knurren, welches er anhob. Sie zog aber doch, weil sie die leise Hoffnung, welche sie heute schon den ganzen Nachmittag gehegt, in Gedanken jetzt in Erfüllung gehen sah, schnell die Strümpfe und Schuhe an und war kaum damit fertig, als der Hund in ein wüthendes Gebell ausbrach und mit gesträubten Haaren gegen den Abhang emporsetzte. „Flankeur!“ rief das Mädchen strafend und der Hund gehorchte ihr augenblicklich, lehrte zu ihr zurück, blieb aber bei seinem grimmigen Knurren und zeigte die weißen scharfen Zähne.

„Halten Sie doch gefälligst den Hund zurück, liebes Kind!“ ließ sich jetzt von Oben eine etwas unsichere Stimme vernehmen, die von der Besorgniß vor dem ungeberdigen Thiere um den genügenden Athem gekommen zu sein schien. Auf einem Vorsprunge zwischen tiefhängenden Zweigen bemerkte die Müllerstochter einen fremden Mann, der zu ihr hernieder sah, einen Mann in grauer Sommertracht, die ihr wunderbar genug vorkam, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, wie sie Aehnliches noch nie erblickt hatte.

„Der Hund thut Ihnen nichts!“ erwiderte sie und verwies dem Thiere von Neuem das Knurren.

„Dafür können Sie wohl keine Bürgschaft übernehmen —“ versetzte der Fremde. „Wollten Sie ihn nicht lieber einsperren oder anlegen — ich wünschte zu Ihnen herab zu kommen.“

Die Nothwendigkeit dieses Besuchs sah die Müllerstochter freilich nicht ein, indessen war sie beherzt und, was noch mehr sagen will, völlig arglos und unbefangen; sie wandte sich daher zu dem Hunde und herrschte ihm im Tone des Commandos zu: „Flankeur,

March!“ worauf der Hund, Schweif und Ohren senkend, nach dem Hause trollte. Das Mädchen lachte ein wenig und sagte nun zu dem Fremden, der noch immer unschlüssig auf seinem Vorsprunge stand: „Jetzt ist er fort — Sie können heruntersteigen.“

„Ja —, aber, liebes Kind, hier bricht man Hals und Beine — geht nicht ein bequemer Weg zu Ihnen?“

Sie lachte noch mehr. „Hals und Beine werden Sie nicht brechen — laufen Sie nur gerade herunter.“

Er versuchte einige Schritte, die Füße quer setzend, kam dann in den Schuß und hielt sich zuletzt an einem Baume fest. „Wenn Sie mir vielleicht eine Hand reichen wollten —, liebes Kind,“ sagte er kleinlaut.

Sie kam ihm entgegen, reichte ihm ihre kleine von der Arbeit harte Hand und half ihm leicht herab. Als er wieder sichern Grund und Boden unter den Füßen fühlte, hatte er auch gleich wieder die gewohnte Sicherheit des Benehmens gewonnen, die er bekundete, indem er den Arm um das hübsche Mädchen schlang und ihr auf die schnellste Weise für die ihm geleistete Hilfe seinen Dank bieten wollte. Sie wies ihn aber derb ab und sah ihn dabei mit einem so unwilligen — für ihren Stand so ungebührlich stolzen — Blicke an, daß er etwas in Verlegenheit gerieth.

„Einen Kuß in allen Ehren —, Sie kennen ja das Sprichwort,“ sagte er. „Ich habe Sie nicht beleidigen wollen. — Wie heißt dies Thal und die Mühle?“

„Es ist der Rhongrund und die Mühle heißt die Rhonnmühle.“

„Sie gehört dem Fiskus?“ fragte der Fremde.

Das Mädchen sah ihn groß an, sie verstand das Wort nicht. „Die Mühle gehört meinem Vater,“ sagte sie.

„Ah — des Müllers Töchterlein oder die schöne Müllerin, gleich romantisch. Woher der Name Rhonnmühle?“

„Das sind alte Geschichten,“ erwiderte sie. Diese zu erzählen fühlte sie durchaus keine Lust, da ihr der fremde Herr nicht eben gefiel. Er war ein Mann von gesezten Jahren, wie sie meinte, gewiß schon ein Vierziger, sein Gesicht war ziemlich breit auseinandergegangen — ein Physiognomiker würde gesagt haben, vom Wohlleben, das auch durch das Arrondissement seiner mittelgroßen Figur bezeugt wurde — nur eine große vogelartig gekrümmte Nase gab ihm einen bestimmten Charakter, welcher durch die zudringlichen schwarzen

Augen, das schwarze krause Haar, das unter dem kleinen pfliffigen Strohhut hervorquoll und den dichten langbuschigen Backenbart, zwischen welchem ein starker Mund und ein glattrasirtes, bläulich schimmerndes Kinn hervor sah, seine volle Bestätigung erhielt. An der großen sehr weißen Hand, von welcher er während des Sprechens den Handschuh gezogen hatte, trug er einen dicken Siegelring und noch einen andern Ring mit einem weißen in allen Farben blitzenden Stein; über der Brust lag wie eine Schlange geringelt eine goldene Kette in die Weste eingeknüpft, mit verschiedenen Bummeln und Spielereien, welche das Auge des unerfahrenen Mädchens auf sich zogen.

„Und wie heißen Sie? Wie heißt Ihr Vater?“ fragte der Fremde, welcher den Eindruck, den er auf die „schöne Müllerin“ machte, offenbar zu verkennen schien, denn er lächelte sehr angenehm.

„Ich heiße Rosine und mein Vater Korn.“

„Korn! Passender Name für einen Mühlenmeister, welcher die Metamorphose des Kornes zu bewirken hat. Aber Rosine, wie materiell! Kürzen wir es ab: Rosa oder Röschen! — Ist Ihr Vater zu Hause?“

„Nein. Sie sind Alle auf dem Jahrmarkt.“

Der Fremde sah das hübsche einsame Kind blitzend an, es nahm ihn Wunder, daß sie nicht erröthete. — „Ich muß Ihnen gestehen,“ sagte er, „daß ich mich verirrt habe. Ein Spaziergang lockte mich oben im Walde ganz unvermerkt von der befahrenen Straße ab und führte mich in labyrinthisch verschlungene Fußsteige, bis mich endlich einer, dem ich mich ganz vertraute, plötzlich ganz im Stiche ließ, so daß ich auf gut Glück weiter ging, um nur zu einer menschlichen Wohnung zu gelangen. Da überraschte mich dies tiefe Thal, dessen Dasein man oben gar nicht ahnt und die kräftige Stimme Ihrer Dogge verrieth mir die Nähe dieser reizend gelegenen Mühle. Gern nähme ich sie in Augenschein, da mich Anlagen solcher Art interessieren und ich ein wenig Kenner zu sein glaube, aber —“ hier zog er seine prächtige goldene Uhr hervor und prüfte die Zeit — „ich bin über zwei Stunden gewandert und fürchte von der Nacht überrascht zu werden, wenn ich nicht alsbald den Rückweg antrete. Sie müßten denn —“ schloß er, dem Mädchen in die hellen unschuldigen Augen blickend — „mir erlauben, bis zur Heimkehr Ihres Papas hier zu verweilen und diesen um ein gastliches Nachtlager zu bitten.“

„Von wo kommen Sie denn?“ fragte Rosine. Ehe er aber Bescheid geben konnte, erschreckte ihn das

Gebell des großen Hundes von Neuem, das von der Mühle her ertönte. Rose verstand ihren Gefährten jedoch besser, das war kein Gebell des Zornes, sondern der Freude, sie wandte sich schnell von dem Fremden ab und sah jetzt wirklich die Hoffnung erfüllt, mit welcher sie sich von Stunde zu Stunde in ihrer Einsamkeit verträstet hatte. Ein schlankes bildschönes Mädchen im weißen Sommerkleide, den großen Strohhut, den sie von den blonden Flechten genommen, am Arme hängend, wurde auf dem Fußpfade sichtbar, welcher gleich hinter den Rädern der Mühle vom Berge herab kam. Der Fremde wurde von der lichten Erscheinung, die ihm — er schämte sich dieses Anfalls von Idealismus später — wie eine überirdische vorkam, in Erstaunen und Bewunderung gesetzt. „Giebt es denn hier Feen und Elfen?“ rief er aus. Rose hörte nicht auf ihn, sie eilte ihrem geliebten Fräulein entgegen, auf die sie so lange gewartet hatte.

„Ich komme spät, Rosel,“ rief das junge Mädchen freundlich herab. „Aber ich durste nicht eher. Nun kann ich auch nicht lange bleiben. — Wer ist der Mann?“

„Ich weiß es nicht, Fräulein Leontine. Er kam jetzt eben erst und fürchtet sich sehr vor dem Flankeur, sehen Sie, er möchte gern kommen und denkt, daß er gebissen wird. Flankeur, Marsch!“ befahl sie dem Hunde von Neuem, der sich nun ganz in den Hof der Mühle, wohin ihn Rosine wies, zurückzog.

Der Fremde näherte sich jetzt dreist, zog den Kleinen auf beiden Seiten etwas aufgekrempten Strohhut von seinem krausen Haar und enthüllte dadurch vor Rosinens verwunderten Blicken einen aller Vegetation fast bis zum Nacken beraubten Scheitel. Die junge Dame — als solche war sie nicht zu verkennen — erwiderte seinen Gruß ohne Verlegenheit und sah ihn nur fragend an. Hier mußten doch noch sehr ursprüngliche Zustände herrschen oder war er in die Lage gesetzt Studien über die selbstständige Menschenart des festen Grundbesitzes zu machen? Jedenfalls waren es sehr interessante Studien an der Quelle.

„Mein Fräulein,“ begann er, „gnädiges Fräulein, sollte ich vielleicht sagen, verzeihen Sie, wenn ich aus Unwissenheit fehle — ich erlaube mir mich Ihnen vorzustellen, wahrscheinlich als Nachbar. Ich bin der Besitzer von Neuenfriedheim.“

Die junge Dame verneigte sich ein wenig. „Wir haben schon von Ihnen gehört,“ erwiderte sie, und der Blick, mit welchem sie den Fremden betrachtete,

verrieth, daß auch in ihr ein gewisses Interesse geweckt war.

„Darf ich nun meinerseits um die Ehre bitten zu erfahren, wenn ich das Glück habe in diesem romantischen Thale begegnet zu sein? Die Etilette darf in einem so außerordentlichen Falle wohl nicht streng aufrecht erhalten werden.“

„Mein Vater ist der Besitzer von Alten-Friedheim,“ erwiderte die junge Dame, ganz in dem Tone, wie er sich vorgestellt hatte. Er sah darin eine gewisse Schalkheit und es ermunterte ihn, sich, trotzdem er nun auch ihren Namen wußte, noch mehr auf seine Weise gehen zu lassen. Sie war zu reizend!

„Fräulein von Rhonach also!“ sagte er, indem er abermals den kleinen Strohhut zog und mit gestrecktem Arme gewissermaßen präsentirte. „Alten- und Neuen-Friedheim zu einem Congresse vereinigt — sub rosa!“ Ueber diese witzige Anspielung auf das hübsche Müllerskind, das zur Seite stand und ihnen aufmerksam zuhörte, freute er sich ungemein, da er sonst nicht reich an solchen Einfällen war. „Wie wäre es, verehrtes Fräulein, wenn wir hier bei einer Schüssel saurer Milch, welche doch wohl die rosige Molinara uns vorsetzen kann, Beschlüsse faßten, wie wir gute Nachbarschaft halten können?“

Hier schien doch in dem einfachen Landfräulein, das kaum sechszehn Jahre alt sein mochte, das aristokratische Blut aufzuwallen. Sie hatte auf seinen Vorschlag, den sie im höchsten Grade unverschämt fand, keine andere Antwort, als daß sie sich mit einer ganz eigenthümlichen Neigung ihres blonden frischen Köpfchens zu Rosinen wandte und dieser erklärte nicht länger bleiben zu können, wofür sie aber hoffe, recht bald wieder zu kommen.

Die Sonne verschwand in diesem Moment hinter dem Rande des Bergsattels; ihre zauberische Beleuchtung erlosch und es wehte fast augenblicklich ein empfindlich kühler Luftzug durch das Thal.

„Sie wagen es, allein in diesen Bergen zu wandern?“ rief der Fremde, dem ihre Zurechtweisung wenig imponirt zu haben schien — oder verstellte er sich nur, um seine Beschämung zu verbergen?

„Ich bin sehr bald zu Hause,“ erwiderte sie, verneigte sich flüchtig und trat von Rosinen begleitet ihren Rückweg an, welchen sie allerdings ohne diese Begegnung vielleicht noch eine Stunde verschoben hätte, denn sie kannte keine Furcht und war auf dem Pfade, den sie zu wandern hatte, überhaupt so sicher wie daheim auf dem Schlosse ihres Vaters.

Der Fremde fand das Benehmen der beiden Mädchen sonderbar. Ob hier nicht doch bei aller Unerfahrenheit ein wenig angeborene Koketterie waltete, ob sie ihn nicht gerade reizen wollten sich ihnen anzuschließen? Aber der Abend sank immer mehr und wenn er des zweistündigen Weges gedachte, den er nach seiner Meinung noch bis Neuen-Friedheim, seiner schönen Erwerbung, zurückzulegen hatte, so graute ihm vor der Möglichkeit, dies ohne Führer thun zu müssen. Auf der Mühle, das sah er nun wohl, konnte seines Bleibens nicht sein — auch wäre ihm eine Begegnung mit dem Herren Müller und seinem Knappen, welche natürlich angetrunken vom Jahrmarte heimkehrten, nicht eben erfreulich gewesen. Er mußte also um jeden Preis einen Führer oder doch wenigstens eine genaue Bezeichnung seines Weges von der niedlichen Müllerin erbitten, deshalb setzte er sich auch in Bewegung, um den beiden Mädchen, die er eifrig plaudernd den Fußpfad emporsteigen sah, rasch zu folgen. Aber er wurde auf unerwartete Weise festgehalten. Der große schwarzgefleckte Hund erschien wieder und nahm an dem Eingange des Hofes, an welchem der Fremde vorüber mußte, eine so bedenkliche Stellung ein, daß dieser wie gebannt stehen blieb und auf einmal seiner frivolen Denk- und Redeweise entrisen ganz ehrbar wie ein anderer Mensch sich ausließ. „Jungfer Rosine!“ rief er mit lauter Stimme, welcher zu seinem Schreck sofort ein grimmiges tiefes Knurren des Hundes antwortete. Dieser hatte jedoch glücklicherweise den Befehl seiner Herrin nicht vergessen und drohte nur, Rose aber wandte sich schnell um.

„Wollen Sie mir nur sagen, wo ich auf kürzestem Wege nach Hause komme?“ bat er zu ihr hinauf.

Sie nickte ihm, wechselte noch ein Paar eilige Worte mit dem Fräulein, die ihr die Hand gab und kam dann leicht herabgelaufen — allerliebste anzusehen! Der Moment der Schwäche war in dem Fremden überwunden.

„Flankeur!“ sagte sie mit dem Finger drohend und der Hund zog sich schnell zurück. — „Nun, gnädiger Herr, ich werde Ihnen den nächsten Weg zeigen, Sie können nicht fehlen, wenn Sie nicht mit Gewalt davon abspringen.“

„Sie sind ein Engel, schönes Mädschen!“ versetzte er. „Aber nennen Sie mich nicht gnädiger Herr, dieser Titel kommt mir nicht zu, ich bin ein Mann des Bürgerstandes oder, wenn Sie das verstehen, ein Mann aus dem Volke — Geschäftsmann meines Zeichens.“

Wir stehen uns also nicht so fern. — Sagen Sie nur eins," fuhr er fort, indem er ihr auf einen Pfad in entgegengesetzter Richtung, als welche das Fräulein von Rhonach eingeschlagen hatte, mühselig aufsteigend folgte, „sind Sie bekannt in Alten-Friedheim oder auf Alten-Friedheim heißt es ja wohl im feudalen Stile?"

„Was werd' ich nicht!" erwiderte Rosine. „Es ist ja keine Stunde weit."

„Der Herr von Rhonach hat viele Kinder, wie ich höre?"

„Acht," antwortete die Müllerstochter mit einem halben Lächeln.

„Allen Respect!" versetzte der Fremde. „Und das liebenswürdige Fräulein, das ich bei Ihnen traf, ist das wievielte?"

„Das älteste — es sind drei Fräuleins und fünf Junker."

„Fünf Junker! Sie wachsen wie der Hydra Köpfe nach — auch ohne die zahlreichen Erhebungen in den Adelstand, zu welchen sich unsere Potentaten noch immer veranlaßt finden. Wir hofften schon, den Aussterbeetat gesetzlich festgestellt zu sehen. Doch dies nur beiseit, Vortrefflichste, da es Ihnen doch etwas unklar sein dürfte! Also das Fräulein ist die Älteste von allen Geschwistern und heißt Leontine, wie ich mir gemerkt habe. Kein deutscher Name zu meiner Befriedigung, woraus ich Schlüsse ziehe. Kennen Sie auch die Frau Mutter?"

„Die gnädige Frau? Nun freilich!" erwiderte Rose. „Wenn Sie die sehen, so glauben Sie, daß sie nicht viel älter ist als ich."

„Sie fabeln, schönes Köschchen —."

„Lieber Herr, treiben Sie nicht Ihren Spaß mit mir, das kann ich nicht leiden. Ich heiße Rosine oder Rose, wie mich die Leute nennen."

„Wer sagt Ihnen, daß ich scherze, wo Ihnen jeder Spiegel, ja das helle Wasser bei Ihrer Mühle die Wichtigkeit meines Wortes Köschchen bezeugen kann? Doch ich will Sie nicht böse machen, Sie führen mich sonst fehl und überlassen mich meinem Schicksale."

„Hier können Sie nicht mehr fehlen," sagte Rose indem sie an einer Gabelung des Fußsteiges still stand. „Dieser Weg rechts geht gerade nach Neuen-Friedheim, in einer kleinen Viertelstunde kommen Sie aus dem Walde, da können Sie es liegen sehen, wenn's noch hell genug ist. Der Mond muß auch schon aufgegangen sein."

Im Walde herrschte bereits Dämmerung, aber diese bleibt ja in den längsten Tagen immer hell ge-

nug, um alle Gegenstände zu unterscheiden. Rose hörte kaum auf den Dank, welchen ihr der Fremde dies Mal in ganz unverfänglichen Worten aussprach und eilte nach Hause zurück, wo sie nun doch wohl bald den Vater erwarten durfte, auch der Besitzer von Neuen-Friedheim beschleunigte seinen Schritt, um bald aus dem Walde zu kommen, in welchem ihm trotz aller Versicherungen, daß er sich nicht mehr verirren könne, dennoch nicht geheuer zu Muth war.

2.

Es geschah ihm aber nichts. Nach einer Viertelstunde gelangte er wirklich an den Ausgang des Waldes und wunderte sich nun, wie er bei der geringen Tiefe desselben heute Nachmittag habe zwei Stunden in die Kreuz und Quere darin herumirren können, ohne diesseits und jenseits an den Rand zu gelangen. Es war eben so unbegreiflich wie die vierzigjährigen Züge der Kinder Israels in der kleinen Wüste, welche Aegypten von ihrem gelobten Lande trennte. Wie dort der Herr sie festgehalten, mußte hier eine Schicksalsmacht gewaltet haben, der Mann realer Verhältnisse verkannte ganz, daß er, in Comptoiren und Fabrikgebäuden aufgewachsen und trefflich orientirt, für Gottes freie Natur kein Auge und keinen Ortsinn hatte und gerieth auch in seinen Gedanken auf dem einsamen Fußpfade zu sehr bedenklichen idealen Verirungen.

Aber er wurde bald genug auf den Boden der Wirklichkeit zurückgeführt. Ueber das Feld her — sein eigenes Feld! — sah er die dunkle Masse des Dorfes und über derselben flimmerte matt im Lichte des Vollmondes, der eben über den Wald stieg, das Kreuz der Kirche, ein schönes schwer vergoldetes Kreuz, für welches der Vorgänger des jetzigen Besitzers eine Summe verwendet hatte, die er, wenigstens nach den Ansichten des Letztern, besser hätte anlegen können, denn er war bald nach dem Kirchenbaue bankrott geworden. Aus gleicher Ursache konnte dem jetzigen so etwas nicht geschehen, wenn auch in heutiger Zeit keine noch so solide Firma, dafern sie nämlich noch Geschäfte machen und ihre Bücher nicht schließen will, vor Unglück sicher ist.

Auf dem kurzen Wege, den der neue Gutsherr noch zurückzulegen hatte, wurde er noch durch den Hufschlag zweier Reiter gestört, welche hinter einander auf der Fahrstraße daher getrabt kamen. Er hörte zugleich Waffen rasseln und sah deren Blinken im Mondschein; Soldaten gehörten nicht zu seinen Lieb-

lingsfiguren in der Welt, sie störten die volle Entwicklung der Industrie und die absolute Macht des Kapitals und er suchte einer Berührung mit ihnen stets auszuweichen. Wie kamen solche heute auf seine Grundstücke? Da hierorts tiefer Frieden war und er überhaupt von dem Wetterleuchten des politischen Horizonts nichts wissen wollte, so konnte es nur Einquartierung sein, diese unerträglichste von allen Lasten, welche die Gewalt dem friedlichen Einwohner aufgebürdet hat.

Der vorderste Reiter gewährte den Wanderer, mit welchem er nicht weit vom Eingange des Dorfes zusammen traf; er sprengte auf ihn zu, daß dieser zur Seite wich und rief ihn an: „Sind Sie es, lieber Herr Pastor?“

Für den Pastor konnte man ihn halten! „Mein Name ist Meier!“ erwiderte er.

„Señora Pepita!“ tönte sofort mit übermüthiger Lustigkeit das Schlagwort darauf und diese Anspielung auf das verruchte Lustspiel, über dessen Titel und Inhalt er sich oft genug in der Hauptstadt geärgert, er hatte sie selbst durch seine doch so natürliche Redeform herausgefordert. „Verzeihen Sie, Herr Meier,“ fuhr der Reiter fort, „ich hielt Sie für den Pastor aus diesem Dorfe. Er pflegt auf diesem Wege heimzukehren.“

„Der bin ich nicht,“ antwortete Meier, „ich bin der Besitzer dieses Dorfes.“

„Der sind Sie?“ rief der Reiter und sein Pferd sprang unter ihm als habe es einen Spornstich gefühlt. „Und heißen Meier?“

„Zu dienen,“ war die Antwort, von dem neuen Schreck über das wilde Pferd etwas ärgerlich lautend.

„Viel Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen!“ rief der Reiter, hielt es aber nicht der Mühe werth sich gleichfalls zu nennen, sondern warf sein Pferd herum und jagte, von dem Zweiten gefolgt, in das Dorf hinein, wo ihre Carriere, auf dem Steinpflaster des Dammes donnernd, die Hunde in allen Gehöften laut werden ließ.

Welche liebevollen Wünsche Herr Meier ihnen auf den Weg mitgab, wollen wir nicht verrathen; er schlug die Allee ein, welche seitwärts nach dem Herrenhose führte und trat bald darauf in sein eigenes Wohnzimmer, wo schon die Lampe brannte und eine Frau sich bei seinem Eintritte von ihrer Arbeit erhob.

„Nun, Herr Meier, Sie kommen heute ja gar nicht nach Hause!“ sagte sie. „Der Thee ist drei Mal kalt geworden.“

„Sei gut, Louise. Ich habe mich verirrt.“ Er reichte ihr Hut und Stock, welche sie ihm schweigend abnahm und an ihren Ort trug. Dann zog sie die Klingel ziemlich stark und befahl dem eintretenden Mädchen, den Theetisch zurecht zu machen. — „Wäre es nicht besser, Louise, da wir einmal auf dem Lande sind, etwas saure Milch zu genießen? Ich habe Appetit darauf.“ — Er dachte dabei an seinen abgelehnten Vorschlag auf der Mühle.

„Thee ist Ihnen gesunder,“ versetzte Louise und winkte dem Mädchen, ihr Geschäft, das sie schon hatte einstellen wollen, zu Ende zu bringen. Herr Meier that keinen Einspruch weiter.

Bald stand die Theemaschine zischend und brodelnd auf dem Tische, Louise goß auf und ihr Herr sah ihr gedankenvoll zu. Sie war noch immer eine hübsche Frau — wenn sie eine Frau war! — obgleich sie vielleicht eben so alt sein mochte als ihr Herr, dem sie die Wirthschaft führte; nur hatte sie in den letzten Jahren etwas zu sehr an Fülle zugenommen. Schweigend schenkte sie ihm ein, stellte ihm einen Teller mit feinem Gebäck, einen andern mit Butterschnitten und kaltem Fleische zurecht und setzte sich dann wieder zu ihrer Arbeit. Die Lampe stand zwischen ihnen und beleuchtete das schweigende Paar, das sich nichts zu sagen hatte. Von Zeit zu Zeit hob Louise ihr Auge und warf einen flüchtigen Blick auf ihren Herrn, welcher zerstreut seinen Thee trank und zwar auch nach Gewohnheit viel dazu aß, aber doch nicht recht, wie er sonst zu sagen pflegte, beim Geschäft war.

„Ihnen ist etwas begegnet, Herr Meier,“ sagte Louise, nachdem sie eine Weile ihren prüfenden Blick wiederholt hatte.

„Begegnet?“ fuhr er auf. „Ja, wahrhaftig, Louise. Du kannst meine Gedanken errathen, vor Dir könnte ich kein Geheimniß verstecken!“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Sogenannte Musik in London.) Vor langer Zeit schon bestand in einigen der niedrigsten Wirthshäuser Londons die Einrichtung, daß sie zur Unterhaltung ihrer starknervigen Gäste einen Pianofortspieler und eine „Dame“ hielten, welche volksthümliche Gassenhauer vorzutragen hatten, die nicht selten von den Grogtrinkern im schreienden Chor begleitet wurden. Seit-

dem sind zur Nachahmung der *cafés chantans* in Paris ziemlich viel „Musikhallen“ entstanden, in denen wunderliche Orchester oder noch wunderlichere Sängergesellschaften das trinkende und rauchende Publikum durch Musik — nein, diesen Namen sollte man eigentlich nicht gebrauchen — durch musikalische Fragen unterhalten. Es soll solcher „Musikhallen“ bereits über 40 in London geben und täglich entstehen neue. Eine ähnliche Anstalt, die sich aber noch aus dem vorigen Jahrhundert herschreibt, ist „Evans Keller“ in Coventgarden, in welchem schon Dr. Johnson und Goldsmith Stammgäste waren. Dieser unterirdische Saal gilt für das geschmackvollste Local in London und da dasselbe nur für „respectable Leute“ bestimmt ist, so beginnt das Leben und Treiben daselbst erst um 11 oder 12 Uhr des Nachts, wie — keine Damen da gebuldet werden, weder als Zuhörerinnen noch als Sängerinnen. Auch wird nur Kirchenmusik aufgeführt, begleitet von einem schreienden *Acrobaticum*. Der Geschäftsführer in dieser seltsamen Unterhaltungsanstalt ist — ein Geistlicher, welcher, ein kugelrunder, schwarzgekleideter Mann mit scharf vorstehender und scharf gerötheter Nase, mit einer schweren Goldkette und vielen Ringen an den dicken Fingern, unermüßlich den angenehmen Wirth macht. An einem erheiternden Elemente in diesem kirchlichen und steifen Vergnügungsorte fehlt es indeß auch nicht. Es ist dies ein alter deutscher Jude, Joel mit Namen, der zwischen den vielen Tischen und Stühlen umhergeht und Cigarren verkauft, nie spricht, aber wie ein Hahn kräht. Mit diesem tieblichen Tone, den stets Gelächter der Anwesenden begleitet, bietet er seine Cigarren, das Stück zu 3 Ngr., an. Aber auch als Künstler tritt er auf; seit etwa 30 Jahren nämlich pfeift er jeden Abend auf einem Stocke Variationen auf den „Jungferntanz“, die regelmäßig bellätscht werden, bis er sie wiederholt oder den „schweizer Bub“ jodelt oder das Geschrei der Eulen nachahmt. Man stelle sich recht lebhaft die seltsame Gesellschaft vor: echte Engländer in steifen Vatermördern, welche die Füße auf herbeigezogene Stühle gelegt, haben Grog trinken und Cigarren rauchen, den trähenden alten Cigarrenverkäufer und dazu eine Arie aus *Händels „Messias“*.

In einem andern Locale machen vierzig Schwarze, die sogenannte „äthiopische Opertruppe“, allabendlich den größten Effect. Diese vierzig, alle ganz schwarz bemalt, mit rothen, gelben oder grünen Beinleidern, führen die Eingangscene aus der „weißen Dame“ pantomimisch auf und der Hauptwitz der ganzen Sache ist, daß der Hauptkomiker, der *Tambourinvirtuos*, mit den colossalsten Vatermördern, die ihn wie zwei riesige Hörner aus der schwarzen Stirn gewachsen zu sein scheinen, bei dem Erscheinen des Geistes schauerlich zittert, mit den Zähnen klappert und schließlich, um sich zu sichern, dem Clavierpieler auf den Rücken springt!

(*Garibaldi zu Hause.*) Garibaldi hat sich bekanntlich auf seine kleine Insel Caprera zurückgezogen, auf der er ein Häuschen besitzt, das aber nur ein Erdgeschos hat. Der Hausflur dient zugleich zum Speisesaale, von wo eine Thür zur Rechten in

das Gemach des Generals führt. Unter diesem befindet sich die Cisterne, wodurch der terrassirte Fußboden einen ziemlich hohen Grad von Feuchtigkeit anzieht, was für die Gesundheit nur von Nachtheil sein kann. Man hat wiederholt versucht, den General zum Verlassen dieses Zimmers zu bewegen, aber alle Vorstellungen blieben erfolglos. Die Möbel im Zimmer Garibaldis sind höchst einfach, ja fast ärmlich. Sie bestehen aus einem gewöhnlichen Bett, aus einem Tischchen mit einem alten grünen Teppich bedeckt, einem schadhaften Stuhle und einer kleinen Bibliothek, welche militairisch-historische Werke enthält. Ein schönes Portrait, die Tochter Garibaldis als Kind von vier Jahren darstellend, ist eine der Hauptzierden des Zimmers. Ueber dem Bette zur Kopfseite des Generals hängt ein Medaillon, welches die Haare Anitas, seiner verstorbenen Gemahlin, enthält, die bekanntlich im Jahre 1849 auf dem Rückzuge Garibaldis von Rom nach S. Marino den Strapazen vieler forcirten Märsche und den Folgen einer frühzeitigen Niederkunft erlag. An sonstigen Portraits bemerkt man noch jene der Mutter Garibaldis und Bechis. Unter den verschiedenen aufgestellten Waffen und Trophäen bemerkt man unter Andern viele von Kugeln durchlöcherete Fahnen, welche die verschiedenen Corps und Regimenter, die unter Garibaldi kämpften, ihm als Andenken überreichten. Die übrigen Zimmer enthalten bloß eiserne Bettgestelle und sind für etwaige Besuche reservirt.

(*Eine Theaterscene in Australien.*) Ein Correspondent der „Times“ aus Melbourne erzählt folgenden Vorfall, der sich auf dem dortigen Theater zugetragen und von den Leidenschaften der Theaterbesucher jener Stadt ein seltsames Zeugniß giebt. Es wurde ein Ballet gegeben. Beim Aufgehen des Vorhangs erscheint von der einen Seite eine französische Tänzerin, nicht durch besondere Schönheit ausgezeichnet, aber leicht, grazios und etwas eingebildet auf ihre Vortrefflichkeit und wird von dem Publikum mit dem gewohnten Beifall empfangen; von der andern Seite aber zeigt sich eine junge spanische Creolin von wunderbarer Schönheit und mit einem Augenpaar, dessen unvergleichliche Sanftmuth alle Herzen für sich einnimmt. Sie grüßt bescheiden und schüchtern, denn es ist das erste Mal, daß sie das Theater betritt und das von ihrer schönen Erscheinung entzückte Publikum macht seinem Enthusiasmus in stürmischen Beifallsbezeugungen Luft. Der Tanz beginnt. Beide Tänzerinnen entfalten alle ihre Kunst und Gewandtheit und reißen die Zuschauer zu wiederholtem Beifall hin. Die reizende Pariserin bemüht sich durch die raffiniertesten Pirouetten den Sieg für sich zu fesseln, die Spanierin ist züchtiger in ihren Bewegungen und erscheint wie eine der drei Grazien. Sie wird mit Bouquets, goldnen Ketten und Armbändern überschüttet. Man wetteifert ihr seine Huldigung darzubringen. Die Französin bietet vergebens alle ihre Verführungskünste auf, ihrer Nebenbublerin den Sieg zu entreißen und sinkt endlich erschöpft zu Boden. Mitleidig nähert sich die Creolin ihr, um sie aufzuheben. Da springt plötzlich die Pariserin auf, wirft sich mit Blicken der Wuth und des Hasses auf sie und mißhandelt sie mit Faustschlägen. Das Publikum zischt, aber die Pariserin schreit wild, ihre Segnerin

habe sie zum Fallen gebracht. Die Creolin behält ihre würdige Haltung bei und verteidigt sich nur schwach gegen die schwachvollen Angriffe der Französin. Ein gemeines Schimpfwort derselben erregt endlich auch ihr heißes Blut und es entsteht ein Zweikampf, wie ein solcher wohl selten gesehen worden, dessen Ende aber die Niederlage der Creolin ist, die man blutend und ohnmächtig von der Bühne trägt. Bisher hatte sich das Publikum ziemlich gleichgültig verhalten. Bei dem erwähnten Ausgang des Zweikampfs fühlten sich einige anwesende Offiziere so empört, daß sie nach der Polizei schickten, um die Pariserin verhaften zu lassen. Aber ihre Freunde — auch sie hatte deren — widerlegten sich diesem Befehle, sprangen auf das Theater, die Freunde der Creolin folgten ihnen und jetzt entstand einer jener wilden Parteienkämpfe, die in Europa zum Glück unbekannt sind. Ueber den Ausgang desselben weiß der Correspondent nichts Näheres anzugeben, er hatte sich bei seinem Beginn aus dem Theater geflüchtet.

(Prophetische Nächte.) Der Wunsch des sehnlichen Herzens, die dichten Schleier zu heben, welche die Zukunft verhüllen, findet sich bei allen Völkern und ebenso auch der Glaube, daß in gewissen Nächten dieses Gellüsten leichter Nahrung finde, als an andern. In den Ländern deutscher Zunge ist es besonders der Andreas- oder der Sylvesterabend, an denen man Antwort auf so manche Fragen erwartete, die nur die Zeit beantworten kann; doch auch die Ofternacht und die Weihnacht ließen den Blick in die Zukunft bringen. In andern Ländern zeichnete der Volksglaube andere Nächte für gleichen Zweck aus. So in England die Abende vor den Festen des heiligen Markus und der heiligen Agnes. Mädchen, welche ihren zukünftigen Ehemann kennen lernen wollten, fasteten an dem Tage vor dem letztern Feste und aßen vor dem Schlafengehen ein mit Salz gefülltes Ei, worauf sie natürlich durstig wurden und leicht vom Trinken träumten. Das Gefäß, aus welchem das Mädchen im Traume trank und die Art des Getränks, ließ es auf die Lage und die Umstände des künftigen Ehemanns schließen. In manchen Gegenden Englands nehmen die Mädchen am St. Agnesabend einen neuen Brief mit Stednadeln, ziehen aus einer Reihe eine Nadel nach der andern heraus, indem sie bei jeder ein Vaterunser beten, und stecken eine davon in den Kermel; sie sehen dann ihren Mann im Traume.

Der sogenannte „stumme Kuchen“ (dumb cake) wird als ein anderes Mittel betrachtet, die Zukunft zu entfalten. Er wird nur am Abend vor dem Tage des heiligen Markus gebacken. Mehrere Mädchen, deren Zahl jedoch nie drei übersteigen darf, vereinigen sich zu diesem Zweck; aber nüchtern und im tiefen Stillschweigen wird er gebacken, seine Bestandtheile sind eine Eierschale Salz, eine Eierschale Malz und eine Eierschale Gersten- oder Hafermehl. Bis Mitternacht muß der Kuchen fertig sein und mit dem Schlage Zwölf jedes Mädchen ein Stück davon abbrechen, es essen und sich dann schlafen legen. Das Alles ohne ein Wort zu sprechen, denn spricht Eine, so

ist der Banr gebrochen und die Ceremonie ohne Wirkung. Ins Bett schreiten die Mädchen rückwärts und man glaubt, sie sähen ihre zukünftigen Männer hinter sich herlaufen, als wollten sie sie haschen, bevor sie das Bett erreichen. Sehen sie nichts, so hören sie wenigstens, sobald sie im Bette sind, ein Klopfen an den Thüren oder ein Rascheln im Hause. Mädchen, die unverheirathet bleiben sollten, sehen und hören nichts, haben aber schreckliche Träume von offenen Gräbern, Sterbehenden, Kirchhöfen oder von Ringen, die an keinen Finger passen, oder, sobald sie angesteckt werden, zerbrechen. — Wie in manchen Gegenden Deutschlands der Glaube verbreitet war, daß man in der Christnacht um Mitternacht Diejenigen in die Kirche ziehen sähe, welche während des künftigen Jahres sterben sollen, so war in England die Mitternacht des Markus-Abends dafür ausgezeichnet. Man stellte sich zu diesem Zwecke in die Vorhalle oder in die Thür einer Kirche. Die dem Tode Bestimmten sah man dann nach einander, wie ihre Zeit kommen sollte, an sich vorüberziehen; auch die Schwerverkrankten sah man, doch wenn sie genesen sollten, kehrten sie wieder aus der Kirche zurück. Muthige Mädchen hielten diese Kirchennacht ebenfalls, weil sie glaubten, wenn sie sich verheiratheten, ihren Brautzug in die Kirche ziehen zu sehen, wobei sie zugleich ihren Bräutigam erkannten und aus der Zahl der Brautführerinnen die Zahl der Monate errriethen, wie lange sie noch zu warten hätten.

Die in den romanischen Ländern herrschende Sitte, Neujahrs Geschenke zu machen, soll von den Römern herrühren und zwar soll sie bereits Latius, der König der Sabiner und Genosse des Romulus, eingeführt haben. Gewiß ist, daß in spätern Zeiten der Gebrauch ziemlich allgemein war, daß die Klienten ihren Patronen zum neuen Jahre Geschenke darbrachten, die ursprünglich in vergoldeten Feigen und Datteln und einem Geldstück zum Ankauf von Götterstatuen bestanden. Noch zeigt man eine Amphora, deren Inschrift sie als Neujahrs-gabe der Töpfer an ihre Patrone bezeichnet; andere Vasen tragen Neujahrswünsche als Inschriften und drei Medaillen mit Lorbeerblatt, Feige und Dattel waren bestimmt, den Kaisern ein glückliches Neujahr zu wünschen. Auch in England war diese Sitte während des Mittelalters allgemein verbreitet und namentlich wurden von den Königen oft bedeutende Summen für Neujahrs Geschenke an ihre Edelleute ausgegeben, die wiederum dem König Geschenke machen mußten. So gab Edward VI. 1552 über 155 Pfd. St. für solche Zwecke aus; die Königin Elisabeth soll aber ihre Garderobe und ihren Schmuck größtentheils aus den Neujahrs Geschenken bestritten haben, indem die meisten Peers, alle Bischöfe, die vornehmsten Staatsbeamten und sämtliche Damen ihres Handhates sie beschenkten; die Pergamentrolle aber, welche die Liste aller Geschenke enthält, welche König Jakob I. am 1. Januar 1605 erhielt oder austheilte, ist nicht weniger als zehn Fuß lang.

— r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Friedheim.

Novelle

von

Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

„Es wäre auch ein Wunder, wenns anders wäre, nachdem ich funfzehn Jahre bei Ihnen bin — heute sind es gerade funfzehn Jahre.“ Ihr Auge begegnete dem ihres Herrn, das sich vor diesem Blicke senkte. — „Was ist Ihnen denn begegnet?“

„Ein junger Offizier, dicht vor dem Dorfe,“ erwiderte Meier, dem eigentlichen Sinne ihrer Frage ausweichend, den er ganz anders hätte beantworten müssen. „Er hielt mich im Zwielfichte für den Pastor und ich —“ fuhr er mit einem halb ärgerlichen Lachen fort, „nannte ihm natürlich meinen Namen und dachte nicht an das schändliche Pöpitastück, das zum Verdruß aller meiner zahlreichen Namensvettern damals von einem frechen Publikum bewiebert wurde — Du entsinnst Dich, wie die junge Frau meisterhaft die Pöpita copirte —“

„D ja,“ erwiderte Louise trocken, „ich entsinne mich dieser Zeit sehr wohl — ich glaubte damals nicht, daß Sie wieder zur Vernunft kommen würden.“

„Sei gut, Louise! Wenns mit mir auch einmal ein Wischen durchgeht, ich komme immer wieder zur

Vernunft. Du sorgst schon dafür. Ich werde auch jetzt wieder zur Vernunft kommen.“

„Nun, der junge Lieutenant, der Sie für den Pastor angesehen, hat Sie doch nicht verdreht gemacht? Ihnen ist noch etwas Anderes begegnet, Herr Meier.“

„Du sollst alle meine Abenteuer erfahren, Louise vor Dir habe ich ja keine Geheimnisse. Aber der Lieutenant hat mich geärgert, denn sobald ich ihm sagte: mein Name ist Meier — lachst Du auch, Louise?“

„Nun wer soll da nicht lachen? Wie konnten Sie auch den Witz angeben! — Wo ist denn der junge Offizier geblieben?“

„Vielleicht hat er den Pastor besucht, vielleicht ist er auch bloß durchgeritten — Dich scheint er zu interessieren. Zweierlei Tuch, wie?“

„Erzählen Sie mir lieber, wo Sie Stunden lang gewesen sind,“ versetzte die Haushälterin.

Er bequeme sich denn dazu. Ueber sein Verirren im Walde, wo er nur einen kleinen Spaziergang beabsichtigt hatte, um seine Holzbestände in Augenschein zu nehmen, lachte sie; als er die Müllerstochter erwähnte, die ihm von der senkrechten Klippe, wie er sich ausdrückte, herabgeholfen hatte, sah sie ihn scharf von der Seite an — aber einen vollen fragenden Blick richtete sie bei der Schilderung seines Zusammenstreffens mit dem Fräulein von Rhonach auf ihn, denn wie sehr er sich auch dabei in den Ausdrücken zu mäßigen suchte, täuschen konnte er sie niemals.

„Das Fräulein hat Ihnen gefallen, Herr Meier,“ sagte sie.

„Nun ja, eine ganz niedliche Person — besonders in der grünen Umgebung — wer sieht nicht gern etwas Hübsches?“

„Thun Sie nicht so, Herr Meier. Das Fräulein hat Ihnen außerordentlich gefallen.“

„Und wenn es wäre,“ versetzte er, durch ihr fatales Lächeln gereizt, „so ginge es wohl Niemand etwas an.“

„Ich wüßte auch nicht, wer sich darum zu kümmern hätte,“ erwiderte sie gleichmüthig. „Als Freier werden sie ja doch nicht nach Alten-Friedheim gehen!“ — Sie stand auf und klingelte, um das Theezeschir wieder abräumen zu lassen. — „Ist Besuch im Pfarrhause?“ fragte sie das Mädchen, von dem sie wußte, daß es unterdessen im Dorfe gewesen war.

„Ja. Der junge Herr von Neideck ist angekommen,“ lautete der Bescheid.

„Neideck? Neideck?“ rief Meier. „Das ist wohl gar —?“

„Ist das der Sohn von der frühern Herrschaft?“ fragte Louise das Mädchen und als diese es bejahte, trieb sie zur Schnelligkeit in Fortschaffung des Geschirres, so daß sie bald mit ihrem Herrn wieder allein war.

„Was der noch hier will?“ grollte dieser, in der Erinnerung an die erlebte Verhöhnung.

„Abschied nehmen, Herr Meier,“ versetzte Louise ernsthaft. „Sie begreifen das freilich nicht und deshalb ist mit Ihnen darüber nicht zu reden. Gute Nacht!“ Mit diesem kurzen Worte entfernte sie sich und überließ ihren Herrn Betrachtungen, welche sich allmählig wieder zu angenehmen Dingen wandten, als die Begegnung mit einem übermüthigen Lieutenant war, der als Sohn eines bankerotten Gutsbesizers gar nicht Ursache hatte übermüthig zu sein.

Im Pfarrhause saß wirklich der Sohn des frühern Gutsheeren bei seinem Jugendfreunde, mit dem er hier aufgewachsen war und später die Universität besucht, den sein Vater noch als Kirchenpatron, einige Zeit vorher, ehe er das Gut aufgeben mußte, zu der hiesigen Pfarrstelle berufen hatte. Beide hatten sich mehrere Jahre nicht gesehen, denn der junge Offizier, welcher bisher in einer entfernten Provinz des Staates in Garnison gestanden hatte, war in der Zeit, wo der Boden der heimischen Verhältnisse zu schwanken begann, nicht zu Hause gewesen — man hatte ihn mit Absicht in Unkenntniß über die bevorstehende Kata-

strophe gehalten, bis er diese als eine vollendete Thatfache hinnehmen mußte. Die Eltern lebten jetzt von dem kleinen Kapitale, das sie bei dem Verlaufe gerettet, in einer andern Gegend, wo man ihre frühere, äußerlich glänzende Lage nicht kannte, dem Sohne aber, welcher sie dort sogleich besucht hatte, war es nicht möglich gewesen, auf einem Marsche, der ihn jetzt in einiger Entfernung hier vorüberführte, weiter zu ziehen, ohne die theuere Stätte der Heimath, von welcher er bei letzter Anwesenheit arglos geschieden war, noch einmal wieder zu sehen. Es war aber auch noch ein anderer Grund, welcher ihn dazu bewogen hatte, Urlaub auf mehrere Tage vom Regimente zu erbitten, das er bei dem langsamen Marsche auf der Etappenstraße leicht wieder einholen konnte. Diesen Grund gestand er dem wackern Freunde, bei welchem er sich heute ein Nachtquartier ausgebeten hatte, freilich nicht, denn er hatte nicht eben Ursache sich desselben zu rühmen. Dagegen sprach er mit ihm über die Möglichkeit, das Gut vielleicht einmal, wenn ihm das Glück hold sei, von dem jetzigen Besitzer zurückzukaufen, weil dieser doch wohl nur den Vortheil eines guten Handels berücksichtigen würde, ohne irgend eine Vorliebe für den Besitz an sich.

„Dies zugegeben, obgleich ich Herrn Meier noch zu wenig kenne,“ erwiderte der Pfarrer lächelnd, „so möchte ich vor allen Dingen fragen, Albrecht, auf welchen Glücksfall Du für einen möglichen Rücklauf rechnest? Das große Loos oder eine reiche Heirath oder eine unermessliche Kriegsbeute, wie englische Offiziere sie an den Schätzen indischer Rebellen gemacht? Unsere europäischen Rebellen pflegen nur keine Schätze zu besitzen und Beute zu machen ist, wie ich mir habe sagen lassen, für deutsche Offiziere nicht als ehrenhaft angesehen. Bleibt also —?“

„Scherze nur, Ferdinand!“ erwiderte Neideck. „Ich gebe die Hoffnung nicht auf, denn der Gedanke, das Erbgut meiner Vorfahren in fremder und in dieser Hand zu wissen, ist mir unerträglich.“

„Warum betonst Du das so? Hast Du über den neuen Besitzer etwas Nachtheiliges gehört?“

„Gar nichts hab' ich von ihm gehört — nicht einmal seinen Namen. Ich wußte nur, daß der Hauptgläubiger meines Vaters, ein gewisser Nordmann, das Gut in der öffentlichen Versteigerung erstanden und gleich wieder verkauft hat, an wen, war mir gleichgiltig. Mein Vater hat über die ganze peinliche Angelegenheit gar nichts und meine Mutter nur sehr wenig geschrieben. Das Einzige was mir noch von

Interesse war, liegt in Deiner treuen Hand: es ist die Sorge für die Erbgruft meiner Familie, welche uns nach dem Kaufvertrage verblieben ist und nicht berührt werden darf.“

Das Gespräch nahm hierdurch eine ernstere Richtung, in welcher es eine Weile fortgesetzt wurde, bis es Neideck abbrach und wieder auf andere Gegenstände führte. „Alten-Friedheim ist jetzt auch bewohnt, wie ich gehört habe.“

„Ja wohl,“ erwiderte der Pfarrer. „Die Herrschaft, welche sonst auf einem andern Gute in Thüringen wohnte, ist seit etwa zwei Jahren hierher übergestiedelt und zieht, wie ich höre, diese Besitzung ihren übrigen vor.“

„Ich habe sie vor einiger Zeit im Bade kennen gelernt und zwei Jahre hintereinander dort gesehen. Eine lebenswürdige, sehr schöne Frau an der Seite eines langweiligen Hypochonders!“

„Du thust Herrn von Rhonach Unrecht, wie Du bei näherer Bekanntschaft gestehen würdest,“ entgegnete der Pfarrer. „Waren sie ohne Familie dort?“

„Wie so Familie? Haben sie Kinder?“ fragte Neideck verwundert.

„Acht Kinder!“ erwiderte der Pfarrer mit einer gewissen Betonung. Der Freund sah ihn einen Moment ganz überrascht an, dann brach er in ein lautes Gelächter aus, von welchem er sich gar nicht fassen konnte.

„Aber, Albrecht! Welcher Grund ist hier zu dieser homerischen Heiterkeit?“ rief der Pfarrer, selbst lächelnd. „Ist ein allerdings reicher Kindersegen denn etwas so gar Verwunderliches?“

„Ja, Ferdinand! In diesem Falle ja und hundert Mal ja! Doch ich fürchte bei Dir Anstoß zu erregen und noch mehr bei Deiner lieben Frau, welche sich leider meiner wegen noch in später Abendzeit bemühen muß. Gönnen wir also dem edlen Herrn von Rhonach seine Vaterfreunden; nur sage mir noch, ist er wirklich so gastfrei als er sich im Bade angab? Er hat mich dringend eingeladen ihn zu besuchen, wenn ich einmal in seine Gegend käme; damals wohnte er noch in Thüringen und wir verabredeten eine Tour über den ganzen Wald von Eisenach bis Schwarzbürg — zu Dreien! Ich hatte keine Ahnung, daß das Paar mit Kindern gesegnet sei — wahrscheinlich seitdem noch mit ansehnlichem Zuwachs. Das älteste muß aber auch noch sehr jung sein.“

„Sechszehn Jahr, Albrecht. Ich habe sie am Osterfeste eingegestnet. Wenn Du Rhonachs besuchen

willst, so wirst Du in dem Vater weder einen langweiligen, noch überhaupt einen Hypochonder kennen lernen. Ich nehme an, daß Du für die kurzen Tage Deines Urlaubs Dein Hauptquartier bei mir behältst, dann führe ich Dich einen Tag, welchen Du wünschtest, auf einem nähern, höchst anmuthigen Fußpfade nach Alten-Friedheim.“

„Durch den Rhongrund! Denkst Du, ich habe Alles vergessen, wo ich als Knabe hundert Mal umhergelleitert bin? Lebt der alte Korn noch und sein Blankeur, unser guter Freund? Hat die Rosel geheirathet?“

„Der alte Korn lebt noch in felsensfester Gesundheit,“ erwiderte der Pfarrer lächelnd. „Du vergißt aber, daß der Blankeur, mit welchem wir als Knaben uns befreundet haben, nicht mehr leben kann, es ist jedoch ein neuer dieses Namens eingezogen — der alte Husar giebt denselben als eine Kriegserinnerung nicht auf. Rosine ist noch zu Hause.“

Die junge Pfarrerin, eine schlichte freundliche Frau, lehrte jetzt von ihren häuslichen Geschäften für den späten Gast in das Zimmer zurück und lehnte die wiederholten Entschuldigungen desselben mit einfachen Worten, aufrichtig gemeint, ab.

„Es wäre ja für uns eine Kränkung gewesen,“ sagte sie, „wenn sie Helwings Bitte abgeschlagen und im Wirthshause gewohnt hätten.“ Neideck reichete dem Freunde die Hand.

„Ich werde sogar drei Tage bei Ihnen bleiben, erschrecken sie nicht, Frau Pastorin,“ sagte er.

Da bot auch sie ihm herzlich die Hand und hielt ihn beim Worte. Neideck fühlte sich wohlthuend in dieser beschränkten Häuslichkeit angesprochen, er hatte in seinen Kreisen überhaupt wenig Gelegenheit gehabt oder vielmehr gesucht, das Leben in der Häuslichkeit kennen zu lernen; junge Offiziere pflegen darüber mit Vorliebe zu witzeln und machen sich eher ein Vergnügen daraus, verheirathete Kameraden zu Ungehörigkeiten zu verführen, statt in ihrem Hause einen Familienabend mit zu verleben — die Einladungen zu Gesellschaften, welche seufzend erlassen und seufzend angenommen werden, dienen auch nicht dazu sie mit häuslichen Verhältnissen zu versöhnen. Wohl denen, welche wenigstens noch eine schöne Erinnerung an das Familienleben in ihrem Vaterhause wie ein Heiligtum mit in die herzlose Welt genommen haben!

„Nun, Albrecht —,“ sagte der Pfarrer, als er den Freund später in das für ihn bereitete Stübchen führte, „ich wünsche, daß Du Dich wohl bei uns be-

findest. Was wir Dir bieten können, geschieht mit aufrichtigem Herzen.“

„Das weiß ich, Ferdinand. Ich beneide Dich, Du bist glücklich. O wenn doch mein Traum in Erfüllung ginge, daß ich einst das Gut meiner Väter wieder an mich bringen könnte, wie herzlich vereint wollten wir hier zusammen leben, eingedenk unserer frohen Knabenzeit! Die Hoffnung dazu ist freilich schwach, das sehe ich ein.“

„Auch getrennt bleiben wir Freunde für das Leben,“ sagte der Pfarrer. „Schlaf wohl — laß Dich den Nachtwächter nicht stören, der stets vor meinem Hause seine Pflichttreue am lautesten bethätigt und wenn Du solltest ein Kinderweinen hören, so denke, es ist mein Kind, Albrecht. Dann wirst Du hoffentlich nachsichtig sein.“

3.

Der Morgen war längst angebrochen, die Sonne schien hell in das kleine Gemach, wo Albrecht von Neideck statt unter dem Dache seiner Väter schlief. Er hatte Abends, ehe er sich zur Ruhe legte, den Vorhang, den seine Wirthin sogleich niedergelassen hatte, aufgezogen, um noch eine Weile in die stille Nacht hinauszuschauen, nun fand der Sonnenstrahl zur frühen Stunde freien Eingang und weckte ihn so zeitig, als er sonst nicht gewohnt war. Doch war es für das Landleben nicht zu früh. Er hörte im Dorfe schon rüstiges Treiben, er sah im Pfarrhose die Magd wach. Ohne Hilfe — denn sein Diener war bei den Pferden im Gasthose — kleidete er sich schnell an und ging hinab, wo er den Freund bereits im Wohnzimmer traf.

Beide begrüßten sich herzlich und Neideck äußerte den Wunsch, noch heute die einzige Stätte zu besuchen, welche seiner Familie in Neuen-Friedheim geblieben war: die Erbgruft seiner Ahnen. Der Pfarrer führte ihn, nachdem sie das Frühstück genossen hatten, nach dem Kirchhose mitten im Dorfe, wo das alte Gemäuer mit der Spitzbogenthür stand, über welcher der fromme Sinn der Väter nicht des Wappens irdische Zier, sondern nur ein einfaches Kreuz mit einem biblischen Spruche angebracht hatte. Das Wappen prangte über dem Schloßportal; hoffentlich hatte es der letzte Neideck, der das Gut besessen, bei seinem Scheiden abnehmen lassen.

Albrecht ließ sich von dem Küster, welcher Beide begleitet hatte, die Gruft aufschließen, er betrat sie heute zum ersten Male. Da standen die Särge groß

und klein, des engen Raumes wegen zum Theil übereinandergesetzt, düster erhellte durch das lerge Tageslicht, das durch die kleinen, hoch angebrachten Gitterfenster und die offene Thür einrang; Albrecht faltete unwillkürlich die Hände und seine Seele sprach ein Gebet. Dann verließ er die Gruft und sein erster Blick im Freien war zum blauen Himmel gerichtet, der ihm noch lachte; er holte einen tiefen Athemzug, die gepresste Brust zu erleichtern und schritt rasch durch die Reihen der niedern schmucklosen Gräber, um den unheimlichen Eindruck, der ihm so neu als lästig war, bald von sich zu streifen.

Zwischen den beiden nächsten Gehöften hindurch konnte er das Schloß sehen, in welchem er seine glückliche Kindheit verlebt hatte, er wandte sich aber ab und hatte nicht entfernt den Gedanken, sich ihm zu nahen, wie gern er auch gesehen hätte, ob der Fremde, welcher jetzt darin hauste, die Anlagen der Umgebung verändert habe. Der Pfarrer, den er darnach fragte, gab ihm Bescheid. Allerdings hatte sich dort Manches verändert, denn der neue Besitzer stellte das Nützliche über das Schöne und seine Anlagen waren nicht landschaftlicher, sondern baulicher Natur, eine großartige Brennerei in Verbindung mit einer Zucker- und Stärkefabrik.

„Der Mann hat gewiß Recht,“ versetzte Neideck. „Hätte mein Vater mit Einsicht und etwas Glück dergleichen auch getrieben, so wären wir vielleicht noch hier. Doch gestehe ich mein Vorurtheil — es hätte ihm dazu doch der rechte Speculationsgeist gefehlt, den haben wir nun einmal nicht! — Herr von Rhonach steht hoffentlich fester.“

„Ich glaube, daß er in einer sehr guten Lage ist, überdem ein ausgezeichnete Landwirth —.“

„Was mein armer Vater nicht war, der leider auch von schurkischen Verwaltern betrogen worden ist. Ich weiß das Alles. Wollen wir gleich heute den Gang nach Alten-Friedheim unternehmen, wenn Du keine Abhaltung hast?“ Der Pfarrer erklärte sich bereit und traf seine Anstalten dazu, während Neideck zum Wirthshause ging, um nach seinen Pferden zu sehen und seinen Diener zu schelten, daß er sich noch nicht um ihn bekümmert habe. Als er dann nach der Pfarrwohnung zurückkehrte, begegnete er einem leichtgebauten Wagen von großstädtischem Geschmack, mit zwei starken schönen Braunen bespannt, von einem Kutscher in erbsgrauer Livree gefahren. In dem Wagen saß ein wohlhabiger Herr, welcher vor dem jun-

gen Offizier, als er an ihm vorüberfuhr, grüßend den Hut zog. Wer konnte das anders sein als Herr Meier? Reideck schämte sich, daß er ihm nicht kaltblütig nachzuschauen vermochte, es war ja doch nun einmal der Lauf der Zeit, und nicht hier allein — die Industriellen sind rührig und wissen durch Fleiß und Thatkraft immer mehr zu gewinnen, sowohl Kapital, als Grundbesitz, wer kann das ändern? Ohnmächtiger Zorn darüber macht nur lächerlich, versuche man es lieber mit einem Wettkampf durch edlere Waffen. So sagte sich Albrecht wiederholt auf seinem kurzen Gange, aber er konnte seine Aufregung nicht beschwichtigen. Die Pfarrerin, welche er im Hause zuerst traf, bestätigte seine Annahme, daß er Herrn Meier begegnet sei, er war hier vorübergefahren; als er sie aber nach ihrem Urtheil über den Mann fragte, wich sie ihm aus. Offenbar hatte sie keine günstige Meinung von ihm, während ihr Gatte ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er ein verständiger und thätiger Mann sei, der sich auch gegen die Armen im Dorfe nicht karg zeige.

Der Gang nach Alten-Friedheim wurde auf den Nachmittag verschoben. Wäre Reideck allein gewesen, so würde er wahrscheinlich zur schicklichen Besuchsstunde noch Vormittags hinüber geritten sein und die sich von selbst verstehende Einladung, zur Tafel dort zu bleiben, gern angenommen haben. Diese letztere aber hielt den Pfarrer ab, er hatte gewiß auch sonst Anschauungen und Rücksichten, welche dem jungen Offizier durchaus fremd waren. Im Grunde wäre dieser zum ersten Male lieber allein nach Alten-Friedheim gekommen, er scheute den ernstlichen Blick seines Freundes, in welchem er schon gestern bei mancher Aeußerung einen Vorwurf gelesen zu haben glaubte. Wie konnte das auch in ihrer Lebensstellung anders sein? Albrecht hatte seinen Ferdinand unter dem Einflusse derselben doch sehr verändert gefunden, ein Gleiches mochte Ferdinand auch von ihm denken. Mit der Zeit mußte sich das noch verschärfen, indessen konnte ihre Freundschaft darum doch bestehen, besonders in der Ferne. So lange sie jetzt vereinigt waren, mußten sie sich gegenseitig tragen, Kopfhängerei heucheln konnte Albrecht nicht, es wäre auch eine schreiende Ironie auf seine blanke Reiteruniform gewesen.

Sie wanderten denn zusammen Nachmittags, sobald es Reideck für passend erachtete, durch den schönen Laubwald, in welchem sich später der Rhongrund absenkte, der sie auf dem Fußpfade wohl eine Stunde früher nach Alten-Friedheim bringen mußte als die

Fahrstraße mit ihren weiten Umwegen auf der Hochebene.

„Sage mir, Ferdinand,“ begann Albrecht, „die Tochter, welche Du eingeseget hast, ist wohl aus einer ersten Ehe? Sie ist die Stieftochter der jetzigen Frau, nicht wahr?“

„Keineswegs,“ erwiderte der Pfarrer, „Fräulein Leontine ist das älteste Kind der Frau von Rhonach, welche Du kennst. Wie kommst Du darauf, daß Herr von Rhonach früher schon einmal verheirathet gewesen sei?“

„Aufrichtig gestanden, für eine Mutter von acht Kindern hätte ich die liebenswürdige Frau nicht gehalten,“ erwiderte Reideck. „Sie muß doch noch jung sein — für wie alt gilt sie denn?“

„Das — weiß ich nicht,“ versetzte der Pfarrer, welchem das Thema nicht lieb zu sein schien. „Warum interessirst Du Dich dafür?“

„Als aufrichtiger Mensch, auf die Gefahr hin bei Dir Anstoß zu erregen, muß ich Dir bekennen, daß ich ihr im Bade ein wenig den Hof gemacht habe. Blicke nicht so streng, Du verurtheilst in mir eine ganze Welt! Was kann es Unschuldigeres geben, als daß man sich mit einer jungen oder doch muthmaßlich jungen Frau von angenehmen Manieren gern unterhält, mit ihr tanzt und reitet, ohne alle frevelhaften Gedanken? Hätte ich gewußt, daß daheim so viele Kinder nach ihr schmachten, so würde vielleicht mein Diensteifer etwas abgekühlt worden sein, aber sie hat mich nicht, wie zärtliche Mütter sonst auch gegen Junggesellen zu deren Grauen zu thun pflegen, von ihren Kindern unterhalten und ich ahnte daher deren Existenz nicht. Um so gespannter bin ich, sie heute in dieser neuen Rolle zu sehen.“

„Laß uns ernst sprechen, Albrecht,“ bat der Pfarrer. „Dieser leichtfertige Ton bringt einen Mißklang in unser Gespräch. Ich will Dir, so viel ich vermag, eine Aufklärung über ein Verhältniß geben, das mir als psychisches Räthsel erscheint.“

„Sprich!“ erwiderte Reideck. „Ich höre Dir ernsthaft und fern von aller Leichtfertigkeit zu.“

„Der Herr hat Frau von Rhonach als Mutter reich gesegnet,“ sagte der Pfarrer. „Reich gesegnet — ich wiederhole das Wort, denn alle ihre Kinder sind wohlgeartet, von Leontinen herab bis auf die jüngsten von zwei Jahren — Frau von Rhonach hat mir selbst gesagt, daß sie nie durch Krankheit oder Gemüthsfehler ihrer Kinder in Sorge gesetzt worden sei, auch könnte sie sich, wie Muttereitelkeit so leicht thut, der

äußern Vorzüge derselben freuen, denn es sind nicht bloß gute, sondern auch schöne Kinder, aber dennoch ist sie in einer mir ganz unerklärlichen Herzensverirrung eine Kinderfeindin.“

„Ihrer eigenen Kinder?“ fragte Meideck im höchsten Grade erstaunt. — „Ferdinand, Du hast Dich mystificiren lassen!“

„Ich werde mich bald auf Dein persönliches Urtheil berufen können,“ erwiderte der Pfarrer. „Auch ich habe es nicht glauben wollen, als man es mir bald nach der Uebersiedlung der Familie erzählte, natürlich mit großer Uebertreibung und vielen elenden Wigen, die ich nicht wiederholen will, aber ich habe mich leider selbst davon überzeugen müssen und alle meine Vorstellungen, zu denen ich mich als Seelsorger für berechtigt und verpflichtet hielt, sind vergebens gewesen. Sie leugnet es gar nicht, sondern entschuldiget sich mit einer unüberwindlichen Abneigung vor allen Kindern, die ihr schon, als sie selbst noch ein Kind gewesen, innegewohnt habe.“

„Aber das ist wirklich ein höchst interessantes psychisches Räthsel!“ rief Meideck. „Erkennst Du die Möglichkeit einer solchen Idiosynkrasie an? Auch ich mag Kinder nicht besonders leiden und es geht wohl vielen jungen Männern so, aber in einer Mutter ist das doch unnatürlich. Sollte es nicht eine kleine Komödie sein, vielleicht weil die Zahl ihrer Kleinen ein unangenehmes Rechenexempel über die Zahl ihrer eigenen Venze aufstellen läßt? Ich will aber ernsthaft bleiben, Ferdinand, zieh nicht die Augenbrauen so sträflich in die Höhe. Hältst Du ihre Abneigung für Wahrheit?“

„Ich kann nicht daran zweifeln, denn ich habe Beweise davon gesehen, Beweise, die sie nicht künstlich erzwingen konnte. Es gelang mir, ihr Vertrauen zu gewinnen, ich machte ihr Vorstellungen, wie ich Dir sagte, daß sie sich nicht einem bloßen Wahne, in welchem sie sich nur unbedacht habe gehen lassen, hingeben dürfe, ich gewann es über sie, daß sie zuweilen in meiner Gegenwart sich mit ihren Kindern beschäftigte — aber ich mußte zu meiner großen Betrübniß wahrnehmen, daß jener Wahn sich im Laufe der Zeit schon bis zu einer krankhaften Reizbarkeit ausgebildet hatte und bin Zeuge gewesen, wie sie, von ihren fröhlichen Kindern umgeben, bleicher und bleicher wurde und endlich gefährliche Symptome eines nervösen Kopfwehs — die Aerzte nennen es Migräne — eintraten.“

„Die arme Frau!“ sagte Meideck jetzt wirklich ernst und theilnehmend.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Die Wienerin.) In den „Stimmen der Zeit,“ 1861 Nr. 1., heißt es: Die Gast- und Kaffeehäuser in Wien werden vom frühen Morgen bis Mitternacht nicht leer und die besseren derselben sind Mittags und Abends so überfüllt, daß Hunderte sich aus Mangel an Platz entfernen.

Den Fremden überrascht zumeist die starke Vertretung des zarten Geschlechts in diesen Etablissements; aber — berührt ihn anfangs dieser Umstand durch die ihm inwohnende Idee der Unweiblichkeit auch unangenehm, so mildert, ja rechtfertigt sich diese Uebung durch die Form der Erscheinung; er gewöhnt sich gar bald daran und findet sie zuletzt angenehm, um nicht zu sagen reizend, so anspruchslos gefällig, so anständig heiter benimmt sich da die Wienerin, sie mag nun den unteren, mittleren oder höheren Schichten der Gesellschaft angehören.

Ist ihr auch nicht die Gabe der Causerie und jener Esprit eigen, welche die Pariserin auszeichnen, so plaudert sie doch allerliebste, hierin unterstützt durch Mutterwitz, heiteren Sinn und selbst durch den Dialekt, der im Munde einer schönen Wienerin „halt“ gar nicht übel klingt. In der Kunst der Toilette steht sie der Pariserin zunächst. Der Wiener Elegant dagegen hält sich im Stile des Londoners, nur daß er bisweilen noch weiter geht als der echte Gentleman. Im Ganzen macht sich diese Anglomanie sehr drollig, um so drolliger, als des Wieners Temperament jede Hülle der Steifheit durchschlägt und seine Naivetät bloßstellt, wie aus dem löcherigen Mantel des Diogenes die Eitelkeit dieses Cynikers hervorglänzte.

Man pflegt im strengsittigen Deutschland von der Wienerin nicht ganz gut zu sprechen; aber sie ist wie Marie Stuart besser als ihr Ruf. Die zwang- und harmlose Art ihres Benehmens und Sprechens trug Viel zu diesem Rufe bei, der um so unberechtigter sich erweist, je genauer man die Wienerin kennen lernt. Es zeigt sich darin der italienische Typus, der trotz seiner Lebhaftigkeit und Ungelehrtheit weder das Gefühl der Frauenwürde noch den Sinn für Häuslichkeit oder religiöses Wesen ausschließt.

(Weihnachten in England.) „Die Leben Aller — schreibt Sieb Mahomed Zerol — stehen in der Hand Allahs und wenn es geschrieben steht, müssen wir sterben; jedoch ist verträglich mit seinen Rathschlüssen, daß wir unser Leben verlängern, indem wir jeden Morgen gleiche Portionen von Saffran, Aloe, Syrup und Myrtenbeeren nehmen.“ Diese Anschauung vom Leben ist so durchaus englisch, daß wir nur statt Saffran und Syrup Morissons Pillen, Seidlipulver und Holloways

antirheumatische Salbe zu setzen brauchen, um die morgenländische Maxime John Bull mundgerecht zu machen. Die Quantitäten von Medicin, welche jeder anständige, von Kopf bis zu Fuß in Flanell eingewickelte Engländer verbraucht und wirklich nöthig zu haben scheint, um die Wirkungen seines veränderlichen Nebelklimas, seiner barbarischen Küche, seiner starken Getränke und seines vor keiner Unverdaulichkeit zurückschreckenden Appetits zu paralytisiren, sind enorm und stehen mit der bezüglichen Consumtion seines andern Landes in einem nur annäherndem Verhältnisse. Genauere statistische Nachweise hierüber stehen uns leider nicht zu Gebote, aber der Leser wird sich eine ungefähre Idee von der Ausdehnung dieser Consumtion aus der Thatsache bilden können, daß ein Landstädtchen von 2 bis 3000 Einwohnern 8 Apotheken besitzt, die dem Anscheine nach alle gute Geschäfte machen oder wenigstens ihre Rechnung finden. Mit seinen Pillen und Mixturen bewaffnet, fürchtet sich John Bull vor nichts, sondern geht seinem halbrohen Rinderbraten, seinem unverdaulichen Plum pudding, seinen entseßlichen Pies und raffinirten Alcoholextracten mit einer Todesverachtung zu Leibe, vor der jeder halbwegs civilisirte Magen erschrickt. Die Begriffe, welche der Engländer von Amüsement hegt, sind außerordentlich einfach. Das Amüsement besteht aus Essen und Trinken, aber so einfach aus Essen und Trinken, daß die Qualität des Amüsements ausschließlich von der Quantität der verschlungenen Speisen und Spirituosen abhängt. Daher ist Weihnachten eine lustige und glückliche Zeit. Wenn man in jenen Tagen durch die überfüllten Geschäftsstraßen wandert und sieht, wie sich alles um die massenhaft vollgepropften Metzgerladen drängt, wie die größten Ochsen, die fettesten Hammel mit Immergrün bekränzt von Kenneraugen betrachtet werden, wenn man die enormen Kostenberge in ihrem Weihnachtspuße vor den Fenstern der Gewürzkrämer berücksichtigt so kann man einem unwillkürlichen Leibgrimmen nicht entgehen. Ein einziger Farmer aus Kent hat 12,000 Truthähne zur Verproviantirung Londons für Weihnachten beigetragen. Der verwaiste Zustand, in dem sich die Läden mit ihren Nürnberg Spielwaaren, die Puzgläden mit ihren Hüten, Shawls und Bändern befinden, beweisen, daß die Phantasie mit der englischen Weihnachtsfeier nichts zu thun hat. Da ist nichts von jener kerzensimmernden Romantik, welche deutsche Familien um den waldgrünen Weihnachtsbaum versammelt, den Kindern eine leuchtende Zukunft vor die Seele zaubert und den Erwachsenen leuchtende Jugenderinnerungen zurückruft. Da ist nur solides Roastbeef, solider Plum pudding, solider Porter, solider Grog mit obligaten komischen Gesängen als Schlafgesang und endlich Morissons Pillen zum Frühstück am nächsten Morgen.

(Ein excentrischer Musiker.) Wolfgang Müller von Königswinter führt uns in seiner jüngsten biographischen Novelle „Karl Immermann“ (Leipzig, Brockhaus), in den Kreis strebender Talente ein, welche sich um Immermann zur Zeit seiner Theaterwirksamkeit zu Düsseldorf sammelten. Unter ihnen bemerken wir auch einen jungen Musiker Norbert Burgmüller,

den der Verfasser in seiner kindlichen Naivität und seinem tiefen Gefühle, das er aber nur selten seinen vertrautesten Freunden bemerkbar werden läßt, recht gut schildert. Es würde zu weitläufig sein, die Dichtung und Wahrheit, die uns hier jedenfalls vorliegt, in ihren verschiedenen Nuancirungen zu verfolgen. Dafür sei es uns gestattet aus den Bekenntnissen dieses jungen Musikers über seine Jugendzeit einige Charakterzüge seines Vaters zu entlehnen, der als städtischer Musikdirector in Düsseldorf der unmittelbare Vorgänger Felix Mendelssohn Bartholdys war. Ueber seine musikalische Excentricität möge folgende Anekdote eine Andeutung geben. Eines Abends begab er sich aus dem Schenkhause nach Hause. Zwei Offiziere, die eine Weile nach ihm die Stube verließen, fanden ihn noch auf der Straße wie er mit dem Fuße eifrig auf der Erde herumtscharrie. Auf ihre Frage, was er suche, antwortete er: Einen Stein. Zu gleicher Zeit hörten sie im zweiten Stock des nächsten Hauses die Töne eines sehr verstimmtten Klaviers und einen jämmerlichen mehrstimmigen Gesang. Einer der jungen Leute fand einen gewaltigen Pflasterstein und gab ihn dem Musikdirector, der ihn sofort mit großer Sicherheit in das hellerleuchtete Fenster des Zimmers warf, aus dem die Töne erklangen. Die Scheiben klirrten zerbrochen in die Straße und oben ließ sich eine Menge von Judenstimmen in den ängstlichsten Klagerönen vernehmen. Der alte Burgmüller rief ihnen aber mit phlegmatischer Geistesruhe zu, sie möchten ihr Klavier stimmen lassen und schlenderte gemüthlich nach Hause. — Burgmüller gehörte ganz der alten Schule von talentvollen Männern an, läßt der Verfasser seinen Sohn fortfabren, und seine Zunge war daher ebenso fein organisiert wie sein Ohr (was übrigens auch eine Eigenthümlichkeit der modernsten Talente sein soll). „Man konnte ihm neben einem musikalischen Genusse keine größere Freude machen als durch eine gastronomische Sitzung. Seine Verehrer und Bekannten wußten um diese Schwäche und luden ihn nicht allein zu Gastereien, sondern sandten ihm auch wohl allerlei Lederbissen ins Haus, die dann sogleich in Angriff genommen wurden. So erinnere ich mich noch selbst, daß eines Morgens nach einem gelungenen Concert ein Korb mit Austern und Champagner eintraf, den ein reicher adeliger Herr geschickt hatte. Die ganze Familie lag noch im Bette. Kaum hatte mein Vater die Freudenpost vernommen, als wir alle aus den Federn mußten. Kaffee wurde für diesen Tag nicht gekocht. Erst vergnügten wir uns langsam an den feinen Sachen, ja wir hatten vor, uns recht lange Tage daran zu vergnügen. Aber der Appetit kommt während des Essens; das Loch im Korbe wurde immer größer. Mein Vater that sein Möglichstes, um Presche zu machen. Freunde kamen zufällig hinzu und setzten sich bei und ehe Mittag läutete, hatte der immer wachsende Kreis in der behaglichsten und gemüthlichsten Stimmung die ganze Sendung vertilgt. Ein andermal war er von einem Freunde zu Schellfisch und Kartoffeln eingeladen. Von seinem Teller verschwanden riesige Massen des beliebten Gerichts. Er rechtfertigte seinen Ruf und hatte sich einmal von Herzen satt gegessen. Da erschienen

nachträglich und ganz unerwartet Austern und Rheinwein. Das war nun der Gipfel seiner gastronomischen Wünsche. Aber der Magen trug schon zu schwer an der geladenen Last — er mußte auf das neue Gericht verzichten. Im Schmerz über diese Entbehrung liefen ihm die heißen Thränen über die Wangen. Es war kein Wunder, daß man sich unter diesen Umständen über sein Eßvermögen lustig machte. Er dachte nicht daran es übel zu nehmen, denn er fand die Vorliebe für alle guten Gaben Gottes zu tief in der menschlichen Natur begründet. So hatte ihm einst ein anderer Freund zum Mittagessen eingeladen. In den kleinen Räumen, die derselbe bewohnte, waren die Flügelthüren geöffnet und mein Vater, der mit den Jahren einen gewaltigen Körperumfang gewonnen hatte, schritt leicht und bequem durch sie ins Zimmer. Nach Tische ging die Bewegung schwerer vor sich. Als er sich verabschieden wollte, konnte er nicht durch die Thür, während der Freund ihm zurief: Ei Männchen, da hast Du Dich einmal fest gefressen! Der Schrecken des ersten Augenblicks löste sich indessen, als es klar wurde, daß während des Essens der eine Flügel der Thür unvermerkt geschlossen worden war. Wie sehr seine Phantasie auf die Producte des Küchenherdes gerichtet war, erwies sich auch einst in einem gräßlichen Hause, wo er der jungen Frau Unterricht gab. Wenn er dort zur Stunde erschien, wurde ihm gewöhnlich ein Imbiß vorgesetzt, der nicht selten in einem kalten Braten oder Schinken bestand, von denen sein riesiger Appetit selten etwas übrig ließ. Nun war er eines Tages gerade mit einer Kalbsleule fertig geworden, als die Hausfrau eine Sonate beendigte, und rief: „Nun, Gnädige, da capo mit dem Kalbsbraten!“ Die Gräfin lächelte, stand auf und klingelte. Mein Vater fragte, was sie befehle. „Ei,“ rief sie. „Sie wünschen ja den Kalbsbraten da capo.“ Da berichtigte er verlegen seinen Irrthum und gab die Aufklärung, er habe die Wiederholung der Sonate gewünscht.

— r.

(Vor dreihundert Jahren.) Theodor Mügge hat uns in seinem neuesten Romane „Der Prophet“ (Leipzig, Thomas), von dem die beiden ersten Bände vor uns liegen, ein reich belebtes historisches Bild der Zeit vor und während der deutschen Bauernkriege aufgestellt. Lebenskräftig und wahr treten uns hier alle die verschiedenen Elemente der innern Zwietracht des deutschen Volks, Adels- und Fürstenwesens entgegen, die doch wieder die Keime einer neuen Organisation in sich trugen. Wir sehen die Boten der durch Luthers Reformation gewachten Freiheitslehre das Land durchstreifen und mit ihrer gewaltigen Beredsamkeit die Bauern aufregen, sich aus den Fesseln der elendesten Sklaverei zu befreien; wir sehen den Bürger der reichsfreien Städte, stolz auf ihre Privilegien, nach immer größern Freiheiten und Berechtigungen streben; wir sehen den Adel der Reichsritterschaft, trotz der Niederlage, die sie in dem Falle ihres großen Vertreters Franz von Sickingen vor wenig Jahren erst erlitten, von neuem Pläne schmieden, sich von der

wachsenden Macht der Fürsten zu befreien, und über ihnen allen die Fürsten selbst, wie sie nur darauf denken, auf den Trümmern dieser einander widerstrebenden Elemente eines freieren Gemeinwesens ihre Macht zu consolidiren und Adel, Bürger und Bauern sich selbst zu unterwerfen. Ein solches Bild, das unserer gegenwärtigen Zeit und ihren Bestrebungen in vielen Bezügen so ähnlich ist, giebt dem Leser Vieles zu bedenken und die Vergleiche kommen fast ungesucht uns entgegen. Daher erscheint uns dieses neueste Werk des beliebten und geistreichen Erzählers, der seines Stoffes vollkommen Herr ist, gerade jetzt von so hoher Bedeutung und eine kurze Scene erlauben wir uns aus demselben zu entlehnen, weil sie ein schlagendes Licht auf die damaligen Zeitverhältnisse wirft. In der Stadt Kissingen, die zwar dem Bischof von Würzburg gehört, aber mancherlei schätzbare Privilegien von den Bischöfen im Drange der Zeit errungen hat, unter andern auch die eigene Gerichtsbarkeit, tagen zu derselben Zeit die drei damals berühmtesten und eifrigsten Bauernfreunde Wendel Hiplar, vormals Kanzler der Grafen von Hohenlohe, Dr. Karlstadt, der bekannte Bilderstürmer und Apostel der bürgerlichen Freiheit der Bauern, und ein blinder Mönch, bei den Bauern in gleich großem Ansehen wie die beiden Vorgenannten stehend. Sie sind des frohen Glaubens, daß die Zeit erschienen sei, wo die Beknechtung ganzer Classen der Menschen aufhören müsse; sie haben die berüchtigten zwölf Bauernartikel verfaßt, die anscheinend nichts weiter enthalten als das was dem Menschen überhaupt zukommt, freier Besitz des Bodens, den er bebaut, freie Jagd und freier Fischfang, und doch so viel Streit auf Erden angezettelt haben, in der alten wie in der neuen Zeit. In dem steinernen Hause des Freiherrn von Sloten dagegen haben sich Abgesandte des fränkischen und schwäbischen Adels eingefunden, um zu erwägen, wie diese Anmaßungen der Bauern niederzuhalten seien und wie zugleich der Adel zu größerer Macht gelangen möge. Zu ihnen hat sich der Markgraf von Anspach und Bayreuth, Casimir, Herzog zu Brandenburg, so wie der Graf von Henneberg gesellt. Der Erstere hört die Verhandlungen mit schlanem Lächeln an und nickt den Rednern bereitwillig Beifall zu. Als er aber mit dem Grafen von Henneberg allein ist, beweist er diesem, daß das Ritterwesen eine abzuhane Sache sei. Für sich allein könne er sich nicht schützen oder vertheidigen; denn seit Pulver und Karthausen erfunden, gelte ein Landsknechtfählein mehr als das beste Ritterschwert. Wer aber die Landsknechte bezahlen könne, der bleibe Herr im Lande zuletzt und treibe allen diesen Narren die Rebellion aus den Köpfen, fänken auch die Köpfe selbst mit zu Boden. „Und das, Graf Henneberg, sind wir doch allein, wir, die wir die Macht haben und die Mittel. Fürstliche Macht wird fest stehen und immer fester, ihr gehört die Zukunft an.“ Daß diese Worte des brandenburgischen Fürsten vor dreihundert Jahren noch immer Wahrheit enthalten, das zeigt heute das Beispiel Frankreichs.

— r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Friedheim.

Novelle

von

Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

„Ja — auch ich beklage sie,“ sagte der Pfarrer, „aber — der Hauptquell dieser dunkeln Erscheinung ist und bleibt doch, daß sie für ihre Mutterpflichten keinen Sinn hat und daß sie sich nicht um Erlösung von dem Uebel dahin wendet, wo diese allein zu finden ist.“ — Reideck hatte darauf nichts zu erwidern und Beide gingen stumm nebeneinander her, bis sich überraschend zu ihren Füßen die Aussicht auf den romantischen Thalgrund der Rhonmühle öffnete, zu welcher sie jetzt auf dem geschlängelten Pfade rascher herniederstiegen.

Heute stand die Mühle nicht still wie gestern, sondern klapperte mit ihren beiden Rädern lustig herauf. Der große Hund, welcher den unveränderlichen Namen „Blankeur“ nun schon in dritter Vererbung führte, verkündigte bellend die Ankunft von Fremden und der alte Müller trat selbst heraus, um zu sehen, wer komme. Als er den Herrn Pfarrer erkannte, kam er ihm entgegen, wohl noch mehr reizte ihn der goldverbrämte Waffenrock des Offiziers, denn er war selbst Soldat und obenein zur Zeit der deutschen Freiheitskriege gewesen und das Herz im Leibe lachte ihm je-

des Mal, wenn er eine Uniform erblickte, was freilich in dieser abgelegenen Gegend höchst selten geschah, nur etwa, wenn junge Burschen von hier, die als Rekruten ausgehoben waren, einmal auf Urlaub kamen. Den jungen Herrn aus Neuen-Friedheim hätte er so gut als den Pfarrer kennen sollen, aber Albrecht war, seit er ihn nicht gesehen hatte, zu einer andern Reitergattung versetzt und er erkannte ihn in der fremden Uniform nicht eher, bis er ihm in das Gesicht sah. Dann schrie er ihn freudig an:

„Sunter Albrecht! Verzeihen Sie, Herr Lieutenant oder muß ich jetzt Herr Rittmeister sagen?“

„Schritt, Schritt, Meister Korn!“ entgegnete Reideck lachend. „So rasch geht es im Frieden nicht!“ Und er drückte dem alten Müller die Hand, fragte nach seinem Ergehen und wunderte sich, daß er die Rosel nicht sehe.

„Die ist in Alten-Friedheim. Fräulein Leontine hat ihr gestern das Versprechen abgenommen — sie wird mir das Mädchel noch ganz abspenstig machen. Setzen Sie ihr einmal den Kopf zurecht, Herr Pastor.“

„Das thut Ihr schon allein, Meister Korn,“ erwiderte der Pfarrer lächelnd. „Ihr haltet noch ein richtiges Hausregiment nach alter guter Sitte, nicht zu scharf, nicht zu nachsichtig.“

„Und wenn Eins sein soll, Herr Pastor, lieber etwas zu scharf als zu gelinde. Wollen Sie bei mir nicht etwas ausruhen?“

Sie dankten ihm, erklärten aber ihren Weg fort-

setzen zu müssen. — „Ja, ja, Herr Lieutenant! Es wäre auch besser, wenn der gnädige Herr Vater das schöne Gut nicht fortgegeben hätte,“ sagte der Alte, als ihn Albrecht die Hand zum Abschiede reichte. „Ich hab's ihm manchmal gesagt, jagen Sie den Halunken fort, der betrügt Sie, wo er kann! Aber der gnädige Herr war zu gut. Endlich ging der Kerl von selbst, weil er fett genug geworden war — was half's? Es kam ein Anderer, der's ebenso trieb. Ich sage schon, lieber scharf als gelinde. Die Menschen können's nicht vertragen. Sie nehmen mir's weiter nicht übel, Herr Lieutenant.“

Albrecht beruhigte ihn darüber, er mußte ihm im Herzen nur zu sehr Recht geben.

Der an dem entgegengesetzten Thalhange wieder aufsteigende Fußpfad führte sie nun bald nach Alten-Friedheim, wo ihnen das freundliche neue Schloß entgegen sah, das erst unter dem jetzigen Besitzer, aber lange zuvor, ehe er hierher gezogen, erbaut war. „Wir kommen eigentlich in wenig empfehlender Art an,“ sagte Reideck. „Wir hätten reiten können, Du warst ja in den frühern Jahren als Studio ein flotter, ja man kann sagen, verwegener Reiter.“

„Diese Künste habe ich mit andern des flotten Burschenthums verlernt,“ erwiderte Helwing, welchem die Erinnerung daran doch nicht ganz unangenehm zu sein schien — hatte er sich ja nichts vorzuwerfen, das mit seinem jetzigen heiligen Amte im grellen Widerspruche gestanden hätte.

„Das verlernt sich nicht!“ sagte Reideck. „Du würdest meinen Roland schon geritten haben. Nun ein ander Mal. Wir hätten uns übrigens auch zu Roß, weil ohne Diener, selbst anmelden müssen.“

„Ich habe Erlaubniß durch den Park zu gehen,“ entgegnete der Pfarrer. „Vielleicht finden wir Herrn von Rhonach beim Schweizerhäuschen, wo er gern eine Stunde zubringt.“

Sie betraten durch eine kleine immerdar offen stehende Pforte den Park und schritten rasch durch dessen dunkle Waldpartien einer lichtern Stelle zu, wo ein kleines Haus im ländlichen Schweizerstyl erbaut war, umgeben von erlesenen blühenden Gewächsen. Hier fanden sie eine Dame, scheinbar in die Lectüre eines Buches vertieft, das ihnen mit seinem Goldschnitt entgegenleuchtete. Als sie den nahenden Männertritt auf dem Kiespfade hörte, blickte sie zerstreut auf, aber kaum hatte sie befremdet die Uniform des Offiziers bemerkt und ihr Auge sein Gesicht erkannt,

als sie lebhaft erröthend sich erhob und ihnen entgegen kam.

„Herr von Reideck!“ sagte sie mit wohlklingender Stimme. „Das ist ja eine freundliche Ueberraschung!“

Es war Frau von Rhonach. Wie hatte sich doch das Bild, welches Albrecht von ihr in der Erinnerung trug, unter dem Eindrucke der neuern Mittheilungen über sie allmählig zu dem einer, wenn auch noch gut conservirten, aber doch immer sehr mütterlichen Matrone verändert und welche Verwunderung erregte es ihm, diese Uebertünchung bei ihrem Anblicke sofort verschwinden und das Urbild wieder in seiner vollen Anziehungskraft leuchten zu sehen! Ja, sie erschien ihm in dem einfachen leichten Sommerkleide noch anmuthiger als in der ausgefuchtesten Toilette, welche sie bei ihren frühern Begegnungen, selbst bei weitem Ausflügen in das Gebirge stets getragen hatte. Er begrüßte sie mit dem Tone eines Bekannten, bat um Entschuldigung für den unpassenden Ueberfall und legte die Verantwortung dafür auf die Schultern seines Freundes, welchen Frau von Rhonach unterdessen auch freundlich willkommen geheißen hatte.

„Wie wird sich Rhonach freuen!“ sagte sie. „Er hat so oft von Ihnen gesprochen und es beklagt, daß — daß wir noch immer auf die Erfüllung Ihres Versprechens warten mußten.“

Albrecht hatte wohl gehört, daß sie in ihrer Rede stockte und den Worten dann gewandt eine andere Richtung gegeben hatte. — „Sie wissen, was mich bis jetzt verhindert hat, der gütigen Einladung Ihres Herrn Gemahls zu folgen,“ sagte er. „Wenn Neuen-Friedheim noch uns gehörte, so würde ich schon längst das Glück gehabt haben Sie wieder zu sehen.“ — Dies Glück spiegelte sich wirklich in dem Blicke, mit welchem er unwillkürlich seine Worte begleitete und der treue Freund, welcher den Strahl auch in den Augen der Frau von Rhonach bemerkte, den dieser Blick zu entzünden schien, erschrak und schlug sein Auge zu Boden, als habe er in eine nahe Gefahr geschaut; er fühlte das Blut in seine Wangen steigen, mußte er erröthen für sie?

Sie wanderten auf dem breiten Kieswege, wo keiner dahinter zu gehen brauchte, nach dem Schlosse, in dessen Nähe die reichsten und geschmackvollsten Blumenstücke angelegt waren und ein weites Rasenparterre, mit einzelnen Baumgruppen malerisch besetzt, sich vor der Front des Hauptgebäudes ausdehnte.

„Wie schön ist es hier!“ rief Reideck.

„Gefällt es Ihnen?“ erwiderte die Dame. „Das

freut mich, dann wird es vielleicht dazu beitragen, Rhonachs Bitten zur Erfüllung zu bringen. Sie wissen, er bat Sie um keine Staatsvisite! Was Sie hier sehen, ist sein Verdienst. Wie wird er sich freuen Ihnen Alles zu zeigen, was er hier geschaffen hat, um unsern Aufenthalt, der nun ein bleibender werden soll, so reizend als möglich zu machen. Um so mehr beklagt er den Umgang mit Ihren Eltern, auf den Sie ihm freundliche Hoffnungen gemacht, entbehren zu müssen.“

In Allem, was sie sprach — der Pfarrer mußte es in seinem prüfenden Geiste zugeben! — lag nichts Verhängliches, sie erwähnte mit Liebe und Anerkennung ihres Gemahls, ja sie stellte ihn ganz in den Vordergrund und doch fühlte er etwas heraus, das ihn beunruhigte und das er doch nicht in eine klare Vorstellung fassen konnte. Wäre er schon ein voller Bedant gewesen, wie er selbst zu werden fürchtete, da er sich schon auf mancher Anlage dazu ertappt hatte, so würde er, um doch auch sein Scherflein zur Unterhaltung beizutragen, die ihn eine Weile förmlich zu isoliren schien, nach der lieben Familie gefragt haben, von welcher Frau von Rhonach unaufgefordert niemals sprach. Er fühlte jedoch, daß sein Wort nicht vermist werde und fuhr daher in seinen stummen Beobachtungen fort, wahrhaft besorgt um die unselige Verirrung, die er hier zu bemerken glaubte.

„Rhonach!“ rief jetzt die Dame mit ihrer silberreinen Stimme unter einem offenen von wildem Wein umrankten Fenster des Seitenflügels im Schlosse, an welchen sie jetzt gelangt waren.

„Ja, Paula!“ antwortete der Vag ihres Gemahls und sein grauer Kopf erschien am Fenster.

„Sieh, welche lieben Gäste ich Dir bringe!“ rief sie hinauf. „Unsern Freund erkennst Du doch in der Kriegertracht wieder? Wir haben ihn nur im friedlichen Bürgerkleide gesehen —.“

„Herr von Reideck! Herzlich willkommen!“ Man hörte es dem Tone an, daß das Wort ehrlich gemeint war. Rhonach verschwand vom Fenster und erschien gleich darauf bei den Gästen, welche ihm seine Frau entgegenführte. Mit aufrichtiger Freude begrüßte er Reideck, mit freundlichem Händedruck den Pfarrer, den er immer gern kommen sah, dann lud er sie in das Haus ein, als dessen Herrn er sich so vollkommen darstellte, daß seine Frau für den Moment unbeachtet blieb. Sie folgte den Männern auch nicht in das Wohnzimmer, sondern zog sich zurück, wahrscheinlich um für Erfrischungen zu sorgen, denn wie Manches

auch der Pfarrer an ihrer weltlichen und äußeren Sinnesart auszusetzen hatte, das mußte er ihr doch zugestehen, daß sie eine gute Hauswirthin war, wenn auch keine gute Mutter.

„Wir wollen uns hier nur ein wenig ausruhen, dann suchen wir uns im Freien einen Platz zur gemüthlichen Unterhaltung,“ sagte Herr von Rhonach. „Sie sind vom Gange erhitzt und müssen Quarantaine halten. Ich bin darin ein Tyrann gegen meine Gäste. Nun, mein lieber junger Freund, sein Sie mir nochmals von Herzen willkommen, ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, daß Sie noch an Ihr Versprechen denken würden, ich glaubte uns von Ihnen vergessen.“

Albrecht lehnte diesen Vorwurf lebhaft ab und entschuldigte sich mit den Verhältnissen, die er auch hier offen berührte, was seinem Charakter ganz entsprach, seinen Freund aber doch, weil dieser schon mehr von Rücksichten abhängig geworden war, einigermaßen in Verwunderung setzte. Das Gespräch floß leicht und frei und Reideck gestand sich, daß er Rhonach in seinem Urtheile bisher Unrecht gethan, wenn sich dieser nicht ganz verändert hatte. Vielleicht war auch das Terrain, auf dem er sich hier fest und sicher wußte, von Einfluß auf die Art und Weise, wie er sich gab. Nie hätte Reideck geglaubt, daß der Mann, den er sonst meistens schweigsam und verbrießlich gesehen hatte, so heiter und gesprächig sein könne, sein Freund hatte also vollkommen Recht gehabt, sein Urtheil auf nähere Bekanntschaft zu verweisen.

Frau von Rhonach kehrte bald zurück und lud die Herren zu einem Spaziergange durch den Park ein, sobald sie sich etwas von ihrer Wanderung erholt haben würden. „Sehen Sie denn nicht, daß Rhonach vor Begierde brennt, Ihnen all seine Schönheiten zu zeigen?“ sagte sie, indem sie von den Früchten und dem Gebäck, welches der Diener auftrug, Jedem in der lebenswürdigsten Manier gleich selbst vorlegte. Dann nahm sie an der allgemeiner werdenden Unterhaltung Theil und der Pfarrer konnte bei all den stillen Bemerkungen, welche er zu machen glaubte, kaum einen tiefen Seufzer unterdrücken. Wenn er auch dem Freunde, dessen Offenheit er kannte, Glauben schenken mußte, daß in ihm nur ein flüchtiges Wohlgefallen an dem äußern Liebesreize dieser trotz ihrer fünfunddreißig Jahre noch immer jugendlich schönen Frau gewaltet und ihn, wie nun einmal der leichtfertige Weltlauf ist, veranlaßt habe, ihr eine gewisse Huldigung zu weihen, die seine und ihre Lau-

terkeit nicht gefährdete, so fürchtete er doch in dieser Stunde, daß Albrecht auf sie einen desto tiefern und nachhaltigeren Eindruck gemacht, welcher ihren Seelenfrieden und ihr Glück auf ewig untergraben könne. Sie hatte ihm einst selbst, als er mit ihr aufrichtig über ihre seltsame und tabelnswerthe Abneigung gesprochen, die sie mit aller Kraft bekämpfen müsse, ganz ernsthaft gesagt, daß sie ihren ältesten Kindern gegenüber sich mehr als deren Schwester fühle, daß Alles, was sie sich selbst oft genug über ihre Pflichten als Mutter vorhalte, ihr nur kalte Reflexion sei, welche ihr Herz nimmer erwärmen könne und daß sie in allen ihren Neigungen und Ansichten, in Lust und Leid, ja in dem ganzen persönlich innersten Gefühl noch ganz unverändert das Kind von siebzehn Jahren sei, als welches sie Rhonach geheirathet habe. Wenn dies Bewußtsein einer innern und äußern Jugendlichkeit, welche vom Lauf der Jahre, von dem Ernst ihrer Ehe unberührt geblieben war, sie so mächtig beselte und der Umstand dazu kam, den der Pfarrer nur ahnte, daß sie einst dem viel ältern Manne ohne Herzensneigung die Hand gereicht und ihn während ihrer Verbindung wohl aufrichtig achten und ehren, aber niemals mit jener Innigkeit lieben gelernt, welche allein das wahre Glück verbürgt, so konnte sich der Forscher, dem dies Seelenräthsel jetzt ernstere Besorgnisse machte, wohl erklären, wie es möglich sei, daß in ihrem weltlich gesinnten unbewachten Herzen trotz ihrer heiligen Pflichten, trotz des Unterschiedes der Jahre eine Neigung Wurzel schlagen könne, welche sie, wenn auch nicht wirklich treulos, doch höchst unglücklich machen müsse. Was sollte sie dagegen schützen? Er sah zu seiner tiefen Bekümmerniß, daß Albrecht auf dem Spaziergange, den sie durch den Park unternahmen, sich mehr von dem Zauber, welchen diese gefährliche Frau auf ihn übte, bethören ließ, daß seine Worte, belebt durch die anziehende Unterhaltung, immer mehr von Geist und Wit einer erhöhten Seelenstimmung sprühten und seine Augen, wenn sie sich unbewacht glaubten, auf jenem feinen, zartgefärbten Gesichte ruhten — Alles vergeßend, wie es schien, was ihn hätte aus seinem poetischen Rausche in die nüchternste Prosa zurückführen sollen! Der Pfarrer nahm sich vor zu thun was an ihm wäre, um diese Ernüchterung herbeizuführen, selbst auf die Gefahr eines Bruches und er blickte mit wahrer Ungebuld nach der Sonne, die noch immer so hoch stand, daß sie keine Erinnerung an den Heimweg rechtfertigte.

4.

Am Schweizerhause, wo das Ziel des Spazierganges sein sollte, wurde Reideck mächtig überrascht, als er plötzlich aus dem Gebüsch ein junges Mädchen treten sah in Gestalt und Wesen, im goldblonden Haar und jedem Zuge des feinen Antlitzes das reizende Ebenbild seiner Begleiterin.

„Meine Tochter Leontine,“ sagte Herr von Rhonach. Es konnte auch gar nicht anders sein.

Der Eindruck aber, welchen die überraschende Erscheinung auf Albrecht machte, war ein so unverkennbarer, daß in dem treuen Herzen seines Freundes, das um ihn zagte, sich wie ein Strahl von Oben ein Gedanke regte, den er unter andern Umständen lächerlich genannt haben würde. Ein Engel der Rettung! — Und der Gedanke mochte Recht haben.

Reideck hatte sich schnell beherrscht, um nicht wie ein Knabe zu erscheinen, der vor der Macht der Schönheit fassungelos dasteht, er war zu viel in der großen Welt gewesen, als daß er sich länger als einen Moment ungeschickt benommen hätte. Mit aller Eleganz eines Reiteroffiziers, der auf dem Parket der Salons sich zu bewegen gelernt hat, verneigte er sich vor dem jungen Mädchen, das seinen Gruß unbefangen erwiderte und sich an die Seite der Mutter begab, um ihr irgend eine Mittheilung zu machen. Diese verstand Reideck nicht, denn sie sprach leise, aber es mochte etwas Unangenehmes sein, denn über das Gesicht der Frau von Rhonach zuckte ein Blitz der Unzufriedenheit und sie warf auf ihren Gemahl einen fragenden Blick. Der aber nickte ihr ernsthaft zu.

Auf der Frontseite des Schweizerhauses unter dem Vorbau, welcher die obere Galerie trug, war bereits die Tafel für die Abendmahlzeit gedeckt und Reidecks militairisches Auge schätzte sogleich die Zahl der Couverts. Es hatte ihn in Verwunderung gesetzt, daß er bisher nicht die kleinste Spur von der zahlreichen Familie, welche das Schloß zu Alten-Friedheim doch barg, wahrgenommen hatte, keins der Kinder war zum Vorschein gekommen, im Hause hatte die tiefste Stille geherrscht, entweder waren die Kinder sämmtlich abwesend oder in knechtischer Zucht gehalten. Ersteres schien ihm jetzt das wahrscheinliche, denn er sah vor dem Schweizerhause nur fünf gedeckt. Es ließ sich nicht annehmen, daß die Eltern alle Kinder, unter denen doch nach Leontine schon mehrere in tafelfähigem Alter sein mußten, von sich verbannen würden. Einstweilen sehnte er sich aber nicht nach ihrer Be-

kenntnißhaft, das liebliche Mädchen, welches allein von allen erschienen war, repräsentirte sie ihm vollkommen. Er richtete einige Worte an sie und erwartete sie blöde erröthen, die Augen niederschlagen zu sehen, aber das war nicht der Fall, sie gab ihm harmlos Antwort und hob sogar ihre schönen blauen Augen zu ihm auf, es lag in diesem Blicke eine so reine kindliche Unbefangenheit, daß ihn Albrecht wohlthuend bis in die Tiefe seines Innern fühlte. Es war ihm als habe er einen solchen Blick aus Mädchenaugen, so unschuldig und vertrauensvoll, noch niemals geschaut und freilich hatte er Recht, die Welt, in welcher er seine Erfahrungen gesammelt hatte, läßt mit ihren tausend Einflüssen und Rücksichten Kinder gar nicht so aufwachsen, daß sie, zu Jungfrauen geworden, noch das arglose unbewußte Vertrauen der Kinderzeit bewahren und zeigen könnten. Ihm fiel eine Scene aus irgend einer Reiseskizze ein, wo auf Inseln der Südsee, die der Fuß des Menschen noch nicht betreten, sich bei der Ankunft der ersten Schiffer Schaaren von Vögeln neugierig und ohne Furcht um sie versammelt und ihnen mit ihren hellen glänzenden Augen vertrauend zugeseht hätten, was sie beginnen würden. Einem solchen Vöglein aus dem Paradiese einer Unschulds- welt mußte Albrecht das liebliche Kind vergleichen, das ihm hier so unbefangene Rede stand und es ging eine heilige Rührung durch seine Seele, so ernst und tief wie er sie wohl seit seinen eigenen Kinderjahren nicht mehr gefühlt hatte.

Bei Tische saß er zwischen den Eltern und unterhielt sich lebhaft mit ihnen, aber sein Auge mußte sich immer wieder dem jungen Mädchen zuwenden, das neben dem Vater sitzend mit Antheil und schweigend zuhörte und nur von Zeit zu Zeit von dem Pfarrer, der an ihrer andern Seite saß, mit in das Gespräch gezogen wurde. Sie blickte dann ihren Lehrer liebevoll an und gab ihm freundlich Antwort. Ihr Auge begegnete Neidecks nicht mehr, es musterte vielmehr mit einer gewissen Aufmerksamkeit, wenn es sich unbeobachtet glaubte, seine Uniform — die erste Uniform, welche sie in ihrem Leben gesehen hatte!

„Sie haben meine Einladung doch nicht für aufrichtig gehalten, Herr von Neideck,“ sagte Rhonach, „sonst wären Sie zu uns gekommen, ich meine, um bei uns zu wohnen! Ich weiß zwar jetzt, was ich vorher nicht ahnte, daß unser lieber Herr Pastor Ihr Freund von frühester Zeit ist und finde es daher gerechtfertigt, daß Sie bei ihm weilen, aber eine kleine Demüthigung für uns liegt doch darin.“

„Ohne den Freund in Neuen-Friedheim würden Sie vielleicht Alten-Friedheim gar nicht gesehen haben,“ setzte Frau von Rhonach hinzu. „Bestehen Sie es nur, Sie hätten Ihren Marsch ruhig fortgesetzt.“

Er lehnte diese Beschuldigung mit allem Eifer ab und seine Worte mochten durch einen Blick im Sinne der Bekenntnisse, welche er heute auf der Wanderung dem Freunde abgelegt hatte, bestätigt werden — vielleicht unbewußt, nur aus Gewöhnung, die nicht selten bei jungen Männern, die sich einer gewissen Bevorzugung bewußt sind, zu einer Koketterie führt, in welcher sie den Damen der größern Welt wenig nachgeben. Der Pfarrer bemerkte den Blick nicht, aber er sah in dem unschuldigen Gesichte seiner Schülerin eine leichte Röthe aufsteigen, die ihn beunruhigte. Gott schütze Deine ahnungslose Seele, Du reines Kind!“

„Wo waren Sie mit Ihren Gedanken, Herr Pastor?“ fragte Rhonach scherzend, als seine Einladung zu Morgen, die er auch an Helwing richtete, Anfangs überhört zu sein schien. „Bei Ihrem kleinen Hermann? Ich entschuldige Sie darin vollkommen! Wir können aber auf Sie hoffen, nicht wahr?“

Es war der morgende Tag jedoch ein solcher, an welchem der Pfarrer sich niemals außer dem Hause zerstreute, nämlich Sonnabend. Herr von Rhonach hatte nicht daran gedacht und fand es also gerechtfertigt, daß Helwing seine Einladung unter bescheidenem Hinweis darauf ablehnte.

„Sie aber, Herr von Neideck, bitte ich, uns nun auch den ganzen Tag zu schenken, das heißt, nicht etwa erst eine Viertelstunde vor der Suppe anzukommen und gleich nach dem Kaffee wieder aufzubrechen. Wir erwarten Sie früh und entlassen Sie erst spät. Unser lieber Freund hier kann Sie morgen doch nicht unterhalten.“

Neideck gab das gewünschte Versprechen, das ihm nicht schwer fiel. Nachdem die Gesellschaft aufgestanden war, entfernte sich Leontine mit einem leichten Abschiedsgrüße gegen Neideck, dem Pfarrer reichte sie die Hand.

„Ist die Kofel noch oben?“ fragte der Vater und als sie es bejahte, hieß er sie das Mädchen nicht länger aufhalten, da der Müller schon darüber geklagt habe, daß sie zu Hause die Wirthschaft liegen lasse.

„Auch heute gegen uns hat er die Befürchtung ausgesprochen, daß Fräulein Leontine ihm seine Tochter noch ganz abwendig machen werde,“ sagte Neideck.

„Sie müssen wissen,“ erklärte Rhonach, „daß meine Kinder sämmtlich das gute Mädchen mit einem wahren Fanatismus lieben, bis auf die jüngsten hinab, die kaum reden können. Ich habe Ihnen meine Kinder nicht gezeigt, Verehrtester — junge Offiziere pflegen für Kinder und Kinderstuben nicht zu schwärmen, morgen aber wird Ihnen diese Prüfung nicht erlassen. Ich werde sie Ihnen Kopf für Kopf vorstellen — ein Paar tüchtige Buben darunter, die Sie einstweilen als künftige Rekruten notiren können.“

Reideck legte Verwahrung dagegen ein, daß er Kindern abhold sei, er nahm sich aber dabei in Acht zu weit zu gehen, eingedenk dessen, was ihm der Freund unterwegs über die seltsame und krankhafte Abneigung der Frau von Rhonach mitgetheilt hatte; verletzen wollte er sie nicht. Er sprach noch Einiges über die Kinder mit ihrem Gemahl, in dessen Aeußerungen er ein um so wärmeres Vatergefühl zu finden glaubte, natürlich, er mußte ihnen ja zugleich die Mutter, die sich kalt von ihnen abwandte, ersetzen. Kalt war der Blick stets, welchen der Pfarrer bei ihr bemerkt hatte, selbst wenn sie mit ihrer Leontine sprach, welche in jeder Beziehung die zärtlichste Liebe verdiente — heute aber war er durch einen noch nie beobachteten feindseligen Ausdruck im Mutterauge überrascht worden, als es dem ahnungslosen Mädchen folgte. Was konnte der Grund sein?

Die beiden Freunde empfahlen sich nun auch bald, da der Abend schon eingebrochen war, und traten den Rückweg auf demselben Pfade durch den Thalgrund an. Sie gingen eine Weile schweigend neben einander her, Reideck in Gedanken versenkt, die ihn ganz beschäftigten, der Pfarrer mit dem Bedürfniß zu sprechen, aber verlegen, wie er das, was ihm am Herzen lag, in die rechten Worte kleiden sollte. So schön er in seinem heiligen Berufe sprach, fehlte ihm doch mehr und mehr die Leichtigkeit der Rede im gewöhnlichen Leben, er fühlte das selbst.

Da wurde er des Eingangs durch den raschen Schritt überhoben, welcher noch ehe sie den Thalrand erreicht hatten, hinter ihnen sich hören ließ. Sie schauten sich um und erkannten im Zwielficht, das vor Mondesaufgang noch herrschte, eine Fußgängerin; wer anders konnte es sein als die heimkehrende Tochter des Müllers? Ihr Gruß von weitem schon bestätigte das.

„Guten Abend, Herr Pastor — guten Abend, Junker Albrecht, ich habe schon gehört, daß Sie hier sind!“

Sie nannte den bärtigen Offizier, der schon zehn Jahr die Epaulettes trug, noch Junker Albrecht, wie in der fröhlichen Kinderzeit, wo die Drei, jetzt so verschieden in der Welt stehend, welche sich hier im Abendschein trafen, oft genug harmlos zusammen gespielt hatten. Albrecht grüßte sie eben so herzlich, als habe er den Lauf der Jahre und seine Stellung ganz vergessen. „Wie geht es Dir, Rosel? Deinen Vater habe ich auf dem Herwege gesehen.“

Sie gesellte sich zu ihnen und fing gleich an, von Neuen-Friedheim zu sprechen, wie sehr sie gweint, als die liebe gnädige Herrschaft fortgegangen sei und sie dieselbe zum letzten Male gesehen habe und wie sie gar nicht mehr geglaubt, daß Junker Albrecht noch einmal herkommen werde; gestern habe sie noch nichts gewußt, aber heute sei Fräulein Leontine, der sie manchmal von ihm erzählt und von dem Herrn Pastor, der immer gegen sie als kleines Mädchen so gut gewesen, zu ihr in den Garten gekommen, wo sie mit den Kindern gespielt und habe ihr ganz schelmisch erzählt, nun sei der Junker Albrecht hier, habe aber einen schwarzen Bart zum Fürchten und sehe in seinem goldbetreßten Rocke mit den goldenen Schulterstücken so stolz aus, daß er wohl nicht mehr mit ihr spielen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Jugendünden und ihre Folgen.) Es ist eine ernste Mahnung an das aufblühende Geschlecht, welche der neueste Roman Otto Müllers „Roderich“ (Stuttgart, Ed. Hallberger) enthält, und die nicht ernst genug wiederholt werden kann. Gewöhnlich ist man sehr nachsichtig gegen die Schwächen der Jugend. Leichtsinns, Genüßsuchts, schlechte Auswahl von Bekannten und Genossen werden beklagt und wohl auch getadelt, dabei aber immer auch als Kennzeichen eines regen Lebensgeistes und übersprudelnder geistiger Kraft entschuldigt und sogar gerechtfertigt. Wie oft aber führen jene Beweise einer übersprudelnden Lebenskraft zu Fehlritten, welche durch ein ganzes langes Leben nicht mehr gut zu machen sind. Der Verfasser obigen Romans führt uns ein trauriges Beispiel jugendlichen Leichtsinns mit allen seinen Folgen vor Augen und da ihm, wie es scheint, authentische Belege vorlagen, der Fall also dem wirklichen Leben angehört, möge er, entkleidet von allem Beiwerke, in das ihn der Verfasser einhüllt, auch hier eine Erwähnung finden. Eugen, der Sohn eines Dorfpfarrers in der Pfalz, entwickelte schon in seiner frühesten Jugend einen außerordentlich regen Geist, der durch seinen Vater, selbst ein reich-

gebildeter Mann, mit einem werthvollen Schatze von Kenntnissen ausgestattet wurde. Seine schnellen Fortschritte in den Wissenschaften wie die Liebenswürdigkeit seines Charakters machten ihn zum Liebling seiner Eltern wie aller Derer, die ihn kennen lernten, und da er der einzige Sohn war, so konnte es wohl nicht ausbleiben, daß er vielfach verzogen wurde. Die sogenannten lustigen Streiche, zu denen ihn die Lebhaftigkeit seines Temperaments nur zu häufig hinriß, begegneten einer oft zu großen Nachsicht, desgleichen sein Hang zu Vergnügungen, der überdem bei dem Wohlstand seines Vaters leicht Befriedigung fand. Unter diesen Umständen wuchs er heran und bezog im kaum vollendeten achtzehnten Jahre die Universität Heidelberg, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Hier öffnete sich ihm ein neues, reiches Leben. Die nicht unbeträchtlichen Mittel, mit denen ihn sein Vater ausstattete, machten es ihm leicht, die Freuden des Studentenlebens in umfassender Weise zu genießen; er machte die Bekanntschaft von gleichgestimmten jungen Leuten, die seiner Genußsucht immer neue Quellen öffnete und zugleich auf seine Gutmüthigkeit in Befriedigung ihrer eignen Bedürfnisse speculirten. Selten waren diese sogenannten Freunde von einem Charakter, der günstig auf die Entwicklung seines eigenen eingewirkt hätte. Namentlich war es aber ein junger Maler, Richard Münzer, der ihn bald ganz beherrschte. Münzer gehörte zu den Naturen, denen nichts heilig ist als ihr eigenes Ich; er galt in der Stadt als ein anrüchiger Charakter und mancher von Eugens frühern Bekannten warnte ihn vor einem allzuvertrauten Umgange mit diesem Menschen; doch hatten diese Warnungen nur den entgegengesetzten Erfolg. Eugen schloß sich nur immer enger an Münzer an. In dieser Zeit siedelte sich in Heidelberg ein französischer Kaufmann aus Lyon an. Herr Chevalier rühmte sich großer Reichthümer, machte mit seiner jungen, außerordentlich hübschen Frau ein großes Haus, zog aber in seine Gesellschaften neben den angesehensten Bewohnern der Stadt auch mehrere junge Leute, besonders Studenten. Richard Münzer war von ihm zum Lehrer seiner Kinder im Zeichnen gewonnen worden und durch ihn ward auch Eugen bald ein vertrauter Hausgenosse des Lyoner Kaufmanns. Von Zeit zu Zeit machte der Letztere längere Reisen und bat jedes Mal Eugen die Aufsicht in seinem Hause zu führen, durch welchen Beweis seines Vertrauens sich der junge Mann sehr geehrt fühlte. Aus dem öfteren Alleinsein mit der jungen verführerischen Frau entspann sich aber nach und nach ein intimes Verhältniß, das endlich so weit ging, daß die junge Frau ihrem jugendlichen Liebhaber vorschlug, mit ihm ihrem Manne, den sie als Tyrannen im Hause schilderte, zu entfliehen. Um aber diesen Fluchtplan mit den nöthigen Mitteln ausführen zu können, bewog Madame Chevalier Eugen ferner, einen Theil ihrer Juwelen unter der Hand zu verkaufen. So ward Eugen immer mehr auf eine Bahn geführt, die ihn nothwendig verderben mußte. Hatte schon früher die väterliche Geldunterstützung selten für seine immer wachsenden Bedürfnisse ausgereicht, so daß er zu Schuldenmachen seine Zuflucht nahm, so stieg sein

Aufwand noch mehr, seit er der Freund des Chevalierschen Hauses geworden war, ja seine Schulden hatten bald eine Höhe erreicht, daß er ihren wahren Betrag seinem Vater gar nicht zu gestehen wagte, als dieser, beunruhigt durch die ihm zugeworfenen Nachrichten von dem bedenklichen Lebenslaufe seines Sohnes, selbst nach Heidelberg kam und strenge Rechenschaft von seinem Sohne verlangte. Das gläubige Vaterherz ward bald beruhigt; aber die Lage des Sohnes ward von Tage zu Tage bedenklicher. Da trat plötzlich Chevalier als Ankläger Eugens auf. Er habe seine Frau verführt, ihre Juwelen heimlich verkauft und sogar mehrere Geldrollen aus seiner Cassette entwendet. Eugen entfloß und überließ es seinem Vater den bösen Handel zu schlichten. Und dieser opferte einen großen Theil seines Vermögens, um die insamirrende Anklage gegen seinen Sohn, obgleich sie noch nicht gerichtlich constatirt war, zu unterdrücken. Eugen blieb verschwunden — vielleicht hielt er sich nur in der Nachbarschaft verborgen, um nach einiger Zeit wieder hervorzutreten — als eine schlimmere Anklage seine Person traf. Die Gerichte Heidelbergs entdeckten in dem sogenannten reichen Lyoner Kaufmann einen in damaliger Zeit berüchtigten Possidieb und Gauner und da er häufig in Begleitung eines jungen Mannes gesehen worden war, so ruhte auf Eugen der Verdacht, der Genosse des Gauners gewesen zu sein und der Verdacht konnte nicht entkräftet werden, da Chevalier sich in dem Gefängnisse zu Berlin selbst das Leben genommen hatte. Ein Stedbrief wurde dem entflohenen Eugen nachgeschickt, doch schien er ihn nicht erreichen zu sollen, da gleich darauf der gerichtlich documentirte Todenschein eintraf. Eugen war in einer kleinen holländischen Stadt dem Typhus erlegen. Der Stedbrief blieb trotzdem in Kraft, obgleich sich spätere Beweise genug vorfanden, daß Münzer der Genosse Chevaliers und selbst der Dieb in der Chevalierschen Cassette gewesen. Jahre vergingen. In einer stürmischen Winternacht wurden Diebe beim Plündern einer kleinen Dorfkirche überrascht und den Händen der Gerichte übergeben. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß die Verbrecher schon seit geraumer Zeit durch ihre Thaten, so kühn als frechen Streifzüge gegen das Eigenthum Anderer das ganze kleine Fürstenthum beunruhigt und mit eben so großer Schlaueit die Behörden irre geführt hatten. Derjenige, dem das Verdienst ausschließlich zukam, die Raubgesellen den Händen der Justiz überliefert zu haben, war aber selbst eine sehr räthselhafte Person. Als Erzieher des Prinzen des Nachbarstaates besaß er sehr reiche Verbindungen und als ein Mann von dem ausgebreitetsten Wissen hatte er sich die Achtung Aller erworben, die mit ihm in nähere Berührung kamen. Die tiefe Melancholie, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, sowie eine seltsame Scheu vor intimen Beziehungen mit den Menschen, die ein größeres Vertrauen und offenerzige Mittheilungen über seine Vergangenheit beanspruchen konnten, hatte eben so großes Mißtrauen gegen ihn in manchen Kreisen erzeugt. Dieses Mißtrauen wurde zum Theil bekräftigt und gerechtfertigt, als sich die seltsame Nachricht verbreitete, der eine der gefangenen Ver-

brecher habe den Untersuchungsrichter gebeten ihm eine Unterredung mit eben diesem Prinzen-Erzieher zu verschaffen, der ihm sofort zu Hilfe eilen werde. Ein höherer Justizbeamte übernahm es, den Dr. Roderich, so hieß der Informator, mit diesem Wunsche bekannt zu machen. Er hatte eine längere Unterredung mit ihm und kurz darauf verbreitete sich die Nachricht, Roderich sei von einem plötzlichen Schlaganfall aus dem Leben geschieden. Die wunderlichsten Gerüchte über die frühern Verbindungen Roderichs knüpften sich an diesen unerwarteten Todesfall an. Das Wahre der Sache war nur, Roderich und jener flüchtige Student Eugen J. war ein und dieselbe Person. Eugen, durch sein furchtbares Geschick zur Besinnung gebracht, von menschenfreundlicher Hand unterstützt, hatte seine Studien wieder aufgenommen und durch eifernen Fleiß die Erwartungen glänzend gerechtfertigt, die sein Beschützer von ihm hegte, so daß der Letztere ihn adoptirte, nachdem er selbst für den Todenschein gesorgt hatte, der ihm ein neues Leben geben sollte. Jahre lang war er bemüht, seine Jugendverirrung zu sühnen. Aber Münzer lebte noch und hatte sich zum vollkommenen Verbrecher ausgebildet. Er war einer der Kirchendiebe, die Eugen als Dr. Roderich entdeckte. Münzer hatte aber auch die einflußreiche Stellung seines frühern Genossen entdeckt und baute darauf seinen Rettungsplan. Eugen aber, der durch die Eröffnungen des Räubers seine ganze Stellung compromittirt sah, gab sich selbst den Tod. Vergehungen rächen sich immer selbst und oft reicht ein ganzes Leben nicht aus, um ihre Folgen aufzuheben.

— r.

(Schein und Sein.) Das Pariser Gesellschaftsleben ist vielfach und nach verschiedenen Seiten besprochen und geschildert worden. Man hat namentlich in deutschen Journalen die wachsende Sitten-Corruption hervorgehoben und als Beweis die mehr als verdächtige und zweideutige Haltung der neuesten Romanliteratur angeführt, die selbst im Feuilleton des Moniteur sich breit macht und in den Kritiken französischer Schriftsteller nicht dementirt wird. Es könnte vielleicht scheinen, als wenn diese Schlüsse zu weit greifen und daher nichts beweisen. Eine Scene aus dem Leben, die das „Pays“ anführt, legt aber gegen diese Ansicht energischen Protest ein. Die Augen offen zu halten, scheint in der That in Paris mehr als je geboten zu sein. Eine reiche junge Dame K. erhielt von ihrem Arzt den Rath, zur Herstellung ihrer Gesundheit den Landaufenthalt zu benutzen. Um die Sorgfalt ihres Arztes auch ferner nicht entbehren zu dürfen, mietete sie in unmittelbarer Nähe von Paris, in Luciennes, ein reizend gelegenes Landhaus mit einem anmuthigen Park und bezog es schon zwei Tage nachher, ohne sich erkundigt zu haben, wer es vor ihr bewohnt hatte. Sie hatte nicht die Absicht, viele Besuche abzustatten oder zu empfangen, daher machte sie keine Besuche in ihrer Nachbarschaft. Demungeachtet fiel es ihr auf, daß diese so wenig Rücksicht auf sie nahm. Wenn sie auf ihren Spaziergängen Damen aus der Nachbarschaft begegnete, so wandten sie

entweder sich von ihr ab oder schlugen einen andern Weg ein, um mit ihr nicht zusammenzutreffen. Männer fixirten sie in unverschämter Weise und hinter ihrem Rücken lachten und zischelten sie. Wenn sie die Messe besuchte, erregte sie förmliches Aufsehen und zwar, wie ihr scheinen wollte, der unangenehmsten Art. Am auffallendsten war es ihr aber, daß sie nach einiger Zeit eine Einladung zum Souper von einem unverheiratheten Mann ihrer Nachbarschaft erhielt, den sie nie gesehen oder gesprochen hatte. Sie wußte nicht, wie das Alles zu deuten sei. Ihr Leben war ohne Vorwurf, ihr Name unbeschleckt. Ein Zufall sollte ihr darüber Aufklärung geben. Eines Tages ließ sich ein Offizier bei ihr melden, berief sich auf einen gewissen Armand, seinen Freund, der ihn ihr vorgestellt habe, seine plötzliche Abreise habe es gesüßt, daß er ihre Bekanntschaft nicht habe fortsetzen können. Vergeblich versicherte Madame K., daß sie den Herrn nicht kenne, daß sie nie seine Bekanntschaft gemacht. Endlich erfuhr sie auf weitere Fragen, daß der Capitain sie für eine Lorette halte, welche die Villa unmittelbar vor ihr bewohnte. Jetzt wußte sie, woran sie war. Madame Jules, ihre Vorgängerin, hatte sich selten öffentlich gezeigt, die Nachbarschaft hatte gar nicht bemerkt, daß sie ihre Wohnung ausgegeben, weil sie Schulden halber bei Nacht und Nebel davon gegangen, deshalb hielt man Madame K. noch immer für Madame Jules. Der Irrthum ward bald aufgehellt und die Verhältnisse änderten sich. Madame K. war jung und reich und verhehlte ihre Absicht nicht, sich wieder zu verheirathen. An Anbetern fehlte es ihr bald nicht. Da fand sie in einem Möbel, das sie noch gar nicht geöffnet, ein Billet, das wahrscheinlich ihre Vorgängerin zurückgelassen. Der Schreiber beklagte sich darin, daß ihn die Dame aufgegeben und zwar in einer so feinen rührenden Art, daß Madame K. ganz entzückt davon war. Hier, glaubte sie, habe sie einen Mann für ihr Herz gefunden. Sie ging zu Madame Jules, um Erkundigungen über den Brieffsteller einzuziehen, fand aber diese Dame ziemlich wortkarg. Madame K. schrieb das dem natürlichen Gefühle der Eifersucht zu und suchte die Bekanntschaft des Brieffstellers zu machen. Es gelang ihr über Erwarten. Der junge Mann sah zwar nicht schön aus, im Gegentheil sehr verlebt, auch war er sehr schüchtern; sie deutete das Alles aber zum Besten und bald hatte sie ihn so für sich gewonnen, daß sie schon im Begriff stand, ihre Vermählung mit ihm bekannt zu machen. Da kommt sie eines Abend etwas spät nach Hause und erfährt von ihrer Dienerin, daß dieser Octave dagewesen sei. Madame K. bedauert lebhaft den Geliebten nicht getroffen zu haben. In ihrem Zimmer angelangt, will sie ihr Bureau öffnen — es ist gewaltsam erbrochen. Erschreckt sieht sie nach, ob etwas fehle und ihre sämtlichen Diamanten sind verschwunden. Herr Octave war ein vornehmer Gauner und von der Lorette verlassen worden, weil er eine zu große Vorliebe für ihre Pretiosen hatte.

— r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

F r i e d h e i t.

Novelle

von

Bernhard von Guise.

(Fortsetzung.)

„Spielen können wir freilich nicht mehr, Rosel,“ erwiderte Albrecht lachend, von dem letzten Theile ihrer überwallenden Rede erregt. „Aber gut meinen werden wir es doch mit einander auch künftig; ich besuche Deinen Vater noch, ehe ich fortreite und dann wollen wir von der alten Zeit plaudern. Fräulein Leontine scheint Dir aber von mir nicht eben freundlich erzählt zu haben —“

„O doch!“ versetzte die Müllerstochter und fügte im richtigen mädchenhaften Gefühle dies Doch mäßig hinzu: „Was sollte sie aber viel erzählen, da sie nur eine halbe Stunde mit Ihnen zusammengewesen ist? Sie kennt Sie ja gar nicht.“ — Dagegen ließ sich nichts sagen. Der Pfarrer fragte sie, ob sie auch nicht zu lange Oben gewesen sei, ihr Vater habe sich schon darüber beklagt.

„Ach, der Vater!“ erwiderte sie lachend. „Der thut immer gegen andere Leute so böß und sieht es doch selbst gern, wenn ich auf dem Schlosse bei dem lieben Fräulein Leontine bin, die er so gern mag, daß er für sie das Leben ließe. Alle Menschen haben sie

gern —“ hier sank ihr Ton und sie schien noch etwas hinzusetzen zu wollen, fand es doch für besser zu schweigen. Der Pfarrer aber, der ihren Gedankengang leicht errieth, weil sie sich gegen ihn schon einmal in derselben Weise ausgesprochen hatte, konnte sich die abgebrochene Rede ergänzen. Sie meinte: Alle Menschen haben Leontinen gern, nur ihre Mutter nicht, um welche sie es doch gerade am meisten verdient hätte.

Reideck suchte beim Niedersteigen in das Thal sie noch einmal über das Fräulein, dem sie mit solcher Neigung zugethan war, gesprächig zu machen, es gelang ihm aber nicht, nur über die andern Kinder ließ sie sich noch aus, besonders über die kleinsten, deren drollige Streiche sie lustig erzählte. Unten erwartete sie der Müller, der, als er seine Tochter in Begleitung der beiden Herren kommen hörte, ihnen mit seiner kräftigen, das Gellapper seiner Räder übertönenden Stimme entgegen rief: „Bringen Sie mir den Deserteur, Herr Lieutenant? Krumm geschlossen, will ich hoffen! Morgen wird Standrecht gehalten, verlaß Dich d'rauf! — Guten Abend, Herr Pastor. Sehen Sie den vernünftigen Burschen —“ er meinte seinen Hund, welcher die Männer nicht angebellt hatte, sondern wedelnd an Rosinen in die Höhe sprang, „er kennt schon die richtige Parole, wenn er den jungen Herrn auch nur einmal gesehen hat. Nicht ein Weilschen eintreten, den Mond abwarten?“

Die Freunde dankten ihm jedoch und setzten ihren Weg, freundlich von ihm und seiner Tochter Abschied nehmend, fort. Nun erst schienen sie recht geneigt,

ihre Gedanken auszutauschen, es war als habe Rosine ihnen die Bahn dazu gebrochen. Der Pfarrer fragte Albrecht, ob er ihm über den Herrn von Rhonach zu viel gesagt?

„Ich habe ihn heute, offen gestanden, erst kennen gelernt,“ erwiderte Albrecht. „Du hast vollkommen Recht. Und Deine Schülerin, Dein Beichtkind! Du hättest mich besser auf sie vorbereiten sollen —“

„Sie ist ein liebes vortreffliches Kind,“ sagte der Pfarrer in einem Tone, welcher gegen den seines Freundes sehr kühl klang. — „Ich hoffe, daß sie zwischen der Mutter und ihren Geschwistern die liebende Vermittlerin sein wird, um endlich das Band schöner Innigkeit herzustellen. Du hast Dich nun vielleicht auch überzeugt, wie fern die Mutter sich ihre Kinder hält — es war nur der Wille des Vaters, welcher Leontine in unsere Gesellschaft brachte.“

„Um so dankbarer bin ich ihm dafür!“ rief Neideck. „Daß mich die Geständnisse, welche ich Dir schon abgelegt, fortsetzen und vervollständigen. Du bist ein geistlicher Herr und was mir noch höher gilt — der Herr Pastor mag es mir verzeihen! — Du bist mein Freund, ich werde Dir also eine fernere Beichte ablegen. Daß ich der Frau von Rhonach früher ein wenig den Hof gemacht, weißt Du schon, wenn Du mich auch noch nicht von diesem Vergehen absolvirt hast —“

„Albrecht, ich bitte Dich!“ unterbrach ihn der Pfarrer ernst. „Mit heiligen Dingen keinen Scherz.“

„Du hast Recht, ich vergesse zuweilen, daß Dir harmlose Worte, bei denen man sich nichts denkt, anders erscheinen müssen — übrigens weißt Du hoffentlich, daß ich nicht bei den Spöttern sitze. Wenn unsere zerfallene und zerfahrene Zeit uns einen Vortheil gebracht hat, so ist es, daß wir, die wir noch an Allem, was bisher für Recht und Treue gegolten hat, festhalten, wieder Gott den Herrn haben erkennen und bekennen lernen. Dies mein Glaubensbekenntniß, Ferdinand!“

„Ich danke Dir dafür und freue mich dessen. Was wolltest Du mir sagen?“

„Daß ich trotz der Abkühlung, welche durch Deine Erzählung von ihren acht Kindern über mich gekommen war, heute in der Nähe der Dame, der eine Fee das wunderbare Geschenk ewiger Jugend gemacht zu haben scheint, wieder in Gefahr gerieth, als Leontines Erscheinung ich möchte sagen heiligend und läuternd auf mich wirkte.“

„D halte dies Gefühl fest, Albrecht!“ rief der

Pfarrer freudig. Und er ließ sich eigentlich gegen seinen Willen zum Lobe seiner Schülerin hinreißen, welches Neideck mit lebhafter Theilnahme anhörte.

„Glaube darum aber nicht,“ sagte er dann, „daß ich zu den phantastischen Romantikern oder, noch schlimmer, zu den Damenhelden gehöre, die sich beim ersten Blick in jedes hübsche Mädchen sterblich verlieben. Ich gebe zu, daß Leontines Erscheinung einen plötzlichen und bezaubernden Eindruck auf mich gemacht hat, aber es wäre eine Thorheit, wollte ich mich ihm hingeben. Morgen sehe ich sie noch einmal, übermorgen oder doch gleich darauf sitze ich wieder im Sattel und sehe beide Friedheims wahrscheinlich in meinem Leben nicht wieder. Soldatenglück!“

Dem Freunde entging die Mischung von Scherz und Ernst, von tieferm Gefühl und dem ironischen Anknüpfen dagegen nicht und er hielt nur das Wort über Niewiedersehen dieser Gegend fest, das er auf sein eigenes Freundesrecht sich stützend bestritt. Neideck schien abbrechen zu wollen, denn er führte das Gespräch auf die jetzigen Verhältnisse hinüber, welche es ihm unerfreulich machten Neuen-Friedheim öfter zu besuchen.

„Diese Verhältnisse können sich ändern. Ich glaube nicht, daß der neue Besitzer das Gut lange behalten wird.“

„Gewiß nicht!“ versetzte Neideck. „Er wird ihm das Mark aussaugen und es dann einem Andern überlassen — das ist ja der gewöhnliche Lauf der Dinge. Aber darin liegt für mich kein Trost.“

„Wenn sich aber doch einmal eine Möglichkeit böte das Gut wieder zu erwerben?“

„Die hast Du mir abgestritten,“ erwiderte Neideck, „meine schönen Lieutenantsphantasien vom großen Loose, ungeahnten Erbschaften, indischen Kriegsschätzen und so weiter mit der unerbittlichen Wirklichkeit zu Schanden gemacht.“

Der Pfarrer schämte sich auszusprechen, welcher Gedanke auch ihm in diesem Augenblicke durch die Seele gegangen war und antwortete nur im Allgemeinen, daß zwar dergleichen abenteuerliche Möglichkeiten keinen reellen Werth hätten, daß ja doch aber in einfach natürlicher Weise eine Lebenswendung eintreten könne, welche ihm erlaube seinen Lieblingswunsch zu erfüllen.

„Du meinst eine reiche Heirath — vielleicht das Töchterlein des Herrn Meier, dafern er ein solches hat?“

„Herr Meier ist nicht verheirathet,“ erwiderte der Pfarrer kurz.

„Laß uns denn über die Sache nicht weiter sprechen! Ich werde es überwinden.“ Sie hatten unter dessen den Ausgang des Waldes erreicht und die weite Hochfläche lag im Lichte des Vollmondes vor ihnen; bald waren sie nun zu Hause, wo die Pfarrerin sie mit einiger Besorgniß über das ungewohnt lange Ausbleiben ihres Gatten erwartet hatte. Ihr, welche auch eine Pfarrerstochter war, erschien diese Freundschaft mit einem wilden Soldaten für ihren Mann beinahe unpassend, in den Augen der Menschen, fürchtete sie, müßte dieselbe ihm schaden. Wer weiß, wozu er dadurch noch verleitet werden konnte! Er erzählte ihr ohnehin zuweilen gern von seinen Studentenjahren — wenn auch nichts Unziemliches, doch allerhand von Bergfahrten und Zusammenkünften mit Comilitonen, die immer ihre Bedenken haben. Zum Glück wollte der Gast nur drei Tage hier bleiben, sie schämte sich, daß sie das ein Glück nannte, aber sie konnte sich nicht helfen.

5.

Reideck hatte versprochen sehr früh zu kommen, er capitulirte mit sich selbst, welche Stunde darunter wohl richtig verstanden werden könne. Während der Pfarrer die Dorfschule besuchte, ging er nach dem Gasthose, um selbst nach seinen Pferden zu sehen und seinen Diener die nöthigen Befehle zum Satteln zu geben, denn heute wollte er nicht zu Fuße in Altenfriedheim erscheinen, es lag eine kleine Eitelkeit darin, welche er dem Freunde, der sie ihm Schuld gab, offen einräumte. An der Thür des Wirthshauses begegnete er einer Frau von stattlicher Figur, deren echt großstädtische, elegant zu nennende Toilette ihn hier überraschte. Er grüßte sie und sie dankte ihm mit einem ebenfalls echt großstädtischen Augenaufschlage. Ihr freundliches Gesicht kam ihm bekannt vor.

„Wer war die Dame?“ fragte er die Gastwirthin, die er im Hausflur traf.

„Dame?“ wiederholte diese mit einer gewissen Geringschätzung. „Es ist die Wirthschafterin, die sich Herr Meier mitgebracht hat.“

Reideck fragte dann nicht weiter; bekannt konnte sie ihm nicht sein, wenn er sie vielleicht auch früher einmal gesehen hatte. Er gab seinem Diener die nöthigen Befehle und kehrte dann nach dem Pfarrhause zurück, um nun auch seinerseits Toilette zu machen, denn er wollte heute, wo er zu Tafel geladen war,

nicht wie gestern in der Interimsuniform, welche nur die Fußwanderung gerechtfertigt hatte, erscheinen.

„Hast Du gestern noch nicht Gold genug an Dir gehabt?“ fragte der Pfarrer, als Albrecht zum Abreiten fertig in das Zimmer trat. „Warum mit der Stahlhaube und diesem furchtbaren Reiter Schwerte als ob es zum Einhauen ginge?“

„Lieber Ferdinand, das ist Vorschrift,“ sagte Reideck. „Unterscheidet nicht jeder Spießbürger den Haus- und Bratenrock? Ich will mich aber außerdem auch den guten Leuten hier, die mich mit solcher Anhänglichkeit grüßen, noch einmal in meiner Waffenpracht zeigen; verzeihe mir die kleine Schwäche.“ Es lag so viel harmlose Selbstironie in seinem Tone, daß der Pfarrer lächeln mußte. Der Soldat, und nicht blos der junge, betrachtet nun einmal seine Uniform mit gewaltigem Stolze — die Welt muß sich vor ihm beugen und im Kriege geschieht es ja auch. Der Frau Helwing aber, wie sehr ihr auch die Pracht ihres Gastes gefiel, konnte doch dabei ein bedrückendes Gefühl nicht überwinden. Das paßte ja nimmermehr in ihr Haus. Vom Fenster aus — ihr Mann war mit Reideck herausgegangen — sah sie, wie der Offizier sich rasselnd in den Sattel schwang und erblasste vor Schreck, als das Pferd gleich hoch mit ihm aufbäumte und mit den Vorderfüßen in die Luft hieb, so daß der Diener nur rasch loslassen und zur Seite springen mußte, um nicht getroffen zu werden. Aber der Reiter bändigte das feurige Roß, daß es ihn im ruhigen Schritte von dannen trug, der Diener war rasch auf sein geduldigeres Pferd gestiegen und folgte dem Herrn, welcher langsam durch das Dorf hinabritt.

„Er will doch das Schloß seiner Väter noch einmal sehen, nenn auch nur von Außen,“ sagte der Pfarrer, als er wieder zu seiner Frau in das Zimmer trat. „Ich hätte gewünscht, er wäre wie gestern zu Fuße hinübergewandert.“

Albrecht hatte nicht den nächsten Ausgang des Dorfes, der ihn gleich auf die Fahrstraße geführt hätte, gewählt, sondern ritt durch die ganze Dorfstraße bis zu dem äußersten Ende, wo er hart an dem Thorwege des Herrenhofes vorüberkam und die Front des Schlosses übersehen konnte. Noch einmal wollte er einen Blick auf die Fenster thun, an denen er sonst, wenn er kam, gewöhnlich schon seine Mutter, wenn sie ihn erwartete, mit freundlichem Zuwinken erkannt hatte, während der Vater ihm oft sehr weit entgegengekommen war. Auch heute sah er an dem offenen Fen-

ster, an welchem er nun, statt in den Hof wie sonst einzubiegen, feldwärts gewendet, in geringer Entfernung vorüberritt, eine weibliche Gestalt stehen, die ihn mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete — es war die Wirthschafterin des neuen Besitzers und er warf nur einen flüchtigen Blick nach ihr, sah starr vor sich hin und setzte sein Pferd in stärkere Gangart.

Auf dem Felde, wie grüßte ihn Alles bekannt und vertraut, welche Erinnerungen knüpften sich an Alles, was er sah! Die herrlichen alten Eichen, einzeln auf der Fläche verstreut, standen noch und breiteten ihre mächtigen Zweige aus, unter denen er oft Schatten oder Schutz vor einem plötzlichen Regenguß gesucht hatte; an einer derselben, einen guten Büchschuß vom Wege, sah er zwei Männer stehen, welche sie prüfend von oben bis unten betrachteten — in einem derselben glaubte er Herrn Meier zu erkennen, dem er gestern begegnet war. Hätte er geahnt, daß derselbe eben die Zahl der Klaster schätzte, welche der prachtvolle Baum liefern könne und daß er bereits beschloffen hatte, diese todtten Kapitalien sämmtlich nutzbar zu machen und alle Eichen — einst der Stolz des Vaters — fällen zu lassen! Er trabte aber rasch vorüber und bemerkte nicht einmal das Hutlüften, mit welchem ihn Herr Meier von Weitem grüßte. — „Ein junger Mensch, Herr Hillemann,“ sagte der Gutsherr, indem er seinen Hut nach dem unerwiederten Gruße aufsetzte. — „Er ist mir nichts schuldig. Schließen wir unser Geschäft ab.“

Dazu kam es aber bei ihm nicht so leicht, denn auch der Holzhändler war ein vorsichtiger Mann.

„Ich habe den Herrn von Reideck gesehen,“ sagte die Haushälterin, als ihr Herr nach Hause kam.

„Habe auch die Ehre gehabt,“ erwiderte dieser. „Glückliche Reise!“

„Glauben Sie, daß er schon abgereist ist? Er war nicht im Marschanzuge, sondern im weißen Koller wie zur Parade.“

„Koller! Was thu' ich mit dem Koller? Weißt ja erstaunlich Bescheid im Dienst, Louise!“

Sie nickte und in der Art, wie sie dabei die Lippen aufwarf, daß ihre tadellosen Zähne zum Vorschein kamen, lag etwas Trotziges. — „Ich wollte, daß ich geblieben wäre, wo ich ihn kennen gelernt habe!“ sagte sie.

Er erwiderte darauf nichts, sondern schnitt sich gemächlich eine widerspenstige Cigarre zurecht. „Sehr schön aufgeputzt war der junge Herr,“ fing er dann wieder an, „und äußerst stolz herabschend auf alles

Erdengewürm, wie sein Colleague aus Wallensteins Lager. Wenn ich ihm meinen Rath geben sollte, würde ich ihm sagen, steigen Sie lieber ab, verkaufen Sie die theueren Pferde und gehen zur Infanterie, das wird Ihren Fonds angemessener sein.“

„Er wird Sie weder um Rath, noch um eine Beisteuer zu seinen theuren Pferden bitten,“ versetzte Louise.

Herr Meier blinzelte sie an und lachte. — „Ich werde heute Nachmittag einen längst schulbigen Besuch in der Nachbarschaft machen,“ sagte er hierauf, den Gegenstand wechselnd.

„Bei Herrn von Rhonach, nicht wahr?“

„Du weißt gleich Alles, Louise! Ja, ich möchte mir einmal die hübsche Bolière ansehen. Denke Dir, was mir Hillemann erzählt hat. Die Frau von Rhonach, welche gern jung sein will, so lange es irgend möglich ist — und wer möchte das nicht, Louise? Wir beide auch! — die hält sich ihre vielen Kinder ganz vom Leibe, sie hat acht, wie ich Dir schon erzählte, drei Fräulein und fünf, sage fünf, Junfer, die kleine Müllerin hat es mir vertraut. Die Kinder dürfen fast gar nicht zum Vorschein kommen, haben ihr eigenes Haus und ihren Kindergarten, wenn auch keinen Fröbelschen, sonst wäre dort ein hübscher Posten als Kindergärtnerin, was meinst Du, Louise? Nun, nun, Du nimmst gleich Alles übel. Ich wollte nur sagen, dies ganze Etablissement, das übrigens ganz allerliebste sein soll, wie mir Hillemann sagt, nennen sie in der Nachbarschaft die Rhonachsche Bolière und die will ich mir heute einmal ansehen. Es muß sehr niedlich sein.“

„Sie wollen auf die Brautschau gehen, Herr Meier,“ versetzte Louise trocken.

Er lachte wiederum und dies Mal überaus wohlgefällig, wobei er den Rauch seiner Cigarre künstlerisch zu gestalten suchte. „Wenn ich doch einmal heirathen muß, der soliden Fundirung wegen, warum nicht hier so gut als anderswo?“ Er bemerkte nicht, mit welchem bitter ironischen Gesicht Louise von ihrem Platze am Fenster zu ihm hinüber blickte, sonst würde er sich beleidigt gefühlt haben, gleich darauf stand sie auf und verließ das Zimmer.

In Alten-Friedheim erwartete man ihn freilich nicht, dagegen war Herr von Rhonach verwundert, daß Reideck so lange ausblieb, er selbst hatte die Einladung früh zu kommen fast wörtlich verstanden. Frau von Rhonach lächelte, als sie ihn wiederholt nach dem Parke ausblicken sah, von wo er den Gast, des nä-

hern Pfades wegen, wiederum erwartete; ihr Lächeln hatte aber nicht den heitern strahlenden Charakter, der ihr sonst eigen war, es schien eher ein erzwungenes zu sein. Ihr Gemahl war nur nicht gewohnt ihre Züge und was sich darin aussprach zu studiren, sonst würde er heute von einem fremden Ausdrücke, den sie ihm gegenüber nicht zu beherrschen für nöthig hielt, überrascht worden sein. Es war aber ein anderes Auge, das zärtlich — wenn auch in unerwiderter Liebe — ihre Züge bewachte und dies Auge bemerkte nur zu wohl, daß die Mutter heute zuweilen traurig, zuweilen finster und feindselig blickte, — und Leontinens Herz erbebt, daß es nicht fragen dürfte, warum?

Frau Rhonach war heute etwas sorgfältiger gekleidet, doch nicht so, daß es irgend auffallen konnte, ihr feiner Geschmack bewährte sich auch darin; Leontine dagegen hatte auf ausdrückliche Weisung ihres Vaters ihr gewöhnliches Hauskleid nicht mit einem andern vertauscht. Wer heute Mutter und Tochter verglich, hätte vielleicht der erstern den Preis der Schönheit zuerkannt. Reideck hatte Recht, wenn er von ewiger Jugend gesprochen hatte, er wußte nur nicht, was dies von den Frauen so hoch geschätzte und doch so gefährliche Geschenk sichern kann.

Da sprengte er ein. Der Hufschlag rief Rhonach an das Fenster: „Wahrhaftig! Und in Gala!“ sagte er mit einem Tone leichten Verdrusses. „Um so lieber ist es mir, daß er uns Alle ungeschmückt findet.“

Er ging ihn zu empfangen. Frau von Rhonach war auch an das Fenster getreten und sah wie der schöne Mann auf seinem brausenden Pferde in stolzen Sprüngen vor das Portal sprengte und sie schon von Weitem erkennend mit tiefer Verneigung vom Sattel aus grüßte; hinter der Mutter halb verborgen lauschte Leontine und der Reiteroffizier, der sich seiner Vorzüge — wir können ihn nicht freisprechen — leidlich bewußt war, würde doch eine kleine Demüthigung erfahren haben, daß es mehr Neugier als Bewunderung war, mit welcher ihm Leontine entgegenschaut und daß sein Roß, sein blanker Helm und weißer Koller sie mehr beschäftigte als seine eigene Person, ja daß ihr dies weiße Reiterkleid nicht einmal gefiel — ein ungebildeter Geschmack, ganz gewiß, aber Leontine war ja fern gehalten von allem, was den Geschmack bilden und in moderner Weise ausklären kann.

Erst als er mit dem Vater eintrat und die Mutter, die ihn mit der vollendeten Anmuth einer Dame von Welt empfing, begrüßte, dann aber sein schwarzes

Auge und sein Wort an Leontinen richtete, hatte diese für seine Person einen Blick und wurde plötzlich befangen. Sie erwiderte seinen Gruß links, wie es dem Vater unlieb war zu bemerken, sie fühlte, daß ihr Blut in die Wangen stieg und das machte sie verlegen. Gestern war sie gegen ihn so unbefangen gewesen — sie wußte ja schon von ihm, er war ihr ein halber Bekannter, wenn sie ihn auch noch nie gesehen, denn Rosine hatte oft genug von ihren Kinderjahren und dann auch immer von Junker Albrecht erzählt, der zwar viel älter als sie gewesen, aber doch oft, wenn er mit dem Sohne des alten Pfarrers, der nun als Nachfolger seines Vaters selbst der Herr Pfarrer drüben war, die Rhonmühle besucht hatte. Was fiel ihr denn aus diesen Erzählungen auf einmal ein, das sie verlegen vor Albrecht machte? Dieser mußte es zwar auch bemerken, aber er fand es natürlich; mädchenhafte Blödigkeit war ihm, der überall sicher auftrat, oft genug begegnet und Leontine war mit der lieblichen Rosengluth auf den Wangen und den tiefgesenkten Augenlidern noch reizender als gestern — er schonte sie und wandte sich gleich wieder zur Mutter, welche das Zucken, das um ihren Mund bei der Begrüßung Leontinens verrätherisch geblitz, schon beherrscht hatte. Sie bat ihn, sich für den Tag nun ganz zu Hause bei ihnen zu betrachten, und ihr Gemahl, der ihm einen Vorwurf über sein spätes Kommen und Ceremoniell seiner courmäßigen Erscheinung machte, forderte wenigstens, daß er Schutz- und Truxwaffe, Helm und Pallasch, sofort beseitige. „Wenn ich Sie in dieser formidablen Rüstung meinen Kindern zuführe,“ scherzte er, „so glauben sie, welche dergleichen nur in Bilderbüchern gesehen haben, der Feind bricht ein.“

„Ich hoffe, Sie werden mich den Herrschaften recht bald vorstellen,“ sagte Reideck, indem er ablegte.

„Kommen Sie!“ erwiderte Rhonach. „Leontine, wir betreten Deine Domaine, mache die Honneurs.“

Frau von Rhonach blieb zurück. Sie mochte Anderes zu thun oder sonst irgend einen Anlaß dazu haben, es wäre Reideck gar nicht aufgefallen, wenn er nichts weiter von ihr gewußt hätte. Daß sie aber nicht einmal ein Wort sagte oder ihr Gemahl in leichter Weise einen Grund angab, warum sie dem Gaste nicht selbst ihre Kinder zeigte, auf welche sie doch stolz sein konnte! Indessen! Es gab einst, wie jüngst erschienene hochwichtige Denkwürdigkeiten berichten, im Heere einer nichtdeutschen Großmacht einen General, der zu den höchsten Würden gestiegen war, ohne wäh-

rend seiner von Kriegen erfüllten Dienstzeit je im Feuer gewesen zu sein — dieser General besaß eine so grenzenlose Feigheit, sagen jene Memoiren, daß es in der ganzen Armee bekannt war und sich gar nicht verheimlichen ließ, er gab es als eine nicht zu ändernde Thatsache zu, die er auf sein unglückliches Nervensystem schob. Warum er dann aber in der Armee geduldet und nicht in eine Lage versetzt wurde, die seinen Nerven wohlthuernder war, bleibt für deutsche Begriffe räthselhaft. An diesen längst verstorbenen General mußte Reibek denken. Wie dessen Feuerscheu war die Abneigung der Frau von Rhonach vor Kindern, ihre eigenen nicht ausgenommen, allbekannt und es wäre eine vergebliche Mühe gewesen, hier noch das Gegentheil zu affectiren. Sie blieb auch so ruhig und unbefangen zurück als ob es sich von selbst verstehe. Sollte diese Unnatur aber bleibend sein, nicht einst eine Stunde kommen, wo sie wie hartes Eis vor dem Strahle der Frühlingssonne schmelzen und doch endlich der Mutterliebe den Platz räumen mußte? Wie konnte sie schon vor Leontinens zärtlichem Blicke bestehen? Reibek hatte diesen wohl bemerkt, wie er die Mutter bittend aufzufordern schien und doch vergebens!

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Aus R. Schumanns Jugend.) Die zweite diesjährige Nummer dieses Blattes erzählte uns ganz anmuthig von Vorträgen des Knaben Mendelssohn bei Goethe, und wie Bergers liebster und hoffnungreichster Schüler sogleich a prima vista mit Anbringen und Unterlassen gewisser Triller ein so richtiges, gewöhnlich nur reiflicher Ueberlegung folgendes Urtheil gezeigt habe.

Hierbei fiel mir eine dieser sehr ähnliche Anekdote von Robert Schumann ein, wobei ich das Wort „Anekdote“ in seiner wahren Bedeutung zu nehmen bitte; es heißt ein Ereigniß, welches zum ersten Male in Druck kommt. — Als Schumann sich — nicht in Zwickau, sondern in Schneeberg — 1824 zum ersten Male öffentlich hören lassen wollte, ersuchte er mich (Geschäftsverhältnisse verbanden mich seinem Vater und seinem Bruder Karl) hierzu mein Pianoforte in den Saal der Maurerloge schaffen zu lassen. Nun wußte ich zwar, daß Robert, trotz seiner 13jährigen Jugend, schon ein gewandter Clavicinist und von seinem tüchtigen Lehrer Kuntzsch frei gegeben sei, da er ihm nichts weiter zu sagen wisse; indessen blieb mir ein öffentliches Auftreten doch etwas bedenklich, ich beschloß, ihm erst einigermaßen auf den Zahn zu fühlen, ergriff ein

Heft Beethovenscher Sonaten (aus der Hinterlassenschaft des um die deutschen Musikfeste so verdienten Cantors Sauppe) und schlug aufs Geradewohl auf, mir vorzuspielen zu lassen. Zufällig betraf es den schönen Trauermarsch aus Ges-moll, op. 26, der noch jetzt jedes Concertpublikum allhier bezaubert. Diesen aber mit seinen 7 b Vorzeichnung und seiner heftig abspringenden Modulation a prima vista abzuspielen, ist nicht eben leicht, war jedoch dieses dem Knaben, der auch bei einer unrichtig gestochenen Stelle (es fehlte da ein b zum nöthigen Doppel-b) sogleich richtig spielte. Meinem Lobe nach dem Schlusse fügte ich nun, der Prüfung halber, den Tadel bei: hier habe er falsch abgesehen. O nein, meinte Robert, so kann es nicht richtig sein — da klinge es ja nicht! Dies genügte mir, ich bedachte, wie vielleicht mancher Capellmeister erst würde die Note so abgesehen haben, wie sie da stand und nur dann erst sich des Nöthigen besonnen haben. Gern ließ ich ihm nun mein Clavier (es steht noch heute hier in meinem Dachstübchen) und das erste, was Robert öffentlich vortrug, war ein Fiedelsches Concert, dem er auch eine Polonaise aus meiner Feder hinzufügte, auf welche ich jedoch damit nicht eben Werth gelegt haben will. Dresden. Albert Schiffner.

(Emmy Harte.) Unter den zahlreichen Trinkhäusern am Ostende der Stadt London in der Nähe des durch die Themse gebildeten Hafens und der Docks hatte um das Jahr 1780 keines so großen Zulauf von Matrosen als die Sailors Tavernne des Mr. Plummer, obgleich das Haus, in welchem diese Tavernne fast das ganze Erdgeschloß einnahm, sich nicht durch besondere Annehmlichkeit oder Eleganz auszeichnete, sondern schon halb verfallen war. Die Anziehungskraft übte auch nicht der dicke wohlhabige Wirth, Mr. Plummer, aus, sondern sein Schenkermädchen, das Mutter Natur mit einer wahrhaft wunderbaren Schönheit ausgestattet hatte. Die ganze Matrosenwelt der Handels-, wie der Kriegsmarine Englands huldigte ihr, aber in einer so rücksichtsvollen Weise, die für die Selbstachtung des jungen, kaum 18 Jahre alten Mädchens das beste Zeugniß gab. Ihr Aufenthalt war das sogenannte Blisset, das ein leichter Breterverschlag von dem großen Trinkzimmer abstrennte, von wo aus sie an die Gäste mit stets geschäftiger Hand die verschiedenen Erfrischungen vertheilte und Niemandem wäre es gerathen gewesen, sie durch ungebührliche Worte oder Handlungen zu beleidigen, die gesammten Gäste hätten an dem unberufenen Störer eine schnelle Justiz vollstreckt. Emmy Harte, so hieß das Wunder von einem Schenkermädchen, war von sehr dunkler Herkunft. Als Kind einer irischen Dienstmagd, deren Namen sie trug, war sie nach dem frühen Tode ihrer Mutter als Kinderwärterin von einer Familie in Harwarden aufgenommen worden, dann hatte sie Magdebienste bei einem Kaufmanne übernommen, bis endlich Lady Kandorphe, durch ihre außerordentliche Schönheit auf sie aufmerksam geworden, sie als Kammerjose nach London nahm. Doch auch in diesem Verhältnisse sollte sie nicht lange bleiben. Die alte Dame hatte es vielleicht gut mit dem jungen Mädchen im Sinne, bemerkte vielleicht die reichen Anlagen, die Emmy noch

unausgebildet in sich trug und wollte ihr einige Ausbildung geben. Doch Emmy waren die fortdauernden Ermahnungen zur Last; sie wollte ihr Leben genießen, wie man zu sagen pflegt, und da dies unter den bestehenden Verhältnissen nicht wohl anging, wenigstens in der Einbildung genießen. Sie las außerordentlich gern Romane und Lady Mandorphe haßte diese Lectüre.

Das Resultat, das aus diesen widerstrebenden Neigungen erfolgen mußte, war leicht vorauszu sehen. Die alte Dame schickte die ungehorsame Jose fort und Emmy sah sich plötzlich in dem großen London allein, ohne Mittel und ohne Freund. So fand sie Mr. Plummer und warb sie für sein Geschäft, dem sie schnell einen großen Aufschwung gab. Emmy zeigte sich in ihrem neuen Verhältnisse sehr verständig und klug. Was ihre geheimen Neigungen sein mochten, sie wußte die Gäste der Sailors Laverne in gewissen Schranken zu halten und eine Achtung zu erzwingen, die man sonst nicht gegen hübsche Schenkmädchen beobachtet. Ihr Sinn strebte nach einem höhern Ziele. In ihren Träumen sah sie sich von Reichthum und Luxus umgeben und im Wachen überlegte sie, wie sie diese Träume verwirklichen könne. Daß ihre Schönheit ihr den Weg zu bahnen vermöge, ward sie bald gewahr, denn einzelne Offiziere, die von dem Rufe ihrer Schönheit vernommen, fanden sich bei Mr. Plummer ein und warben um ihre Gunst mit solchem Eifer, daß sie nicht undeutlich verriethen, sie könnten den Preis ihres Besizes selbst mit ihrer Hand bezahlen. Aber sie waren alt und häßlich und Emmy wollte Jugend, Schönheit und Reichthum.

Besser gefiel ihr ein Steuermannsmate, Francis Ellins, der zwar nur der Handelsmarine gehörig und der Sohn armer Eltern, doch bereits gezeigt hatte, daß er Ehrgeiz und Kraft in sich trage, auf der niedrigen Stufe nicht stehen bleiben zu wollen, auf die das Geschick ihn gestellt hatte. Durch seinen Fleiß und durch eigenes Talent war er vom dürftigen Schiffsjungen bis zu seinem jetzigen Range emporgestiegen und stand im Begriffe das Steuermannsexamen zu machen, dessen günstiger Erfolg ihm die Würde eines Capitains in nicht allzu fernem Ausblicke stellte. Seine feinen Manieren hatten Emmy zunächst für ihn eingenommen, die zarten Huldigungen, die er ihr darbrachte, hatten den günstigen Eindruck gesteigert und nach einjähriger Bekanntschaft hatten Beide das Geständniß gegenseitiger Liebe ausgetauscht und beschlossen gleich nach glücklich überstandnem Examen sich zu heirathen, denn Emmy war der dienenden Stellung, die sie einnahm, herzlich überdrüssig und glaubte mit Hilfe ihrer Ersparnisse leicht die Zeit überstehen zu können, bis Francis eine gute Stelle bei der Handelsmarine erlangt haben würde. Die größere Vertraulichkeit, die sich Francis gegen Emmy erlaubte, wenn er sie auch so viel als möglich zu verbergen suchte, war von den Gästen des Mr. Plummer nicht übel aufgenommen worden; das zärtliche Verhältniß stand, so weit es von ihnen geahnt oder durchschaut wurde, gewissermaßen unter ihrem Schutze.

Nur ein Gast, der sich in der letzten Zeit öfter in der

Sailors Laverne eingestellt und seine wachsende Neigung zu Emmy gar nicht verheimlicht hatte, schien, sobald er es bemerkte, nichts weniger als zufrieden damit. Es war der Hochbootsmann Padderson von der königlichen Fregatte Audacious, die eben zu einem Zuge in die indischen Gewässer ausgerüstet wurde. Eben hatte Francis wieder eine Unterredung mit Emmy gehabt und beide hatten ihre Hoffnungen und Wünsche ausgetauscht, als Padderson mit mehreren Matrosen in die Schenkstube trat und sogleich auf das Büffet losstürzte, von dem sich Francis so unbemerkt und schnell als möglich entfernt hatte. Stolz und im Bewußtsein eines sichern Erfolgs schritt Padderson an ihm vorüber und theilte der schönen Emmy ohne große Umschweife mit, daß er sich entschlossen habe ihr seine Hand anzubieten. Er glaubte vielleicht, das junge Mädchen werde diesen ehrenwerthen Antrag mit Entzücken annehmen, erfuhr aber die Kränkung, daß sie dankend zwar, aber entschieden ihn zurückwies. Grollend zog er sich zurück, aber der Groll hatte ihn auch hellsehend gemacht und ihn in Francis Ellins den Nebenbuhler sehen lassen, der zwischen ihm und der Erfüllung seiner Wünsche stand. Er beschloß ihn zu beseitigen; ein Preßgang, der dem Audacious noch in dieser Nacht die fehlende Mannschaft zuführen sollte, mußte ihm dabei helfen. Aber Emmy durchschaute seine Gedanken und um ihren Geliebten zu retten, verbarg sie ihn in ihrem Stübchen. Es half ihr freilich nichts, denn mit Gewalt ward die Thür ihres Zimmers erbrochen und Francis gefesselt aus ihren Armen gerissen; aber dieser Abend entschied über ihr ganzes künftiges Leben. Auf den gutmüthigen Rath des den Preßgang befehligen Offiziers eilte sie am folgenden Morgen an den Bord der Fregatte, um den Capitain zur Losgebung ihres Geliebten zu bewegen. Ihre Bitten waren umsonst, aber bei dieser Gelegenheit sah sie den Capitain Sir John Willet Payne, einen reichen für Frauenschönheit sehr empfänglichen Mann. Erst staunte er über die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens, die Alles übertraf was er bisher gesehen, dann faßte ihn Mitleid und er beschloß ihr, wenn möglich, zu helfen. Das Losgeben eines unter diesen Umständen gepreßten Matrosen, besonders da die Zahl der nöthigen Mannschaft schon überschritten war, konnte keine großen Schwierigkeiten haben. Leider aber wurde die menschenfreundliche Absicht des Capitain Payne dadurch unmöglich gemacht, daß der Audacious noch am demselben Tage den Befehl erhielt, unverweilt auszulaufen. Besser glückten dem Capitain seine anderweiten Absichten auf das Mädchen. Er wußte die Grundschwächen ihres Charakters, Vergnügungssucht, Eitelkeit und Puzsucht so gut zu fassen, daß sie nach kurzer Zeit Francis vergaß und mit dem Capitain Payne ein Verhältniß einging, das nicht zu den ehrenhaften gezählt zu werden pflegt.

Wir haben hiermit die ersten Jugendentheuer der später so berühmt oder berüchtigt gewordenen Lady Emmy Hamilton erzählt, die achtzehn Jahre später eine so traurige Rolle in der neapolitanischen Revolution übernahm und auf den edlen Charakter des Admiral Nelson einen so dunkeln Flecken

warf, als sie ihn überredete, den Vertrag des Cardinal Ruffo mit den Aufständischen in Neapel zu brechen. Wir folgten dabei einer Erzählung, des Grafen Grabowsky in seinen „Historischen Bildern“ (Berlin, Alb. Bloch.) — r.

(Die Nationalitäten im praktischen Leben.) Die in Wien erscheinende „Morgenpost“ theilt eine Anekdote mit, die eine um so treffendere Satyre auf gewisse närrische Uebertreibungen in politischen Nationalitätsfachen ist, als sie der ausdrücklichen Versicherung, des genannten Blattes zufolge auf Wahrheit beruht. „Ein hiesiger Kaufmann, der mit einem ungarischen seit einer Reihe von Jahren schon in Geschäftsverbindung stand, erhält dieser Tage von dem Geschäftsfreunde einen Brief, den der Briefträger nur mit Mühe an die sonst wohlbekannte Adresse zu bringen vermochte, weil die Adresse diesmal ungarisch geschrieben war. Der Kaufmann öffnet dieses Schreiben, bleibt aber ratlos vor demselben stehen, denn auch der ganze Inhalt ist ungarisch, während die ganze frühere Geschäftscorrespondenz in deutscher Sprache geführt worden war, und der Briefempfänger kein Wort ungarisch versteht. Er eilt zu einem Bekannten und dieser verdolmetscht ihm das Schreiben dahin, daß der ungarische Geschäftsfreund ihm zum neuen Jahr Glück wünsche und auch fernerhin die Verbindung mit ihm aufrecht zu erhalten gesonnen sei, weshalb er denn gleich wieder eine Bestellung mache. Aber, wie gesagt, das Alles in ungarischer Sprache. Unserm Kaufmann, der Anfangs scheel genug darcin geschaut, kommt eine Idee. Er geht nach Hause und antwortet Jenem — böhmisch. Der ungarische Brief, schreibt er, habe auch in ihm das Nationalgefühl rege gemacht. Er sei Tscheche und schreibe deshalb in seiner Muttersprache. Er wisse recht wohl, daß der Andere die tschechische Sprache nicht verstehe und den Brief eben so wenig werde lesen können, wie er den ungarischen, — aber er sei seiner Nationalität schuldig, dem gegebenen Beispiele zu folgen. Die Rückantwort des Ungarn ist noch nicht eingetroffen.“ — r.

(Künstlereifersucht.) Braun von Brauntal theilt in seinem historischen Romane „Napoleon I. in Wien“ einen erschütternden Fall mit, wie selbst das geheiligte Band der Natur die Eifersucht zwischen Künstlern von gewaltsamen Handlungen nicht zurückzuhalten vermag. Zwei Brüder Kuniger, aus der Schweiz gebürtig, lebten im Jahre 1809, zur Zeit, als Napoleon I. Oesterreichs Hauptstadt zum zweiten Male besetzt hielt, in Wien, um sich an der dasigen Akademie in ihrem Fache, der Bildhauerei, weiter auszubilden. Sie besaßen beide entschiedenes Talent und hatten sich bereits durch plastische Arbeiten, besonders durch kleine vortrefflich modellirte Wachsportraits, rühmlich bekannt gemacht. Man weiß, daß während des Aufenthaltes des Kaisers Napoleon in Schönbrunn die dort abgehaltenen Paraden und Revuen eine Menge von neugierigen Wienern nach diesem Lustschlosse lockten. Auch die beiden jungen Künstler begaben sich einst dahin, um das Portrait des Kaisers zu modelliren und dadurch sich vielleicht er-

höhten Ruhm zu erwerben. In wenigen Minuten hatten sie mit kunstgeübter Hand das Portrait des Gewaltigen vollendet, aber jeder in anderer Art. Der ältere Bruder hatte den Kaiser im Stile der damaligen Zeit antik dargestellt, einen Lorbeerkranz um das Haupt geschlungen, während der jüngere den Kaiser so formte, wie er ihn sah, in Uniform und mit dem „historischen“ Hute auf dem Kopfe. Die jugendlichen Künstler — der eine zählte 19, der andere 17 Jahre — waren bemerkt worden und nach abgehaltener Revue sahen sie sich von einer Menge französischer Offiziere umringt, die ihre Kunstwerke betrachteten und die Künstler mit enthusiastischen Lobspriechen überhäufeten. Das größte Lob ward aber dem Jüngern zu Theil, weil seine Auffassung durch ihre Neuheit frappirte. Auch Marschall Duvoc hatte die Kunstwerke gesehen und bewundert und sprach mit dem Kaiser darüber. Napoleon läßt die beiden Brüder vor sich führen, fragt nach ihren Namen und endlich auch, ob sie nicht Lust hätten, ihre Studien in Paris zu vollenden. Die jungen Künstler schwiegen, denn wenn sie auch Lust haben den Antrag anzunehmen, so hindert sie doch ihre Mittellosigkeit an seiner Ausführung. Napoleon errieth sie und setzt beiden eine Jahrespension von 600 Fres. für Leben aus, wie er ihnen auch die Reisekosten verspricht. Wer war froher als die Brüder Kuniger! Sie können kaum ihren Dank in Worte fassen. Angelommen in Paris, wohin ihnen ihr Ruf schon vorausgeeilt ist, sehen sie sich von Künstlern und Kunstfreunden umringt, die ihre Portraits des Kaisers bewundern wollen, und zahlreiche Bestellungen zur Vervielfältigung derselben werden ihnen angetragen. Aber wieder ist es die realistische Auffassung des Jüngern, die den Vorzug erhält. Der ältere Bruder steht sich zurückgesetzt, fühlt sich gekränkt und die bitterste Stimmung gegen seinen glücklichen Bruder bemächtigt sich seines Herzens. Zwischen den Brüdern, die sich bisher mit der innigsten Liebe zugethan waren, tritt allmählig Kälte und Zwietracht ein und nach wenig Wochen hatte sich die frühere Liebe in den bittersten Haß verwandelt. Sie bewohnten ein gemeinsames Local und bald hörten ihre Nachbarn den heftigsten Wortwechsel. Plötzlich verstummte derselbe und mehrere Tage lang blieb das von den jungen Künstlern bewohnte Zimmer lautlos still; aber beide ließen sich auch nicht mehr sehen. Das erregte endlich Verdacht, man machte Anzeige bei den Behörden, die Thür zur Wohnung wurde erbrochen und der grauenhafteste Anblick bot sich den Eintretenden dar. Der jüngere Kuniger lag todt auf dem Boden in vertrocknetem Blute, neben ihm ein Bildhauerhammer. Ein Stück Papier, das auf dem Tische lag und mit zitternder Hand in höchster Eile beschrieben war, sprach in halb wahnsinnig zusammengeworfenen Ausdrücken von der herzerreißenden Neue des Mörders, des ältern Bruders, von seiner Verzweiflung und seinem Entschlusse, seinem verfluchten Dasein ein Ende zu machen. Und wirklich warf schon nach einigen Tagen die Seine unweit Paris den Leichnam des Brudermörders aus. — r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Alten das Beste.

Friedheim.

Novelle

von

Gerud von Gusek.

(Fortsetzung.)

Durch einen bedeckten Säulengang zwischen geschmackvollen Gartenanlagen war das kleine Haus, welches die Kinder unter der Obhut einer treuen Erzieherin bewohnten, mit dem Schlosse verbunden. Albrecht wußte nicht, welchen Spottnamen man ihm in der Nachbarschaft gegeben hatte, aber er hätte auch dessen wahren Grund gleich erblickt. An dem Ende des Säulenganges, wo derselbe sich an das Nebenhaus schloß, war wirklich eine geräumige Volière, von Draht umspannen, angebracht, in welcher sich auf immergrünen Bäumchen eine große Schaar von Vögeln aller Gattungen lebendig tummelte; mitten unter ihnen saßen zwei Eichhörnchen und unten, wo natürlicher Rasen gelegt war, in welchem ein kleines Bassin mit Wasser gefüllt und mehrere große Futternäpfe eingegraben sich zeigten, lag breit eine junge Schildkröte. Reideck blieb einen Moment stehen, sich an dem hübschen Anblicke zu ergötzen und Leontine machte ihn auf mehrere ihrer Lieblinge aufmerksam.

Der Vater führte seinen Gast nun in das Zimmer, wo er nur die beiden jüngsten Mädchen, nied-

liche Zwillinge, mit ihrer Wärterin traf. Leontine war zu der Gouvernante gegangen, bei welcher die Knaben eben Unterricht hatten. „Meine beiden Aeltesten,“ sagte Rhonach, „sind nicht mehr im Hause, ich habe sie auf ein Gymnasium gebracht, wo sie etwas Tüchtiges lernen sollen, ehe ihr Beruf entschieden wird. Im Alter folgen sie auf Leontinen, der eine vierzehn, der andere zwölf Jahre oder etwas darüber. Sie werden gleich meine andern drei Duden sehen — eine ununterbrochene männliche Descendenz zwischen Leontinen und diesen beiden Kleinen.“

Leontine erschien mit ihnen; die Erzieherin war aus einem richtigen Gefühle in ihrem Zimmer geblieben. Die Knaben stuyten bei dem Anblicke des Offiziers, dessen Uniform und persönliche Stattlichkeit ihnen imponirte, dann aber sprangen sie fröhlich zu ihrem Vater, dessen Kommen ihnen eine willkommene Pause in ihren Studien verschafft hatte. Albrecht sah, wie hier das schöne und zutrauensvolle Verhältniß herrschte, das er selbst in seiner Kindheit nicht anders gekannt hatte. Herr von Rhonach nannte ihm die Namen und das Alter der Knaben, sie reichten ihm ohne Blödigkeit die Hand und beantworteten Fragen, die er freundlich an sie richtete; Leontine beschäftigte sich unterdessen mit den Zwillingen, die mit großer Zärtlichkeit an ihr zu hängen schienen. Wie hätte es auch anders sein können? Sie ersetzte ihnen ja die kalt sinnige Mutter.

Da öffnete sich noch einmal die Thür und nicht die Gouvernante erschien, welche Reideck erwartet hatte,

sondern Frau von Rhonach. Die Kinder alle, auch Leontine, geriethen in freudige Bewegung, Albrecht, so wenig er seelenkundig war, sah, daß es ein seltenes Ereigniß war. Sie selbst aber lächelte liebevoll, wie nur die zärtlichste Mutter ihren Kindern zulächeln kann, nicht das schärfste Auge hätte mißtrauisch sein können, ob dies Lächeln nicht erkünstelt sei — sie liebte die Kleinen, welche sich an sie drängten, hob eine nach der andern auf und küßte sie, den Knaben sagte sie freundliche Worte.

„Nun, Herr von Reideck?“ wandte sie sich dann mit heiterm, sanft geröthetem Gesicht an diesen. „Ich habe Sie nie gelangweilt mit Erzählungen von den lieben Kleinen — kann ich aber nicht eine glückliche Mutter sein?“

„Sie sind es, gnädige Frau!“ rief Albrecht, wohlthuend angesprochen von ihrem Tone. „Ich freue mich wahrhaft!“

Rhonach öffnete die Thür, welche aus dem Zimmer gleich in den Garten führte. Hier war es duftig und frisch, hohe Bäume gaben dem geräumigen Spielplatz auf dem Rasen Schatten, trockene Kieswege führten zu einem großen Rondel, in dessen Mitte ein weitgespannter Pavillon stand.

„Die maison de refuge für den Segen!“ sagte Rhonach. „Aber Sie werden genug haben, mein edler Freund. Eltern haben die Schwachheit zu wahren, daß sich Jedermann für ihre Sprößlinge und ihre Angelegenheiten interessiren muß, ich behandle Sie, wie ich zu meinem Schrecken bemerkte, als wären Sie ein angehender Pädagog und Informator. Ein Erzieher sind Sie freilich auch, ein militairischer Erzieher für junge Soldaten. Wäre unsere allgemeine Volkserziehung überall in Händen, wie die Ihres wackern Freundes Helwing, so brächten die Rekruten, sollt' ich meinen, schon ein gut Theil Zucht und feste Treue mit — aber hier gerathe ich wieder in unpolischen Conflict mit den Männern der Zeit, welche nichts davon wissen wollen, daß sich der Pfarrer um den Schulmeister kümmert. Gewerbefreiheit auch für die Kirche und Schule!“

Reideck folgte seinem Wirth während dieser Reden, zu denen er auch seine Ansichten gab, wieder nach dem Hauptgebäude des Schlosses, die Mutter blieb noch bei den Kindern zurück. Die Welt that ihr nach dem, was Albrecht eben gesehen hatte, wohl Unrecht, urtheilte wie immer nach dem Scheine, wenigstens übertrieb sie Alles und er glaubte selbst seinen Freund nicht davon frei sprechen zu können. Ferdinand war

überhaupt in seiner frühern Duldsamkeit, wie Reideck meinte, sehr zurückgekommen, er richtete jetzt oft so streng! Freilich konnte auch umgekehrt Reideck sehr fortgeschritten sein, das bedachte er aber nicht.

„Haben Sie viel Umgang mit Ihrer Nachbarschaft?“ fragte er, als er mit Rhonach noch eine Promenade durch die nächsten Anlagen machte, wozu er sich erst, um die Vögel nicht zu erschrecken, wie er scherzte, von seinem Diener hatte die Feldmütze bringen lassen.

„Nein, lieber Reideck,“ erwiderte Rhonach. „Sie kennen wahrscheinlich alle Familien, mit denen ich etwa Umgang pflegen könnte und ich stoße vielleicht bei Ihnen an, wenn ich erkläre, daß ich keine einzige darunter gefunden habe, mit der ich mich näher befreunden möchte. Es mag an uns liegen, ich gebe es zu. Wir sind hier ganz fremd hergekommen, aus einer Landschaft, wo eine von der hiesigen völlig verschiedene — wie soll ich sagen? Menschheit wohnt, wir haben uns noch nicht acclimatiziren können. Es ist sehr viel über uns gesprochen worden, auch Sie, lieber Herr von Reideck, werden vielleicht schon manches Urtheil gehört haben, das Sie nach unserer frühern Bekanntschaft, hoffe ich, befremdet hat. Ich denke, das wird uns nicht schaden, aber verübeln Sie es uns nicht, daß wir uns nicht angezogen fühlen, wo wir nur Freundlichkeit ins Angesicht und Schmähsucht hinterm Rücken zu erwarten haben.“

Reideck pflichtete ihm bei und erklärte, daß auch seine Eltern, obgleich aus einem seit Jahrhunderten hier angesessenen Geschlechte, doch in letzter Zeit, wo viele Güter der Nachbarschaft in rasch wechselnden Besitz gekommen, zuletzt wenig Umgang gehabt. „Wär's noch wie in alter Zeit gewesen,“ setzte er hinzu, „wo die Ritterschaft sich als ein Ganzes betrachtete, so würde mein Vater Neuen-Friedheim nicht verloren haben, das er eigentlich mit einer verhältnißmäßig kleinen Hilfe behauptet hätte. Der neue Besitzer wird seinen Vortheil besser verstehen.“

„Mein junger Freund, concurriren können wir mit den Männern der Industrie und Speculation doch niemals. Sie verstehen eben die Conjunctionen zu benutzen, sind kühn und klug und haben die Macht des Kapitals für sich; sie erwerben daher, wir verstehen das Alles nicht und es ist schon viel, wenn wir uns nur behaupten. Das aber sollten wir wenigstens und es ist jedes Hausvaters Pflicht in dieser Beziehung zu sorgen. Wenn mir Gott das Leben schenkt, hoffe ich für meine Kinder auch dieser Pflicht zu ge-

nügen. Leider bin ich zu alt, um die Jüngsten erwachsen zu sehen."

"Ich bitte Sie, Herr von Rhonach, welcher Gedanke!" rief Reideck.

"Rechnen Sie selbst nach, die Kleinen sind kaum drei Jahre alt und ich schon über Sechzig. Ich habe spät geheirathet."

"Dennoch, Herr von Rhonach!" entgegnete Reideck lebhaft. "Ihnen sieht kein Mensch dies Alter an; warum sollten Sie, kräftig und gesund wie Sie sind, nicht noch lange Jahre leben?"

"Gott sei Dank fühle ich auch noch Lebenskraft und Lebensmuth in mir und doch — doch in welche langweiligen Erörterungen verrücke ich Sie wiederum? Kommen Sie, meine Frau erwartet uns gewiß schon. Auf dem Lande speist man früh — nach Tische gestatten Sie dem Alten eine kleine Mittagsruh; Sie sehen, ich behandle Sie ganz wie einen Freund vom Hause. Den ganzen Nachmittag und Abend bleiben wir zusammen."

6.

Reideck hatte erwartet, daß wenigstens die Knaben bei Tische erscheinen würden, dem war aber nicht so, nur Leontine war im Tafelzimmer als der Vater den Gast bei ihrer Rückkehr aus dem Parke gleich hineinführte. Sie selbst hatte bis jetzt niemals, wenn ein Fremder im Hause war, an der Tafel mitgespeist, sondern mit ihren Geschwistern, gestern war sie zum ersten Male nicht mehr als Kind behandelt worden — das wußte Albrecht von seinem Freunde.

Frau von Rhonach erschien etwas spät und nur bleicher als gewöhnlich. Sie fand Leontinen im heitern Gespräche mit Reideck — von ihren kleinen Schwestern erzählte sie ihm, er mußte schnell ihr Zutrauen gewonnen haben; konnten ihn aber diese kindischen Geschichten interessieren? Mit einem ironischen Lächeln unterbrach Frau von Rhonach das Gespräch und lenkte es auf ein anderes Thema, während die Suppe aufgetragen wurde.

Die Unterhaltung bei Tische wurde fast nur von den Männern geführt, die Frau vom Hause war offenbar nicht recht wohl, sie drückte zuweilen mit der Hand die linke Seite ihrer Stirn, wies aber auf eine leise Frage ihres Mannes dessen Besorgniß zurück. Gegen Ende der Tafel schien sie wieder freier und belebte sogleich das Gespräch mit der ihr eigenen Frische und Anmuth. Leontinens Auge, das verstohlen und be-

kümmert auf der Mutter geruht hatte, strahlte wieder in leuchtender Klarheit.

Nach Tische zog sich der Vater wirklich in sein Cabinet zurück — „nur auf zehn Minuten!“ — Leontine hatte wahrscheinlich für ihre Geschwister zu sorgen, dort war ja ihre Domaine, wie der Vater gesagt. Frau von Rhonach blieb mit Reideck allein. Sie wandelten durch den Park in ungezwungener Unterhaltung — so leicht floß diese von beiden Seiten, doch wie himmelweit verschieden war sie von der, welche sie einst bei ähnlichen Promenaden, isolirt unter der zahlreichsten Badegesellschaft, geführt hatten! Wie war sie damals beziehungsreich, voll tändelnder und gefährlicher Bedeutung gewesen, das Blut in raschere Wallung setzend, wenn auch ohne alle frevelhaften Gedanken, wie ja Albrecht seinem Freunde feierlich bethenert hatte! Heute schien es als sei ein fremder Geist zwischen sie getreten und habe sie weit von einander getrennt; kein warmer Hauch des Südens, wie sie ihn einst vereint genossen, wehte mehr um sie her, nur eine kalte nordische Sonne beleuchtete den Pfad ihrer Unterhaltung. Ob Beide das fühlten und ob sich Beide sagten, daß es so gut sei, blieb zweifelhaft. Gewiß war nur, daß Frau von Rhonach sich nach dem Momente sehnte, wo sie sich werde auf einige Zeit in ihr stilles Gemach zurückziehen können. Dieser Moment ließ aber heute auf sich warten und was sie einst im unbesonnenen Spiele der Gefallsucht glücklich gestimmt hatte, dies lange Alleinsein mit dem jungen Manne, der ihr seine offenkundige Huldigung geweiht, ihr, der viel ältern Frau, vor vielen schönen und eleganten Frauen den Vorzug gegeben hatte, dies lange Alleinsein wurde ihr heute zur Qual.

Endlich als sie sich dem Schlosse wieder genähert hatten, kam Leontine. Das Auge der Mutter bligte — sie wurde sich bewußt, warum! „Der Vater schläft noch!“ sagte Leontine mit einer gewissen Besorgniß.

Frau von Rhonach ging ihn zu wecken. Es war etwas Ungewöhnliches, daß er so lange schlummerte und die Gattin erinnerte sich auch, daß es ihm der Arzt einst im Bade verboten hatte. Als sie in sein Cabinet kam, fand sie ihn noch im festen Schlafe auf seinem Lehnstuhle, das Gesicht hoch geröthet. Sie mußte seinen Arm fassen, um ihn zu wecken, er fuhr schreckhaft auf und rief dann, sich schnell besinnend: „Gut, daß Du mich weckst, Paula. Ich glaube, ich habe einen bösen Traum gehabt, mir war als schnüre mir Jemand die Kehle zu.“ Er stand rasch auf, schüttelte sich ein wenig und fragte nach dem Gaste.

„Er ist vor der Thür im Freien, Leontine leistet ihm Gesellschaft.“

Rhonach nickte zufrieden mit dem Kopfe und strich sich mehrmals über die Stirn. — „Was siehst Du mich so prüfend an, Paula?“ fragte er. Da neigte sie sich an seine Brust und brach plötzlich, ohne alle denkbare Veranlassung, in Thränen aus. Er umfaßte sie. „Was ist Dir, Paula?“ fragte er besorgt. „Was ist geschehen?“

Sie suchte sich zu fassen, aber einen Grund dieser seltsamen Anwandlung wußte sie nicht anzugeben.

„Nun, Du wunderliche Frau,“ sagte er, sie beruhigend, während sie ihren Arm fest auf seine Schulter, ihr Haupt an seine Brust gelegt hatte, „wer Dich so sieht, müßte denken, Du hättest den schwersten Kummer!“

„Mir fiel ein —,“ erwiderte sie stockend, „was Dir der Arzt zur Warnung gesagt hat und es kam über mich, daß ich ihm nicht widerstehen konnte. Ich bin recht kindisch.“

Er küßte sie. „Der Arzt hat Dir unnöthig Angst gemacht,“ sagte er, indem er sich die Halsbinde, welche er allerdings gegen Befehl vergessen abzulegen, etwas lockerer zog. „Ich werde Dir aber künftig keinen Anlaß mehr zu Besorgnissen geben. Komm jetzt, wir wollen das junge Paar nicht länger allein lassen.“

„Du bist ja mein Halt im Leben, mein einziger!“ versetzte sie, seine letzten Worte, die einen Uebergang zum Scherz vermitteln sollten, überhörend, indem sie ihm folgte. Er war diese Stimmung an ihr gar nicht gewöhnt und ihn selbst beschlich einen Moment ein räthselhaftes Gefühl, das er nicht deuten konnte, doch war jetzt keine Zeit darauf einzugehen. Die frische Luft, das heitere Bild des sonnigen Rasenpärtchens mit den Blumenstöcken vor dem Schlosse und noch mehr, das schöne junge Paar, das er auf dem Schattenplatze unter den hohen Platanen sitzen sah, ließen jene unheimliche Regung, die er noch eine Folge seines bösen Traumes nannte, bald verschwinden. Auch nahmen seine Gedanken schnell eine feste Richtung — er wußte nicht, ob er sich über das, was er sah, freuen oder beunruhigen sollte, freuen, weil ihm schon eine solche Idee flüchtig aufgeblitzt war, beunruhigen, weil er keine Bürgschaft hatte, daß sie zum Glück führen könne.

Leontine saß mit gerötheten Wangen, das Bild der lieblichsten Verwirrung, auf der Steinbank, Reideck stand vor ihr; was mußte er ihr gesagt haben,

das sie in diese maßlose Verlegenheit gesetzt hatte? Auch der Mutter konnte sie nicht entgehen und sie nahete rasch, um der Scene, welche hier gespielt zu haben schien, ein Ende zu machen. Alle Weichheit, welche noch eben beim Alleinsein mit ihrem Gemahl ihre Züge umschwebt hatte, war von ihrem Antlitze verschwunden.

Reideck wandte sich beim Nahen der Eltern schnell um, er war in vollkommenster Fassung, um so mehr zog sich das Herz der Frau von Rhonach zusammen.trieb er sein Spiel — sein Spiel der Eitelkeit auch hier? Für Leontinen aber regte sich in der Brust der Mutter ein Gefühl wie Mitleid. Auch Leontine stand auf, doch schien sie durch die Ankunft der Eltern gerade in diesem Momente nur noch mehr ihrer Besonnenheit beraubt, sie schalt sich darüber, sie hätte weinen mögen.

„Verklagen Sie mich, schönes Fräulein,“ sagte Reideck. „Ich habe Sie erzürnt, indem ich Ihrer Vorliebe zu nahe trat. Ja, meine gnädige Frau, ich habe unbewußt über Jemand, welchem Fräulein Leontine ihre besondere Huld geschenkt hat, eine voreilige Aeußerung gethan und mir dadurch alle Freundlichkeit verscherzt.“

Diese aalglatte Gewandtheit, dies unwürdige Spiel! Und doch war es kein schnell erfundener Vorwand, die Situation, welche befremden mußte, zu erklären, sondern die reine Wahrheit.

„Wen meinen Sie, Herr von Reideck?“ fragte die Mutter, welche gezwungen darauf eingehen mußte.

„Eine Gespielin meiner Kindheit, die Tochter des Müllers im Rhongrunde,“ erwiderte er. „Sie holte uns noch gestern Abend ein, als ich mit meinem Freunde von hier fortging und plauderte mit uns. Welche Aeußerung ich über sie gethan, daß Fräulein Leontine in ihrer Vorliebe für das gute Mädchen, das ich ja selbst werth halte, gekränkt worden ist, weiß ich nicht — aber zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich unbewußt gefehlt habe.“

Wissen konnte er freilich nicht, welche Erinnerung an ein leeres Wort, das Rosine schon früher einmal gesprochen, noch ehe Reideck hier gewesen, bei dessen heutigen Worten über den gestrigen Abend plötzlich in Leontinen erwacht war. Vergessen hatte dies Wort, wie ein verwehtes Samenkörnlein im Winterschlaf der Erde, in ihrem Herzen geschlummert und auf einmal war es ihr wieder zum Bewußtsein gekommen und hatte sie erschreckt. Daher ihre plötzliche Gluth der Wangen, ihre schamhafte Verwirrung, aus der sie sich mit

aller Anstrengung nicht retten, die aber Reideck eben so wenig deuten konnte. Nun aber war der gefährliche Moment vorüber; die Gegenwart des Vaters, diese allein hatte Leontinen wieder zur vollen Fassung verholfen, so daß sie mit einem Blicke auf den Vater antworten konnte: „Ich habe wirklich die Rosel sehr lieb.“

Das Rollen eines Wagens unterbrach willkommen die weitere Erörterung. Der Hof mit der Einfahrt war von dem Plage unter den Platanen nicht zu überblicken, doch erschien bald der Diener, welcher Herrn Meier von Neuen-Friedheim anmeldete. Eine jähe Röthe stieg jetzt in Reidecks Antlitz, er drehte unwillkürlich seinen schwarzen Bart und das Funkeln seiner Augen verrieth wie unangenehm ihm diese Begegnung war. Doch ließ sie sich nicht vermeiden und er war Manns genug sie würdig zu tragen. Auch der Familie konnte dieser Besuch gerade heute nur unlieb sein, indessen durfte er nicht abgelehnt werden.

Herr Meier wurde von Rhonach mit aller Höflichkeit empfangen, er selbst trat, man konnte es nicht läugnen, mit einem durchaus ansprechenden Benehmen auf, ungezwungen, aber anspruchslos, den Formen der guten Gesellschaft genügend. Man sah es ihm an, daß er sich in gebildeten Kreisen bewegt hatte und sich nicht so leicht imponiren ließ, aber er hatte nicht die breite Selbsttaxe, welche man den eigentlichen Geldmännern, zu denen er ja wohl gehörte, in der Regel nachsagt, im Gegentheil war er bescheiden und aufmerksam. Nach dem Borurtheile, mit welchem er hier empfangen worden war, sprach diese Anerkennung gewiß für ihn. Gegen Reideck, dem er vorgestellt wurde, benahm er sich in einer Weise, welche diesen weder durch eine ostensible Schonung reizen, noch durch unzarte Aeußerungen beleidigen konnte. Der Mann mußte die Goldwage viel gehandhabt haben, um auch sein eigenes Zünglein in der rechten Mitte zu halten.

Während die Eltern, wie sich von selbst verstand, gegen ihn die Pflichten der Gastfreundschaft in der Unterhaltung wahrnahmen, fand es Albrecht aber doch für besser, sich derselben zu entziehen und mit Leontinen, welche mit ihrer Arbeit ein wenig seitwärts saß, ein harmloses Gespräch anzuknüpfen. Dadurch bildeten sich zwei Gruppen von verschiedenem Charakter. Das junge Paar plauderte bald, scheinbar ganz unbekümmert um die Andern, welche nur wenig entfernt saßen, in der ungezwungensten Weise und Leontine schien Albrecht nicht nachzutragen, wodurch er sie vorher verletzt hatte, er selbst hatte ohnehin keine Ahnung

wodurch und wie gern er sie auch noch einmal jetzt, wo sie oft so unschuldig und vertrauensvoll zu ihm aufblickte, danach gefragt hätte, so wagte er es nicht, um sie nicht wieder und obenein in Gegenwart des Fremden in Verlegenheit zu bringen. Die andere Gruppe unterhielt sich nicht minder lebhaft von den Zeitereignissen, der Nachbarschaft, dem Wetter sogar, aber sie hatte dabei doch Aufmerksamkeit für das, was neben ihr vorging und nicht lange währte es, so wurde Reideck von dort aus in das Gespräch gezogen, so daß er nicht umhin konnte, seine anziehende Plauderei — mehr war es ja nicht — zu unterbrechen. Leontine hatte ohnehin den Wink der Mutter, der ihr die Sorge für die nach ländlicher Sitte aufzutragenden Erfrischungen anvertraut, verstanden und entfernte sich für eine Weile. Dann fand sich im Laufe des ganzen Nachmittags kein einziger Moment mehr, in welchem Albrecht noch ein harmloses Wort, unbewacht von den Andern, mit Leontinen hätte wechseln können. Herr Meier blieb nicht viel länger als ein Stadtbefuch gerechtfertigt hätte — man sah auch darin, daß er das richtige Schicklichkeitsgefühl besaß; der Anstand hatte es erfordert, daß er seiner Nachbarschaft sich vorstellte, aber er sagte sich wohl selbst, daß er sich einen Anspruch auf näheres Bekanntwerden erst erwerben müsse und hielt sich daher nicht lange auf, um dem Vorwurfe der Zudringlichkeit zu entgehen.

Noch beim Abschiede kam er auf die Rhonmühle zu sprechen, deren Lage und Wasserkraft sein besonderes Interesse erregt hatte. — „Ich würde dies Grundstück gern an mich bringen,“ sagte er, „wenn ich auch ein oder zwei Mille zu viel nach dem jetzigen Werthe zahlen müßte. Sie wissen wohl nicht, ob der Besitzer sich auf ein Geschäft einließe?“

„Ich glaube kaum,“ erwiderte Herr von Rhonach. „Der Müller hängt sehr an seinem Eigenthum, das wohl seit vielen Geschlechtern in seiner Familie gewesen ist.“

Meier zuckte die Achseln. „Eine bescheidene Anfrage wird doch frei stehen,“ sagte er.

„Gewiß, aber machen Sie sich dann auch nichts daraus, wenn der alte Mann vielleicht etwas unhöflich antwortet. Er hat eine derbe Manier und sieht es in seinen beschränkten Begriffen wohl gar als eine Beleidigung an, daß ihm zugemuthet wird das Erbgut seiner Familie zu verkaufen, obgleich er keinen Sohn hat.“

„So wäre die Tochter wohl eine ganz annehmbare Partie für einen jungen Burschen, der sich gleich

in ein warmes Nest setzen will? Vielleicht schon in Angriff genommen?"

Rhonach konnte darüber keine Auskunft geben. Die letzte Wendung seines Besuchs hatte, wenigstens bei Leontinen, den günstigen Eindruck etwas verwischt, den er Anfangs gemacht hatte; besonders der Ausdruck: eine annehmbare Partie, empörte sie als ob ein Mädchen wie ihre Kosel angetragen und nur aus Gnaden angenommen würde! Auch Neideck fand, daß schließlich bei dem Manne das Geschäft, der Nerv seines Daseins, doch durch allen gesellschaftlichen Schliff wieder durchschlug, indessen hütete er sich über ihn eine Bemerkung zu machen, welche ihm in seinem Verhältniß zu dem jetzigen Besitzer seines alten Familiengutes nicht passend schien.

Meier empfahl sich eben so unbefangen als er gekommen war, wenn er sich auch vielleicht sagte, daß über ihn, der sich in die ziemlich geschlossene Ritterschaft der Gegend durch die Macht des goldenen Schlüssels eingedrängt hatte, nach seiner Abfahrt Manches gesprochen werden möchte, wozu der junge überaus vornehme Herr im weißen Koller einige pikante Bonmots geben würde, so tröstete er sich darüber. Was that ihm das? Er hoffte sich bald ein Ansehen in der Gegend zu verschaffen.

Herr von Rhonach begleitete ihn bis an seinen Wagen. Es war nicht der leichte Holsteiner, mit welchem er auf seinen Feldern und in Geschäften zur Stadt fuhr, sondern eine elegante Chaise aus einer der ersten Fabriken der Residenz, mit Plüsch ausgeschlagen, auf raffiniert bequemen Federn ruhend, allerdings etwas schwer für hiesige Gegend, der Kraft der großen schönen Pferde aber doch noch entsprechend. Als er vom Hofe gefahren war, kehrte Rhonach zu der Gesellschaft zurück und Herr Meier wäre überrascht gewesen, wenn er hätte hören können, welche Aeußerungen über ihn gethan wurden und daß gerade der junge stolze Offizier, von dem er Anspielungen und Witze mancherlei Art erwartet hatte, ganz über ihn schwieg. Frau von Rhonach äußerte sich geradezu anerkennend über ihn.

Als nach einigen Stunden, welche Neideck im Fluge vergingen, auch dieserchied, bat ihn Rhonach, wenn er morgen doch noch in Neuen-Friedheim bleibe, mit seinem Freunde, dem Pfarrer, nach dem Nachmittagsgottesdienste ihnen den Abend zu schenken, vorausgesetzt, daß er ihm mit seinen wiederholten Einladungen nicht lästig falle, er gehe aber von seiner ersten Annahme vor vier Jahren aus, daß er überhaupt

ganz zu ihm nach Alten-Friedheim habe kommen sollen. Albrecht dankte ihm mit freudigem Blicke für seine herzlichen Worte und sagte zu, als auch Frau von Rhonach, allerdings erst auf scherzende Aufforderung ihres Gemahls, die Einladung wiederholt hatte. Seine Pferde wurden vorgeführt, der Kappe, welcher sich die Ungezogenheit nun einmal, wir fürchten nicht ohne Aufmunterung seines Herrn, angewöhnt hatte, stieg wieder beim Auffitzen stolz bäumend in die Luft und trug den Reiter, welcher die erschrockenen Damen lächelnd grüßte, im Sprunge von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Fenilleton.

(Louis Spohr und die Catalani.) Wir müssen noch einmal auf die Selbstbiographie Louis Spohrs zurückkommen und zwar um einige seiner Urtheile über berühmte Kunstschonungen nachzutragen. Auf seiner Reise nach Italien im Jahre 1816 hatte er in Neapel Gelegenheit die ihrer Zeit berühmte Sängerin Catalani zu hören, die ihre Concerte mit siebenfach erhöhten Preisen gab. „Sie gewährte uns,“ sagt er in seinem Reisetagebuche, „durch ihre immer reine Intonation, durch die Vollendung, mit der sie alle Arten von Gesangverzierungen und Passagen macht, und durch ihre eigenthümliche und besondere Art zu singen großes Vergnügen; das Ideal einer vollendeten Sängerin, das wir in ihr zu finden erwarteten, erreicht sie aber nicht. Ihre Stimme, die den beträchtlichen Umfang vom kleinen G bis zum zweigestrichenen H hat, ist in der Tiefe und Mitte noch voll und kräftig, der Uebergang zur Kopfstimme beim zweigestrichenen E und F aber sehr merklich und drei bis vier Töne in dieser Gegend sind merklich schwächer als die tiefsten und höchsten, daher sie auch alle Passagen, die in diesen Tönen vorkommen, nur mit halber Stimme macht, um die Ungleichheit zu verbergen. Auch fehlt ihrer Stimme der jugendliche Klang, was indessen bei einer Sängerin in einem Alter von vierzig Jahren nicht verwundern darf. Ihr Triller ist von besonderer Schönheit. Sie macht ihn gleich rein sowohl auf dem halben als auf dem ganzen Tone. Eine besondere Art von Laut durch die halben Töne, eigentlich die enharmonische Scala, weil jeder Ton zwei Mal vorkam, wurde als etwas ihr ganz Eigenthümliches sehr bewundert. Ich habe ihn aber mehr merkwürdig als schön gefunden, denn er klang mir fast wie das Heulen des Sturmes im Schornstein. Was wir an ihrem Gesang besonders vermiften, war die Seele. Im Recitativ singt sie ohne Ausdruck, ich möchte sagen nachlässig und im Adagio läßt sie kalt. Wir waren nicht einmal ergriffen, sondern hatten nur das Gefühl der Freude, das man immer hat, wenn man mechanische Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwinden sieht und hört. Und so

war allen Zuhörern in unserer Nähe zu Muth. Einiger unangenehmen und störenden Angewohnheiten, die sie aber schwerlich mehr ablegen wird, muß ich noch erwähnen. Dahin gehört, daß sie erstlich bei Passagen, besonders wenn sie dieselben stark machte, jeden Ton, ich möchte sagen, herauskaut, wodurch ein Stocktauber, wenn er sie singen sähe, in Stand gesetzt würde, Achtel von Sechszehnteln und hinauf und hinablaufende Passagen von einander zu unterscheiden. Im Triller hauptsächlich die Bewegung des Unterlins, an dem man jeden Schlag abzählen könnte, sehr auffallend und entstellend. Zweitens geräth ihr ganzer Körper bei leidenschaftlichen Stellen in eine sinnliche, aber höchst unweibliche Beweglichkeit, an der ein Tauber ebenfalls die Figuren, die sie eben singt, mit Sicherheit zu entnehmen vermöchte.

Das berühmte Miserere, das in der Sixtinischen Kapelle in Rom gewöhnlich gesungen wird, findet an Spohr ebenfalls keinen Bewunderer soweit es den Vortrag betrifft. „Vor dem Anfang des Gesangs,“ erzählt er, „wurden neunzehn Psalmen von hohen und tiefen Stimmen auf dieselbe Art im Unifono abgetbet, die uns schon um Weihnachten so viel Langeweile gemacht hatte, und acht oder neun davon hatten wir noch zu übersehen. Nach einem jeden, der etwa fünf lange Minuten dauert, wird eins von den Lichtern ausgelöscht, die auf einem kolossalen pyramidenförmigen Armleuchter vor dem Hochaltare brennen. Wie sehr wünscht man, daß auch das letzte verlöschen möge! Endlich kommt der ersehnte Augenblick und es tritt nach und nach eine Stille ein, welche die Erwartung auf das, was nun folgt, nicht wenig steigert. Dieser Spannung, der feierlichen Dämmerung in der nur noch vom letzten Schein der Abendröthe matt erleuchteten Kirche und der Ruhe, die das Ohr nach dem rohen Abbrüllen der Psalmen nun endlich empfindet, war es wohl zuzuschreiben, daß der erste langgetragene Accord von C-moll solch einen wohlthuenden Eindruck auf mich machte, daß es mir Muße aus einer andern Welt zu sein schien. Doch nur zu bald wurde man erinnert, daß man eine irdische und zwar von Italienern gesungene höre, denn gleich im zweiten Takte wurde das Ohr von süßsterlichen Quintenfolgen zerrissen. Ich würde es keinem Andern, ja meinen eigenen Ohren nicht geglaubt haben, daß man so in der sixtinischen Kapelle singen könne, wenn ich dieselbe Stelle später nicht noch einmal wiederholt gehört hätte. Ist das vielleicht die geheimnißvolle Art, diese alten Compositionen vorzutragen, von der man erzählt, dieselbe sei nur immer diesem Sängerkorps bekannt gewesen und habe sich durch Tradition fortgeerbt? Doch nein! So barbarisch können nur neuere Italiener singen, die wohl Sinn für Melodien haben, in allem aber was Harmonie heißt im höchsten Grade unwissend sind. Als indessen dieses erste Miserere verschmerzt war, wurde ich bald wieder angezogen. Diese einfachen Harmoniefolgen, fast nur aus Dreiklängen bestehend, dieses Mischen und Tragen der Stimmen, bald zum brausendsten forte anschwellend, bald im leisesten pianissimo verhallend, dieses ewig lange Anshalten der einzelnen Töne, welches nur einer Ca-

stratenlunge in dem Grade möglich ist, und dann hauptsächlich das zarte Einsetzen eines Accords, wenn von andern Stimmen der vorhergehende noch schwach und verklingend ausgehalten wird — geben dieser Musik bei allen Mängeln etwas so Eigentümliches, daß man sich unwiderstehlich davon angezogen fühlt. Ich kann nun wohl begreifen, daß dieselbe in frühern Zeiten, als der Sängerkorps noch besser war, auf Fremde, die noch nie eine reine Vocal-Musik und Castratenstimmen gehört hatten, einen ungeheuern Eindruck machen mußte. Auch jetzt noch könnte er von hinreißender Wirkung sein, wenn die Sänger nur einen kenntnißreicheren Director hätten. So singen sie aber gewöhnlich nicht einmal rein! An diesem ersten Tage wurden zwei Compositionen von Allegri und Bains gegeben, und eine jede von ihnen einmal wiederholt. Zwischen jeder dieser nicht allzu langen Sätze wurde von den Cardinälen, Bischöfen und andern Geistlichen ein halblautes Gebet gesprochen, welches dem fernem Donner ähnlich einen guten Effect hervorbrachte. Am Ende der Function machten aber die Diener durch Scharren und Treten auf die Fußbänke ein für musikalische Ohren sehr unangenehmes Geräusch, welches auf eine störende Art den Eindruck der Musik, dem man sich gern länger hingegeben hätte, wieder verwischte. Dieses Gepolter soll, wie man mir sagte, das Erdbeben darstellen.“ — r.

(Schiller und Laura.) Es ist noch immer ein ungelöstes Räthsel, welcher jugendlichen Schönheit Schiller in seinen „Laura-Liedern“ gehuldigt habe. Die Jugendgenossen des Dichters haben verschiedene Namen genannt, denen sie die erste begeisterte Reizung des Studiengenossen auf der Karlschule zuschrieben und ihre Schilderungen dieser weiblichen Persönlichkeiten dürften keineswegs für einen ausgezeichneten Schönheitsfuss Zeugniß ablegen; die verschiedenen Novellisten, welche Schillers Jugendleben im romantischen Gewande darstellten, sträubten sich die angeblich der Wirklichkeit entnommenen Gebilde in ihre Dichtungen aufzunehmen und suchten durch die Phantasie das zu ersetzen, was das Leben ihrem Helden verwehrt zu haben schien, einen wahrhaft poetischen Gegenstand der ersten Liebes-Sehnsucht des Dichters. Wir müssen gestehen, daß wir nie daran glauben konnten, Schiller habe in seiner Jugend einen so verdorbenen Geschmack gezeigt, wie man ihn nach dem Zeugniß einiger seiner Zeitgenossen anzunehmen sich gezwungen wähnte. Mit Recht findet ein jüngst erschienener Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung“ es lächerlich, wenn z. B. Heinrich Viehoff Schillern alles Feingefühl im Sinnlichen abspricht und bei ihm nur Geschmack für „kragende Weine, schlechten Schnupftabak und häßliche Weiber“ gefunden haben will, und bemerkt dazu: „Als ob, wenn er nothgedrungen bei dem ärmlichen Stande seiner Kasse „kragende Weine“ trank und wenn der jugendliche Humor aus der Noth eine Tugend machte, deshalb die Unterscheidungsgabe gefehlt hätte! Doch die häßlichen Weiber, die ihm in Folge einer oft unbegreiflichen Verblendung des Menschensinnes als himmlische Ideale erschienen sein sollen! Wir müssen wiederholen, daß wir nie an diese „Verblendung“ glauben konnten, noch glauben. Ge-

rabe den Jugendgenossen wird der junge Dichter am wenigsten einen Blick in sein Inneres verstatet haben. Sie wußten gewiß am wenigsten was ihn bewegte, zumal Diejenigen, welche davon am zuverlässigsten sprechen, ein Talent zur Satire und zum Caricaturezeichnen hatten. Interessant wenigstens ist daher, was der Verfasser des oben angeführten Aufsatzes über seine Entdeckung der wahren Laura beibringt. Er stützt sie theils auf das Zeugniß Zumsteegs, theils auf handschriftliche Mittheilungen, die ihm der Letztere aus dem brieflichen Nachlaß seines Vaters gab. Das mündliche Zeugniß würde von geringer Bedeutung sein, da es auf Erinnerungen aus Zumsteegs frühesten Jugend beruht, bedeutender erscheinen die brieflichen Mittheilungen. Nach ihnen war Schillers Laura Wilhelmine Andra, die Schwester der Gattin Zumsteegs, Schillers Jugendgenossen, eine von vielen Dichtern der damaligen Zeit gefeierte Schönheit, die in dem Jahre nach Schillers Entfernung aus der Heimath einem jungen Manne ihre Hand reichte, der im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in der Stellung eines hohen Beamten zu Stuttgart starb. — r. — (Aufgeklärt ist die Sache jedoch noch keineswegs und es ließe sich viel gegen die ganze Aufstellung sagen, namentlich gegen die Annahme, welche der Liebe zu dieser Laura wegen Schillers Leidenschaft für Charlotte v. Wolzogen, so wie sein Verhältniß zu der Frau von Roth beizutheilen möchte. Später mehr darüber. A. D.)

(Walter Scott.) Wir entnehmen dem gleichnamigen Lebensbilde, das Dr. Eberth „aus englischen Quellen“ zusammengestellt hat (Breslau, Ed. Trewendt) einige Charakterzüge dieses einst gefeierten Dichters Englands, die vielleicht minder bekannt, vielleicht auch wieder in Vergessenheit gekommen sind. Man mag immerhin in den Dichtungen und Romanen das Gepräge eines bevorzugten Genies vermessen, man mag sagen, daß ihn eine scharfgezogene Linie von den höchsten Genien der Poesie trennt, demungeachtet wird man einräumen müssen, daß er einen Platz dicht neben den Auserlesenen behauptet. Seine hohe Begabung zeigte sich schon in seiner frühesten Jugend. Als sechsjähriger Knabe gab er dies bereits zu erkennen, als er von einer Dame sagte: „Ich liebe diese Dame, denn sie ist ein strebsamer Geist wie ich.“ In der Schule spielte er eine untergeordnete Rolle, wie fast alle genialen Naturen, nur sein außerordentliches Gedächtniß wurde allgemein bewundert. Einem Geistlichen, der dem kleinen Walter darüber viele Lobspprüche erteilte, erwiderte aber der Knabe: „Mein Gedächtniß gehorcht mir aber nicht; es behält nur was ihm besonders gefällt und wahrscheinlich würde ich, wenn Sie mir z. B. zwei Stunden lang vorpredigten, nicht ein Wort davon behalten haben, nachdem sie aufgehört hätten.“ Uebrigens war er leidenschaftlos wie er dies sein ganzes Leben lang bewiesen; dagegen findet man frühzeitig bei ihm eine große Thätigkeit der Phantasie, die sich ebensowohl im Erfassen, wie im eigenen Erfinden von Geschichten und Märchen äußert. Namen, Jahrzahlen und allgemeine Principien entgingen ihm leicht, dagegen sammelten sich leicht in seinem Gedächtnisse anekdotenhafte Züge aus der

Geschichte wie alle darauf sich beziehenden Reime, Balladen und Volksgefänge; wie er denn schon im zehnten Lebensjahre mehrere Bände alter Gedichte und handschriftlicher Balladen gesammelt hatte. Wer sieht nicht hier schon den künftigen Lebensberuf des Knaben vorgezeichnet? Seine unglaubliche Thätigkeit als Schriftsteller und Geschäftsmann, die doch seinen gesellschaftlichen Beziehungen keinen Abbruch that, ist schon oft geschildert worden, darum erwähnen wir sie nur beiläufig; desto mehr müssen wir die große Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit des Mannes hervorheben, die um so mehr anzuerkennen ist, da er in seinem Vaterlande im vollsten und edelsten Sinne des Wortes allgemein als ein Volksheld geliebt und verehrt ward, und auch in der ganzen gebildeten Welt die höchsten persönlichen Auszeichnungen aller Art genoß. Dem Lord Dalkeith schrieb er über die Auszeichnungen, die er bei seiner Anwesenheit in London 1806 erfuhr: „Man hat mich hier auf alle Weise fetirt und caressirt, fast zum Erdrücken; als Entschädigung dafür diente mir das Wiedersehen mit einigen wirklichen Freunden. In der Geschäftsangelegenheit, die ich hier betreibe, half mir meine Popularität sehr viel, und so ist das Bischen literarischer Ruhm zuletzt doch zu etwas nütze. Deshalb man bekannt ist, das gilt hier gleich viel.“ Die ihm eigenthümliche wunderbare Leichtigkeit im Produciren schildern wir am besten, wenn wir darauf hinweisen, daß er im Jahre 1814 allein den „Waverley“, die drei letzten Gefänge des „Lords der Inseln“, den größten Theil von Swifts Leben, eine Familiengeschichte des Hauses Somerville, und eine große Menge von Journalaufsätzen schrieb. Dabei brachte er zwei Monate auf einer Reise zu, führte seine Amtsgeschäfte als Sheriff und eine ausgebreitete Correspondenz auf das Gewissenhafteste und fand noch Zeit einen guten Theil des Tages dem geselligen Verkehr und seinem Familienleben zu widmen. Der einzige Schatten, der auf seinem Charakter zu ruhen scheint, ist die Unmäßigkeit der Begierde, seine Besitztümer zu vermehren und diese Schuld hat sich denn auch fürchterlich an ihm gerächt. Schon im Jahre 1805 associirte er sich mit seinem Verleger Ballantyne, so daß er sich an dem künftigen Gewinn und Verlust dieser Firma mit seinem gesammten Vermögen solidarisch betheiligte. Bei der großen Handelskrise im J. 1825 wurde das Haus bankrott und Scott mußte für das ungeheure Deficit von 800,000 Thlr. mit seinem Vermögen einstehen. Er war ein ruinirter Mann. Aber hier zeigte sich sein rechtlicher Charakter und seine Energie im glänzendsten Lichte. Er hätte sich seiner Verpflichtung entziehen können, indem er auch seinerseits sich bankrott erklärte. Er that es nicht, sondern suchte durch rastlose Thätigkeit als Schriftsteller die Gläubiger zu befriedigen. Von allen Seiten wurde ihm Hilfe angeboten, selbst die englische Bank sandte ihm eine Deputation und stellte sich zu seiner Verfügung — er wies alles, selbst ein Geschenk von 200,000 Thlrn. zurück und schon zwei Jahre nach dem Fallissement seines Verlegers konnte er 300,000 Thlr. zur Creditmasse einzahlen. — r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neue; von dem Guten das Beste.

Friedheim.

Novelle

von
Bernd von Gutsch.

(Fortsetzung.)

„Die Kinder warten auf Dich,“ sagte Frau von Rhonach herb zu Leontinen, welche den zum Thorwege dahinbrausenden Koffen nachschaute. Leontine erröthete und eilte in das Schloß.

Wie von einer übermenschlichen Anstrengung erschöpft nahm die Mutter den Arm ihres Gemahls und bat ihn mit ihr noch eine Weile in der erfrischenden Abendkühle zu bleiben. Er fühlte sie schwer an seinem Arme, sie schien sich selbst kaum aufrecht erhalten zu können und klagte auf seine besorgte Frage über entsetzliches Kopfweh.

„Du warst so lange befreit davon,“ sagte er theilnehmend, indem er sie zu dem Ruheplage unter den Platanen führte. „Ich glaubte Dich schon auf immer genesen.“

„Sterben, dann wäre mir wohl!“ flüsterte sie auf die Bank sinkend.

„Sprich nicht so sündhaft, Paula. Denk an mich, an unsere Kinder!“

„Sie haben Dich, sie werden mich nimmer vermissen. — Leontine heirathet bald, die Knaben kommen

aus dem Hause, für die Zwillinge wirst Du schon sorgen!“

„Ich bitte Dich, Paula, gieb Dich diesen krankhaften Gedanken nicht hin —,“ rief Rhonach ernst und streng. „Es ist eine Verfündigung gegen uns Alle. Dieser schlimme Rückfall wird bald vorübergehen, wenn Du Dich ruhig hältst und dann wirst Du selbst über Deine jetzigen Aeußerungen beschämt sein.“

Sie schwieg eine lange Weile, dann sagte sie mit matter Stimme: „Wollen wir Herrn von Reibek morgen absagen lassen?“

„Wenn Du Dich unwohl fühlst, ja,“ erwiderte Rhonach.

„Auch Leontinens wegen,“ setzte sie hinzu. „Siehst Du denn nicht, daß sich hier ein Verhältniß entspinnen kann, das wir nicht begünstigen dürfen? Es ist der erste Mann, möchte ich sagen, den Leontine sieht.“

„Ich muß Dir gestehen,“ versetzte er, „daß ich ein solches Verhältniß, so weit ich den jungen Mann kenne, nicht so ungern sehen würde.“

„Du kennst ihn, wahrhaftig?“ sagte sie mit einer gewissen Bitterkeit.

„Ich halte das bei unserm jungen Freunde nicht für schwer — glaube überhaupt einige Menschenkenntniß zu besitzen. Indessen kannst Du Recht haben, daß wir nichts dazu thun dürfen, wenn ich auch nicht im Entferntesten befürchte, daß er in meiner Gastfreiheit eine Aufmunterung anderer Art sieht. Dies Ge-

sprach greift Dich an, Paula, wir wollen davon abbrechen. Gott wird Alles zum Besten führen.“

Der folgende Tag war ein Sonntag. Die Kirchenglocke von Neuen-Friedheim läutete zum Gottesdienst und von den beiden hier eingepfarrten Dörfern kamen die Leute zahlreich, wie immer, vorüber — nur die Kranken und Kinder vom jüngsten Alter blieben daheim; auf dem Lande versteht sich das von selbst. Albrecht hatte seinen Freund noch nicht auf der Kanzel gehört, er begleitete daher die Pfarrerin zur Kirche. Es war ihm eine wehmüthige Freude, wie die Menschen, die seiner Familie noch immer eine große Anhänglichkeit bewahrt hatten, ihn auf dem Kirchengange freundlich grüßten, wie auch die Leute von den andern Dörfern, welche ihn erkannten, ihm durch Gruß und Blick ihren Antheil bezeugten, aber sein Herz fühlte sich gepreßt als er das Gotteshaus betrat, neben der Pfarrerin in dem Kirchenstuhle Platz nahm, welcher für die Familie des Geistlichen bestimmt war und droben die leere Loge erblickte, in welcher er sonst mit seinen Eltern die Predigt gehört und die er kein Recht hatte ferner zu betreten. Auf der andern Seite oben erschien bald nachher Herr von Rhonach mit Leontinen in der Kirchenloge, welche der eingepfarrten Herrschaft gehörte — nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, sah er Neideck unten und grüßte ihn mit einem leichten Neigen, Leontine aber blickte nicht umher, sondern hatte ihr Auge fromm auf die Blätter ihres Gesangbuches gesenkt, da eben das Kirchenlied begann. Die Loge des Kirchenpatrons blieb leer, erst als bereits der Pfarrer auf der Kanzel stand und nach seinem Eingange der Kanzelvers gesungen wurde, sah Albrecht, dessen Auge sich immer wieder unter der Macht seiner Erinnerungen dorthin gezogen fühlte, eine elegant gekleidete Frau mit Hut und Cashemirüberwurf oben eintreten — er wußte, es war die Haushälterin des neuen Gutsherrn — und sie setzte sich auf den Platz, den sonst immer seine Mutter eingenommen hatte. Da bedurfte es seiner ganzen Seelenkraft, um nicht an heiliger Stätte sündlichen Regungen zu erliegen und sich so weit wieder zu sammeln, daß er mit Aufmerksamkeit der Predigt folgen konnte.

Der Pfarrer sprach zu seiner Gemeinde einfach und mit der vollen sittlichen Kraft seines eigenen Glaubens, der auf den Felsen des göttlichen Wortes ohne alles Drehen und Deuteln gegründet war. Albrecht, der Anfangs nicht ohne kritisches Gelüft, weil er eben Helwing im Alltagsleben so nahe stand, der Anordnung und der Redeweise der Predigt folgte, fühlte sich

bald von dem Geiste, welcher darin wehte, ergriffen und zu wahrer Andacht gestimmt, er glaubte noch niemals in diesem Grade erbaut worden zu sein. Als der Segen am Schlusse des Gottesdienstes gesprochen war und die Gemeinde die Kirche verließ, traf Neideck, der wiederum die Pfarrerin begleitete, auf dem Kirchplatze mit Rhonach und seiner Tochter zusammen. Dieser begrüßte die Pfarrerin und sagte ihr einige aufrichtige Worte des Dankes für ihren Mann — auch ihm hatte die heutige Predigt vorzugsweise zum Herzen gesprochen, dann reichte er, während Leontine mit der Pfarrerin einige Worte wechselte, Neideck die Hand und sagte: „Meine arme Frau ist leider krank und ich fürchte sie wird auch heute Nachmittag noch nicht Theil an der Gesellschaft nehmen können —.“

„So erlauben Sie uns,“ unterbrach ihn Neideck schnell entschlossen, wie schmerzlich es ihn auch dabei durchzuckte, „Ihrer gütigen Einladung ein ander Mal Folge zu leisten, mir, wenn mich künftig einmal wieder das Geschick in diese Gegend führen sollte!“ Die Pfarrerin hätte bemerken können, daß Leontine, als sie diese Worte hörte, in ihrer Rede ein wenig stockte, aber die junge Frau war selbst zu arglos Bemerkungen solcher Art zu deuten.

„Sie werden schon noch einen Tag zugeben,“ erwiderte Rhonach, „freilich könnte ich Ihnen heute nur meine eigene trockene Gesellschaft bieten und muß selbst gestehen, daß in meinem Hause, wenn meine Frau nicht wohl ist, das belebende Princip fehlt, so muthe ich es Ihnen nicht zu sich von mir beim Wort nehmen zu lassen und Sie verzeihen mir meine Offenheit. Morgen aber bleiben Sie noch und dann rechne ich auf Sie.“

Nur einen Moment schwankte Albrecht, aber das richtige Gefühl, erstarrt schon seit gestern, trug den Sieg davon. Die Pfarrerin — wir dürfen es der armen Frau nicht verdenken — hatte kein Wort gesagt und ihr Mann war noch in der Sakristei. „Ich darf nicht länger bleiben, Herr von Rhonach, der Dienst ruft mich gebieterisch zur Standarte zurück. Nehmen Sie meinen innigen Dank für Ihre Güte, wünschen Sie von mir Ihrer Frau Gemahlin baldige Genesung und erlauben mir, daß ich hier von Ihnen Abschied nehme.“

„Hoffentlich nicht auf lange,“ erwiderte Rhonach herzlich, indem er ihm die Hand reichte. „Ich rechne darauf, Sie dann in meinem Hause zu sehen, nicht wie jetzt, sondern als bleibenden Gastfreund.“

Neideck verbeugte sich und wollte auch Leontinen

ein Paar unbefangene Worte zum Abschiede sagen, aber zum ersten Male in seinem Leben versagte ihm die Sicherheit des Benehmens in jeder Lage, die er sich zu eigen gemacht hatte. Was er Leontinen sagte, klang ihm selbst so unbeholfen und fade, daß er sich dessen schämte.

Leontine hob ihr Auge nicht zu ihm, sie sagte ihm nur ein Lebewohl mit leiser Stimme. Der Vater führte sie dann zu dem Wagen, der ihrer auf der Dorfstraße harrte, ein letzter Gruß und nun im Moment des Abfahrens dennoch ein letzter Blick von ihr, kaum erkennbar, so flüchtig, dann war sie dem Nachschauenden entführt. Wohl auf ewig!

Der Pfarrerin schien jetzt doch eine Ahnung aufzudämmern, was sich hier unter ihren Augen zugetragen hatte; nun kam auch ihr Gatte, noch im Ornat, um sie nach Hause zu begleiten. Er war noch durch einige Gemeindeglieder, welche seines Rathes und Trostes bedurften, in der Sakristei zurückgehalten worden. Mit Bedauern hörte er die Nachricht von der Krankheit der Frau von Rhonach; sie gehörte sonst nicht eben zu seinen fleißigsten Kirchengängerinnen und hatte ihn daher durch ihr Ausbleiben nicht zu ungewöhnlichen Vermuthungen veranlaßt. Er fand es sehr natürlich, daß Rhonach offen seine Einladung zurückgenommen, welche ihm selbst nicht willkommen gewesen war. Für den morgenden Tag blieb nun Albrechts Abreise festgesetzt und den heutigen genossen die Freunde noch im ungestörten Beisammensein. Albrecht schlug noch einen Gang zur Rhonmühle vor. „Ich habe den Alten eigentlich vorgestern für sein freundliches Entgegenkommen kurz und abstoßend behandelt,“ sagte er. „Wahrscheinlich sehe ich ihn im Leben nicht wieder, denn Jahre können vergehen, ehe mich ein Anlaß wieder in diese Gegend führt. Ich habe hier zu schmerzliche Erinnerungen gefunden —“

„Du wirst auch freundliche mit Dir nehmen,“ entgegnete der Pfarrer.

Albrecht sah ihn rasch an, ob in diesen Worten eine tiefere Bedeutung liege, sie waren aber einfach gut gemeint und er erwiderte: „Gewiß! Die Erinnerung an Dich, mein unwandelbarer Freund, dessen Hiersein mir in vieler Beziehung ein wahrer Trost ist, an Ihre freundliche Aufnahme, Frau Pfarrerin, und dann auch die Erinnerung an das gastliche Haus, in welchem ich unvergeßliche Stunden verlebt habe.“ Er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, aber die Gegenwart der Pfarrerin band ihm die Zunge. — „Wollen wir also gegen Abend den alten Korn noch

einmal besuchen?“ fragte er dann. „Auch von der guten Rosel muß ich Abschied nehmen, sie ist ein braves und verständiges Mädchen geworden.“

In dies Lob stimmte der Pfarrer ein und gab auch seine Zustimmung zu dem vorgeschlagenen Spaziergange, welchem sich nach seiner Meinung seine Frau anschließen sollte. Sie lehnte es jedoch mit vielen Entschuldigungen ab — was sollte sie dabei? Die Männer hatten sich doch so viel von alten Zeiten zu erzählen, daß sie nur ganz überflüssig nebenher gegangen wäre — es war ihr, als eines strengen Pfarrers Kind, nicht einmal lieb und passend, daß ihr Herr bald nach der Predigt mit einem Soldaten über Feld ging. Sie wußte zwar, daß Albrecht nicht war wie andere seines Standes, aber die Leute, welche Beide sahen, wußten das nicht. Schade, Schade um ihn — wie schön wäre es gewesen, wenn er als Gutsherr auf dem Schlosse gesessen und sich als junges Frauchen — hier gebot sie ihren verwegenen Gedanken Halt und recht wie zum Troste für sie ging in demselben Augenblicke die Haushälterin des jetzigen Schlossherrn an dem Pfarrhause vorüber und grüßte sie. Nach der Kirche hatte sie noch ein Geschäft im Dorfe gehabt und kehrte jetzt erst zurück.

„Nun, Louise, war die Predigt schön?“ empfing sie ihr Herr, welcher gemächlich am offenen Fenster seine Cigarre rauchte.

„Das bekümmert Sie wohl sehr wenig, Herr Meier,“ antwortete sie.

„Du thust mir Unrecht, Louise — ich höre eine gute moralische Predigt sehr gern, aber dies ewige Dogma, diese Kette von Bibelsprüchen. — Waren Rhonachs in der Kirche? In welchem Lichte erschien Dir heute das herrliche Mädchen?“

Louise sah ihn statt der Antwort mit einem Blicke des unaussprechlichen Hohnes an, der ihn etwas aus der Fassung brachte.

„Ich glaube gar, Du wirst eifersüchtig auf Dein Regiment!“ sagte er.

„Eifersüchtig bin ich in meinem Leben nicht gewesen,“ versetzte sie mit einem bitteren Zucken ihres Mundes. „Sie aber haben eher Ursache dazu — lachen Sie nicht, Herr Meier.“

„Denkst Du, ich habe nichts gemerkt?“ entgegnete er. „Kann sein, daß der stolze Sir Edgar —“

„So heißt er nicht!“ warf Louise ein.

„Ich weiß es, aber ich denke an Donizettis reizende Oper oder, wenn Du willst, Scotts Roman — ich habe Dir den Genuß von Beiden verschafft. Fin-

dest Du nicht eine wundervolle Aehnlichkeit in der Situation? Edgar von Ravenswood, der arme Edelmann unten im Pfarrhause, die reizende Lucia drüben — ich denke jedoch, wahnsinnig soll sie nicht werden.“

„Lieber Herr Meier,“ erwiderte Louise beißend, „wenn aus der schönen Oper nur nicht für Sie ein Kladderadatsch wird!“

„Du bist erstaunlich witzig,“ sagte Meier.

7.

Auf der Straße, welche Reideck am folgenden Morgen zog, um sich in einem Gewaltritt seinem in kleinen Etappen marschirenden Regimente wieder anzuschließen, fand sich ein Punkt, welcher eine weite Ueberschau bot. Es war ein einzelner Hügel, der sich beherrschend aus der Hochebene erhob. Reideck ritt hinauf, um noch einmal seine heimatliche Gegend, die er wahrscheinlich nicht so bald wiedersehen sollte, zu überblicken. Das alte Schloß seiner Väter grüßte ihn zuerst, dann erkannte er die höher gelegenen modernen Gebäude, bei deren Anblick sein Herz rascher schlug und zwischen beiden konnte er durch eine Seitenschlucht, die sich in den Rhongrund absenkte, das Dach der tief liegenden Mühle sehen, unter dem eine ihm treugesinnte Seele lebte. Das war es, was ihm im Weiterreiten eine ruhige Zuversicht gab, daß er sein Angedenken hier in guten Händen wußte; der Freund, der so oft in Alten-Friedheim war, und Leonтины inniges Vertrauen besaß, die Tochter des Müllers, seine Gespielin aus der Kindheit, die noch immer treu an ihm hing und oben im Rhonachschen Hause so gern gesehen war, sie konnten sein Gedächtniß nicht erlöschen lassen — Rosine hatte ihn gestern, als er mit Helwing wirklich noch einmal bei ihrem Vater gewesen, sogar schalkhaft geneckt. Frischen Soldatenmuth denn und heiteres Vertrauen auf Soldatenglück! So setzte Albrecht sein Pferd auf dem guten Wege für eine Strecke in muntern Trab und sein Auge blitzte hell in die Ferne.

Wochen, Monate vergingen für die Friedheimer Gegend in gewohnter Weise, durch kein außerordentliches Ereigniß bezeichnet. Rhonach hatte Herrn Meier seinen Gegenbesuch gemacht und sich von ihm gern die neuen Anlagen zeigen lassen, die ihn sehr interessirten, wenn Beide auch in ihren Ansichten über Manches stark auseinander gingen. Meier verstand von der Landwirthschaft wenig, er hatte dazu einen tüchtigen Verwalter, dem er nur als gediegener Geschäfts-

mann die Rechnungen scharf controllirte, dagegen legte er allen Werth auf seine Fabriken, für deren Ertrag allein er Grund und Boden nutzbar zu machen suchte. Rhonach seinerseits als echter Sproß der alten erbgeessenen Ritterschaft wollte von dem Hereinbrechen des merkantilen Elements in die Landwirthschaft, wiewohl er dessen Vortheile für die Grundbesitzer anerkennen mußte, nicht viel wissen, ihm galt der Bodenertrag an Korn und Nahrungsmitteln für die Menschheit als das wahre und edelste Ziel, das erstrebt werden müsse. Doch ließ er sich gern belehren, auch wenn er nicht im Sinne hatte dieselben Wege zu gehen, auf denen sein Nachbar zu immer größerem Reichthum zu kommen hoffte.

Die Speculation auf die Rhonmühle war aber, wie ihm vorausgesagt worden war, fehlgeschlagen. Der alte Müller hatte ihn, als er gelegentlich bei ihm einsprach und ganz von fern die Sache einzuleiten versuchte, gleich durchschaut und sich so derb ausgesprochen, daß Meier wohl einsah, mit dem starcköpfigen Manne sei nichts zu machen. „Ich brauch's nicht!“ hatte er wiederholt gesagt. „Ich hab' genug.“

Wie Jemand genug haben könne war Herrn Meier vollkommen unbegreiflich.

„Wenn ich meine Mühle mit Allem, was d'ran hängt, verkaufte und gar nichts mehr zu thun hätte, was sollt' ich wohl den lieben langen Tag bis zu meinem seligen Ende anfangen? Tagedieben, im Wirthshaus lungern, liederlich werden auf meine alten Tage? Gott straf' mich, Herr Meier, Sie müssen mich für einen Juden halten, daß Sie mir einen solchen Schacher anbieten! Ich brauch's nicht und hab' ich auch keinen Sohn, wie Sie sagen, so wird die Rose doch einmal einen braven Mann heirathen, dem ich die Mühle geben kann, und der wird auch genug haben.“ Herr Meier wußte allerdings, daß der Müller Korn für sehr wohlhabend galt und sah sich denn genöthigt, seinen Plan vor der Hand aufzugeben.

Desto eifriger verfolgte er einen andern, von welchem kein Mensch eine Ahnung hatte als seine Louise, die mit seltenem Scharfblick stets seine Gedanken errrieth, so daß er sich ganz daran gewöhnt hatte, vor ihr keine Geheimnisse zu haben. Er hatte gefürchtet einen Sturm zu erleben, als sie von seiner neuen Idee die erste Ahnung gewann. Es war doch für sie selbst eine Lebensfrage. Aber sie hatte ihn ruhig gewähren lassen und nur, wenn er in seines Herzens Drange mit ihr davon sprechen mußte, sich

spöttisch und bitter geäußert, bezeichnend genug für ihren Seelenzustand, wie er meinte, aber doch nicht von weitern Folgen. Sie mußte sich schon an den Gedanken gewöhnt haben.

Eingeladen wurde er nicht in Alten-Friedheim. Er hatte erwartet, wenigstens einmal, wie es doch wenigstens in seinen Kreisen Sitte war, zum Diner oder zu irgend einer andern Gesellschaft dort zu sein und es beleidigte ihn Anfangs, daß die Einladung ganz ausblieb. Aristokratischer Uebermuth, wahrhaft lächerlich! Aber bald tröstete er sich, als er bei sorgfältiger Ueberwachung auch nicht von einer einzigen Gesellschaft hörte, welche Rhonach gegeben hätte, er hatte ja überhaupt wenig Umgang mit seinen Nachbarn. Auch war er stets, wenn er mit ihm in der Stadt oder sonst zusammentraf, zuvorkommend höflich — Frau von Rhonach, die er zwei Mal dort gesehen hatte, sogar sehr freundlich. Er war über eine Stunde mit ihr einmal zusammengewesen und hatte auch von Leontinen mit ihr gesprochen, die er zu seinem höchsten Leidwesen seit seinem ersten Besuche in Alten-Friedheim nicht wieder gesehen hatte — um so natürlicher, daß er sich nach ihr erkundigte; die Mutter hatte ihn aufmerksam und mit sichtlichem Wohlwollen angehört, als er sich in der Art und Weise, wie er von Leontinen sprach, fast bis über die Grenze des Schicklichen hinreißen ließ. Er war an jenem Abende sehr beglückt nach Hause gefahren und Louise hatte zuerst gestutzt, als sie sein strahlendes Antlitz gesehen hatte. Als sie aber gehört, was ihn so gestimmt, hatte sie ihm eiskalt gesagt: „Lassen Sie sich doch nicht auslachen!“ ein Sturzbad, welches ihn sehr entrüstet hatte. Doch war ihm bald darauf ein wirkliches Glück zu Theil geworden. Er glaubte sich überzeugt zu haben, daß Frau von Rhonach nicht ungünstig für ihn gestimmt sei und daß sie wenigstens die Schuld nicht trage, wenn er auf Alten-Friedheim nicht den heiß gewünschten Eingang gefunden habe, sie hatte sich gewissermaßen, wenn auch nicht mit deutlichen Worten, gegen ihn entschuldigt, daß sie ihn noch nicht bei sich gesehen, sie war eine feine „coulante“ Frau. Er beschloß daher dreister zu werden. In der Mühle, wo er trotz seiner fehlgeschlagenen Speculation Geschäfte suchte, hatte er allmählig doch den alten widerhaarigen Müller durch seine Sachkenntnisse vom Maschinenwesen und weil er ihm manche Verbesserung in seinem Betriebe vorschlug, die ihm einleuchtete, etwas umgänglicher gestimmt, er hatte auch Gelegenheit gefunden, zuweilen mit Rosinen zu sprechen, wobei er jetzt, da

er sie kannte, freilich einen andern Ton anschlug, als da er zuerst hier gewesen war und von dem frischen Reize des Landmädchens angesprochen sich wie ein verliebter alter Geck geberdet hatte. Ob sie das bei seiner jetzigen Ehrbarkeit vergessen hatte, blieb zweifelhaft, indessen stand sie ihm doch zuweilen Rede, wenn er sie nach der Herrschaft in Alten-Friedheim fragte, denn sie war zu natürlich, als daß ihr das Herz nicht hätte überfließen sollen, wenn sie von dem Fräulein, das sie wahrhaft schwärmerisch liebte, sprechen konnte. Er hörte sie dann erfreut an, aber klug wie er war hütete er sich wohl zu verrathen was er dabei dachte. Durch Rosinen erfuhr er nun ganz zufällig, daß Herr von Rhonach verreist sei und erst in drei Wochen wieder kommen werde. Er beschloß augenblicklich diese Gelegenheit zu benutzen. An einem Vorwande in irgend einer landwirthschaftlichen Angelegenheit Rhonach aufzusuchen, konnte es ihm ja nicht fehlen, an Dreistigkeit, ja an Unverschämtheit, wenn er dadurch seine Zwecke zu erreichen hoffte, fehlte es ihm niemals.

So gab er denn eines Nachmittags Befehl zum Anspannen, nicht den eleganten Wagen nahm er, in welchem er seinen ersten Besuch gemacht hatte, sondern den leichten Holsteiner, eben so wenig warf er sich in Visitkleidung, sondern legte nur einen Ueberrock an, es sollte eben durchaus einen geschäftlichen Anschein haben. Doch verwandte er immerhin einige Sorgfalt auf seinen Anzug und stand lange vor dem Spiegel, sein Haar bürstend, das allmählig schon anfang sich widerspenstig zu zeigen, wie es im spätern Alter der Fall wird.

Louise, welche ihm schweigend zusah, reichte ihm boshafter Weise noch einen Handspiegel, damit er sich im doppelten Reflexbilde auch von der Rehrseite beschauen könne; er schalt sie zwar, that aber doch einen flüchtigen Blick hinein und sah zu seinem Verdruße, daß die Lichtung auf seinem Scheitel immer größere Dimensionen auch nach dem Nacken zu annahm. Indessen, das war ja vornehm! Die Aristokratie und die junge Diplomatie tragen dergleichen auch zur Schau und überlassen die Perrücke dem gemeinen Publikum.

„Sie fahren nach Alten-Friedheim, Herr Meier?“ fragte sie.

„Wenn es Dir keinen Schmerz macht, ja,“ erwiderte er etwas gereizt.

„Ich wünsche gute Geschäfte,“ sagte sie und er

gab ihr befänstigt mit dem gelben Handschuhe einen leichten Schlag.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Friedrich Rückert.) Im vorigen Herbst machte der ungarische Professor Schröder eine Reise durch Deutschland und hat sie im Pesther Lloyd geschildert. Unter Andern besuchte er von Coburg aus Rückert und er schreibt: „Rückert war da, und zwar auf seiner Besichtigung in Neuseß bei Coburg. Sie haben ihn zwar zum Professor und Geheimrath in Berlin gemacht, er behält aber seine Vorlesungen für sich und ist immer schon mit dem ersten Verthenwirbel hier im Grünen, auch wenn es kaum erst zu grünen beginnt! Ihn zu besuchen hält schwer, d. h. wenn es einem gelingt ihn zu besuchen, so ist Rückert nicht schuld, der immer den besten Willen hat, nicht gefunden zu werden. Briefe geniren und rühren ihn nicht, sind auch erfolglos. Wenn ihn aber einer einmal persönlich getroffen hat, so kann er von ihm viel verlangen: um den Preis sich recht bald von dem Besuche loszukaufen, thut er was man will. So geht die Sage von ihm. Gustav Freitag ist fast mit Gewalt vorgebrungen, als man ihm den Eingang wehren wollte und kam so zu ihm. Ich ging zuerst zu Heinrich Rückert, dem Historiker und Germanisten, der sich eben diesen Sommer im väterlichen Hause aufhielt. Dieser liebenswürdige Gelehrte, der auch meine Schriften kannte, empfing mich mit aller Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit eines Fachgenossen und ging dann auch seinen Vater zu holen, der bald in das Dachstübchen des Sohnes heraufkam. Wie ein Geist oder eine Gestalt der Vorzeit erschien mir die hohe kräftige vorgebeugte Gestalt mit den markigen Gesichtszügen. Das edle Haupt umgeben reichlich weiße Locken, die auf die Schultern fallen. Der Ausdruck seiner Züge ist vorwiegend ernst, sinnend, in Träume versunken. Selbst während des lebhaftesten Gespräches versinkt er oft in Gedanken, die er innerlich verfolgt und darüber der Umgebung zu vergessen scheint. Doch kehrt er dann wieder zum Gespräche zurück, dem er oft unvermuthet, wenn es zu ernst wird, durch einen Einfall, durch einen erfreulichen Gedanken, dem er spielend folgt, eine Wendung giebt. Die Künstlernatur hat, wie man dies bei Goethe häufig wahrnehmen kann, das Bedürfnis, dem Unerfreulichen, Negativen sich abzuwenden („das Schlechte ignoriren und das Gute thun“), um sich an das zu halten, was ewige Dauer hat in allem Wechsel, das positive, fortschreitende, stets erfreuliche Leben. Ich verließ Rückert's rebenumranktes Haus mit wahrer Befriedigung nach einer bedeutsam durchplauderten langen Stunde. Er klagte, daß seine Trauben heuer nicht reif werden und gedachte lächelnd des schönen Ungarlandes, wo die Sonne wärmer scheint! „Möge das von

der Natur so hochbegabte Land allem Wahren, Guten und Schönen sich zuwenden und — ohne Haß, aber auch ohne Raß sich in stetem Fortschreiten befinden und solche geistige Güter erwerben, die den edlen Früchten seines Bodens gleich sind! Das walte Gott und dazu gebe er seine Hilfe und seinen Segen!“ —

— w.

(Geld und Geist.) Nach den bitteren und schmerzlichen Erfahrungen, die uns unsere deutschen Landsleute in Ungarn und Polen fast täglich bereiten und die uns immer von Neuem die Schamröthe ins Gesicht treiben, daß wir sie, die die Ehre des Vaterlandes aus bleicher Furcht oder eines elenden, häufig nur eingebildeten Gewinnes willen dem Uebermuth der Fremder preisgeben, noch immer als Landsleute betrachten müssen, thut es doppelt wohl in einem fernem Lande jenseit des Meeres gerade das Gegentheil zu sehen. In Nordamerika giebt es zwar auch Deutsche genug, die sich nicht eher wohl fühlen, bis sie ihr Wischen Deutschthum losgeworden sind, um sich als Halbblut-Amerikaner brüsten zu können; doch scheint es auch an Bessergesinnten nicht zu fehlen, welche ihre Ehre gerade darein setzen, Deutsche zu sein und zu bleiben und dem deutschen Namen Ehre zu machen, auch mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu streben, diese Gesinnung in andern ihrer dorthin verschlagenen Landsleute zu wecken, zu nähren und zu befestigen. Unter diesen ehrenwerthen Deutschen nimmt Otto Ruppian einen sehr achtungswerthen Platz ein. Wir kennen ihn nur als Schriftsteller und zwar als solchen, der sich die Schilderung amerikanischen Lebens in der Gestalt von Erzählungen zur Aufgabe gemacht hat. Seine Schilderungen sind von nicht gewöhnlichem Interesse, die von ihm aufgestellten Charaktere mit fester Hand gezeichnet, weshalb sich denn seine kleinen Romane bei uns in Deutschland eines besonderen Beifalls zu erfreuen haben. Was uns aber diese deutsch-amerikanischen Erzählungen so werth macht, ist, daß sie eben deutsch sind, daß sie die Schicksale deutscher Auswanderer vorzugsweise behandeln und wo es geht, die deutschen Cardinaltugenden, Treue, Ehrenhaftigkeit, Charakterfestigkeit, hervorheben, also deutsches Leben mit amerikanischer Scenerie veranschaulichen. Das ist schon viel in einer Zeit, wo jeder Deutsche fast, der im Auslande sein Glück sucht, sich seiner Nationalität schämt und nichts Eiligeres zu thun weiß, als sich ihrer so schnell als möglich zu entledigen. Doch das nur nebenbei.

In einem seiner jüngst erschienenen Gemälde deutsch-amerikanischen Lebens, das den obigen Titel führt, zeigt uns der Verfasser das Bild eines jungen Deutschen, der von Ehrgeiz angetrieben wird, eine höhere Stellung im Leben einzunehmen, als die, welche die Verhältnisse ihm bis jetzt gewährt haben. Er hat Talent, ein angenehmes Aeußere, eiserne Arbeitskraft und jene Zähigkeit des Charakters, welche aller Schwierigkeiten nicht achtet; aber er ist Schriftsetzer und die Zeit, welche er verwenden muß, seine Existenzmittel zu erwerben, läßt ihm kaum Raum genug, die in ihm ruhenden Keime zu einer freieren Existenz, zu einer höheren Thätigkeit zu pflegen und zu

warten. Es ist der Geist, der nach seiner Erlösung strebt von den Banden des täglichen Broterwerbs. Und Wellmer, so heißt der junge strebsame Deutsche, hat Energie genug, gegen diese Fesseln des äußern Lebens anzukämpfen. Um sich in der englischen Schriftsprache auszubilden, widmet er seine frühesten Morgenstunden einem Advokaten, den er durch kleine Dienste für sich gewonnen hat, und der ihm dafür seine Aufsätze corrigirt und Andeutungen giebt, was er vermeiden soll, um für die Amerikaner verständlich und angenehm zu werden. Und endlich ist er so weit, eine öffentliche Probe anstellen zu können. Eine Eisenbahn-Unternehmung, für die Actionäre erworben werden sollen, regt die öffentliche Aufmerksamkeit auf. Wellmer ist dagegen aufgetreten und bringt seine geistreich geschriebenen Artikel bei einem kleinen Blatte an, das sich erst Anerkennung verschaffen will und dem natürlich Alles genehm ist, was Aufmerksamkeit erregt. Und Wellmers Artikel sind ganz dazu angethan, diesen Zweck zu erfüllen. Sie finden so großen Beifall, daß ihm die Redaction eine sicherere Stellung anbietet. Aber ein anderes Princip des amerikanischen, ja des ganzen modernen Lebens, das Geld erhebt sich gegen ihn. Es ist wieder ein Deutscher, der uns als Gegner Wellmers vorgeführt wird. Mr. Miller, ein reicher Bankier, der bei jener Eisenbahnspeculation vorzüglich theilhaftig ist, bietet Alles auf, um die Existenz des jungen Opponenten zu vernichten, später, als er sieht, daß dies nicht geht, um ihn für sich zu gewinnen. Beides mißlingt ihm. Das amerikanische Parteigetriebe kommt dem jungen Schriftsteller zu Hilfe, ihm eine kleine Selbstständigkeit zu sichern; sein überwiegender Geist, seine unerschütterliche Ehrenhaftigkeit bewahren ihn aber, in den Parteiungen unterzugehen und schließlich wird Wellmer, der Schriftsteller, in Stand gesetzt, den Bankier in der öffentlichen Meinung wieder zu rehabilitiren, da seine Feinde Alles aufgewendet haben, ihn moralisch und bürgerlich zu Grunde zu richten. Die Erzählung, die wir hier kurz skizzirten, ist von dem spannendsten Interesse und wenn sie auch die Theilnahme der Deutschen in ihrer Gesamtheit an großen politischen Fragen nicht hervorheben kann, so sollten wir meinen, daß eben solche Schilderungen auf die Deutschen in Amerika einen wohlthuenden und anregenden Einfluß äußern müßten, ihrem nationalen Wesen treu zu bleiben, uns aber in Deutschland erweckt es ein wohlthuendes Gefühl, einen deutschen Schriftsteller mit deutschem Herzen in Amerika thätig zu sehen.

—r.

(Eintäuschungen.) Die Leiden und Freuden eines Hauslehrers sind oft beschrieben und von den verschiedensten Seiten beleuchtet worden; berühmte Dichter sogar haben ihre Erfahrungen in diesem eigenthümlichen Zwitterzustande aus dem Leben eines meist frisch von der Universität dazu berufenen Candidaten nicht verheimlicht; es wird uns daher vergönnt sein, ein neues Scherflein zu diesem Bilde beizutragen. Wir entlehnen es einem Buche, das den Titel führt: „So ward aus einem Saulus ein Paulus“ von Wieduwilt (Leipzig, Kollmann), in welchem sich der pseudonyme Verfasser die Aufgabe gestellt, die Entwicklung eines jungen Menschen, der sich der Theolo-

gie widmet, zum tüchtigen Theologen trotz aller Hindernisse darzustellen, die ihm seine eigene Natur wie das Leben entgegenwerfen. Die Schilderungen und Charaktere, die wir hier finden, sind lebenskräftig, nicht ohne heitern Humor und fesseln den Leser durch ihre Frische und innere Wahrheit, weshalb wir denn auch glauben möchten, sie seien dem wirklichen Leben entnommen, und diese Annahme ist es, welche uns ermuntert, ein Bild daraus zu entlehnen, das sich als wirkliches Zeitbild charakterisirt. In welchem Theile unseres deutschen Vaterlandes die Geschichte spielt, ist nicht genau angegeben, doch dürfte die Vermuthung wohl nicht ganz trügen, die uns nach dem fränkischen Bayern oder den sächsischen Herzogthümern rathen läßt.

Gottlieb, so heißt unser Held, hat nach einer lustig, fast stürmisch durchlebten akademischen Lehrzeit, das Examen glücklich bestanden und steht sich, da seine Mutter nur von einer kleinen Pension lebt, nach einer Stellung als Hauslehrer um. Es werden ihm mehrere vorgeschlagen, doch giebt er der Einladung eines Mannes den Vorzug, der sich als Guts- und Schieferbruchbesitzer in Pfiffhausen unterschreibt und ihm ein angenehmes Familienleben zu versprechen scheint. Die Anforderungen an seine Thätigkeit erscheinen in dem Einladungsschreiben vernünftig und zweckmäßig, der Umgang mit „gebildeten“ Menschen in der Umgegend ist in Aussicht gestellt, es wird von einem gegen Morgen gelegenen Erkerzimmer als seiner künftigen Wohnung gesprochen. — Gottlieb malte sich danach mit einer thätigen Phantasie das Uebrige aus und sagt zu. Post und Eisenbahn bringen ihn nach einigen Tagen in die Nähe seines künftigen Wohnortes und, des vielen Fahrens müde, beschließt er den kurzen Rest seines Wegs zu Fuß zurückzulegen. Nach wenig Stunden sieht er in kurzer Entfernung vor sich ein Dorf liegen das Pfiffhausen sein muß; aber von einem stolzen Schlosse, wie es ihm seine Phantasie vorgemalt, bemerkt er nichts. Einen Schieferbruch und wie es schien, einen ziemlich großen, bemerkt er aber wohl zu seiner Rechten. Näher kommend erblickt er eine arme Frau, die an einem Raine Gras mit der Sichel abmäht. Er ruft ihr einen „guten Morgen“ zu und fragt: „Wo wohnt denn der Herr Guts- und Schieferbruchbesitzer?“ — „Wer? Was? Guts...“ ertönt die Gegenfrage. „Da seind der junge Herr falsch bericht'.“ — „Ach freilich, Alte, besinn' Euch nur, er heißt Kühnhase.“ — „Wie, Kühnhase? Herrje, da meint der junge Musjech am Ende unsern Jocheles Balgar? Sei Vater,“ sagt die Frau erläuternd hinzu, „war a Häusler, hat All' die Jöcher für die Ochsen und für die Küh' g'schnit' und ha'n mer sein Jung' nor den Jocheles Balgar gehäßen. Biewohl, seit es wu er als a Knecht sei' reiche Frau und hinterdrei das hoffärtige Mensch aus der Stadt geheiert hat, is er a gar stolzer Man gewörbe und wills nix mehr geleid't, 's mer'n den Jocheles Balgar häßt.“ — Gottlieb hatte genug und schritt sinnend dem Dorfe zu, wo er denn bald zu dem Hause seines künftigen Principals zurecht gewiesen wurde. Der Hof, in den er eintrat, war geräumig, aber von der Sauberkeit, die man gewöhnlich mit dem

Begriffe eines Gutsbesitzers verbindet, war keine Spur vorhanden, er sah einen Bauernhof vor sich, der die Andeutungen der alten Frau am Raine nur zu sehr bestätigte und vervollständigte. Als sich Gottlieb nach einem Menschen umsah, der ihn beim Besizer anmelden konnte, trat ein Junge von ungefähr 12 Jahren aus der Stallthür, stellte sich auf die unterste Leiste derselben und setzte die Thür mit Hilfe seines Körpergewichts in Schwingung. Sogleich taucht aus der Thür ein langer Stallbesen hervor, mit ihm ein Mann, der auf den Jungen einstrahlt; doch dieser entläuft unter großem Geheul, der Mann hinter ihm drein. Gottlieb sieht lächelnd dem komischen Vorgange zu und hält den Mann aus dem Stalle für den Großknecht. Sein Anblick bringt den Letztern zum Stehen und zur Frage nach seinem Begehr. Gottlieb fragt nach dem Guts- und Schieferbruchbesitzer Herrn Kühnhase. Erstarrt bleibt der Mensch stehen und glogt ihn mit verschwommenem Blicke an. Endlich stottert er: „Um Gotteswillen — Sie sein doch etwa nicht der Herr Candidat?“ Es ist Herr Kühnhase selbst, den Gottlieb vor sich sieht.

Nun, das Alles ist nichts besonders Erschreckliches. Ein Bauer kann recht gut den Wunsch hegen, seinen Kindern eine bessere Bildung geben lassen als er selbst erhalten hat. Aber was versteht man unter Bildung? Am Abend desselben Tages wurde Gottlieb von seinem Principal in die Schenke geführt, um ihn den übrigen Honoratioren des Orts vorzustellen. Da fand er den Dorfbarbier, der sich Herr Doctor, den hausirenden Krämer, der sich „Kaufmann“ tituliren ließ; Herr Kühnhase hatte schon gesehen müssen, daß er nur ein kleiner Bauer sei, daß sein Schieferbruch nur in einem Antheile an dem Gemeindebruche bestehe — alle Verhältnisse waren um der lieben Eitelkeit willen hinaufgeschraubt und die Männer, die sich in erborgten Titeln sonnten, verbargen hinter einer geschraubten Sprache die innere Hohlheit und Rohheit nur sehr ungeschickt. Nach einigen Tagen erschien Herrn Kühnhase's Schwägerin aus der Stadt, eine „sehr gebildete“ Frau. Sie führte die Gewohnheit ein, nach dem Mittagessen eine ästhetische Unterhaltung dem Herrn Candidaten zum Besten zu geben, an welcher auch Herr Kühnhase eifrig Theil nahm. Sie hielt sehr tiefeingehende Vorträge über politische Poesie, sprach über lebende und verstorbene Dichter mit großer Sachkenntniß, daß Gottlieb oft seine Verwunderung nicht bergen konnte über die Masse von Kenntnissen, die diese Frau besaß, wenn es ihm schon zuweilen vorkommen wollte, als hätte er das was sie sprach schon anderwärts gelesen oder gehört, bis ihm endlich einer seiner Freunde bei einem Besuche im Kühnhase'schen Hause, in einer humoristisch gehaltenen Scene den Spiritus familiaris der Bildung seiner Principalschaft zeigt, der in nichts Anderm besteht, als in — dem Brockhaus'schen Conversationslexikon.

— r.

(Ob es wahr ist?) Das Pariser Journal „Pays“, — wir müssen die Quelle nennen — theilt folgende Geschichte mit. Eine Dame der großen Welt, Gräfin C., kehrt nach einem

sehr verlängerten Landaufenthalte nach Paris zurück und erhält sofort eine Einladung zu einem Diner für den zweitfolgenden Tag. Die Gräfin besaß aber von Kleidern der grande toilette nur solche, die ihr von Paris am Schlusse der vorigen Saison geschickt worden waren, konnte sie also bei dieser Gelegenheit nicht mehr brauchen, wenn sie nicht ihren Ruf als elegante Dame aufs Spiel setzen wollte. Sie eilt daher zu ihrer Schneiderin und bestellt ein neues Kleid für den folgenden Tag. „Unmöglich, Frau Gräfin!“ ruft die Künstlerin; „ich habe sechszig Kleider nur für diese Woche zu fertigen, denn alle Welt will neue Kleider für die beginnende Saison.“ — Sehr mißvergünstigt entfernt sich die Dame. Sie möchte nicht gern das Diner missen, das ihren Wiedereintritt in die Gesellschaft würdig beginnt, ohne ein neues Kleid ist aber das Diner unmöglich. Was beginnen? Zu andern Schneiderinnen zu gehen, kann nichts helfen, denn sie werden ebenso sehr mit Arbeiten überhäuft sein. Aber eine neue Toilette muß und will die Frau Gräfin haben und überlegt sorgsam die Mittel und Wege wie sie in der festgesetzten Zeit dazu gelangen könne. Endlich steht ein Plan fest, dessen Ausführung möglich erscheint. Am folgenden Tage fährt sie nach ihrem Ausfluge ins Boulogner Gehölz wieder bei der Schneiderin vor, die sie mit großer Freude empfängt, weil sie daraus den Schluß zieht, daß die Gräfin ihr nicht zürnt und mit weiteren Aufträgen beehren will. Frau von C. ist die Liebenswürdige selbst, während sie ihre Blicke im Zimmer umherschweifen läßt. „Ach,“ ruft sie plötzlich, „welch ein schönes Kleid haben Sie hier?“ — „Es ist so eben fertig geworden.“ — „Für wen?“ — „Für Frau von B.“ — „Welch ein köstlicher Schnitt! Es ist ein wahres Meisterwerk.“ — „Wünschen Sie ein ähnliches? Für die nächste Woche stehe ich ganz zu Ihren Diensten.“ — „Ei gewiß; nur weiß ich nicht, ob ich dieselbe Farbe wählen soll.“ — „Warum nicht? Ich glaube, sie wird Sie trefflich kleiden.“ — „Meinen Sie? Ich möchte es wohl erst probiren, um mich selbst davon zu überzeugen. Ich habe denselben Wuchs mit Frau von B.“ — Das Kleid wurde anprobirt und stand der Gräfin vorzüglich, die auch daraus kein Hehl machte. „Sie sollten mir es lassen,“ bat Frau von C., „ich gebe Ihnen dafür 200 Fres. mehr als Frau von B., die sich schon eines holen wird.“ Vergeblich protestirt die Schneiderin gegen diesen Antrag, der sie in die äußerste Verlegenheit bringen mußte; die Gräfin besteht auf ihrem Willen. „Sie wollen also wirklich nicht?“ ruft endlich die Letztere. — „Ich kann nicht.“ — „Nun, dann muß ich gegen Ihren Willen thun, was ich nicht lassen kann!“ — Damit eilt sie der Thür zu und verschwindet mit dem Kleide, das sie noch nicht abgelegt hat. Ueberraschung und Schrecken über das Unerhörte fesseln die Schneiderin an ihren Platz und die Gräfin entführt unangefochten ihren Raub. Was weiter geschehen, wird nicht erzählt. — r.

Druckfehler. In Nr. 5, S. 40, Sp. 1, Z. 23, v. o. lies Frau von Kalb statt von Noth; da bekanntlich Schiller nie mit einer Frau von Noth in Verbindung gestanden.

Hierzu das Beiblatt Nr. 6. mit Tages-Bericht für die Modenwelt u. Intelligenzblatt. — Druck von Hirschfeld in Leipzig.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Friedheim.

Novelle

von

Bernd von Gutsch.

(Fortsetzung.)

Frau von Rhonach war verwundert, als ihr der „Herr von Neuen-Friedheim“ gemeldet wurde, doch nahm sie ihn an. „Ich höre zu meinem Bedauern, gnädige Frau,“ sagte er gleich im Eintreten, „daß Ihr Herr Gemahl nicht zu Hause ist. Ich hatte mit ihm ein kleines Geschäft zu verhandeln, das wie ich glaube für beide Theile außerordentlich vortheilhaft sein mußte. Verzeihen Sie, daß ich Sie störe, aber ich hatte keine Ahnung von der Abwesenheit Ihres Herrn Gemahls und wollte meine Erscheinung, über welche Sie sich wundern könnten, wenigstens erklären.“

In seinen Worten lag ziemlich unverblümt eine Art von Vorwurf; ein Mann aus der Gesellschaft würde ihn vielleicht seiner eingekleidet haben, aber immerhin war Meier im Recht, wenn er ihr zu verstehen gab, daß er als Nachbar für seine Aufmerksamkeit mit Geringschätzung behandelt worden sei. Frau von Rhonach hatte das schon längst gefühlt und sich auch, wie wir wissen, gegen ihn einigermaßen entschuldigt, heute nahm sie das wieder auf und sprach es geradezu aus, was sie damals nur angedeutet hatte.

Er hätte sich dabei vor Vergnügen die Hände reiben mögen, wie er zuweilen bei einer gelungenen Speculation that.

„Wir leben so einsam und zurückgezogen,“ sagte sie dann, „es ist meines Mannes Geschmack und eine gute Hausfrau hat nichts zu thun als sich dem in aller Demuth zu fügen.“ Der Blick ihrer schönen blauen Augen und das Lächeln ihres Mundes schienen aber nichts weniger als dies Wort zu bestätigen. — „Aus diesem Grunde hat sich auch mein Mann entschlossen,“ fuhr sie fort, „unser Gut in Thüringen, wo wir in großartigen geselligen Beziehungen lebten, zu verlassen und bleibend hierher zu ziehen. Sie können sich denken, welcher Contrast dies war. Dort hatten wir einen sehr angenehmen Kreis des Umganges mit vielen bekannten und befreundeten Familien in unserer Gegend, wir waren vorgestellt an den Höfen von Weimar, Gotha und Meiningen — auch in Altenburg, wohin wir aber selten kamen, weil uns das zu fern lag. Dagegen in Weimar waren wir im Winter jedes Mal zum Februar, zu der Zeit, wann die Geburtstage des nun verstorbenen Herrscherpaares waren; Sie können sich nichts Anziehenderes denken als die huldvolle Art und Weise, wie die Großherzogin-Großfürstin Damen, die ihr vorgestellt wurden, empfang und der Moment auf dem Hofball, wenn der alte Hof und der junge Hof, das heißt der des jetzigen kunstsinigen Großherzogs und seiner edlen Gemahlin, in dem Festsaal erschienen und sich begrüßten, dieser Moment ist mir ewig unvergeßlich — Niemand konnte

sich dabei ernster, wehmüthiger Gedanken, wie nah doch die ewige Trennung Beider sein mußte, erwehren und sie ist denn auch erfolgt!"

Diese ernstere Richtung des Gesprächs in dem plötzlichen Uebergange aus heiterer Stimmung, wie er Frau von Rhonach seit einiger Zeit eigen war, hatte für Herrn Meier etwas Befremdendes und war ihm unbehaglich. Er fragte daher, ob die Dame oft die Wartburg besucht habe und hörte ihren begeisterten Erzählungen von dem berühmten Bau und seinem fürstlichen Bauherrn zu, welcher die Zeiten der alten Landgrafen von Thüringen und die neuere Glanzperiode seines Großvaters in der Pflege von Kunst, Poesie und Wissenschaft wieder ins Leben ruft.

„Mein Thüringen!“ rief sie mit leuchtenden Augen. „Und nun denken Sie daran, welch ein reiches Leben für diese höchsten geistigen Interessen auch der ritterliche Herzog von Gotha, dem der Genius der Tonkunst hold ist, um sich her zu gestalten weiß! Dann der Hof von Meiningen! Wenn die Herrschaften ihre Sommerresidenz, den unvergleichlich schönen Altenstein, bezogen hatten zu der Zeit, als noch die engelhafte Erbprinzessin Charlotte lebte — Sie können sich kein gemüthvolleres fürstliches Stillleben vorstellen! Ich war einmal dort, als ihr jugendlicher Bruder unerwartet erschien, ein bildschöner hochgewachsener Prinz, an Größe seinem Ahnherrn Albrecht Achill vergleichbar, nun vielleicht auch an Kraft ihm ähnlich, damals war er noch sehr jung, aber so liebenswürdig! Verdenken Sie mir nicht, wenn ich mit all' diesen reichen Erinnerungen mich noch nicht recht an meine jetzige Einsamkeit gewöhnen kann. Wir werden aber auch hier hoffentlich bald freundlichen Umgang gewinnen.“

Bei aller Selbstgefälligkeit, welche Herrn Meier in starkem Maße inne wohnte, konnte er sich doch nicht bergen, daß er in den Kreisen, in denen sich Frau von Rhonach dort bewegt hatte, keine Figur gespielt haben würde und daß der hiesige Umgang, so weit er ihn kennen gelernt, für jene schimmernden Erinnerungen nur einen dürftigen Ersatz bieten werde. Er suchte daher für den Moment ganz mit ihnen zu brechen und fragte geradezu nach Fräulein Leontinen.

„Sie wird bei ihren Geschwistern sein,“ erwiderte Frau von Rhonach gleichgiltig, zog aber die Klingel und ließ ihre Tochter rufen. Leontine erschien in ihrem einfachen, von einigem vielleicht tumultuarischen Spiele mit ihren Schwestern etwas zerknitterten Hauskleide und sah verwundert auf, als sie den Gast erblickte, von welchem ihr nichts gesagt worden war.

Das Bewußtsein, daß sie mit ihrem Anzuge nicht ganz vor fremden Augen bestehen könne, machte sie ein wenig verlegen, als sie Meiers verbindlichen Gruß erwiderte, — aber sie war gerade in diesem einfachen Kleide und in ihrer Befangenheit so reizend, daß sich in Meiers Gesicht das unverkennbarste Entzücken ausdrückte, das von der Mutter nicht unbemerkt blieb. Er unterhielt sich auch für die kurze Zeit, welche er noch blieb, sehr viel mit Leontinen, ohne dabei die Dame vom Hause zu vernachlässigen. Lange durfte er nicht mehr bleiben, wie sehr es ihn auch festhielt, er hatte kein Recht dazu und konnte sich durch Zubringlichkeit nur schaden, das fühlte er selbst. Aber in seinem Kopfe brütete er bereits über Plänen, wie er ein baldiges Wiedersehen veranstalten könne, nur wurden sie heute nicht reif, ihm fehlte die kalte Besonnenheit zum Calculiren.

Als er sich empfohlen hatte, äußerte sich Frau von Rhonach wohlwollend über ihn, wie sie auch früher schon gethan hatte. „Ein sehr verständiger Mann, zu dem ich wohl Vertrauen fassen könnte,“ sagte sie. „Wie gefällt er Dir, Leontine?“

„Mir ist er zu häßlich!“ erwiderte Leontine lachend und harmlos.

„Du bist ein Kind und wirst es bleiben!“ sagte die Mutter. Sie hätte vielleicht noch mehr ausgesprochen, aber zwischen ihr und ihrer Tochter bestand kein inniges Verhältniß oder doch nur von einer Seite, die keine Erwiderung fand. Die Mutter trennte sich bald wieder von Leontinen, die zu ihren Schwestern zurückkehrte. Sie hatte zwar seit einiger Zeit im Hauptgebäude des Schlosses ihr eigenes kleines Zimmer erhalten, das ihr der Vater hübsch ausgestattet hatte, sie war nun auch vollkommen in die tägliche und ständige Gesellschaft ihrer Eltern aufgenommen, die ihr bisher unnatürlich beschränkt geblieben, aber sie fühlte sich doch am wohlsten und zwanglosten drüben bei ihren Geschwistern, wo sie auch an der alten Erzieherin ein liebevolles theilnehmendes Herz fand.

Meier kehrte in der glücklichsten Stimmung heim. Als ihn Louise nach Fräulein Leontinen fragte, küßte er nur in höchster Ekstase seine Fingerspitzen, wobei sie ihn gern wieder den Spiegel zu einer kritischen Selbstschau vorgehalten hätte. Seine Pläne aber scheiterten an der praktischen Unmöglichkeit. Nach Alten-Friedheim konnte er, ohne sich unrettbar zu compromittiren, während der Abwesenheit des Hausherrn nicht wieder kommen; Frau von Rhonach besuchte keine Gesellschaften auf benachbarten Gütern, wo Meier bereits überall

Zugang gefunden hatte; einem Verein, den mehrere Familien vom Lande zu monatlichen Zusammenkünften und Bällen in einer nahen Stadt geschlossen hatten, war Rhonach bis jetzt noch nicht beigetreten. Meier hatte schon daran gedacht, ob sich Frau von Rhonach nicht bestimmen lassen werde, einer großen Fischerei zuzuschauen, die er in seinem Teiche an der Grenze der beiden Güter veranstalten wollte, aber wie konnte er sie, da man ihn bisher so fern gehalten hatte, dazu einladen? Er mußte diesen Gedanken selbst als einen frechen verwerfen. So blieb ihm nur die Hoffnung auf einen glücklichen Zufall, der ihn vielleicht im Rhongrunde mit Leontinen zusammenführen werde, da sie, wie er in der Mühle von der hübschen Rosine gehört, oft genug ihren Spaziergang, gewöhnlich mit einem ihrer kleinen Brüder, bis dahin ausdehnte. Nie hatte er so viel Geschäfte mit dem alten Korn oder auf der nördlichen Grenze seiner Feldmark, wohin der nächste, wenn auch etwas beschwerliche Fußweg durch den Rhongrund führte, als in dieser Herbstzeit und der Müller machte sich schon seine eigenen Gedanken darüber. Da trat ein rauhes regnerisches Wetter ein, das ihm auch diese letzte, bis jetzt unerfüllt gebliebene Hoffnung trübte und er wurde, auf sein langweiliges Zimmer in Neuen-Friedheim und die Gesellschaft seiner Louise beschränkt, die auch nicht immer der besten Laune war, auf einmal aller Schrecknisse des Landlebens sich bewußt, von denen man in großen Städten so viel spricht und die er bis dahin noch nicht kennen gelernt hatte. Mit dem Pfarrer Helwing hatte er keinen nähern Umgang gesucht, er würde ihn wahrscheinlich auch nicht gefunden haben, wie sehr auch sonst der Geistliche gegen seinen Kirchenpatron die schuldigen Rücksichten bewahrte.

Zum Glück dauerte aber diese Prüfung nicht lange, der Wind sprang um, segte den Himmel rein und schaffte wieder einen sonnigen Herbsttag, welchen die Merkmale bäurischer Wetterpropheten als den Verkündiger einer längern beständigen Zeit angaben. Louise lehrte von einem Gange heim, den sie nach dem Vorwerke über das Feld gemacht hatte. Ihr dunkler Ueberwurf war ganz besponnen von den weißen fliegenden Herbstfäden, sie machte ihren Herrn, welcher die eben eingetroffene Börsezeitung las, darauf aufmerksam und fragte bedeutungsvoll: „Nun, Herr Meier?“

Er sah sie zerstreut an: „Was meinst Du, Louise?“

„Haben Sie vergessen was Sie sagten, als wir hierher kamen und es uns so sehr mißfiel?“ entgeg-

nete sie. „Wenn der Altwiebersommer flöge, würden wir wieder abziehen wie die Schwalben!“

„Die Schwalben sind noch hier, Louischen, und einige Arten, wie ich mir habe sagen lassen, bleiben auch den ganzen Winter hier, verkriechen sich nur und halten ihren Winterschlaf, was ich Dir auch freistelle.“

„Ich dachte es mir schon, daß Sie nicht mehr abreisen würden, obgleich hier Alles im Gange ist und Sie gar nicht mehr nöthig sind. Herr Meier, ich muß einmal ein aufrichtiges Wort mit Ihnen reden. Glauben Sie denn wirklich, daß etwas daraus werden kann?“

„Woraus? Woraus? Ich finde, daß Du Dir seit einiger Zeit erschrecklich viel erlaubst.“

„Danken Sie Gott, daß Sie Jemand haben, der es gut und redlich mit Ihnen meint, obgleich wenig Ursache dazu ist und Sie es nicht um ihn verdienen.“

„Werde nicht sentimental! Was willst Du denn eigentlich?“

„Ich will Sie zur Vernunft bringen. Bilden Sie sich wirklich ein, daß Herr und Frau von Rhonach Sie zum Schwiegersohn nehmen werden, daß Fräulein Leontine sich, auch wenn es die Eltern zügäben, entschließen könnte Sie zu heirathen? Ueberlegen Sie sich denn gar nicht, wie hier die Sachen noch stehen? Bei uns ist man schon mehr darüber weg und junge vornehme Damen haben reiche Partien unter Ihrem Stande gethan, aber hier —“

„Louise, ich verbitte mir diesen Ton!“ unterbrach sie Herr Meier zornig, indem er im Gefühl gekränkter Würde aufstand und sich die Weste heftig zurechtrückte. „In meinem Hause dulde ich diese Raupen von Stand und Geburt nicht, die nur noch in schwachen Köpfen spuken. Wie ich darüber denke, weißt Du und daß ich mich diesen Leuten, die noch daran hängen, vollkommen gleich stelle und durch mein Vermögen gleichstellen kann, weißt Du auch. Es ist also meine Sache, mir die Anerkennung zu verschaffen.“

„Wohl. Aber bedenken Sie nicht, daß ein junger Mann Fräulein Leontinen und vielleicht auch Frau von Rhonach besser gefallen muß als Einer, der ihr Vater sein könnte?“

„Du spielst auf den stolzen Sir Edgar an! Ich sage Dir, so schwer er wiegt mit Helm, Kürasch und Pallasch, ich wiege noch schwerer — verlaß Dich darauf! Du sollst mir bald Abbitte thun.“

„Wenn Sie sich aber blamirt haben, Herr Meier,

dann reisen wir ab? — Fahren Sie nicht auf als wollten Sie mich umbringen. Ich denke, Sie werden mir bald Abbitte thun, daß Sie nicht auf mich gehört haben.“

8.

Rhonach kehrte verstimmt zu den Seinigen zurück. Er hatte den Zweck seiner Reise, der gewisse Familienverhältnisse betraf, gänzlich verfehlt: es war kein Abkommen mit den Vettern zu treffen gewesen, die seit Jahrhunderten verwickelten Angelegenheiten schienen ganz unentwirrbar.

Seine Gemahlin tröstete ihn darüber. „Haben wir diese Confusion geerbt, so können wir sie auch in dem Stande, wie sie ruht, unsern Nachkommen hinterlassen,“ sagte sie.

„Nach uns die Sündfluth, nicht wahr?“ versetzte er. „Diese Nachkommen sind unsere Kinder. Hat die beispiellose Unordnung sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und bis jetzt in gänzlicher Vergessenheit geruht, so kann doch einmal ein Umstand eintreten, der die über uns und unsern Kindern hängende Lawine zum Sturze bringt.“

„Weiß denn unser Sachwalter gar keinen Rath?“

„O ja, den weitläufigsten, kostspieligsten. Er rath zu einem Aufruf an alle Agnaten oder wer sonst auf diese alten ungelöschten Lehnschulden irgend einen Anspruch zu haben vermeint, um dann einen Präklusivtermin, das heißt, nach welchem sie gänzlich ausgeschlossen werden, zu beantragen und mit Genehmigung der Lehnscurie und des obersten Lehnsheeren die Sache zu Ende zu bringen. Freilich verhehlt er mir nicht, daß es sehr lange dauern würde und daß vielleicht Ansprüche wach gerufen würden, an welche bisher Niemand gedacht, und daß sich Processen entspinnen könnten von zweifelhaftem Ausgange bei dem gänzlichen Mangel von Beweisen, daß die ungeheure Summe der Lehnschulden, die sich nach und nach zusammen gefunden, nur durch Nachlässigkeit nicht berichtet oder, da sie offenbar längst abgetragen sind, nicht gelöscht worden. Unser Sachwalter rath daher auch, die Sache ruhen zu lassen, von welcher gewiß keine lebende Seele mehr eine Ahnung habe. Nur bei einem Verkauf könne sie zur Sprache kommen, da wir aber keinen solchen beabsichtigten, so habe es keine Gefahr. Mir aber kommt es immer wie eine Sünde gegen unsere Kinder vor, wenn ich die Sache nicht endlich aufs Reine bringe.“

„Du hast Dich sonst nicht darüber beunruhigt, Rhonach,“ erwiderte sie.

„Das kommt mit dem zunehmenden Alter, das uns mahnt bei Zeiten unser Haus zu bestellen. Noch bin ich Gott sei Dank gesund und rüstig, kann auch noch lange leben, aber einmal sterben muß ich doch und wenn Du die große Last des Grundbesitzes nicht tragen willst oder eine Auseinandersetzung der Kinder —.“

„O sprich doch nicht von diesen unerfreulichen Dingen, welche mir jedes Mal die Brust zuschnüren,“ unterbrach sie ihn. — „Wenn Du aber doch solche Gedanken hast, die Dir keine Ruhe lassen, so solltest Du einmal mit einem recht gewandten Geschäftsmann reden, zum Beispiel mit unserm Nachbar Meier —.“

„Was wissen diese Geldmänner der Börse und des Handels von den Verhältnissen des Grundbesitzes, die aus einer Zeit stammen, welche sie verachten? Meier ist gewiß ein geschickter und einsichtsvoller Mann, dessen Rath in gewöhnlichen Geldangelegenheiten vortrefflich wäre, aber in unserm Falle?“

„Ich habe zu ihm ein großes Vertrauen,“ erwiderte Frau von Rhonach. „Er benimmt sich auch sonst gut und schmolzt durchaus nicht, daß wir ihn bis jetzt auf seinen Besuch noch nicht eingeladen haben.“ Sie erzählte ihm, daß Meier während seiner Abwesenheit ihn habe sprechen wollen und setzte lachend hinzu: „Weißt Du, daß er sich im höchsten Grade für Leontinen interessirt? Aber ernstlich, sage ich Dir.“

Rhonach lachte. „Dann thut er mir leid!“ entgegnete er.

„Schade, daß die Verhältnisse nicht anders sind. Er wäre eine passende solide Partie.“

„Aber, Paula!“ rief Rhonach staunend. „Abgesehen von Allem, Leontine ist sechszehn Jahre alt.“

„O ich bin auch nicht älter gewesen,“ erwiderte sie, „und der Unterschied zwischen Weiden wird wohl nicht viel größer sein als zwischen uns; das ist kein Hinderniß für eine glückliche Ehe. Ich würde es ganz angemessen finden, wenn Leontine bald heirathete.“

„Gewiß!“ versetzte Rhonach ernst. „Wenn sie aus wahrer Neigung ihres Herzens heirathet, würde auch ich damit zufrieden sein. Laß uns aber von dieser abenteuerlichen Idee mit Meier nicht weiter reden, sie ist ihm selbst wohl nicht eingefallen, wenn ihm vielleicht auch unser Kind einen angenehmen Eindruck macht. Ich hätte gar nicht geglaubt, Paula,“ fügte er scherzend hinzu, „daß Du Dich den Fortgeschrittenen unserer Zeit so determinirt anschließen würdest, es

setzt mich in Verlegenheit, da ich Dir leider unter dem Ballaste von Vorurtheilen, die ich mit der Muttermilch eingefogen habe, nicht folgen kann!"

Sie ging auf den Scherz ein und das Thema, welches denselben hervorgerufen hatte, wurde nicht weiter berührt. Rhonach war dann der Meinung, daß er doch bei Meier anfragen müsse, was er mit ihm habe besprechen wollen und fuhr am andern Tage nach Neuen-Friedheim. Er fand den Gutsherrn im Augenblicke nicht anwesend und wurde von der Haushälterin empfangen, die ihn bat nur eine Viertelstunde zu verziehen, da Herr Meier bald zurückkehren müsse. Sie benahm sich bescheiden und achtungsvoll und machte auf ihn den Eindruck einer verständigen und ganz angenehmen Person — trotz dem ungünstigen Vorurtheile, das er nach Allem, was in der Gegend verlautete, über sie mitgebracht hatte. Auch leistete sie ihm nicht etwa Gesellschaft, sondern zog sich alsbald zurück. Die seltsame Idee, welche seine Frau gestern angebracht hatte, stieg wieder in Rhonach auf und wiewohl er seine Ansichten über Nacht nicht geändert hatte und niemals ändern konnte, so entspann sich doch daraus ein anderer Gedanke. Wenn hier auf Neuen-Friedheim noch Alles gewesen wäre wie sonst, und dann zwei junge Herzen sich gefunden hätten, wie glücklich würde es ihn gemacht haben, sein Kind so ganz in seiner Nähe glücklich zu wissen! Behmüthige Gefühle knüpften sich daran, es war immer wieder das traurige, unnatürliche Verhältniß in seinem Hause, das er mit aller Geisteskraft, mit allen Bitten und Vorstellungen der Liebe nicht zu besiegen vermocht hatte und das ihn oft in einsamen Stunden unglücklich machte, wenn er der Zukunft gedenken mußte. Leontine heirathete vielleicht bald, die Knaben traten in die Welt, aber seine beiden jüngsten Kinder, noch in so zartem Alter, daß er nicht darauf rechnen konnte, sie als Jungfrauen zu sehen! Wenn er dann nicht mehr war und sie nur dem Namen nach eine Mutter hatten! Ahnungen solcher Art, wenn er sich ihnen auch nicht hingab, hatten ihn in letzterer Zeit beschlichen und wohl auch veranlaßt, mit Ernst an eine Regelung jener Angelegenheit zu denken, die auch er bisher, wie seine Vorfahren, hatte ruhen lassen.

Herr Meier führte ihn in die Gegenwart zurück. Er war sehr erfreut den Nachbar zu sehen, dankte ihm für seine Zuborkommenheit, ihn gleich nach seiner Heimkehr aufzusuchen und kam dann mit seinem Anliegen, das allerdings ein rein geschäftliches war, zum Vorschein. Auf der Grenze beider Güter hatte er ein

reiches Lehmlager, das hier und dort weit überzugreifen schien, entdeckt und darauf den Plan einer gemeinschaftlichen Ziegelei gebaut, die nach bereits angestellter Calculation einen reichen Ertrag liefern mußte. Er legte diesen Plan in seinen Details Herrn von Rhonach so klar und überzeugend vor, daß dieser in seiner Ansicht von der Geschäftstüchtigkeit seines Nachbarn nur noch mehr bestärkt wurde; er versprach die Sache zu überlegen und ihm dann Bescheid zu geben. „Ich nehme das Geschäft auf jeden Fall in Angriff,“ sagte Meier, „und wenn Sie einen so großen Vortheil nicht von der Hand weisen wollen, werden Sie es später auch thun — warum wollen wir uns also die Kosten nicht durch einen gemeinschaftlichen Bau ermäßigen? Der Contract ist ja so zu stellen, daß er keine Streitigkeiten zuläßt, die auch zwischen uns, mein verehrter Herr von Rhonach, niemals vorkommen würden.“

Rhonach versprach nochmals ihn bald Bescheid zukommen zu lassen und sie unterhielten sich dann von allgemeinen Dingen, wobei Rhonach, welcher an den Vorschlag seiner Frau erinnert wurde und wirklich bedauerte, vor einem so gebiegenen Geschäftsmann in seiner Angelegenheit keinen Rath erhalten zu können, die Frage hinwarf: „Haben Sie noch Lehnschulden auf Neuen-Friedheim?“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Auf einem ungarischen Edelhofe.) In Nr. 3. der „Stimmen der Zeit“ wird ansprechend das Leben und Treiben auf einem ungarischen Edelhofe geschildert. Der Fremde ist eben angekommen. Da heißt es: „Es wird Abend. In einem Zimmer haben sich einige ältere Glieder des Hauses mit dem Pfarrer zu einer Whistpartie niedergelassen. In einem andern Zimmer tanzen die jungen Männer mit den jüngern Damen stundenlang unermüdet den unvermeidlichen Csárdás. Alle tanzen eben so gut als leidenschaftlich. Tanzen ist in Ungarn, sobald junge Leute beisammen sind, die liebste Unterhaltung zu allen Stunden des Tages; Gesellschaftsspiele kennt und liebt man nicht. Die nicht tanzenden Damen halten es für ihre Aufgabe, dich zu unterhalten; einige Herren gehen in der langen Zimmerreihe auf und nieder; du siehst, die Bewohner des Hauses sind durch dich in ihrer gewöhnlichen Lebensweise durchaus nicht beirrt und wünschen, daß auch du die keinen Zwang auflegst. So gehst auch du ab und zu und überstausst neugierig die innern Räume. Den Speisesaal, der mit

dem benachbarten Gemache für die Fremden bestimmt ist, abgerechnet, ist jedes Zimmer die Wohnung eines andern Theiles der zahlreichen Familie; die Söhne schlafen sogar in einem besonderem Nebengebäude. Sämmtliche Zimmer erfordern im Winter täglich zwei Wagen Brennholz zur Beheizung. Die Wände sind bemalt, sonst schmucklos, nur wenige alte Familiengemälde und einige colorirte Bilder, Scenen aus dem ungarischen Volksleben darstellend, dann einige alte Waffenstücke hängen an den Wänden; die Fenster sind mit uralten massiven Gittern verwahrt und erinnern an die Zeiten der Leibeigenschaft. Der Abendtisch vereinigt Alle, die eben Lust haben zu essen, zu einem reichlichen, wenigstens aus Suppe und drei Gängen bestehenden Mahle; Niemand wird zum Essen und Trinken genöthigt. Man läßt sich gegenseitig ganz gehen, lacht, plaudert und schreit durch einander, sucht dich auf das Artigste zu unterhalten, und die Hausfrau ist sehr erfreut über dein offenes Geständniß, du fühltest dich hier wie zu Hause. Nach dem Abendessen thut Jeder was ihm convenirt; Gruppen bilden sich da und dort, gehend, stehend, sitzend, einige tanzen schon wieder, die Erzieherin oder das Fräulein spielt Clavier, die Frauen stricken, die Knaben necken und balgen sich, bis sie endlich auf den vielen Soyhas, die auch zu Schlafstellen der Gäste dienen, gelangweilt und müde schlafen. In diesen Abendstunden geht es meist recht gemüthlich zu; vor dem Schlafengehen beurlaubt sich Glied um Glied der Familie von dem Gaste wie von allen Andern. Du begiebst dich mit einem Buche ins Bett; auf dem Nachtkasten steht ein silberner Leuchter, darin eine Unschlittkerze, daneben liegt eine alte eiserne krummbeinige Lichtscheere. Du blickst zufällig empor und gewahrst über den gemalten Wänden die einfachen Balken an der Decke.

Am andern Tag ist es Mittag geworden. Man speist nicht genau zur selben Stunde; vielleicht kommt noch Der aus der Stadt, Jener von der Jagd. Die Hausglocke läutet, aber Niemand kümmert sich um sie, auch wenn sie zum zweiten und dritten Male gehört wird. Die Diensteute setzen sich nach allen Richtungen der Windrose in Bewegung und ersuchen: „man beliebe zum Essen zu kommen“. Die Zahl der Tischgenossen ist für gewöhnlich groß, wird aber an hohen Festtagen leicht um 20 bis 30 Köpfe, meist Verwandte, vermehrt; jeden Tag wird für 2 bis 3 Personen mehr gelocht als eben nöthig, da häufig zu Mittag oder bald nach Tische Gäste zum Thor hereinrasseln, das bei Nacht nicht geschlossen wird; das Feuer darf von 6 Uhr früh bis 10 Uhr Abends nicht ausgehen. Der gewöhnliche Mittagstisch ist überreich besetzt; sind aber Gäste da, die man besonders ehren will, so scheinen die Gerichte kein Ende zu nehmen; dann kreisen auch fleißig die Becher und drängen sich die beliebten wortreichen Toaste. Die Unterhaltung bei Tische wird immer lebhaft, ja leidenschaftlich geführt, wobei die Damen nicht zurückbleiben. Mit welchem Feuer manche ungarische Dame sprechen kann, ist erstaunlich; Alles an ihr spricht; Auge, Mund, Nase, Hände sind in lebhaftester Bewegung; sie springt vom Tische empor, reißt die Thür auf, stürzt ins andere Zim-

mer, schlägt die Thür zu, kömmt wieder heraus, stellt sich gesticulirend vor Jemand hin, setzt sich wieder hastig nieder....: sie erzählt so dramatisch! Neuigkeiten aller Art, eigene und fremde Angelegenheiten, vor Allem aber die Politik, bilden den Stoff der Debatte. Trotz der Gegenwart der Damen wird stark geraucht und nach dem Essen beim schwarzen Kaffee das Tischgespräch in ruhigerer Stimmung fortgesetzt; hier hat man Gelegenheit, in Denken und Fühlen, Begehren und Hassen des Ungarn tiefe Blicke zu werfen. Nachmittags sehen die Herren zu, wie sie die Zeit hinbringen, die Damen beschäftigen sich mit weiblichen Arbeiten.

(Die erste Biographie von Franz Schubert.) Am 31. Jan. 1797 ward Franz Schubert geboren; im 32. Jahre seines Lebens starb er; andere 32 Jahre sind seit seinem Tode dahingegangen. Ehe er von hinnen ging, schüttete er seine süßen Melodien in überströmender Fülle mit unglaublicher Hast aus, gleich als ob er geahnt hätte er müsse eilen, weil sein Ende nicht fern. Daher wurde dieses Leben, so kurz es war, dennoch so reich an wunderbaren Schöpfungen. Wenn Schubert eine Ahnung hatte von der Wonne, welche fort und fort der gebildeten Welt aus der Wiederholung seiner schöpferischen Stunden quillt, so hat er eines der seligsten Leben gelebt, obgleich es nicht frei von jenen Leiden war, mit denen ein wunderliches Schicksal den Genius neckt. Leider hat man seiner bisher nur wenig gedacht. Es ist wahr, der Genius bedarf für sich unseres Cultus nicht, aber die Menschen haben seiner noth, damit sie nicht verfluchen; deshalb thun sie gut ihn zu pfelegen. In diesem Sinne können wir uns eines vor kurzem erschienenen niedlichen Büchleins (Franz Schubert, von Heinrich von Kreißle) nur freuen, welches als erste biographische Skizze die Erinnerungen aus dem Leben des Meisters zusammengefaßt und zugleich eine chronologisch geordnete Uebersicht der Tondichtungen gewährt, die er hinterlassen. Wir überzeugen uns daraus, daß, so viel uns auch von ihm schon bekannt ist, genug, um uns über den Reichthum dieses musikalischen Quells staunen zu machen, doch noch ungleich mehr übrig ist, was wir uns erst anzueignen haben.

(Ein Fluchtversuch.) In dem historischen Romane „Kaiser Leopold II. und seine Zeit“ erwähnt Louise Mühlbach, die Verfasserin, auch jenes Versuchs, die königliche Familie von Frankreich durch die Flucht nach Belgien zu retten. Die Sache selbst ist bekannt, da aber die Verfasserin obigen Romans die psychologischen Gründe angiebt, welche den Fluchtversuch vereitelten und diese inneren Beziehungen vielleicht weniger bekannt sind, so glauben wir manche unserer Leser durch eine genauere Angabe derselben zu interessiren. Gleich nach der Thronbesteigung faßte der Kaiser Leopold II. den Entschluß, seine unglückliche Schwester, die Königin von Frankreich, aus den Fesseln zu erlösen, die sich seit ihrer verunglückten ersten Flucht, welche der Sohn des Postmeisters Drouet vereitelt hatte, immer enger um sie schlangen. Kriegerische Maßregeln verschmähte der friedfertige Sinn des Kaisers, auch hatte sein greiser Staats-

Kanzler Fürst Kaunitz ihm bewiesen, daß er nicht zu dem beabsichtigten Ziele führen werde. Er suchte es durch List zu erreichen und hatte zu diesem Zwecke den Baron Thugut nach Paris gesandt, der List und Schlaueit mit größter Energie in seinem Charakter verband. Dieser widmete sich dem erhaltenen Auftrage mit allem Eifer, den man von ihm bei seiner Vorliebe für Intrigue erwarten durfte und glaubte auch bald eine Combination gefunden zu haben, die ihn zum Ziele führen könne. Unter den Männern von Macht und Einfluß nahm der Deputirte Barnave nicht die geringste Stelle ein. Seine glänzende Beredsamkeit, seine enthusiastische Liebe für die Sache des Volkes hatten ihn ebenso so sehr auf der Rednerbühne in der Nationalversammlung und in den Clubs ein großes Ansehen erworben, als sein edler Charakter Alle an ihn fesselte, die mit ihm in nähere Verbindung traten. Vielleicht trug aber seine schöne jugendlich kräftige Gestalt nicht wenig zu seinen Triumpfen als Redner wie bei seinem Einfluß auf die Massen bei. Seit dem Tode des Grafen Mirabeau war er entschieden an dessen Stelle getreten, zum großen Aerger der weniger sittlichen Elemente der Nationalversammlung, eines Marat, Pétion u. A., die gleich ihm um die Volksgunst buhlten und ihm den Rang abzulaufen suchten. Gerade in dieser Zeit war aber die Ueberzeugung Barnaves von der Rechtmäßigkeit der Volkssache in ein arges Dilemma getreten. Ihm war mit Pétion der Auftrag geworden, die auf der Flucht erkannte und aufgehaltene Familie wieder nach Paris zurückzuführen. Mußte es nun seinem edlen Sinn schon peinlich werden, dieses Schergenamt zu übernehmen, so wurde er noch mehr in seinem Gefühle verletzt, als er den Hohn und die Schmach wahrnahm, mit denen man das unglückliche Königspaar überhäufte. Dazu kam noch die rührende Geduld und Gelassenheit, mit der die Königin die wilden Ausbrüche des Volkshasses ertrug. Barnave kehrte von dieser Expedition als ein Anderer nach Paris zurück, als er von da ausgegangen war. Die königliche Würde, die damals (1791) noch immer wenigstens dem Namen nach bestand, wo möglich vor gänzlicher Entwürdigung zu wahren, vielleicht sie zu erheben, ohne der constitutionellen Freiheit zu nahe zu treten, war bei ihm allgemach zum festen Entschluß geblieben, fand aber an der Unentschlossenheit und Schwäche des Königs ein unübersteigliches Hinderniß. Thugut war von diesem Umschwung in der Gesinnung des einflussreichen Deputirten unterrichtet und baute hierauf seinen Plan, den Willen seines Kaisers auszuführen. Er begab sich in der Kleidung eines Jakobiners reinen Blutes zu Barnave, um erst vorsichtig sein wahre Gesinnung zu sondiren, weshalb er sich mit einem Erkennungszeichen von Seiten der Königin versehen hatte. Bald wußten beide Männer, was sie von einander zu halten hatten und Thugut sah sich im Stande, den eigentlichen Zweck seines Kommens offen darzulegen. Barnave war zu sehr von der traurigen Lage der Königin, die in den Tuilerien bereits als eine Gefangene streng bewacht wurde, überzeugt, als daß er nicht bald genug in die Pläne, sie zu erlösen, hätte eingehen sollen;

auch hatte er schnell einen Plan fertig, wie die Flucht am besten und sichersten sich werde bewerkstelligen lassen.

Theroigne de Méricourt, ein Mädchen von zweideutigem Rufe, aber von großer Schönheit, hatte in den bisherigen Volkstumulten eine nicht unbedeutende Rolle gespielt und genoß bei den Massen wie bei den verschiedenen Führern der Volkspartei ein großes Ansehen. Barnave, der sie ebenfalls genau kannte, baute auf ihre Mithilfe, da er wußte, daß sie edlern Regungen nicht unzugänglich war, besonders wenn man ihr persönliches Interesse ins Spiel brachte. Baron Thugut hatte ihm glänzende Geldanerbietungen gemacht, wenn er der königlichen Familie seinen Beistand angeheihen lassen wollte. Er hatte sie ausgeschlagen, da er nicht gesonnen war sich für eine That erkaufen zu lassen, die, wie er glaubte, sogar im öffentlichen Interesse Frankreichs lag. Aber für seine Gehilfin bei der That nahm er sie im Voraus an, da es ihm nicht verborgen geblieben war, welchen Werth Theroigne auf gesicherte Vermögensumstände legte. Aber er rechnete nur zur Hälfte auf die Macht des Geldes bei dem Mädchen; er hatte schon längst aus seinem nähern Umgange mit demselben errathen, daß er der Gegenstand einer vielleicht tiefer gehenden Neigung desselben sei, daß sie sich nach einer Rehabilitation ihres im Grunde verächtlichen Daseins sehne und diese Motive wollte er in Anregung bringen, durch sie ihren Beistand gewinnen. Theroigne, die Tochter einer adeligen Familie Belgiens, war in früher Jugend das Opfer der Niederträchtigkeit eines Mannes geworden, dem sie die erste Neigung ihres Herzens gewidmet hatte, ihr Vater hatte sie verstoßen, ihr geflucht, nur wenn sie am Arme eines ehrenwerthen Mannes wiederkehren werde, hat er ihr versprochen, sie wieder als Tochter anzuerkennen. Wenn diese Bedingung erfüllt wurde, war sie ein gefügiges Werkzeug Barnaves. Und so geschah es auch. Barnave gestand dem Mädchen, daß er sie liebe, daß er ihr seine Hand reichen wolle und Theroigne gab sich entzückt diesem längst ersehnten, wenn auch nicht gehofften Gesändniß hin, übernahm freudig die Rolle, die man ihr bei dem Befreiungsversuche der königlichen Familie zugebacht hatte. Diese selbst war weder gefährlich noch beschwerlich. Theroigne hatte die Gewohnheit oft in den Tuilerien umherzugehen, ohne daß sie deshalb von den Wachen, die sie alle persönlich kannten, angehalten zu werden; auch spielte sie häufig mit Kindern aus dem Volke, verließ mit ihnen den Tuileriengarten und bestieg dann einen Fiacre, um nach dem Club zu fahren. Sie sollte diese Spaziergänge fortsetzen und zwar so, daß sie nicht immer auf demselben Wege die Tuilerien verließ, auf dem sie sie betreten. An dem zur Flucht festgesetzten Tage sollte dann die Königin in der Kleidung Theroignes in den Tuileriengarten herabsteigen, mit ihren ärmlich gekleideten Kindern dieselben Tandeleien treiben, sich einem bestimmten Ausgange nähern, wo dann ein Fiacre ihrer warten würde. Theroigne sollte an demselben Tage die belgische Grenze zu gewinnen suchen und daselbst Barnave mit den Flüchtigen erwarten. Die Ausführung dieses Planes konnte keine Schwierigkeit haben, sobald das Ge-

heimlich tren gehalten wurde. Eine Summe von 600,000 Frs. war Theroigne als Belohnung von Thugut angeboten und von ihr bereitwillig angenommen worden. Aber schon war in Pétion und Marat der Argwohn rege, wenn sie auch noch nicht wußten, was auf dem Spiele stand. Nur eine Handhabe hatten sie, die sichtbare Zurückgezogenheit, in welcher Theroigne de Mericourt lebte, und die größere Vertraulichkeit, die sie Barnave zu Theil werden ließ. Am Abend des letzten Tages, den Theroigne in Paris zu verleben hatte, fast in demselben Augenblicke, wo sie ihre Wohnung verlassen wollte, trat plötzlich Pétion bei ihr ein, beklagte sich über den Mangel an Vertrauen, das ihm seine Freundin zeige und erzählte ihr von der verbrecherischen Liebe, die Barnave für die Königin immer offener an den Tag lege. Theroigne horchte gespannt auf und je mehr ihr Pétion in einzelnen Zügen angeblich unwiderlegliche Beweise von dem Verbrechen des vielbenedicteten Volksgünstlings gab, je stürmischer regte sich die Eifersucht in ihrem Herzen, bis sie endlich, überzeugt von dem Verrathe Barnaves, die der Vollendung nahe Intrigue offenbarte und Pétion aufforderte ihre Ausführung zu vereiteln. Dies war leicht, denn es bedurfte nur einer schärfern Ueberwachung des Tuileriegartens und eines Besuchs bei der Königin, die man bereits in ihrer Verkleidung antraf.

—r.

(Ein Beruhigungsmittel.) Es soll für die Pfleger der Jugend eine schwierige Aufgabe sein, die flatterhafte, heißblütige Natur der ihnen zur Erziehung und Bildung anvertrauten Jünglinge zu besiegen und an Ruhe und Ordnung zu gewöhnen. Jede Andeutung, dieser ersten Aufgabe zu genügen, muß ihnen daher willkommen sein. Es war uns daher interessant, in Willkomm's neuestem Romane: „Die Töchter des Vatikan“ (Leipzig, Th. Thomas) ein treffliches Mittel dieser Art zu finden. Ob der Verfasser, wie es den Anschein haben dürfte, dasselbe aus dem wirklichen Leben entnommen hat, wissen wir zwar nicht, müssen auch sogleich hinzufügen, daß die Ausführung auf manche Hindernisse stoßen kann, doch interessant ist es immer seine Bekanntschaft zu machen. Fräulein Emerentia von Seidenblatt ist die Directrice einer weiblichen Bildungsanstalt in einer größern Provinzialstadt Mitteldeutschlands; ihre Anstalt hat einen hohen Ruf gewonnen, weil Fräulein Emerentia eine streng religiöse Richtung zu der ihrigen gemacht hat, und wird daher von den Töchtern der angesehensten Bewohner besucht. Bald nach ihrem Eintritt begiebt sich nun folgende Scene. Wir bemerken im Voraus, daß Fräulein von Seidenblatt sehr streng auf die Beobachtung der eingeführten Formen hält und namentlich bei ihrem Eintritte in das Lehrzimmer alle ihre Schülerinnen in gehöriger Sammlung an ihren Plätzen zu sehen wünscht. Ein Zufall hält Felicia zurück, so daß sie nur wenige Minuten vor dem Eintritte der Directrice an ihren Platz kommt, so daß sie in diesem Augenblicke erst ihren Hut an den mit ihrem Namen bezeichneten Nagel hängt. „Zu spät gekommen!“ ertönt die Stimme

des Fräuleins. „Nach der ersten Stunde wirst Du Dir den wohlverdienten Verweis holen, d. h. darum bitten.“ Die Stunde vergeht, die Schülerinnen beginnen zu plaudern und sichern, Felicia hat die Mahnung der Lehrerin vergessen und ist nicht die Stillste in dem fröhlichen Kreise. Emerentia wartet eine halbe Minute, dann tritt sie vom Katheder herab, ergreift das Kind bei der Hand und führt es in den Garten. An einem kleinen mit einem Drahtgitter bedeckten Bassin macht sie Halt. „Du hast zu heißes Blut,“ sagt sie zu ihrer Begleiterin. „Das ist für junge Mädchen eine große Plage. Das Wasser in diesem Bassin enthält mineralische Kräfte; tauche Deine Hand hinein, dann wirst Du bald kühl werden und meine Befehle ehrerbietiger aufnehmen.“ Felicia hatte nichts dagegen einzuwenden; es war warm und sie fand es ganz angenehm, in dem frischen Wasser zu plätschern. „Halte die Hand still,“ befiehlt Emerentia wieder, „damit sie von dieser wohlthätigen Kur mehr Wirkung verspüre. Auch dies that Felicia; doch bald fühlte sie ein eigenthümliches Ziehen, das rasch in einen stechenden Schmerz überging. Sie zog ihre kleine Hand zurück und gewahrte mit Entsetzen, daß zwei mittelgroße Blutegel an ihrem Zeigefinger hingen. Aufschreiend schleuderte sie die Hand mit den ihr widerlichen Thieren heftig hin und her, um sie abzuschütteln; doch das wollte ihr nicht gelingen. Zugleich ersahte Emerentia jetzt abermals den Arm des erschrockenen Mädchens und hielt ihn fest. „Das ist meine gewöhnliche Strafe für Ungehorsam,“ sagte das Fräulein in mild belehrendem Tone. „Hättest Du um einen Verweis gebeten, so würde ich Dich mit einem Scherze entlassen haben. Auch das, was Dir jetzt passiert, ist ein Scherz, aber ein etwas eindringlicher. Du wirst von heute an nicht mehr vergeßlich sein. Außerdem kann es Dir nur gut thun, ein wenig von Deinem heißen Blute los zu werden. Ohne Blutegel wird Niemand alt, am wenigsten eine Person von Bildung.“ Die Strafe der Blutegel war eine ganz gewöhnliche in der Anstalt des Fräuleins Emerentia von Seidenblatt; nur schade, daß nicht alle Eltern ihre Trefflichkeit einsehen wollten, und lieber ihre Kinder ihrer Führung entzogen, als sie der Gefahr auszusetzen, ihre Arme oder sogar Ohrfläppchen und andere sichtbare Theile des Körpers von häßlichen Blutegelbissen entstellen zu lassen.

—r.

(Die „Aquarelle von Günther von Freiberg,“) jene geistvollen und pikanten Schilderungen und Erzählungen, welche vor Kurzem in Baumgärtner's Buchhandlung erschienen, fangen an Aufsehen zu erregen, zunächst in den vornehmen Kreisen Berlins, wo man sich nicht satt daran lesen kann, namentlich seit man in „Günther von Freiberg“ eine der gefeiertesten, geistreichsten und liebenswürdigsten jungen Damen der Berliner Aristokratie entdeckt zu haben glaubt. Ob man bei dieser angeblichen Entdeckung irrt oder nicht, darf der Red. d. Blätter nicht aussprechen, der mit großem Vergnügen eines mit „Günther von Freiberg“ verplauderten Stündchens gedenkt.

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 8.

1861.

Preis für 191 hohe Quartbogen mit 58 illuminierten Stahlstichen, gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Plättern mit Mustern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Thlr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12 Platten mit 52 schwarzen Stahlstichen: Portraits interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Gegenden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben. Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Friedheim.

Novelle

von

Gerud von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Ein Ritterpferd!“ erwiderte Meier lächelnd. „Ich werde es nicht besteigen. Es war ein geschiedter Gedanke von den alten Rittergutsbesitzern, diese große Last in eine Geldabgabe bei Zeiten zu verwandeln. Wenn sie noch heute zu Pferde steigen und zur Armeestößen müßten, es würde ein himmlischer Anblick sein — denken Sie nur alle Ihre Nachbarn durch, guterster Herr von Rhonach, mich eingeschlossen! Sie sind der Einzige, der davon eine Ausnahme macht, Sie sind Soldat gewesen. Wir Andern sind Männer des Friedens vom Scheitel bis zur Zehe.“

Sie scherzten noch sehr heiter darüber und Rhonach lud beim Abschiede den Nachbar zum nächsten Sonntag ein, was dieser mit großer Freude annahm. Schon auf den Wagen gestiegen, fiel Rhonach ein, daß er mit dem Müller Korn etwas zu besprechen habe, und da er ein rüstiger Fußgänger war, beschloß er den Wagen leer heim zu schicken und den nächsten Weg durch den Rhongrund einzuschlagen. Meier wollte ihn bis zur Mühle begleiten, aber Rhonach lehnte es entschieden ab. „Hat Ihren Vorfahren nicht

auch der ganze Rhongrund gehört?“ fragte Meier noch. „der Name scheint darauf hinzudeuten.“

„Darüber kann Ihnen der alte Korn genauen Aufschluß geben,“ erwiderte Rhonach. „Der ist die lebendige Chronik unserer ganzen Gegend — Schade, daß mit ihm alle diese uralten Nachrichten ersterben werden, aufgezeichnet sind sie nicht und die jetzige Generation hat kein Gedächtniß dafür. Auf Wiedersehen, Herr Nachbar.“

Rhonach ging durch das Dorf und kehrte noch einen Moment im Pfarrhause ein, da er mit Helwing wegen des Unterrichts seiner Knaben Rücksprache zu nehmen hatte. Sie waren mit der Zeit unmerklich, wie das Eltern zu geschehen pflegt, der Sphäre entwachsen, wo die sonst gediegene Erzieherin ihnen für jenen Zweck genügen konnte und die Entscheidung der Frage trat an Rhonach heran, ob er einen Hauslehrer für sie nehmen oder sie, wie ihre ältern Brüder, auf eine Schule geben sollte. Wie leid ihm selbst auch diese neue Trennung that, so sprachen doch zu viele Gründe dafür und auch der Pfarrer war damit einverstanden, rieth aber doch bis zum Frühlinge zu warten. Der Winter in der Stadt werde den Knaben, die an die Freiheit des Landlebens gewöhnt waren, zu schwer fallen und Heimweh erzeugen. Helwing erklärte sich bereit nach Kräften zu ihrem Unterricht bis zum Frühlinge beizutragen. Noch ehe er schied, sehr dankbar für dies Anerbieten, das ihn einer Sorge vor der Hand überhob, fragte Rhonach den Pfarrer, ob er Nachrichten von seinem Freunde habe.

„Erst vor acht Tagen,“ antwortete Helwing. „Er hängt an seiner Heimath mit großer Liebe und hat mir auch für Sie Grüße aufgetragen, welche ich persönlich auf Alten-Friedheim bestellen wollte.“

„Ich nehme sie Ihnen also auch nicht ab,“ erwiderte Rhonach freundlich. „Die Meinigen werden sich freuen von Ihnen zu hören, daß Herr von Reideck unser gedenkt. Wenn Sie ihm antworten, so sagen Sie ihm das und bitten ihn von mir mit dem herzlichsten Grusse, seine Heimathsgegend bald einmal wieder zu besuchen.“

Er setzte hierauf seinen Weg fort und schlug vor dem Dorfe den Fußsteig in den Wald ein, dessen Laub schon herbstlich gefärbt und von den letzten Stürmen stark gelichtet war.

Der Wagen kam ohne ihn nach Hause und der Kutscher bestellte was ihm sein Herr für Frau von Rhonach aufgetragen hatte. Diese war dergleichen von ihrem Gemahl gewohnt, nicht aber, daß er sie ohne Nachricht ließ, wenn er seine Anordnungen wiederum änderte. Er hatte ihr sagen lassen, daß er jedenfalls Mittag zu Hause sein werde, Mittag war vorüber und sie harrete noch immer vergebens auf ihn.

„Der Vater hat keinen Boten finden können,“ sagte Leontine, als die Mutter sich in ihrer Ungebuld etwas unwillig äußerte. Frau von Rhonach entgegnete, daß die Kose, welche so oft aus eigenem Antriebe herauf komme, den kurzen Weg wohl auch auf Befehl gemacht haben würde. Es verging noch eine Stunde und die Unruhe der Mutter bemeisterte sich nun auch Leontinens. Sie erbot sich nach der Mühle zu gehen und zu fragen, ob der Vater dort gewesen sei und vielleicht eine Bestellung hinterlassen habe. Das gestattete die Mutter nicht, sie schickte aber einen Boten, was sie längst hätte thun können, aus Empfindlichkeit über die Vernachlässigung bisheriger Rücksichten von Seiten ihres Gemahls aber unterlassen hatte.

Es war eine Stunde, welche Weiden zur Ewigkeit wurde, ehe der Bote zurückkam. „Was weinst Du, Leontine?“ fragte die Mutter herb. „Sei nicht so kindisch!“

„Der Vater wird krank geworden sein und Niemand geschickt haben, um Dich nicht zu erschrecken!“

„Kann er sich dann nicht denken, daß die gänzliche Ungewißheit noch schlimmer ist?“ entgegnete die Mutter. „Mag sich die Sache verhalten wie sie will, so ist keine Entschuldigung für diese Rücksichtslosigkeit zu finden!“

Endlich kam der Bote zurück. Leontine eilte ihm entgegen, der Vater war gar nicht in der Mühle gewesen, wie der Müller Korn, welcher den ganzen Vormittag das Haus gehütet, dem Boten gesagt hatte. Sie bat jetzt die Mutter, welche durch diese unerwartete Nachricht eher erbittert als beunruhigt wurde, inständig, ihr die Erlaubniß zu geben, selbst Nachforschung in der Mühle zu halten, von Rosinen, nach welcher sie gefragt, wußte der Bote nichts, vielleicht konnte ihr diese irgend eine Auskunft geben und sie im Nothfalle nach Neuen-Friedheim begleiten, wo der Vater möglicherweise noch beim Pfarrer etwas für sie zur Bestellung hinterlassen, das sich nur damit verzögert habe. Frau von Rhonach willigte endlich ein und Leontine machte sich schnell auf den Weg.

Als sie zur Mühle gelangte, bleich vor innerer Unruhe, wie sehr sie auch der rasche Gang erhitzt haben konnte, fand sie Rosinen mit häuslicher Arbeit vor der Thür. Als sie das Fräulein erblickte, erschrak sie. „Ist der Vater noch nicht zu Hause?“ rief sie ihr entgegen.

„Nein — weißt Du gar nichts von ihm? Ist er wirklich nicht hier?“ fragte Leontine hastig.

„Der Vater sagt nein — ich bin eben erst hereingekommen.“

„Du mußt mich nach Neuen-Friedheim begleiten, ich will dort beim Herrn Pfarrer fragen —“

„Gleich! Ich sag's nur d'rinnen!“ antwortete Rosine. Da kam aber der Müller schon heraus und verwunderte sich ebenfalls über Leontinens Hiersein und ihr blasses Aussehen. „Aengstigen Sie sich doch nicht, gnädiges Fräulein!“ tröstete er sie. „Was wird denn sein! Der Vater haben sich anders besonnen oder der Kutscher hat falsch gehört. Geh aber nur mit, Kose, wenn's das gnädige Fräulein besiehlt. Ich will den Knappen hinauf zum Förster schicken, vielleicht ist er dort und hat wegen der Wilddieberei mit ihm zu reden — die soll wieder arg sein.“ Er bemerkte, daß bei diesen Worten ein neues Erschrecken über das Fräulein kam und er errieth ihre Gedanken. „Ei warum nicht gar!“ sagte er. „Dem Alten-Friedheimer Herrn getraut sich Keine, auch nur mit einer Miene sich zu widersetzen — da können Sie ganz ruhig sein! Ich will nur auf alle Fälle einmal fragen lassen, ob er beim Förster gewesen ist; Sie erfahren es aber wahrscheinlich besser drüben.“

Rosine hatte schnell ihr Kopftuch wieder umgebunden und war nun bereit, das Fräulein zu begleiten. Der große Hund lief mit und der Müller, der es sah,

ließ ihn gewähren. Er fertigte den Knappen ab, der in anderer Richtung zur Höhe emporstieg, um nach der Försterei zu gehen, welche ungefähr eine Stunde entfernt in der Tiefe des Waldes lag. Die beiden Mädchen verfolgten rasch ihren Pfad und es gelang Rosinen besser als der Mutter, durch ihren freundlichen Zuspruch Leontine's Besorgnisse zu zerstreuen. Sie erzählte auch, als Leontine ruhiger geworden war, daß ihr Vater durch den Herrn Pfarrer einen Gruß vom jungen Herrn von Reideck bekommen habe und kam wieder auf mädchenhafte Plaudereien über ihre Kinderspiele und einen gewissen Lieblingsgedanken, welchen Leontine aber nicht anhören wollte.

In diesem unschuldigen Herzensaustausch wurden sie plötzlich durch das Knurren des Hundes gestört, sie sahen ihn mit gespitzten Ohren stehen und auf einen Punkt hinstarren, den sie noch nicht überschauen konnten. Rasch eilten sie ihm nach und Beide stießen zu gleicher Zeit einen Laut des Entsetzens aus, als sie unter einer Eiche, mit dem Rücken halb an den Stamm gelehnt, in der ganzen Körperhaltung aber zusammengesunken, Leontine's Vater erblickten. Sie stürzten zu ihm hin — er war bewußtlos, starr, sein Auge halb offen, — laut und verzweifelt rief ihn Leontine und warf sich zu ihm nieder, beide Arme um seinen Hals schlingend, ihren Kopf an seine Brust legend, die so treu für sie geschlagen hatte. Noch hatte sie keine Ahnung, daß er ihr auf ewig entrisen sein könne, auch Rosine, die nach Wasser zu der nahen, ihr wohlbekannten Quelle lief, glaubte nur an ein augenblickliches Unwohlsein und pries sich glücklich, daß sie mit dem Fräulein zu rechter Zeit gekommen sei; die beiden Kinder verstanden ja die Zeichen nicht, mit welchen der Tod seine Opfer bezeichnet, nicht die Farbe, die keiner andern zu vergleichen ist, nicht die Verklärung, welche nach vorübergegangenem, auch noch so schwerem Kampfe die Gesichtszüge verschönt. Als aber alle Bemühungen vergebens waren den Bewußtlosen zu wecken, als Leontine schauernd gewahr wurde, wie unter seinem gesenkten Augenlide mit fremdem Ausdruck ein halbgebrochener Augenstern ihr entgegenstarrte, da überkam sie die Gewißheit ihres unerfesslichen Verlustes mit zermalmender Gewalt und sie sank, selbst aller Kraft beraubt, auf die Leiche. Rathlos suchte die Gefährtin ihr beizustehen, sie noch zu täuschen, wo auch ihr nun die Wahrheit unumstößlich sich aufgedrängt hatte und sie mit Jammer und Schrecken füllte. Was sollte sie thun? Das Einzige schien ihr möglich, schnell nach Neuen-Friedheim, von

welchem sie nicht mehr weit entfernt waren, zu laufen und dort beim Herrn Pfarrer Hilfe zu suchen — aber durfte sie das Fräulein hier in ihrer Verzweiflung mit dem todtten Vater im Walde allein lassen?

Da kam, wie von Gott ihrem flehentlich aufgehobenen Auge zur Erhörnung gesendet, ein Landmann auf dem Fußpfade daher, der erste, welcher ihn heute betreten hatte, sonst wäre der Herr von Rhonach schon gefunden worden. Rosine kannte den Mann, welcher nichts ahnend sein Liebchen sang und bei dem Anblicke unter der Eiche stutzte, sie rief ihn bei Namen und eilte ihm entgegen, um ihm zu sagen was hier geschehen war und um seine Hilfe zu bitten. Erschrocken über das Unglück kam er herbei, sprach gutmüthige und theilnehmende Worte, deren Klang aber unverstanden, wie fernes Rauschen im Walde, an Leontine's Ohr schlug — sie war zu dem Todten niedergesunken und hielt thränenlos unter krampfhaftem Seufzen seine kalte Hand.

„Ich trage ihn herein!“ sagte der Landmann halblaut zu Rosinen, welche der Tochter zusprach und jetzt nicht mehr vermochte ihr die trügerische Hoffnung einer noch möglichen Rettung zu geben. Sie suchte ihre Hand schonend von der des Todten zu lösen, sie winkte dem Manne, daß er ihn aufnehme und es geschah. Da stieß Leontine, zum Bewußtsein kommend, einen neuen schmerzlichen Laut aus, welcher dem treuen Mädchen, das ihr beistand, durch die Seele ging. Sie wußte wohl, da sie alle Verhältnisse kannte, was Leontine verloren hatte.

9.

Mehrere Tage waren vergangen seit auf Alten-Friedheim das Unglück eingebrochen war. Die Gruft hatte sich über dem Verstorbenen, den ein Schlagfluß nach unverstandenen Warnungen noch in der Kraft des Lebens hinweggerissen hatte, geschlossen; die trauernde Familie blieb in ihrer Einsamkeit allein — und es war nur das Kind von sechszehn Jahren, welche bei all' ihrem tiefen Schmerze noch einige Besonnenheit bewahrte. Die Mutter hatte dem Schlage, der sie wie ein Blitz aus heiterm Himmel mitten in ihrer Lebensfreudigkeit getroffen hatte, nicht zu widerstehen vermocht, denn mit dem Gatten, den sie, wenn auch nie mit voller Hingebung geliebt, doch stets wahrhaft verehrt hatte, war ihr der einzige Stab und Halt des Daseins gebrochen. Sie hatte sich widerstandslos der ganzen Hestigkeit des Orkans überlassen, der sie plötzlich in seine Wirbel faßte, sie hatte sich frevelnd

zu wiederholten Malen den Tod gewünscht und war dann, als der Sturm sich ausgetobt hatte, in eine starre Betäubung gefallen, welche sie unzugänglich dem Troste der Religion, den ihr der Pfarrer bringen wollte, unempfindlich gegen den Zuspruch der trefflichen Erzieherin ihrer Kinder, wie gegen alle Pflichten machte, welche diese hilflosen Wesen von ihr zu fordern hatten. Es zeigte sich nun aber auch, daß es nicht wohlgethan ist, selbst für den Besten nicht, der auf eigene Kraft vertrauen und der Menschen Beistand entrathen zu können glaubt, sich so ganz von Andern abzuschließen und keinerlei Verbindung mit ihnen zu halten. Einmal kommt doch die Zeit, wo guter Freunde Rath und Hilfe willkommen wäre!

Der plötzliche Todesfall auf Alten-Friedheim wurde in der Gegend lebhaft besprochen und bedauert, denn man zollte dem Herrn von Rhonach, wie wenig er auch nähern Umgang gesucht hatte, allgemeine Achtung; seine Wittve beklagte man wohl, daß sie nun mit ihren acht Kindern, von denen das älteste kaum erwachsen war, verlassen in der Welt stehe, aber man urtheilte auch streng über sie, da man von ihrem Mangel von Muttergefühl wußte und wandte das ganze Mitleid ihren Kindern zu. Niemand fand sich berufen, ihr mit Rath und That hilfreich zu nahen — und der es mit redlichem Herzen wollte, der Pfarrer Helwing, wurde zurückgewiesen. Frau von Rhonach war außer Stande ihn zu sprechen — ja sie fürchtete sich vor ihm. Nur Leontine sah er, als er drei Mal nach der Beisetzung des Verewigten noch in Alten-Friedheim war — und wenn das reine Kindesherz in seinem Oramente den rechten Weg fand und wieder Fassung und Ergebung gewann, so war es den frommen und erhebenden Worten des theuren Lehrers zu danken. Auch Rosine, welche so oft sie konnte bei Leontinen war, trug das Ihrige dazu bei. Den alten Müller, der nur beim Begräbnisse gewesen, hatte sie noch nicht gesehen. „Alles will seine Zeit haben!“ hatte er gesagt. „Frauensleute müssen sich erst ausweinen, ehe man mit ihnen reden kann.“ Dagegen fand jetzt ein Mann bei Frau von Rhonach Eingang, von welchem es nur dem, welcher ihre Ansichten über ihn kannte, nicht auffallen konnte, nämlich Herr Meier. Es war für ihn ein großes Ereigniß gewesen, als er den plötzlichen Tod des Herrn von Rhonach erfahren hatte, Anfangs war er in gewaltige Aufregung gerathen, welche nur unangenehm verstärkt worden war, als ihm seine Louise mit ungewohntem Ernste die Bemerkung gemacht, daß jeder Mensch auf solche Weise

sterben könne und es daher gerathen sei, bei Zeiten an seine letzten Verfügungen zu denken — er hatte sogar mit seinem Arzte Rücksprache genommen, ob er wohl nach seiner Constitution einem Schlagflusse ausgesetzt sei; als dieser ihn jedoch darüber beruhiget hatte, war er mit seinem scharfen berechnenden Verstande gleich an die Folgen gegangen, welche Rhonachs Tod möglicherweise für ihn haben könne und das Resultat seiner Rechnung mußte ein sehr befriedigendes sein, denn er war bald wieder in bester Stimmung und Zuversicht.

Vor dem ersten Besuche in Alten-Friedheim graute ihm zwar einigermassen, da er ein praktischer Mann und abgesetzter Feind sentimentaler Scenen war, indessen mußte das durchgemacht werden. Auch ging es viel besser als er gefürchtet hatte. Frau von Rhonach empfing ihn zwar mit einem Ausbruch von Schmerz, daß er alle seine Befürchtungen überboten sah und es schon aufgab, mit ihr vor der Hand ein vernünftiges Wort sprechen zu können, aber bald wurde sie ruhiger, hörte auf ihn und nannte ihn einen wahren Freund, der ihr gewiß in ihrer Verlassenheit beistehen werde. Er gab ihr das Versprechen mit lebhafter Gemüthung, ging auf ihre Klagen ein und wagte es erst am Schlusse seines Besuchs nach den leztwilligen Anordnungen ihres Gemahls zu fragen.

„O diese hat er getroffen — er war so gewissenhaft in Allem!“ erwiderte sie und nahm einen engbeschriebenen Bogen aus ihrem Schreibtische. „Hier habe ich sein Testament und Sie werden mir gewiß helfen, ihm Gültigkeit zu verschaffen. Denken Sie sich! Die Herren vom Gericht, welche sein Zimmer versiegelt haben — und wie gewaltthätig sind sie dabei verfahren! — sie wollen dies Testament, das sie gefunden, nicht anerkennen, weil sie es nicht aufgesetzt oder was weiß ich! Nicht wahr, das können sie nicht?“

Meier sah es auf den ersten Blick, daß es nur der Entwurf zu einem Testamente war, dem alle gesetzliche Beglaubigung fehlte, er fragte, ob vielleicht eine Abschrift davon bei irgend einem Gericht, hier oder in Thüringen deponirt sei, in welchem Falle sich auch ein Schein darüber vorfinden müsse — sie verneinte es aber mit Bestimmtheit und erschrak sehr, als er ihr erklärte, daß freilich dann das Gericht im vollen Rechte sei und vor allen Dingen ein Vormund gesetzt werden müsse.

„Den hat mein Mann hier bestimmt!“ sagte sie mit Heftigkeit, auf das Papier deutend. „Zwei sogar!

Ich freilich sollte Obervormünderin sein, wie er mir einmal vorschlug — aber ich konnte ihn niemals von diesen Dingen sprechen hören, die ich ja für unmöglich hielt und dann, wie hätte ich mich je mit Geschäften, von denen ich gar nichts verstehe, befassen mögen, es wäre mein Unglück! Ich schlug es also entschieden ab und so ist auch hier nicht weiter davon die Rede. Wie soll das aber nun werden? Die beiden Herren wohnen so weit von hier! O wenn doch ein wahrer Freund in der Nähe sich fände, der sich dieser Sache unterziehen wollte!“

Sie blickte ihn mit einem Ausdruck an, daß er davon seltsam gerührt wurde. „Gnädigste Frau,“ sagte er, „wenn Sie zu irgend Wem ein besonderes Vertrauen haben, so steht es Ihnen frei, der Vormundschaftsbehörde denselben in Vorschlag zu bringen, da, wie gesagt, dieselbe von diesem bloßen Entwürfe keine Notiz nehmen kann.“

„Vertrauen!“ wiederholte sie. „Ich hätte es unbedingt — aber ich weiß nicht, ob ich eine so große Last —.“

„Verfügen Sie über mich, wenn Sie meinen Rath in dieser Angelegenheit wünschen,“ sagte er aufrichtig.

„Sie wollten es selbst übernehmen!“ rief Frau von Rhonach freudig. „O dann wäre ich in den besten Händen! Ich dachte in meiner Rathlosigkeit, da die Herren vom Gericht darauf bestanden, daß ich es thun müsse, wenn mir nicht von ihnen oder Gott weiß wo, ein Vormund gesetzt werden sollte, zuerst an Sie, aber ich konnte es Ihnen nicht zumuthen und so fiel ich auf den Pfarrer oder gar auf den Müller Korn!“ Hier klang schon wieder ein heller ironischer Ton durch die gedämpften Trauerklänge und Herr Meier hörte ihn mit großer Freude. Eine lange düstere Zeit war hier nicht zu fürchten. Er erklärte sich bereit, alle Geschäfte, mit denen sie ihn beehren werde, gern zu übernehmen, versprach ihr, da er mit Erb- und Vermögensangelegenheiten vollständig vertraut sei, Alles zu besorgen was nöthig, so daß ihm nicht die mindeste Unbequemlichkeit erwachse und fügte hinzu, daß er auch die Vormundschaft, wenn sie ihm dieselbe anvertrauen wolle, in vollkommener Würdigung der ihm dadurch erwiesenen Auszeichnung, mit Gewissenhaftigkeit führen und sich dadurch ihrer werth machen werde. Frau von Rhonach fühlte ihre Brust von einer Felsenlast befreit, ihr Auge belebte sich wieder, ihr Gesicht, das Meier überraschend gealtert erschienen war, nahm wieder den anmuthigen frischen Ausdruck an

und sie dankte ihm mit lebhaften Worten für seine Bereitwilligkeit, die sie zu seiner ewigen Schuldnerin mache, glücklich, wenn sie ihm einst vergelten könne, was er an ihr gethan. Er schied von ihr mit dem berauschten Bewußtsein, mehr erreicht zu haben, als er sich je geträumt hätte, — zwar ohne Continuen heute zu sehen, aber mit einem sichern Unterpfande für die Zukunft, das er in den letzten Worten der Mutter gefunden zu haben glaubte. Zu Hause konnte er es nicht über sich gewinnen, seinen Erfolg zu verschweigen, er mußte dadurch die Zweifel und den Spott seiner Vertrauten beschämen.

Sie sah ihn ernsthaft an. „Und wenn Sie wirklich, dreist und schlau wie Sie sind, Ihren Zweck bei der Frau erreichen, die kein Herz für ihre Kinder hat, so ist es zu Ihrem Unglück!“ sagte sie.

„Du krächzest wie ein Rabe, Louise,“ rief er unwillig.

„Wenn Sie nur immer auf den Raben hören wollten!“ erwiderte sie.

In der Gegend erregte es viel Verwunderung als nach einiger Zeit die Nachricht verlautete, daß Herr Meier auf Neuen-Friedheim zum Vormunde der Rhonachschen Kinder und zum Curator der Wittve gewählt worden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Alemannia.) Unter dieser Ueberschrift enthält Nr. 7. der „Stimmen der Zeit“ einen sehr gut und launig geschriebenen Artikel über die alemannischen Theile Badens, namentlich über Freiburg, dem wir Nachstehendes entlehnen: Die Grobheit bildet gleichsam die breite universelle Grundlage des deutschen Charakters, auf der sich die weiteren individuellen Eigenschaften wie auf einem Piedestale erheben. Nicht so bei dem Alemannen, wenigstens nicht dem Städter, der unter allen deutschen Stämmen mit Recht den Ruhm der größten Höflichkeit besitzt. Nun ist es zwar eine schöne Sache um die Politesse, und dieser Einfluß des benachbarten Frankreichs hat sein Angenehmes; aber der Alemanne in Baden thut des Guten offenbar zu viel; er ist immer, zuweilen auch am unrechten Orte höflich. Tritt ein echter Freiburger in ein Gewölbe, um etwas zu kaufen, so zieht er schon vor der Thür den Hut und macht einen Bückling, als wolle er um ein Almosen betteln. Der Verkäufer kann natürlich nicht an Artigkeit hinter seinem Kunden zurückbleiben, läßt alle Geschäfte

liegen und springt dem Ankömmling mit einem Scharrfuße entgegen, um sich nach seinen Wünschen und seinem Befinden zu erkundigen. Darauf entspinnt sich zwischen Beiden ein gemüthliches langes Gespräch, dessen Beendigung die übrigen anwesenden Käufer in aller Seelenruhe abwarten oder daran Theil nehmen, wenn sie gleichfalls Freiburger, dagegen unbedient fortgehen, wenn sie Fremde sind. — Wer am Arme eines Stadtkindes durch Freiburgs Gassen wandelt, wird nicht wenig darüber erstaunen, daß sein Begleiter sich fast mit jedem Vorübergehenden begrüßt und auf die neugierige Frage, wer dieser Herr oder jene Dame sei, ganz naiv entgegnet: Wie sollt i Das wisse! Der Freiburger grüßt nämlich in Folge seiner außerordentlichen Höflichkeit aus reiner Passion; es ist eine Art von Leidenschaft, die ihn antreibt, vor jedem anständig gekleideten Begegneten den Hut herunter zu reißen, eine förmliche Monomanie, deren Früchte die Hutmacher genießen; denn ein nicht ganz aus der Art geschlagener Freiburger braucht jährlich vier bis fünf Hüte und opfert das Geld hierfür willig auf dem Altare der Courtoisie. — Geht der Freiburger in ein Hotel oder eine Restauration, so wünscht er jedem lauenden Individuum, welches dort sitzt, guten Appetit, und erhebt er sich von einer table d'hôte, so verschickt er sein: „Wünsch' wohl g'speist zu habe“ nach allen Richtungen der Windrose, wobei er nie unterläßt, die beliebte Formel mit erhobener Stimme zu wiederholen, wenn ein Fremder harthörig sein will und zu danken vergißt.

Eine andere Haupteigenschaft der Alemannen ist ihre ungeheure Neugierigkeit. Begegnen sich zwei Freiburger in größter Eile, mit den wichtigsten Geschäften, so werden sie dennoch ein Gespräch beginnen, und sperrt man die erbittertesten Todfeinde eine Viertelstunde zusammen, so thun sie desgleichen und versöhnen sich, um plaudern zu können. Diese Geschwätzigkeit hat bei dem Umstande, daß der Freiburger sehr breit und bedächtlich spricht, seine Rede daher, um einen echten Localausdruck zu gebrauchen, „langsam lauft“, durchaus nichts Anmuthiges; auch begegnet es ihm leicht, dummes Zeug vorzubringen, weil er den ganzen Tag den Mund offen hat und mit der Kunst zu schweigen völlig unbekannt ist. Dagegen sind ihm Monologe eben so natürlich als geläufig; ist er allein, so spricht er in Ermangelung besserer Gesellschaft mit sich selbst, um seiner Zunge Bewegung zu verschaffen. — Diese Rede-lust ist der Grund der großen Geselligkeit, welche in Freiburg unter allen Ständen herrscht und bei den wenig beschäftigten vermöglicheren Einwohnern zu einer Krankheit gesteigert ist, die als Besuchsepidemie unter den höheren Classen grassirt und jeden Tag, an dem man keine „Bisitt“ gemacht noch empfangen, als einen verlorenen schwarz im Kalender anstreichen läßt. In den Gesellschaften, wo meist Alle zugleich reden, wird nur Kaffee servirt; vor Thee hat der Alemanne einen wahren Schauer und fragt auch wohl den Fremden, der äußert, er habe so eben seinen Thee getrunken, theilnehmend: Was fehlt Ihne denn? Das Thema des Gesprächs bildet in jenen Kreisen, deren Bildung sich über den Wasser-

stand der Gewöhnlichkeit nicht erhebt, vorzugsweise die edle Kochkunst. Während man anderwärts den Mangel an „Kraft und Stoff“ zu höherer Unterhaltung durch geistreiche Abhandlungen über Wetter- und Theuerungsverhältnisse nebst eingestreuten albernen Schmeicheleien für die Damen zu verdecken sucht, dreht sich in den Freiburger Circeln solchen Schlags die Debatte um Küchengeheimnisse, und es ist erfreulich zu hören, wie auch das starke Geschlecht in dieselben eingebracht ist und sich bemüht, der zarteren Hälfte der Menschheit in derartigen Kenntnissen gleich zu kommen. Alles, was das Gebiet des Magens und der Verdauung berührt, wird in Freiburg außerordentlich wichtig behandelt; daher hört man dort Nachmittags allgemein statt der farblosen conventionellen Formel: Wie geht's Ihnen? die specielle charakteristische Erkundigung: Wie habe Sie g'speist? — Das eifrig betriebene Studium der Gastronomie hat die Alemannen auf ein Paar absonderliche Nationalgerichte geführt, die, weil der übrigen Welt unbekannt, wohl auch ungenießbar, schon darum Erwähnung verdienen, weil man aus der Lieblingsnahrung eines Volkes oft Aufschlüsse über seinen Charakter erhält. Außer für „g'schmelzte Spähli“ schwärmt der Freiburger für „Birnenchnitz“ mit Speck und für Sauerkraut mit Äpfeln. Eine vierte Speise verdient nicht sowohl ihrer Zusammensetzung, als ihres seltsamen Namens wegen angeführt zu werden, der vielleicht noch irgend einem Germanisten zu einer gelehrten Monographie Veranlassung giebt. Geröstete Kartoffeln mit feingehacktem Fleische nennt der Freiburger: Käteg'schrei.

(Ein Bild aus Rom im Jahre 1848.) Der Roman von Ernst Willkomm „Die Töchter des Vatican“, den wir schon flüchtig erwähnten, giebt neben den Lebensschicksalen von Privatpersonen, die unter dem Drucke und den Intriguen der römischen Prälaten zu leiden hatten, auch einzelne Schilderungen aus der Revolution in Rom aus dem Jahre 1848, die dadurch ein erhöhtes Interesse gewinnen, daß sie das Gepräge von Berichten eines Augenzengen an sich tragen. Eigentümlich, wie wir glauben, ist dem Verfasser die Ansicht, daß die Ausschreitungen der römischen Volkspartei bald nach den freisinnigen Erklärungen des Papstes durch einen Theil der römischen Prälaten selbst veranlaßt und auf die Spitze getrieben wurden, um Pius IX. zur Umkehr in die frühere Region zu bewegen und den besonnenen Theil der Bevölkerung Roms den Neuerungen abwendig zu machen; selbst die Ermordung des Grafen Rossi auf der Treppe der Cancellerie, wo die Deputirtenversammlung durch ihn eröffnet werden sollte, wird nicht unendlich als von dieser Partei herrührend dargestellt. Die Haltung des Volks kurz vor und nach diesem Ereigniß wird von dem Verfasser in folgender Weise geschildert.

Zwei deutsche Maler, Manfred und Bersenissen, die nach der Abreise fast sämtlicher Künstler in Rom geblieben sind, um den Verlauf der Begebenheiten aus nächster Nähe zu beobachten, durchstreifen an dem unheilvollen Tage die Stadt und schreiten die Babuina hinunter, um vorerst zu sehen, wie es in der Nähe der Porta del Popolo aussieht. Sie halten

sich jedoch nicht lange in dem offenbar sehr erhitzten Volksge-
wühl auf, das nach verschiedenen Seiten hin von jetzt nicht
mehr sichtbaren Führern aufgeregt worden sein mochte. Eine
Menge Bewaffneter, theils päpstliche Carabinieri, theils Mit-
glieder der römischen Bürgergarde, theils Freischärler mit grim-
migen Zügen, hatten sich dem Volke beigemischt, das häufig
unarticulirte grelle Töne ausstieß, die an das Geheul hungriger
Schakals erinnerten und die Maler bald aus der Mitte
dieser Unheimlichen verschreckten. Verseniffen wollte nach dem
Corso einbiegen. „Nicht dahin, Freund,“ sprach Mansfred.
„In der Nähe des Säulenplatzes ist es sicherlich gar nicht
mehr durchzukommen. Auf der Ripetta werden wir weniger
belästigt sein.“ Der eingeschlagene Weg zeigte sich auch wirk-
lich freier. Erst als sie an den Hafen kamen, den man hier
an der Tiber angelegt hat, gewahrte die Maler an dem dumpfen,
immer lauter werdenden Brausen, daß sie sich dem Mittelpunkte
einer großen aufgeregten Volksversammlung näherten.

„Auf der Piazza di Narona können wir neuerdings Lust
schöpfen,“ tröstete Mansfred den immer verstärkter darenin schauenden
Verseniffen, als sie auch die Piazza di Agostino von drän-
genden Menschenmassen dicht erfüllt fanden. Bald waren sie
von Neuankommenden umringt, gleichsam gefangen und muß-
ten sich willenlos in ihr Schicksal ergeben. Indessen gelang es
ihnen doch, beisammen zu bleiben. Die Piazza di Narona,
einer der größten Plätze Roms, gewährte doch so viel Raum,
daß sich die Tausende, welche hier verweilten, ohne des Zwecks,
der sie hergeführt hatte, sich klar bewußt zu sein, doch frei be-
wegen konnten. Von da aus weiter nach dem Cancellerie vor-
zudringen, deren hochragendes Dach mit italienischen Trico-
loren geschmückt war, die bald leicht im Winde flatterten, bald
wie trauernd regungslos um den Flaggenstoc sich legten, war
nur Solchen möglich, die sich nicht scheuten, Gewalt zu brau-
chen. Kopf an Kopf gedrängt stand das unruhige, laut spre-
chende Volk in den engen, angrenzenden Straßen. Da und
dort sah man Stangen mit Aufschriften, die nur beunruhigen
konnten. Auf der einen ward der Einheit Italiens, auf der
andern der römischen Constitution und dem heiligen Vater ein
Lebehoch gebracht; auf der andern lesen die Freunde schauernd
die Worte: „Tod dem Papste und den Priestern! Es lebe
die Republik und Salvatore Monazzi!“ Dazwischen dröhnte
das pfeifende, schauerlich in der Luft verhallende Geheul der
entschlichen Covivas, welche die erhitzte Masse dem Ciceruacchio
und andern hochgepriesenen Helden des Tages in kurzen Pau-
sen brachte. Ziel ein Sonnenstrahl durch das trübe Gewöl-
des Novemberhimmels auf die unabsehbare, bunt zusam-
gewürfelte Menge, so funkelten überall blanke Waffen und nicht
selten zuckten Dolche in nervigen Fäusten.

Eine bange halbe Stunde standen die Freunde eingekleidet
in dieser Menge, nur durch Blicke zu einander sprechend. Die
zwölfte Stunde war vorüber und der Lärm, das Schreien und
Pfeifen schien schwächer werden zu wollen. Da plötzlich machte
sich eine stärkere Bewegung wieder vernehmbar. Covivas, die
von der Cancellerie herüberschallten, fanden ein Echo in der

Masse. Aus den Fenstern wehten Tücher, von schönen Händen
entfaltet; man schwenkte die Hüte, man schrie ohne zu wissen
was, noch zu welchem Zwecke. Nur vermuthen ließ sich, daß
diese Bewillkommungsgrüße auch fern Stehenden, einzelnen
Deputirten galten, die in der Gunst des Volkes hoch ange-
schrieben standen. Nach einer geraumen Weile trat eben so
schnell eine Ruhe ein, die alle Pulse stocken machte. Es war
als wandle unsichtbar das Fatum vorüber und läße seinen be-
wältigenden Druck auf jeden Einzelnen aus. Diese schauer-
liche Stille dauerte nur wenige Minuten. Dann durchzitterte
ein Aufschrei die Luft, der hundert Gesichter entfärbte. Darauf
abermals bange, gespenstisch-bleierne Ruhe... nur dumpfes
Gemur, Geheul, schrilles Pfeifen erhitzter Stimmen, Getüm-
mel, Waffengeklirr, Aufjauchzen, das nicht aus menschlichen
Kehlen zu kommen schien!... Endlich ein Rückprall der Masse,
der alsbald in regellose Flucht ausartete, in welche die Freunde
mit hineingerissen und getrennt wurden. Nun rief es von
allen Seiten, aus der Luft, von den Dächern: „Mord! ...
Rache! ... Es lebe die Freiheit! Tod den Priestern! ...
In athemlosem Vorüberjagen an den Häusern vernahm der
entsetzte Verseniffen, wie Frauen und Mädchen mit glühenden
Augen, verzerrten Gesichtern, blinkende Dolche in den Händen,
in unnatürlichen dämonischen Kehrlauten diese gräßlichen Rufe
wiederholten. Die halbe Bevölkerung schien in plötzlichen
Wahnstun verfallen zu sein, der wie eine furchtbare geistige
Epidemie sich Allen mittheilte. So erreichte Verseniffen, bald
gestoßen, bald von der zusammengeknäulten Menge getragen,
den Corso und gewann hier endlich einen Einblick in die Ver-
hältnisse. Von einer Menge italienischer Fahnen umgeben,
trug man einen langen blutigen Dolch. Ein Priester ging ne-
benan und segnete das Mordinstrument. Die Masse jauchzte,
applaudirte, ließ den Mord leben, verlangte den Mörder des
volksfeindlichen Grafen, der von feilen Banditen im Hofe der
Cancellerie niedergestochen war, mit Lorbeer bekränzt, durch
die Straßen Roms getragen zu sehen.. — Ebenso drastisch
schildert später der Verfasser den überwältigenden Eindruck,
den ein glänzendes Nordlicht auf die leicht bewegten und trotz
ihrer Freigeisterei abergläubischen Gemüther der Römer hervor-
bringt.

(Die Escalade in Genf.) Die Ereignisse unserer Zeit
haben manche historische Erinnerung geweckt und das Bewußt-
sein der Völker gestärkt durch den Gedanken an die ruhmreichen
Thaten ihrer Ahnvordern; und es ist an der Zeit, daß dies
geschicht, denn unsere Gegenwart ist bemüht, durch trügerische
Vorspiegelungen den Sinn der Menschen zu bethören und zu
verwirren, um sich selbst und ihrer Geschichte untreu zu wer-
den. In der Schweiz ist dies weniger der Fall, der dort noch
lebende kräftige Volksgeist widersteht den Verlockungen des Aus-
landes, dem Nationalitätenswindel und allen daran geknüpften
Folgerungen, die doch nur der Eroberungslust und Macht-
vergrößerung desselben Auslandes zur Stütze dienen sollen,
energischer als anderwärts. Die Erinnerungen an ihre glor-
reiche Vergangenheit und die Feste, durch die sie alljährlich ge-

feiert werden, sind für die Schweizer der feste Halt, der sie vor solchen Verirrungen, wie wir sie in andern Staaten bemerken, zur Zeit noch schützt. Zu diesen Erinnerungen gehört auch das Escaladefest in Genf, das, wie es in seiner historischen Grundlage manche Bezüge auf die neueste Lage der Stadt hat, im vorigen Jahre auch mit besonderen Festlichkeiten begangen wurde. Der Hergang ist kürzlich folgender: Im Vertrag von Verdier am 11. April 1548 hatte der Herzog von Savoyen versprochen, fernerhin die Schweizer und ihre Verbündeten in Ruhe zu lassen und dies Versprechen im Frieden zu Lyon 1601 von neuem bestätigt. Demungeachtet sann der Herzog Karl Emanuel I. schon im folgenden Jahre darauf, wie er die mancherlei Verluste an Ländereien, die ihm jene beiden Verträge auferlegt, wieder ausgleichen könnte. Man weiß, wie wandelbar die Politik dieser Herzöge von Savoyen war, wie sie oft in einem einzigen Kriege die ganze Windrose von Bündnissen durchlief und heute diejenige Macht mit bekämpfen half, der sie gestern noch die Hand zum festen Bunde gereicht hatte. Dies Mal war es Spanien, das Karl Emanuel I. zu Größe und Macht verhelfen sollte. Der Kampf in den Niederlanden machte den Spaniern noch immer Sorge, um so mehr als die Hoffnung auf einen endlichen entscheidenden Sieg mit jedem Jahre an der wachsenden Kraft der Niederländer schwächer wurde. Der Herzog von Savoyen sollte diese Hoffnung auffrischen, und er übernahm den Auftrag gern, die Niederlande im Bunde mit den Spaniern zu erobern und den Protestantismus daselbst auszurotten. Sobald dies geschehen, woran gar nicht gezweifelt wurde, sollte Karl Emanuel vom Norden aus in Frankreich einfallen und den König Heinrich IV. am Rheine bekämpfen, während die Spanier von den Pyrenäen aus vordringen wollten. Die gemachten Eroberungen sollten zwischen beiden Bundesgenossen getheilt werden. Der Plan war groß und gewaltig und scheiterte doch an einer anscheinenden Kleinigkeit.

Um nicht das französische Gebiet betreten zu dürfen, wollte der Herzog sich einen Weg durch die Schweiz bahnen, um so den Rhein zu gewinnen und durch Deutschland Holland zu erreichen. Dazu bedurfte er aber zunächst den Besitz von Genf und durch eine Ueberrumpelung gedachte er dieses Ziel schnell und leicht zu erreichen. Die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen wurde im Herbst 1602 in Turin mit großem Eifer betrieben. Um aber die Wachsamkeit der Genfer nicht vor der Zeit anzuregen, ließ man es, wie in unsern Tagen, an Friedens- und Unschuldversicherungen, nicht fehlen; die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem savoyischen Adel und den Patriciern Genfs wurden eifrig befördert, die savoyischen Bauern durften wieder die Genfer Märkte besuchen, der Handel nahm einen neuen Aufschwung und außerdem erschien auch der Präsident von Chambery de Rochette in Genf, welcher im Namen des Herzogs versichern mußte, daß Niemand mehr die Freiheit der kleinen Republik wünsche als Karl Ema-

nuel. So ward Genfs Wachsamkeit in der That eingeschlüfert, während bereits ein Heer von 8000 Mann mit zahlreichem Geschütz die Alpen überschritten und bei Chambery Halt gemacht hatte. Wohl waren Nachrichten von Turin über die geheimen Rüstungen des Herzogs nach Genf gekommen, doch glaubte man ihnen nicht, weil sie von andern Nachrichten durchkreuzt wurden. Nachdem Karl Emanuel bei seinem Heere angelangt war, setzte sich dieses in Bewegung, wobei die Vorsicht angewendet wurde, alle Bauern und hausstrende Krämer denen man begegnete anzuhalten. In Etrambière blieb der Herzog mit der Hauptmacht zurück und nur 300 Mann werden ausgeschiedt, die Mauern zuerst zu ersteigen. Unbeachtet gelangen sie bis an die Mauern der Stadt und ersteigen sie in der Nacht vom 11. zum 12. December 1602, die Edelente de Compt, Bruneautien, Watterville und Picot an der Spitze. Hier verweilen sie, um erst mit Tagesanbruch die Stadt selbst anzugreifen, während der Herzog, von dem erlangten Vortheil unterrichtet, Boten nach Turin, Madrid, Rom und Paris sendet, den gewonnenen Sieg zu verkünden.

Eine Schildwache an der Porta de la Nonnaie entdeckt endlich gegen 2 Uhr den eingebrungenen Feind und benachrichtigt den Corporal, der eine Patrouille ausgeschiedt, um weitere Nachricht zu erhalten. Sie wird von den Savoyern niedergemacht, aber ein Büchschenschütz giebt Feuer und der Tambour schlägt fliehend Lärm. Jetzt dringt Bruneautien in die Stadt ein und besetzt einige Thore und Plätze; aber auch in der Stadt wird Lärm, Hilferufe ertönen durch die Straßen, die Sturmglocken heulen von allen Thürmen, die Bürger eilen herbei, zum Theil nur halbbeleidet, das Handgemenge wird allgemein und nach tapferm Widerstande, in welchem der greise Syndicus, Jean Calam, fällt, bleiben die Bürger Sieger. Vielleicht würde der Kampf diese Wendung nicht genommen haben, hätte nicht ein von der Porta d'Or abgefeuerter wohlgezielter Kanonenschuß die an den Wall angehefteten Sturmleitern zertrümmert und so den Zuzug von Außen unmöglich gemacht; während Kartätschenschüsse von demselben Thore aus unter den Aufstürmenden große Verheerungen anrichteten. Die Savoyer sollen 200 Tode auf der Wahstatt gelassen haben, 13 Savoyarden größtentheils Edelente, wurden gefangen genommen und später enthauptet, ihre Köpfe aber auf eiserne Stangen gesteckt. Der Verlust der Genfer wird auf 17 Tode und 30 Verwundete angegeben. Damit endete des Herzogs abenteuerlicher Plan gegen Frankreich und die Niederlande. Die damaligen Großmächte mischten sich ein und nöthigten ihn im Vertrage von St. Julien, am 21. Juli 1603 die Rechte und die Sicherheit Genfs von neuem anzuerkennen. Als Karl Emanuel die Kunde seiner Niederlage erhielt, war er außer sich und noch auf seinem Sterbebette (im Jahre 1630) soll er zu seinen Aerzten gesagt haben: „Diesen Frieden habe ich nie verdauen können, er ist das tödtliche Blei, das mich tödtet.“

- 1.

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 9.

1861.

Preis für 191 hohe Quarthogen mit 58 illuminierten Stahlstichen, gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Blättern mit Modellen für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Tblr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12 Musterblättern u. 52 schwarzen Stahlstichen: Portraits interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Gegenden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten zc. enthaltend: 8 Tblr.

Redacteur Dr. A. Dietzmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Friedheim.

Novelle

von

Bernd von Gusek.

(Fortsetzung und Schluß.)

Man fragte sich wie das gekommen und es gab allerlei Gerede, das mitunter gehässig genug war. Selbst die Bauern sprachen sich darüber aus, warum der selige Herr nicht lieber einen von seinen länger hier angesessenen Nachbarn dazu bestellt hätte. „Laßt gut sein,“ erwiderte der alte Müller, wenn seine Mühlgäste davon anfangen, „der versteht's, und sie werden dabei nicht zu kurz kommen.“

Meier verstand es wirklich und wußte der Wittve, die vor Allem, was Geschäft hieß und einiges Nachdenken forderte, eine unüberwindliche Scheu hatte, jede Unbequemlichkeit zu ersparen, nachdem sie ihm Vollmacht gegeben hatte. Alles lief glatt ab und sie gewann wieder Lebensmuth. Nur die Hoffnung, welche der Pfarrer auf die schwere Prüfung, welche über sie verhängt worden, gesetzt hatte, daß sie nämlich ihr Herz dem Einzigen, das ihr noch geblieben war, ihren Kindern, zuwenden würde, schien nicht in Erfüllung zu gehen, wenigstens konnte er bei seinen seltenen Besuchen auf Alten-Friedheim kein rechtliches Zeichen davon entdecken. Er fand die Kinder niemals um sie ver-

sammelt, nur Leontine leistete ihr Gesellschaft und das Auge der Mutter, wenn sie mit ihr sprach, blickte nicht zärtlicher als sonst. Was sollte er seinem Freunde Albrecht, der ihn nach dem Trauerfalle so dringend um öftere Nachrichten gebeten hatte, über die Verhältnisse schreiben? Ein Gerücht, das sich im Laufe des Winters in der Gegend zu verbreiten anfing, beunruhigte ihn noch mehr. Anfangs hatte er ihm zwar keinen Glauben schenken können, als es ihm aber auch unter Thränen des Unwillens von Rosinen erzählt und bestätigt worden war, mußte er es wohl für möglich halten. Durfte er aber das seinem Freunde melden? Wie er ihn kannte, hätte er dadurch einen Sturm heraufbeschworen, dessen Folgen sich gar nicht berechnen ließen.

Meier ahnte nicht, daß seine Absichten vor der Zeit schon verrathen worden waren und noch weniger, daß er selbst die Schuld trug. Er war so vorsichtig zu Werke gegangen, Frau von Rhonach hatte ihn zwar mit weiblichem Scharfsinn längst durchschaut, aber er hatte sich doch gegen sie noch nicht ausgesprochen. Dagegen war seine Leidenschaft für das arglose Mädchen, das er wie ein Raubvogel mit immer engern Kreisen umzog, zu einer Macht gestiegen, daß er sie in ihrer Gegenwart nicht mehr vor fremden Blicken zu verhüllen verstand — wozu sollte er auch? Es waren ja keine fremden Augen, welche er hier fand, und wenn die Leute im Hause es bemerkten, daß er besonders freundlich mit Leontinen war, nun so hatte er ein Recht dazu, sie war ja sein Mündel. Aus gleichem

Grunde konnte es auch Leontinen nicht befremden. Meier schätzte nur, wie es oft geschieht, die Unterscheidungsgabe und den Scharfsinn der Oeringern zu niedrig und so war die Müllerstochter die Erste gewesen, welche ihn errathen hatte. Aus den Blicken der Mutter, mit denen sie ihn und ihr Kind, wenn Beide zusammen sprachen, betrachtete, noch mehr darin bestärkt, war sie von dem Spinnenneze, das um ihr geliebtes Fräulein gezogen wurde, so empört nach Hause gekommen, daß nur der strenge Befehl des Vaters, sich nicht in Dinge zu mischen, die sie nichts angingen, sie abgehalten hatte, durch ein offenes Wort zu Leontinen dies giftige Gespinnst zu zerreißen. Doch hatte sie Gelegenheit gefunden, ihre Befürchtung, die bald auch von Andern gegen sie ausgesprochen wurde, dem Pfarrer, als dieser sie einmal nach dem Fräulein fragte, mitzutheilen, um seine Ansicht zu hören, ob es wohlgethan sei Leontinen zu warnen. Der Pfarrer hatte sie aber auch davon abgemahnt. Er zweifelte noch immer, wenn auch nicht an dem Plane Meiers, den er nach seinem Wesen begreifen konnte, wohl aber an der Zustimmung der Mutter.

„Ich bitt' Sie!“ hatte Rosine in ihrem Eifer gesagt. „Die gnädige Frau hört auf keinen Menschen mehr, als auf ihn — und was ist ihr denn daran gelegen? Der Herr Pastor wissen's ja auch.“

Da hatte ihr der Pfarrer die Rede freundlich verwiesen und sie nochmals ermahnt, zwischen einer Mutter und ihrem Kinde nicht Unfrieden zu stiften, Gott werde schon Alles zum Besten führen, ohne seinen Willen geschehe nichts, auch nicht das Kleinste im Menschenleben. — „So will ich beten,“ war Rosinens letztes Wort gewesen, „daß er mein liebes Fräulein mit Einem zusammenführe, von dem ichs wohl weiß, daß sie glücklich wird.“

Sie hielt, nun zwar das Gebot, das ihr der Vater so streng eingeschärft hatte, kein Wort über das zu sagen, was sie schon als halb gewiß annahm, desto mehr sprach sie aber in letzter Zeit wieder zu Leontinen von ihren Erinnerungen aus der Kindheit, in welche sie natürlich auch eine nähere Vergangenheit verflocht. Doch fand sie an Leontinen nicht mehr die willig lauschende Zuhörerin, die wohl selbst ein unschuldiges Wort dazu gab, Leontine war traurig — wie konnte das anders sein! — aber sie war auch schon umgarnt und gefangen, Rosine ließ sich das nicht nehmen.

Da kam eines Tages, als der Schnee schon geschmolzen und der Fußpfad wieder gefahrlos zu betreten war, Herr Meier nach der Rhonmühle, wo er

sich lange nicht hatte sehen lassen. Rosine wollte ihn auch nicht sehen, sie, deren Gemüth sonst keinem Menschen gehässig war, fühlte vor ihm eine gründliche Aversion, die ihr schon von ihrem Vater, der eine sehr gute Meinung von Meier hegte, manches Scheltwort zugezogen hatte. Sie ging ihm also aus dem Wege als sie ihn kommen sah, und er fand den Rhonmüller allein, was ihn auch ganz lieb war.

„Meister Korn,“ sagte er, nachdem er mit ihm Grüße gewechselt hatte, „ich rücke gleich mit einem Ausliegen ohne viele Umschweife vor. Schon der selige Rhonach hatte mir gesagt, daß Ihr der einzige Mann in der ganzen Gegend seid, der mit den alten Verhältnissen hier Bescheid weiß, eine lebendige Chronik nannte er Euch.“

Der Alte lästete wohlgefällig sein Köppchen. „Viel Ehre, Herr Meier!“ erwiderte er. „Was wollen Sie wissen?“

„Ich habe als Vormund alle Papiere und Documente in Händen. Was die laufende Rechnung betrifft, überhaupt die jetzige Zeit, sind sie in musterhafter Ordnung, Alles gebucht, wie man es nur von Einem, der kein gelernter Geschäftsmann ist, verlangen kann. Aber aus alter Zeit — eine grenzenlose Verwirrung! Da finden sich Verträge, Urkunden, Ansprüche —, daß einem die Haare zu Berge stehen, wie das Alles abzuwickeln sein wird und reinen Tisch müssen wir doch machen. Wißt Ihr vielleicht, was in alter Zeit zwischen Alten- und Neuen-Friedheim für ein Verhältniß bestanden hat?“

Der Müller blies eine mächtige Dampfswolke aus seiner kurzen Pfeife und sagte: „Haben zusammengehört. Erst gab's nur ein Friedheim, das war unseres, dann baute der Herr von Reideck, dem's gehörte, Ihr Friedheim und das hieß nun Neuen-Friedheim. Dort gefiel es ihm besser und er zog ganz hin.“

„Was sagen Sie? Reideck? Verwechseln Sie auch nicht die Güter?“

Der Müller lächelte stolz. „Mich werden Sie doch nicht erst klug machen wollen. Reideck, sag' ich. Dem gehörte Alten- und Neuen-Friedheim, es mögen nun wohl dreihundert Jahre her sein. Dann starb einmal die Hauptlinie aus — und es gab Streit und Einer kam her, zündete zuerst Feuer auf dem Schloßherde an und nahm damit nach altem Rechte Besitz!“

„Ich bitte Sie! Welche Begriffe! Ein charakteristisches Stück Mittelalter! — Sagen Sie mir nur, können vernünftiger Weise noch jetzt die Reidecks ein verbrieftes Recht auf Alten-Friedheim haben?“

„Nicht bloß auf Alten-Friedheim, sondern auch

auf Neuen-Friedheim, trotzdem daß Sie es gekauft haben!"

Diese Behauptung war Herrn Meier doch zu stark, er sprang in großer Heftigkeit auf und warf dem Alten das Wort: „Unsinn!“ in den Bart, worauf dieser beleidigt antwortete. Es entspann sich ein Streit, der zu keinem befriedigenden Ausgange führen konnte, weil Meister Korn seine alten Ueberlieferungen, die allerdings durch die spätere Gesetzgebung allen Rechtsboden verloren hatten, hartnäckig verteidigte. Meier trennte sich endlich von ihm, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Die Lehnschulden blieben ihm dunkel, allerdings war unter ihnen auch ein bedeutender Posten auf einen Herrn Balthasar von Neideck aus dem siebzehnten Jahrhundert lautend, was nicht einmal Mittelalter war, wie er in seinem Zorne alles Unzeitgemäße zu nennen pflegte.

Bald darauf erhielt die Gegend neuen Stoff über ihn zu sprechen. Die Zeitungen meldeten, ohne daß etwas vorher verlautet hatte, seine Erhebung in den Adelstand unter dem Namen: Meier von Friedheim. Man fand darin seine weitem Absichten ziemlich deutlich ausgesprochen, er wollte beide Friedheims, über deren Verbindung die Tradition durch den Rhonmüller aufgefrischt worden war, wieder zusammenbringen. Die Wittve konnte das Gut auf die Dauer nicht — bewirtschaften, die Knaben waren sämtlich noch zu jung, als daß es einer hätte annehmen können — was blieb also übrig als zu verkaufen? Oder — doch dazu war er wohl zu häßlich, Frau von Rhonach hatte einen zu feinen Geschmack. Daß Meier eine ganz andere Absicht bei seiner durchgesetzten Standeserhöhung haben könne, fiel Niemand ein; er hatte aber nun den letzten Stein aus seinem Wege geräumt und ging jetzt ohne viel Umstände auf sein Ziel.

„Sie sehen, ich scheue kein Opfer, werthgeschätzte Frau,“ sagte er, als er sich zum ersten Male als Edelmann auf Alten-Friedheim präsentirte. „Ich habe das größte Opfer gebracht, das Opfer eines Principis. Trotz der Bestärkung, welche ich wiederum durch die Einsicht in die hiesigen Lehns-, Fideicommiss- und was Gott will für noble Antiquitäten erhalten habe, bin ich dennoch bereit gewesen, mich dem Gelächter meiner Verwandten und Geschäftsfreunde auszusetzen. Halten Sie nun auch Ihr Wort — es ist kein Grund mehr zu zögern.“

Frau von Rhonach fühlte jetzt, da sie an den Moment der Entscheidung gekommen war, eine Ban-

gigkeit, daß sie hätte weinen mögen. Sie bat nur um eine kleine Frist, Leontine vorzubereiten.

„Wozu vorbereiten?“ fragte Meier lächelnd. „Sie ist mir gut — sie wird keine Einwendungen erheben.“

„Nur den morgenden Tag lassen Sie noch vorübergehen!“ bat sie mit bebender Stimme.

„Warum Morgen? Haben Sie einen besondern Grund für Morgen?“

„Es ist der Geburtstag meines Mannes!“ erwiderte sie und der schmerzliche Ton, in welchem sie diese Worte kaum vernehmlich sprach, machte auf ihn einen so ergreifenden Eindruck, daß er nur durch eine stumme ungeschickte Verbeugung antworten konnte. Jetzt begriff er auch, warum die ältesten Söhne heute hier angekommen waren, er hatte sich schon geschmeichelt, sie sollten das frohe Familienereigniß, das ihn mit betraf, feiern helfen, es galt aber eine ganz andere, eine ernste Feier, die für ihn einen höchst peinlichen Charakter trug. Was blieb ihm indessen übrig, als sich fügen und seine Ungeduld noch einen Tag zu zügeln? Lagen doch in seinem Pulte schon, in dem ersten lithographischen Atelier der Residenz gefertigt, die Verlobungsanzeigen bereit, zu denen er die für die Zeitungen, selbst das ihm sonst tief verhaßte Blatt der Aristokratie, bestimmten Inserate eigenhändig geschrieben hatte, kurz und deutlich, Leontine von Rhonach, Siegmund Meier von Friedheim, Verlobte. Ob das einen Tag später in die Welt ging — was that's?

Er hatte sich eben mit dem Wunsche seiner künftigen Schwiegermutter einverstanden erklärt, als Leontine mit einem der ältesten Brüder eintrat. Ihr Anblick elektrisirte den hoffnungsreichen Mann, denn der trübe Flor des Grames, der ihre Schönheit seither umdüstert hatte, schien sich etwas gelüftet zu haben, ihr Auge hatte wieder einen Strahl des Glückes, ihre Miene einen Zug stiller Zufriedenheit und sie grüßte ihn auch so freundlich! Die Stunden, welche er noch heute hier zubrachte, waren die glücklichsten seines Lebens und auf der Heimfahrt schaukelte er sich in seinen Plüschpolstern mit einem Gefühle des Behagens, das ihn nach seinem eigenen Ausdrucke, zum Gott machte!

Als er fort war, blickte Leontine die Mutter mit ihren treuen liebevollen Augen an, es war als habe sie ihr etwas vom Herzen zu sagen. Aber die Mutter, die sich nun so lange Zwang angethan hatte, brach plötzlich in Thränen aus, und zog Leontinen stürmisch an ihre Brust, sie so krampfhast umschlingend, als wolle sie ihr Kind nimmermehr von sich lassen. Erschrocken fragte Leontine was der Mutter geschehen sei

— sie erhielt keine Antwort. Auf einmal stand die Mutter auf und zog sich in ihr Cabinet zurück, das sie an diesem Tage nicht mehr verließ, und am andern Morgen nur als eine völlig Verwandelte.

Der Strahl, auf den der Pfarrer so lange schon gehofft, hatte endlich den harten Stein, der ihr Mutterherz von frühesten Gewöhnung an umschlossen hatte, zerschmettert, nicht von Außen war er gekommen, er war aufgesprüht aus eigener tiefer Brust! An diesem Tage, in der Stunde, wo sie ihr Kind opfern sollte, war dies Herz endlich erwacht, mit aller Kraft der lange niedergehaltenen Mutterliebe hatte es die unnatürlichen Bande der Entfremdung, der Eigensucht und weltlichen Eitelkeit, die es umspinnen hatten, gesprengt und ein tiefes Gefühl des Mitleids mit ihren bisher verstößenen Kindern, mit sich selbst war über die einsame Frau gekommen, so daß sie spät in der Nacht erst Ruhe fand. Am frühen Morgen schrieb sie an den Pfarrer und lud ihn ein, zu ihr zu kommen. Sie hatte den Tag erst nur mit ihren Kindern, die sie um sich vereinigt hatte, feiern wollen, nun aber fühlte sie das Bedürfnis, dabei den Trost der Religion zu hören. Es war auch noch ein anderer Gedanke, der sie bewegte. Der Pfarrer, der so aufrichtig und wohlwollend gegen sie war, der ihre Leontine väterlich liebte, konnte ihr einen Ausweg aus dem Labyrinth zeigen, in welches die rathlose Frau sich verirrt hatte. Helwing kam, er gab dem ernstesten Tage durch seine frommen Worte die Weihe. Als aber Frau von Rhonach ihm ihr Herz öffnete und Alles bestätigte, was er bisher nicht hatte glauben wollen, gerieth er selbst in nicht geringe Verlegenheit. Was sollte er ihr rathen, nun sie zum klaren Bewußtsein gekommen war, daß sie durch ihr übereiltes Wort ihr Kind namenlos unglücklich machen würde? Dies Wort zurückzunehmen freilich! Aber es war doch immer eine Wortbrüchigkeit, zum Lohne für gewissenhafte Wahrnehmung der Interessen ihrer Kinder, mochte diese auch aus Eigensucht entsprungen sein! Und wenn er ihr sagte, daß sie ihr Kind doch nimmermehr zwingen werde, wenn Leontine die ihr gebotene Hand fest ausschläge, daß dann ihr Wort, das nur eine Zustimmung enthalten, keineswegs gebrochen sei — war das nicht eine unwürdige sophistische Auslegung? Es stand auch wohl gar nicht zu erwarten, daß Leontine gegen den ausgesprochenen Wunsch ihrer Mutter sich widersetzen werde, vielmehr würde sie sich, wie er sie kannte, demüthig in ihren Willen fügen, wenn auch ihr Herz darüber brechen sollte. Während er noch mit der Mutter dies

unselige Verhältniß von allen Seiten besprach und zu dem Resultate kam, daß sie doch am besten thun werde, offen mit Meier zu sprechen und wenigstens noch Zeit zu gewinnen, war dieser selbst aber schon in eine verzweifelte Lage versetzt worden.

Als er an diesem Morgen kaum die gewohnte Runde durch seine Fabrikanlagen angetreten hatte, war ein unerwarteter Gast auf Neuen-Friedheim erschienen, nicht von ungefähr, sondern herbeigerufen durch eine Benachrichtigung, die ihm von befreundeter Hand geworden war und ihn in die wildeste Aufregung versetzt hatte. Ohne Rast und Ruhe war er gleich hergeeilt, ehe es zu spät war, um sein Glück noch zu retten.

„Herr von Reideck!“ rief die Haushälterin des Herrn Meier erstaunt, als sie zufällig vor die Thür tretend, den Offizier von dem Wagen springen sah, der ihn von der nächsten Eisenbahnstation hergeführt hatte.

„Kennen Sie mich?“ entgegnete er. „Wo ist der Herr?“

„Ich kenne Sie länger, als Sie wissen, Herr von Reideck,“ antwortete sie und ihr noch immer hübsches Gesicht nahm eine höhere Farbe an — die Röthe der Scham! Ich bin eine Tochter des Wachtmeisters Ebel, den Sie noch gekannt haben müssen!“

„Des alten Ebel!“ rief er und reichte ihr, Alles vergessend, was ihn vielleicht sonst davon abgehalten hätte, die Hand. „Aber ich habe sie niemals bei ihm gesehen?“

„Ich — war schon aus dem Hause,“ erwiderte sie, „doch habe ich Sie, als sie noch Junker waren, gekannt. Wollen Sie nicht näher treten? Herr von Meier wird nicht lange bleiben.“

Er folgte ihr in das Schloß, das er zum ersten Male wieder betrat — was er nie geglaubt hatte! Es trieb ihn jetzt die Tochter seines alten Wachtmeisters, der ihn streng gehalten, aber doch seine Liebe besessen hatte, offen nach dem zu fragen, was sein Herz quälte — er ahnte nicht, daß sie von Anfang an seine Bundesgenossin gewesen war, welche die Absicht ihres Herrn noch in der letzten Stunde mit allen Mitteln bekämpft hatte.

Herr von Meier hatte auf seiner Tour einige Male an die traurige Feier des heutigen Tages gedacht, der er wohl hätte beiwohnen sollen, indessen war ihm die Laune durch diesen Gedanken nicht verdorben worden und er kehrte höchst vergnügt nach Hause zurück, wo ihm jedoch die Meldung, wer auf ihn warte, schreckhaft den Athem verstopfte. Da trat ihm Reideck schon entgegen — sah der so aus, als ob er sich, auch ohne Küras, von ihm werde in die Luft schnellen lassen?

„Freut mich, die Ehre zu haben, Sie bei mir zu sehen, Herr Baron! — Darf ich bitten?“

Beide verschwanden vor den Blicken Louifens, welche ihr Zwiegespräch gern belauscht hätte, wozu sich jedoch keine Gelegenheit bot. Sie verließ aber ihren Posten nicht in dem Zimmer, durch welches Reideck zurückkommen mußte, um seinen Wagen, der noch angespannt hielt, wieder zu besteigen. Endlich kam er, sein schönes Gesicht lebhaft geröthet, das Auge funkelnd — wie ein Soldat, der aus der Schlacht kommt und gesiegt hat.

„Ich danke Ihnen!“ sagte er, indem er Louisen die Hand reichte. Da rief sie die Klingel ihres Herrn. Sie fand ihn blaß und angegriffen im Gegensatz zu Reideck. „Er hat Sie gefordert!“ sagte sie unbedenklich.

„Du bist eine Heze!“ fuhr Meier auf. „Aber der Staatsanwalt soll ihm die junkerliche Rauffucht schon legen.“

„Pfiu! Sie sind Edelmann!“ entgegnete Louise. „Klagen können Sie gar nicht. Ihre Braut würde Sie verachten!“

„Braut, Braut! — Louise, Du meinst es gut mit mir, ich weiß es, komm her! Vor Dir kann ich doch nichts geheim halten, höre, was er mir gesagt hat. Er glaubte Leontinens Herz zu besitzen —.“

„Er glaubt es und ich weiß es,“ erwiderte sie. „Hätten Sie nur auf mich hören wollen —.“

Meier hörte aber auch jetzt nicht auf sie, sondern überließ sich den heftigsten Ausbrüchen seiner Natur, die für gewöhnlich zwar kalt und berechnend, nicht so leicht aus dem Gleichgewichte zu bringen war, wenn dies aber einmal geschehen, um so mehr in das Gegentheil umschlug. Erst als er ausgetobt hatte, wurde er Louifens Vorstellungen zugänglich, die ihm nun ein abschreckendes Gemälde seiner Zukunft, wenn er sich die Hand Leontinens erzwänge, in den grellsten Farben entwarf. „Das gefällt Ihnen nicht,“ schloß sie, „aber sie werden noch an mich denken, wenn die Einzige, die es gut mit Ihnen meint, längst fort sein wird.“

„Fort sein? Du wirst doch nicht fortgehen? Du hast mir ja versprochen bis an mein Ende bei mir zu bleiben!“

„Und was haben Sie mir versprochen?“ entgegnete sie und da er schwieg, setzte sie hinzu: „Können Sie verlangen, daß ich Ihrer jungen Frau unter die Augen treten soll? Nein, Herr Meier, ich gehe.“

„Louise — wir müssen uns Alles einmal recht vernünftig überlegen — noch ist ja nichts geschehen! Bin ich ein Komödienvormund, ein Schneider Fips von Kogebue oder ein Töpferscher Rath aus der Ein-

falt vom Lande? Heirathen mit Zwang und dann einen Lieutenant haben, der —.“

„Sie können ihn ja vielleicht vorher todt-schießen,“ versetzte Louise, zu ihrer gewöhnlichen Weise zurückkehrend. Der Scherz behagte ihm sehr schlecht, da Reideck wirklich Ernst machen wollte. Ihm war zu Muth, wie am Morgen nach einem Rausche, höchst miserabel! Und doch müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er weniger durch die Herausforderung, wie bedenklich sie ihm auch schien, als durch die Gewißheit, daß er mit Leontinen, deren Herz einem Andern gehörte, einer höchst gefährlichen Zukunft entgegengehe, abgekühlt worden war. Wie sollte sich aber Alles lösen, das schon so fest verschlungen schien?

Albrecht war unterdessen nach dem Wirthshause des Dorfes gefahren, wo er dies Mal unbedingt wohnen wollte, hatte den Pfarrer in seiner Wohnung nicht gefunden und von der Pfarrerin, die von seiner Erscheinung betroffen war, erfahren, daß Helwing in Alten-Friedheim sei, auch die Ursache. Zu einer so traurigen Stunde zu kommen, hatte er kein Recht, er gab es also für heute auf und wanderte nach dem Rhengrunde, um den alten Korn für seine wohlgemeinte Absicht und Rosinen für die Nachricht zu danken, die ihn zwar tödtlich erschreckt, aber zu seinem Glück aus dem Gefühle einer trügerischen Sicherheit gerissen hatte. Der Müller hatte ihm nämlich, aufgebracht über den Fabrikanten wie er Herr von Meier jetzt nannte, von seinen alten Lehnsansprüchen, die er nach Meiers Aeußerungen im Streite noch immer für begründet hielt, einen langen Brief geschrieben und ihn aufgefordert, die Sache wieder zur Sprache zu bringen, damit sein Recht nicht verjähre — nach dreihundert Jahren! Mehr als diese seltsame Mahnung des ehrlichen Korn hatte ihn Rosinens Nachschrift aufgeregt, in welcher sie ihm, durch ihren Vater endlich ermächtigt, von Allem, was sich auf Alten-Friedheim vorbereitete, in Kenntniß gesetzt hatte. Darum war er jetzt hier — aber er fand nur den alten Korn zu Hause, Rosine war auch dort, wohin ihn sein Herz unwiderstehlich zog.

„Gehen Sie in Gottes Namen!“ sagte der Müller. „Mitten in der Attacke soll man nicht Halt blasen.“ Da beschloß Albrecht, noch heute und gerade an diesem Tage die Entscheidung zu suchen.

Er kannte den Eingang in den Park, der nach dem Schweizerhause und von dort nach dem Schlosse führte. Durch die verschlungenen Pfade, welche der Frühling schon mit frischem Grün verhüllt, gelangte er zu dem Schweizer-

hause, und stand plötzlich überrascht vor einem Anblicke, den er hier noch nie gefunden, Frau von Rhonach, an ihrer Seite der Pfarrer, im Kreise aller ihrer Kinder! Seine Erscheinung wirkte zuerst erschreckend. Die Mutter bebte, von widersprechenden Gefühlen bewegt, sie erhob sich, ihn zu empfangen — wohl hatte sie bemerkt, wie Leontinens Wangen in lichter Purpurglut lieblich erröthet waren und ein heifer Schmerz mahnte sie daran, daß sie das Glück ihres Kindes schon vernichtet habe. Der Pfarrer aber sah in Neidecks Ankunft, die er heimlich gewünscht, ohne sie veranlassen zu wollen, ein Zeichen der Verheißung. Albrecht küßte Frau von Rhonach stumm die Hand, sein Auge drückte ihr seine Theilnahme an ihrem schweren Verluste aus, die sein Mund unter der Gewalt des Moments nicht in Worte zu kleiden vermochte, dann begrüßte er Leontinen und beide Augen begegneten sich, flüchtig nur, aber innig und fest. Helwing endlich drückte er die Hand mit einer Kraft, welche die Aufregung seiner Brust verrieth; im ganzen Kreise umher flog sein freundlich grüßender Blick. Er war von Stund an im Geiste schon darin aufgenommen.

Wonach er sich stürmisch sehnte, eine Minute mit der Mutter unbeobachtet, es wurde ihm heute nicht zu Theil. Er schied aber doch Abends mit einer freudigen Hoffnung im Herzen, die er im Auge der Frau von Rhonach gelesen hatte, und trat mit Helwing, wie damals im Sommer, den Rückweg an, auf welchem er sich nun vollkommen mit ihm aussprechen konnte. Wenn sich jene Hoffnung erfüllte, es war nur ein bescheidenes Loos, das er Leontinen bieten konnte, jene phantastischen Träume, sie einst als Herrin in das wiedergewonnene Schloß seiner Väter zu führen, konnten sich in der strengen Wirklichkeit nie erfüllen, aber das Glück hängt nicht an äußern Dingen, wenn nur die Sorge um die Existenz fern bleibt.

In der Rhonmühle fanden sie jetzt Rosinen daheim, welche schon von ihrem Vater Neidecks Ankunft gehört hatte und ihm mit herzlichster Freude, wenn auch noch immer voreilig, Glück wünschte. Die Wolke aber, welche nach des Pfarrers Meinung noch immer drohend am Himmel hing, war bereits zerstreut. Herr von Meier hatte die Verlobungsanzeigen sämmtlich verbrannt und in seinem Groll mit der Welt schon eine andere erwogen, ihr zum Trotz! durch welche er die Menschen noch mehr in Erstarrungen setzen wollte, als durch seinen neuen Adel. Am andern Morgen aber fuhr er, sorgfältig gekleidet wie zur Brautfahrt, in seinem Plüschwagen, dessen Polster ihm heute ein Laurentiusrost dünkten, nach Alten-Friedheim, um mit Frau von Rhonach eine offene Rücksprache zu nehmen und ihr zu erklären, daß er eine Hand ohne das

Herz nicht durch Wort erzwingen wolle und sie desselben feierlich entbinde — seinen übernommenen Verpflichtungen als Vormund aber gewissenhaft treu bleiben werde. Dadurch glaubte er denn auch den zweiten gefährlichen Punkt, das Rencontre mit Neideck, auf die ehrenhafteste Weise zu umgehen.

„Sie werden glücklich sein, meinen Rath befolgt zu haben,“ sagte Louise, als sie ihm bei der Heimkehr den Hut abnahm.

Er seufzte tief. „Es muß noch kommen! Bis jetzt spüre ich davon nichts. Glückselig sind sie Alle, die ich dort verlassen habe — mir aber ist zu Muth wie einem bankrott gewordenen Speculanten. Und doch hast Du ein Wort zu rechter Zeit gesprochen, Louise — ich werde Dir's nie vergessen.“

F e u i l l e t o n .

(Erfindung der Braunschweiger Numme.) Im Jahre 1374 war das Gasthaus zur „Rose“ des Herrn Marian in Braunschweig eines der besuchtesten und angesehensten in der guten alten Stadt, nicht blos wegen des trefflichen Bieres, das daselbst verschenkt wurde, sondern auch wegen des schönen Töchtersleins des Herrn Marian, welche den Gästen den frischen erquickenden Trunk reichte, der, aus ihren Händen verabreicht, den Gästen noch einmal so gut mundete. Es konnte nicht fehlen, daß der Liebreiz Gretchens — so hieß die schöne Wirthstochter — auch andere Gäste herbeizog, die sich nicht blos nach dem frischen Bier aus ihren zierlichen Händen sehnten, sondern auch um den Besitz der Hand und des Herzens des Mädchens selbst warben. Unter ihnen zeichneten sich durch den Eifer und die Nachhaltigkeit ihrer Werbung besonders zwei Männer aus: Herr Casper Klinge, eine herculische Gestalt, der sich den Waffendienst erkoren und durch seinen Muth und durch seine außerordentliche Körperkraft bereits einiges Ansehen unter dem städtischen Kriegsvolke Braunschweigs erworben, und Christian Numme, ein junger Mann von zierlichem Körperbau und außerordentlich schüchternem Wesen. Der Letztere war nach seines Vaters Tode zum Besitz einer großen Brauerei gekommen und lieferte Herrn Marian vorzugsweise das Bier zum Verschenken. Schon aus dieser flüchtigen Bemerkung über das Aeußere der beiden Freier um die Hand Gretchens wird man entnehmen, welcher ein großer Unterschied zwischen ihnen bestand. Fügen wir nun hinzu, daß Casper sich durch seinen steten Verkehr mit Kriegsknechten ein herrisches Wesen angewöhnt hatte, das keinen Widerspruch ertrug, Christian aber eine stille sinnende Natur war, die sich immer zurückzog, wo andere ihre Ansicht geltend zu machen suchten, so haben wir das Bild der beiden jungen Männer vervollständigt. Vielleicht wird nun Mancher unserer Leser denken, daß Gretchens Herz, wie es sich ja so häufig zeigt, sich dahin geneigt habe, wo

sie die Kraft und Entschiedenheit des männlichen Charakters fand. Dem war aber nicht so, im Gegentheil gebürte schon seit Langem ihre herzinnige Neigung dem schlüchternen Christian Numme, womit sie leider den Wünschen ihres Vaters geradezu entgegentrat. Die Zeit war damals eine eiserne und bedurfte mehr als je der Kraft und Entschlossenheit. Ein großer Theil der Fürsten und des Adels beneideten die Städte ihres Reichthums und ihrer schnell heranwachsenden Macht wegen und Braunschweig befand sich wie viele andere Städte, in denen Handel und Gewerbe blühten, in einer mißlichen Lage, da der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, Magnus mit der Kette, wie seine Vettern, die Herzöge von Lüneburg und Göttingen, keinen andern Beruf zu kennen schien, als sie ihrer Privilegien von Kaiser und Reich zu berauben und sie seiner unmittelbaren Herrschaft zu unterwerfen. Herzog Magnus ward im oben gedachten Jahre auf einem solchen Feldzuge erschlagen; aber deshalb ward die Lage Braunschweigs nicht besser. Er hinterließ vier unmündige Söhne und da er den Herzog Otto, mit dem Beinamen der „Quade“, von Göttingen zu deren Vormund ernannt hatte, so erschien der Letztere sofort mit einer starken Heeresmacht im braunschweiger Lande, nahm das Schloß Wolfenbüttel in Besitz und richtete sich ein, als wollte er niemals wieder daraus weichen. Die Stadt Braunschweig allein verweigerte ihm ihre Huldigung, weil er sie mit seinen Rittern und Mannen bedrohte, ihre Kaufmannsgüter von der Heerstraße plünderte und von ihren Privilegien nichts wissen wollte.

So war es denn sehr erklärlich, daß der Gastgeber Marian in Braunschweig sich nach einem Schwiegersohn umsah, der ihn und sein Haus mit kräftiger Hand in so gefährlichen Zeiten beschützen könnte. Aber Gretchen wollte davon nichts wissen und wenn sie auch dem jähzornigen Kriegsmann nicht geradezu die Thür wies aus Furcht, er könne ihrem lieben Christian ein Leid zufügen, so gab sie ihm doch auch nicht die kleinste Hoffnung. Darob erzürnte Casper Klinge und als er einß bei einem Besuch im Gastzimmer den ihm verhassten Christian Numme im zärtlichen Gespräch mit Gretchen antraf, machte er einen wüthenden Lärm und verlangte vom Vater Marian sofort mit seiner Tochter verlobt zu werden. Dem widersetzte sich aber Christian und bewies dem Nebenbuhler im Handgemenge, daß er Knochen und Muskeln so fest wie dieser habe. Eben sollte ein Ausfall gegen den Quaden unternommen werden und der Bürgermeister Lasserde, der den Klinge draußen bei der kampfbereiten Mannschaft nicht gefunden, trat ins Zimmer und schlichtete den Streit durch den Ausspruch, Gretchen solle nur demjenigen ihrer Liebhaber angehören, der sich ein hohes Verdienst um die Stadt erworben. Das Urtheil werde er, der Bürgermeister, nach Verlauf eines Jahres fällen.

Die so durch ein Nachtgebot zur Ruhe gewiesenen Liebhaber trennten sich, Beide mit dem festen Entschlusse, in dem Wettstreit alle ihre Kräfte aufzubieten. Der alte Marian, dem Klinge lieber war als der einsylbige Kopfhänger Numme, lä-

chelte verschmigt, denn er meinte, eine kühne Waffenthat des Erstern werde ihm schnell den Sieg gewinnen. Aber ehe noch Casper dazu kommen konnte, änderte sich die Lage Braunschweigs. Ein glänzender Sieg der vorausgegangenen Schaaren über den Göttinger Herzog nöthigte diesen mit der Stadt Waffenruhe zu schließen. Um so thätiger war jetzt Christian. Schon längst hatte er den Gedanken erfaßt, ein Getränk zu erfinden, welches stark und kräftig wie das Bier, zugleich wohl-schmeckend wie Wein sein sollte und nur die Mischung der verschiedenen Elemente war ihm noch immer nicht gelungen. Wie ein Träumender ging er umher, nach dem Bindemittel suchend, das seinen Ideen Gestalt und Wahrheit geben sollte. In der Nacht verschloß er sich in seiner Kammer und braute, doch mußte er meist das wieder auf die Straße laufen lassen, was er bei nächtlicher Weile geschaffen. Mit immer bedenklichere Mienen betrachtete ihn sein ältester Brantknecht, ein alter Diener seines Vaters. Endlich trat Christian eines Morgens vor diesen hin mit lächelnder befriedigter Miene, bot ihm ein Glas, gefüllt mit einer schwärzlichen Flüssigkeit und sagte: „Trink, was ist das?“ Der alte Mann kostete erst vorsichtig, dann schlürfte er in immer längeren, dreisteren Zügen und rief: „Bei meiner Seele, Meister, wenn das nicht ein Trauf ist, wie ihn nur der Kaiser bei hohen Reichs- und Festtagen genießt, so habe ich keinen Geschmak mehr. Gott sei mir gnädig, wenn Ihr nur keine Teufelskünste dabei gebraucht habt.“ — „Da sei Gott für!“ betheuerte Christian; „es hat mir nur mein guter Engel beigestanden. Der Trauf soll meinen ehrlichen Namen tragen.“ Jetzt ließ er sich seine Festkleider bringen und machte sich mit einer großen Flasche des neuen Getränks nach dem Rathhause auf den Weg, wo er sich beim Bürgermeister melden ließ, um ihn die Probe machen zu lassen und ihn zugleich an sein Versprechen zu erinnern. Die Herren schauten zwar bedenklich auf die dunkelfarbige ölige Flüssigkeit, wollten aber gar nicht den Becher vom Munde setzen, als sie erst gekostet hatten. In der That erklärten sie einstimmig, daß Christian Numme sich hochverdient um die Stadt gemacht habe durch die Erfindung eines so lebenskräftigen Biers und versahen ihn nicht allein mit allerlei Freiheiten, sondern erkannten auch eben so einstimmig ihm die Hand des schönen Gretchens Marian zu. Wir entlehnten die Thatfachen zu diesem Berichte aus dem sehr fleißig geschriebenen Buche Hermanns von Maltitz „Der Herzog von der Leine“ (Berlin, Janke), welches eine interessante Geschichte der Städte gegen die wegelagernde Ritterschaft zur Zeit des obengenannten Herzogs Otto von Göttingen in Braunschweig, Hannover und Thüringen in romantischem Gewande enthält.

— r.

(Eine wunderfame Erlösung.) Wer unserer Leser, der nicht täglich vertrauten Verkehr mit der Geschichte der verschiedenen Literaturen pflegt, erinnert sich wohl des Namens Lorenzo oder Renzo da Ponte? Und doch war er zu seiner Zeit ein gefeierter Dichter, sogar l. f. Hofdichter zu Wien und hat den Anlaß zu einer der herrlichsten Tonschöpfungen gegeben, indem er Mozart das italienische Textbuch zum „Don Juan“ lieferte. Die

Zeit ist über ihn hinweggegangen und doch hatte er in sich den Stoff die Welt mit seinem Ruhme zu füllen, wenn anders die Anekdote aus seiner Jugendzeit, welche Kürnberger in seinen „Novellen“ (München, Fleischmanns Buchhandlung) in einer etwas seltsamen Form mitgeteilt hat, auf Wahrheit beruht. Wir geben die nicht uninteressanten Thatsachen, die wenigstens auf ein tiefes Geistes- und Gemüthsleben schließen lassen, in flüchtigen Umrissen wieder. Da Ponte war aus dem venetianischen Städtchen Canada gebürtig und zeichnete sich frühzeitig durch glänzende Geistesanlagen aus. Noch als Knabe machte er sich durch glückliche Gedichte bekannt, übertraf aber auch zugleich alle seine Mitschüler durch seine Fortschritte in der Sprachkunde und andern Zweigen ernster Wissenschaft, so daß er, fast noch ein unreifer Jüngling, würdig befunden wurde in dem Seminar Portogruano als Lehrer der Jugend aufzutreten. Er war der Stolz seiner Familie, der kleinen Stadt, erweckte aber auch ebendeshalb Neid, Mißgunst und Eifersucht kleinlicher Seelen. Da wandte er seiner Vaterstadt den Rücken und ging, reich mit Empfehlungsbriefen versehen, nach Venedig, um hier durch eine noch glänzendere Laufbahn die Mißgunst seiner Mitbürger zu beschämen. Er hielt nicht Wort. In Venedig suchte er, wie jeder Fremde, zunächst ein bescheidenes Unterkommen, wo er in stiller Abgeschlossenheit seine Studien fortsetzen und erweitern könne. Das Unglück ließ ihn ein solches in dem Hause eines Geschwisterpaares finden, von dem der Bruder wie die Schwester, ein Jedes in seiner Weise, das Herz des unerfahrenen Jünglings mit den verderblichsten Leidenschaften erfüllte. Jener war ein Spieler von Profession, diese ein reizendes Mädchen, das ihre beständige Lebenswürdigkeit mit dem vollständigsten Erfolg auf Da Ponte wirken ließ, so daß er in kurzem ihr unzertrennlicher Begleiter wurde, sich um ihretwillen vom Bruder tyrannisieren, berauben, mißbrauchen ließ, seine stolzen Zukunftsträume vergaß und drei Jahre lang in der schmachvollsten Sklaverei des Lasters zubrachte. Vergeblich suchten Freunde und Verwandte den Unglücklichen aus dem Starrkrampfe der Leidenschaft zu wecken, vergeblich sagte er sich selbst in Stunden nüchternen Nachdenkens, daß er ein elender Mensch sei, — er konnte die Fesseln nicht abwerfen. Ein seltsames Ereigniß sollte seine wenigstens theilweise Heilung herbeiführen.

Eines Abends, wo er, vom Gefühl seiner geistigen Erniedrigung fast erbrüht, sein trauriges Leben in Venedig überdachte und in der lebendigen Ueberzeugung, daß nur ein Wunder ihn retten könne, ein solches vom Himmel ersuchte, trat plötzlich ein Bettler in sein Zimmer, den er fast täglich am Ridotto bemerkt und häufig beschenkt hatte. Entsetzt trat Da Ponte bei dem Anblicke des Eintretenden zurück, denn er wähnte, der Himmel habe ihn in diesem das Spiegelbild seiner eigenen Zukunft vorhalten wollen und er sei rettungslos dem Elend verfallen. Nur nach und nach konnte ihm der Bettler vom Ridotto begreiflich machen, daß er von ihm die große Günst erbitte, ihn in seine armselige Wohnung zu begleiten, wo er ihn eine wichtige Nach-

richt mittheilen wolle. Mit Widerstreben folgte Da Ponte der Einladung, und wurde von dem alten Manne in ein kleines Häuschen geführt, wo die größte Ordnung und Reinlichkeit und sogar ein gewisser Grad von Luxus herrschte. Hier erfuhr der Jüngling, daß sein Begleiter einst in Reichthum geschwelgt, durch Unbesonnenheit aber und Mißgeschick in Armuth gesunken sei, so daß er endlich vom Mitleid Vorübergehender seinen Unterhalt habe erbetteln müssen. Er habe aber auch Freundschaft und Liebe gefunden bei einer Frau, die ihre Wohnung mit ihm getheilt und sei jetzt Vater einer blühend herangewachsenen Tochter, deren Zukunft ihm schwere Sorge mache. Sein Stand mache jede Verbindung mit gebildeten Männern unmöglich und doch sei für seine Lucie eine solche Verbindung wünschenswerth, da sie durch ihn eine Erziehung genossen, die sie über die niedrige Umgebung, in der sie lebe, erhebe. Er habe daher eine Frage an das Schicksal gestellt und zwar von folgenden Gedanken geleitet. Wer von den Spielern, die täglich im Ridotto ein- und ausgehen, nachdem er Alles verloren, noch Mitgefühl genug im Herzen trage, um einem Armen eine Gabe nicht zu verweigern, dem wolle er das Schicksal seiner Tochter anvertrauen und mit ihr seine Ersparnisse, die sich auf 20,000 Livre beliefen. Diefem Entschlusse getreu habe er gestern Abend die Säle des Ridotto betreten und Da Ponte sei der Einzige gewesen, der ihn das letzte Geldstück, das er aus dem Ruin erhalten, gereicht habe. Er bäte ihn, sein Kind als seine verlobte Braut anzusehen und sich um ihre Neigung zu bewerben.

Von diesem Antrage tief erschüttert, bat sich Da Ponte einige Tage Bedenkzeit aus. Sein ganzes Wesen hatte eine gewaltige Wandelung erfahren. Die Kofetterien seiner schönen Circe hatten keine Gewalt mehr. Er überlegte was zu thun sei. Wohl empörte sich sein Gefühl, von einem Mädchen, das er noch gar nicht kannte, den Grundstein seines künftigen Glücks annehmen zu sollen; auch war ihm sein Erwachen aus der dumpfen Leidenschaft seiner letzten Jahre noch zu neu, um ein Weib an sich zu fesseln, da er doch selbst noch nicht wußte, ob er seiner moralischen Wiedergeburt lange Dauer zuschreiben dürfe. Auf der andern Seite mußte er in dem wunderbaren Zusammentreffen mit dem Bettler vom Ridotto nicht einen Wink des Schicksals erkennen, das ihn vor sich selbst retten wollte? Aus dem wirren Gedankenzuge, in den er versunken war, weckte ihn die Stimme seines jüngern Bruders, Geronimo, der kam einen letzten Versuch zu machen, ihn von seiner gefährlichen Nachbarschaft zu befreien. Der junge Mann war verstört. Lorenzo fragte ihn freundlich was ihn so schmerzlich bewege und erfuhr nach einigen Ausflüchten, daß er ein Mädchen liebe, das einem Andern bestimmt sei. Deshalb wolle er Venedig mit ihm verlassen. Lorenzo forschte weiter und errieth bald, daß sein Bruder dieselbe Lucie, des Bettlers Tochter, liebe, die ihm angeboten worden. Freudig jauchzte er auf. Er hatte die Lösung des Räthsels gefunden, die er so peinlich gesucht. Er begründete des Bruders Glück und ging in die weite Welt. Er war erlöst von Schmach und Chellosigkeit und hatte einen Sieg über sich selbst davon getragen. Er konnte hoffen, einst frei um sich schauen zu können.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Klopstocks Liebe*).

Von

A. Diezmann.

... Ueberblickt man des Messias-Dichters langes Leben, so fällt sogleich die große Liebesbedürftigkeit seines Herzens auf, die sich, wie ein Goldfaden durch ein schlichtes Gewebe, von seinen Jugendjahren bis in sein reiffes Alter zieht. Wirklich befand sich Klopstock nie und nirgends wohler als unter jungen Mädchen und Frauen, von denen er sich als frommer „heiliger“ Dichter verehren ließ, mit denen er, namentlich in der Nüchternheit und Thränenlosigkeit seiner Jugend, weinte und die er dann recht herzlich küßte. Was das Küßen betrifft, so muß allerdings bemerkt werden, daß dasselbe damals in Deutschland an der Tagesordnung war, selbst unter Männern. Aus seiner Thränenliebe dagegen erklärt sich vielleicht, daß sein Lieblingsgewächs nächst der Moosrose die Trauerweide war. Er hat viel und oft geliebt, wenn auch eigentlich niemals mit rechter, starker, glüher Leidenschaft, sondern stets mit „zarter Sehnsucht, süßem Hoffen“, mit thränenreichem Schwärmen oder in ruhigem Behagen.

Hier Einiges aus seinem Liebesteben.

* Aus einem noch ungedruckten größern Werke über „Leben und Lieben der deutschen Dichter.“

Seine Liebessehnsucht spricht sich schon in der Ode „Die künftige Geliebte“ aus:

„Ach warum, o Natur, warum unzärtliche Mutter,
Gabest du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz
Und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Dauernd Verlangen und ach keine Geliebte dazu?

... Mir gab die Natur Empfindung zur Tugend,
Aber mächt'ger war die sie zur Liebe mir gab,
Zu der Liebe, der schönsten der Tugenden, wie sie den Menschen
In der Jugend der Welt starker und edler sie gab.
Alles empfind' ich von Dir: kein halbbegegnendes Lächeln,
Kein unvollendetes Wort, welches in Seufzern verslog,
Keine stille mich fliehende Thräne, kein leises Verlangen,
Kein Gedanke, der sich in der Ferne nur zeigt,
Kein halb stammelnder Blick voll unaussprechlicher Rede
Gibt mir unerforscht und unempfunden vorbei.

Ach, wie will ich, Eidl, dich lieben! Das sagt uns kein Dichter
Und selbst wir im Geschwäg trunkener Beredsamkeit nicht,
Kann daß noch die unsterbliche selbst, die fühlende Seele,
Ganz die volle Gewalt dieser Empfindungen faßt.“

In „Salem“ singt er in hoffnungsvollem Ahnen
von der

... seligen Stunde der ersten Umarmung
Und der jauchzenden Jugend der Liebe.

Erst nachdem er als Hauslehrer im Frühjahr
1748 nach Langensalza in Thüringen, in die Heimaths-
stadt seines Freundes und Verwandten Schmidt*),

*) Später Geh. Rath in Weimar, dessen Tochter Schiller bei seinem ersten Erscheinen dort auf den Rath seines Freundes Abner heirathen sollte.

gekommen war, mit dem er als Student in Leipzig zusammengewohnt hatte, fand er einen Gegenstand für seine Sehnsucht in Sophie, der Schwester jenes Freundes, die er in seinen Oden und Briefen Fanny nennt. Bald nach seiner Ankunft dort singt er:

Gefeiert sei mir, blumiger z w ö l f t e r M a i,
Da die Götin ich sah, aber gefeierter
Seist Du unter den Maiein,
Wenn ich in den Umarmungen
Eines Jünglings sie seh', der die Beredsamkeit
Dieser Augen und Euch fühlet, ihr Frühlinge
Dieser lächelnden Miene.

Wie entzückt er von ihr war, der er eine gewisse Schönheit zuschrieb, „welche sie vor allen unterscheidet,“ liest man aus andern Stellen seiner Oden z. B.

.. Auge, wem gleich' ich Dich?
Bist Du die Bläue der Luft, wenn sie der Abendstern
Sanft mit Golde beschimmert?
Ober gleichst Du jenem Bach,
Der dem Duell kaum entfloß?

Leider trieb Fanny ein kokettes Spiel mit dem liebeschmachtenden Dichter. Bald ließ sie ihn halb ahnen, daß er ihr nicht gleichgültig sei, bald zog sie sich kalt von ihm wieder zurück; nie gab sie ihre wirklichen Gefühle gegen ihn deutlich zu erkennen. Ziemlich lange hielt ihn die Hoffnung aufrecht. Noch im März 1749 schrieb er an seinen Freund Gieseke: „der kürzeste Inhalt meiner jetzigen Geschichte ist:

Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde,
Wenn auch mein Herz nur wähnt, daß ich geliebet werde.“

Und am 12. Juni desselben Jahres meldete er dem Freunde voll Entzücken: „gestern war ich bei Fanny. Ich traf sie beim Lesen der Briefe Abelards und Heloisens. Ach was für süße Sachen hat sie mir von diesen Briefen vorgesagt! Dann haben wir die Lettres de Babet mit einander gelesen und sie sagte mir, sie wolle mir die beiden ihr liebsten Briefe zeigen. In diesen Briefen sagt Babet zum ersten Male, daß sie liebt.

Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde,
Wenn sie's mir merken läßt, daß ich geliebet werde.“

Indessen kam er doch zu der Befürchtung, daß er sich geirrt, denn er singt:

„Mein Leben sollte hier noch nicht himmlisch sein,
D'rum liebe die mich, die ich so liebte, nicht.“

und gegen Bodmer in Zürich, der an dem jugendlichen Sänger des Messias warmen Antheil nahm und mit demselben schon länger in Briefwechsel stand, schüttete er in einem Briefe vom 10. Aug. 1749 sein

Herz aus. „Ich liebe das zärtlichste, „heiligste“ Mädchen. Sie hat sich aber noch nicht gegen mich erklärt und sie wird sich auch schwerlich erklären, weil unser Stand (wohl Vermögen?) so sehr verschieden ist. Aber ohne sie kann ich durchaus nicht glücklich sein. Was irgend, Ihrer Vermuthung nach, geschehen kann, das schreiben Sie mir. Befreien Sie mein von mächtiger Liebe ergriffenes Herz von seinem Kummer oder drücken Sie es ganz nieder. Das Aeußerste wird mir noch erträglicher sein als das stürmisch wogende Meer unsteter Gedanken. Die Liebe hat mich, der ich sonst gleichmüthig und von festem Charakter bin, bei ihrem plötzlichen Anfall so erschüttert, daß ich kaum zu athmen wage. Wahrlich noch Niemand hat so geliebt wie ich.“

Nach einem Monate schrieb er noch einmal und zwar: „die, welche ich liebe, ist jetzt härter gegen mich als da ich das erste Mal an Sie schrieb.“

Bodmer mischte sich wirklich in die Liebesangelegenheit der jungen Leute, schrieb an Fanny selbst und schilderte ihr die Erwiderung der Liebe Klopstocks als die Bestimmung ihres Lebens. Er bewirkte aber, was er hätte voraussehen können, nichts als daß das Mädchen das Spiel mit Klopstock fortsetzte, der freilich auch, entweder aus übergroßer blöder Schüchternheit oder weil er wohl gar erwartete, Fanny solle ihm, dem gefeierten „heiligen“ Dichter, ihre Liebe antragen, nie ein offenes Geständniß seiner Liebe gegen sie ausgesprochen zu haben scheint. Daß er ein echter und rechter Liebender nicht war, geht schon daraus hervor, daß er sein Liebesleid seinen ältern Freunden, Bodmer und Gleim, in wehklagenden Briefen schrieb und sie fragte, was er wohl thun solle. Man braucht sich darnach auch nicht zu wundern, daß er wegen seiner unglücklichen Liebe tiefer und tiefer in Melancholie versank, so zwar, daß Bodmer sich veranlaßt sah, ihn nach der Schweiz in sein Haus einzuladen. Klopstock versprach freudig zu kommen, aber fragte auch zunächst: „wie weit wohnen — Mädchen Ihrer Bekanntschaft von Ihnen? Das Herz der Mädchen ist eine große weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein Weiser werden will. Nur dürften die Mädchen von meiner Geschichte nichts wissen, sie möchten sonst vielleicht ohne Ursache zurückhaltend werden.“

Ehe er die Reise antrat, machte er einige kleine Ausflüge und aus Quedlinburg z. B. schrieb er an — Fanny, daß er viele Mädchen da habe kennen gelernt. „Ich will Ihnen nur sagen, daß es eine ungemein

süße Sache ist (denn ich habe Sie recht sehr und recht oft erfahren), wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebt und verehrt wird.“ Vor der Reise nach der Schweiz unterhandelte er auch mit Buchhändlern über die Herausgabe der ersten fünf Gesänge des Messias, von denen drei erst in den „Bremischen Beiträgen“ erschienen und durch Hemmerde in Halle nachgedruckt worden waren. Er schrieb an seinen Freund Cramer: „von dem Messias will ich jetzt mit den ersten fünf Gesängen eine gute Edition anfangen. Hemmerde hat mir zwei und einen halben Thaler für den Bogen geboten und ein Buchhändler in Gotha, der reich ist, verspricht mir auch sehr viel.“

Bodmer seinerseits erwartete in frommem Entzücken den „heiligen“ Büngling, denn er sah in dem Messiasjünger fast nicht weniger als einen zweiten Messias. Freilich beunruhigte dabei den alten Mann die seltsame Frage Klopstocks nach jungen Mädchen nicht wenig. Am 23. Juli 1750 kam der fünfundzwanzigjährige Dichter in Zürich an, dem wie Morislofer*) sehr richtig bemerkt, unmöglich der an enge Stille gewöhnte, mit einer höchst einfachen blinden Frau lebende, schüchterne, steife, in Wort und Benehmen oft wenig maßhaltende Bodmer zusagen konnte. Dazu kam, daß eine Anzahl gebildeter und heiterer Freunde, zum Theil mit stark französischem Zuschnitte, mit Sehnsucht auf den Umgang mit dem gefeierten Dichter warteten. Sie fanden sich sofort in dem Hause Bodmers ein, der zu seinem innern Verdrusse die meist vornehmen jungen Freunde nicht abweisen konnte, welche sehr bald die so berühmt gewordene Lustfahrt auf dem Züricher See veranstalteten. Klopstock selbst hat dieselbe in einer seiner gepriesensten und am häufigsten in Chrestomathien aufgenommenen Oden beschrieben und sie begründete, wie man sagt, für Zürich eine Art geselliger Revolution, während die Schilderung, die Dr. Hirzel im höchsten Entzücken seinem Freunde Kleist davon gab, Deutschland dermaßen bezauberte und eine so günstige Vorstellung von dem poetischen Natur- und Schäferleben in der Schweiz erweckte, daß die Nachwirkung noch bei dem ersten Besuche Goethes mit den Brüdern Stollberg sich kund zu geben schien.

„Neun unserer Freunde,“ schrieb Hirzel, „entschlossen sich Klopstock durch eine Lustschiffahrt die Schön-

heit der Gegenden am Züricher See und zugleich die Schönheit unserer Mädchen kennen zu lehren. Jeder von uns verpflichtete sich ein Mädchen auszusuchen, welches freundschaftlicher Empfindungen fähig wäre und die Schönheiten der Natur fühlte. Wir waren in der Auswahl glücklich...“). Von muntern Scherzen begleitet schlich allmählig die Vertraulichkeit sich in unsere Gesellschaft; die Mädchen waren bekannter mit einander geworden. Klopstock hatte durch seine einnehmenden Sitten und geistvollen Reden die allgemeine Hochachtung gewonnen und so wünschten Alle etwas Neues aus dem „Messias“ zu hören. Er las die „hohe“ Liebesgeschichte von Lazarus und Cidli (Messias IV, 619—889.) Unsere Schönen befanden sich in einer ganz neuen Welt. Solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflüßt und sie belohnten unsern göttlichen Dichter dafür mit Blicken der Liebe. Man wagte nicht über jene himmlische Liebe zu sprechen, bis einer aus der Gesellschaft sagte, nirgends habe er die platonische Liebe so prächtig geschildert gefunden. Klopstock versicherte aber, daß er hier ganz eigentlich die zärtlichste Liebe im Auge gehabt habe, die ungleich höher wäre als die platonische. Lazarus liebe seine Cidli ganz und gar. Wir stimmten ihm aus vollem Herzen bei, denn Plato war nicht unser Mann. Die süßesten Gefühle wurden in uns rege und befehlten die Unterhaltung. So langten wir unbemerkt zu Meilen an, um da zu Mittag zu essen.

*) „Hier in Zürich ist es Mode,“ schreibt Klopstock selbst darüber, „daß die Mädchen die Mannspersonen ausschweifend selten sprechen und sich nur untereinander Visiten machen. Man schmeichelte mir, ich hätte das Wunder einer so außerordentlichen Gesellschaft zu Wege gebracht... Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, frühstückten wir auf einem Landgute dicht am See. Hier breitete sich die Gesellschaft weiter aus und lernte sich völlig kennen. Dr. Hirzels Frau, jung, mit vielsagenden Augen, war mir zugefallen. Ich wurde ihr aber bei Zeiten untreu. Das jüngste Mädchen in der Gesellschaft, Demoiselle Schinz, das die schwärzesten Augen hatte, brachte mich bald zu dieser Untreue. Sobald ich sie das erste Mal auf zwanzig Schritte sah, schlug mir mein Herz schon, denn sie sah derjenigen völlig gleich, die mir in ihrem zwölften Jahre sagte, daß sie ganz mein sei. Diese Geschichte erzähle ich ein anderes Mal; ich erzählte sie der Schönen und noch viel mehr. Das Mädchen in seiner siebzehnjährigen Unschuld, da es unvermuthet so viele und ihm so neue Sachen und zwar von mir hörte, vor dem es seine schönen schwarzen Augen mit einer sanften und liebenswürdigen Ehrerbietung niederschlug, erklärte einmal in einer entzückenden Stellung, ich solle nur selbst bedenken, wie hoch derjenige von ihr geschätzt werden müßte, der sie zuerst gelehrt hätte sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen... Damit dies aber nicht zu ernsthaft klingt, muß ich hinzufügen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viele Klüße gegeben habe.“

*) Die Schweizerische Literatur des 18. Jahrh. Leipzig, 1861.

Bei Tafel übte der Wein seine Kraft; die Vertraulichkeit wuchs mit der Fröhlichkeit und Gelächter begleitete sie.. Nach Tische rüsteten wir uns zur Ueberfahrt auf eine kleine jenseits Meilen liegende Halbinsel, wo man die angenehmste Aussicht über den Zürichsee hat. Ein kühlender Wind blies in unsere Segel und trieb das Schiff sanft nach dem vorgesezten Port; die Schiffer verließen das Ruder, saßen vergnügt auf den Bänken und sahen die lachende Freude über uns schweben. Eins der Mädchen sang. Wir klatschten der schönen Sängerin zu und erweckten unsere übrigen Begleiterinnen zu edlem Nachseifer, gleichen Beifall zu verdienen. Allein in diesem Augenblicke kamen wir bei der kleinen Halbinsel an. Wir fanden eine anmuthige Ebene, über welche kühlende Schatten von Eichen sich lagerten. Diesen Platz wählten wir zu unserm Speisesaale, wo wir uns eine Tafel mit Erfrischungen zurüsteten ließen, die wir nach einem Spaziergange durch den Eichengang genießen wollten... Jeder theilte mit seiner Begleiterin auf einem besondern Spaziergange sein Vergnügen. Klopstock, von Freude belebt, hüpfte mit seinem Mädchen durch den Wald und half meiner Doris das Lied auf Hallers Doris singen. Ich folgte ihnen eine Weile nach, aber die brennende Sonnenhitze gab mir doch ein Gefühl des höhern Alters, ich suchte Rahn, dem Klopstock sein Mädchen genommen hatte und der spielte mit mir den Alten. Doch bald verjüngten wir uns wieder und was mein Herz am meisten erfrischte, war Klopstocks Freude und der Dank, den er mir, als dem Urheber dieser Lustreise, auf die Wangen küßte... Man sammelte sich bei der frohen Tafel, zerstreute sich dann wieder und genoß die Annehmlichkeiten des Ortes, bis verlängerte Schatten uns die Rückkehr antreten ließen. Kaum waren wir eingeschifft, so wurde Klopstock um noch eine Vorlesung gebeten. Er gab uns ein Fragment, Abadona (Messias V, 486—702), den redlichsten Teufel, den jemals die Hölle sah. Voll zärtlichsten Mitleidens baten unsere Freundinnen einmüthig den Dichter, jenen Elenden, Neuevollen doch in seinen Schutz zu nehmen und ihm die Seligkeit zu schenken. Klopstock erzählte, daß schon eine ähnliche Gesellschaft für die Befestigung dieses Teufels einen förmlichen Synodalbeschuß unter dem Vorstehe des Hofpredigers Sack gefällt habe, doch hätte er sich damals durch keine Unterschrift seine poetische Freiheit rauben wollen und er würde dies auch heute nicht thun. Er sah überhaupt nicht gern den Ernst so überhand nehmen. Er las uns deshalb eine anacreontische Ode und sang uns Lieder von Hage-

dorn vor. So schön hatte ich sie noch nie gefunden, aber es wurde auch kein Gedanke unempfinden gesungen. Dies ersetzte was an musikalischer Kunst mangelte. Die Sonne war allmählig niedergegangen; das wallende Feuer, das noch oben auf dem Wasser schwebte, erlosch in ein dunkles Grün. Noch aber sahen wir an den entferntesten Schneebergen beleuchtete Stellen. Dann überzog die Dämmerung auch diese mit ihrem grauen Flor und goß eine feierliche Stille über die Natur. Sie wollte sich auch unserer bemächtigen, aber wir widerstanden ihr tapfer. So gelangten wir wieder zu dem Landhause, wo wir gefrühstückt hatten. Von da ließen wir das Schiff eine Strecke vorausfahren und gingen mit unsern Schönen in der kühlenden Dämmerung dem Gestade nach. Klopstock bemerkte zufällig eine kleine Insel. Diese besetzten wir. Fünf Freunde mit ihren Mädchen nahmen den ganzen Raum ein. Hier endlich eroberte Klopstock auch von den sprödesten Mädchen einen Kuß und wir eroberten auch Küsse, denn wie wollten die guten Mädchen sich retten? Von diesem glücklichen Eilande eilten wir wieder zu dem kleinen Port, wo wir uns zum letzten Male einschifften. Auch die Dämmerung war nun den Schatten der Nacht gewichen; hell flimmerten die Sterne an dem dunkelblauen Gewölbe. Mich besiel eine Traurigkeit über das Hinscheiden dieses Tages. Ach, sagte ich, daß wir so der Ewigkeit zufahren könnten! Klopstock fand diesen Wunsch zu ausschweifend, wünschte für sich nur einmal eine Ewigkeit von vier Tagen und forderte meine Doris auf noch einmal zu singen. Sie sang. Inzwischen näherten sich die Lichter der Stadt und so sehr wir auch die Schiffer baten langsam zu fahren, waren wir doch gleich nach zehn Uhr in der Stadt zc."

Bodmer seinerseits, der keinen andern Genuß als den unablässiger Arbeit am Schreibtische kannte, ließ in tiefer Betrübniß darüber, daß er seinen „heiligen“ Dichter in einen Strudel rauschender Vergnügungen fortgerissen sah, durch Freunde ihn beschwören, doch ja alle begeisterten Augenblicke der Förderung seines großen Werkes zu widmen. Als dies nichts fruchtete, hielt der Alte bald genug mit Aeußerungen der Unzufriedenheit mit Klopstock gegen seine Freunde nicht zurück. In dieser Zeit war es, daß Klopstock durch den Grafen von Bernstorff die Einladung, nach Dänemark zu kommen, und das Anerbieten einer Pension von einigen hundert Thalern erhielt, „damit er den Messias in Ruhe möchte vollenden können.“ Es war dies ein Haltpunkt mehr für ihn und er konnte leichter zu dem

Entf
getra
Bodm
begeg
müth
zu
Spec
nen
auf
deser
neu
fort
dem
und
„Ab
„dar
in d
ten,
Dich
ka n
viele
die
den,
blut
zu g
vorh
wir
genb
woh
ner

diese
1751
St.
äußer
auch
dem
dung
teat
Die
Wes
nicht
nigs
in 3
Ueber
ihn
eintr
er ei
in w
einz
stach

Entschlusse kommen, mit dem er sich schon einige Zeit getragen hatte, nämlich zu dem Entschlusse, das Haus Bodmers zu verlassen, um sich zu Hartmann Rahn zu begeben*). Hier fand er in einem zahlreichen, gemüthlichen und heiteren Familienkreise den Gegensatz zu Bodmers Hause. Auch entwickelte sich da eine Speculation. Klopstock nämlich, der geschickt im Zeichnen war, trat mit Rahn, der eine neue Art Muster auf Taffet zu drucken, erfunden hatte, in eine Art Handelsverbindung und übernahm es, die Dessins in der neu angelegten Taffetdruckerei zu revidiren. Und sofort dachte er an seine Fanny. Er schrieb ihr von dem Glücke, das er sich von der Speculation versprach und gab endlich auch eine deutliche Erklärung ab...

„Aber, gütige Vorsehung,“ schrieb er in seinem Briefe, „darf ich Dich auch um das Größte bitten, was ich in dieser und jener Welt bitten kann? Darf ich bitten, daß Fanny meine Fanny werde? Darf ich Dich um dieses himmlische Geschenk ansehen? Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Denken Sie an meine vielen Thränen, an meine langen Schmerzen der Liebe, die schon Jahre gedauert haben und ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen hart gegen mein blutendes Herz zu sein.“

Fanny konnte sich nicht entschließen ihm die Bitte zu gewähren, obgleich ihr Bruder kaum einen Monat vorher an Klopstock geschrieben hatte: „neulich hatten wir eine Weile von Ihnen gesprochen und einige Augenblicke darauf fing meine Mutter nach ihrer Gewohnheit vom Heirathen an und siehe! da flossen meiner Schwester einige Thränen aus den Augen.“

Ueber das Verhältniß Bodmers zu Klopstock zu dieser Zeit ist ein höchst merkwürdiger Brief bekannt

*) Hartmann Rahn folgte Klopstock schon im Sommer 1751 nach Kopenhagen, nachdem er sich in Quedlinburg mit Kl. Schwester verlobt hatte. Der Dichter, der gern auch äußerlich sein Glück gemacht hätte, wußte durch seine Gönner auch seinen Freund Rahn zu empfehlen, so daß derselbe von dem Könige von Dänemark beträchtliche Summen zur Begründung einer Seidenfabrik erhielt. Aber der phantastische Rahn war kein Geschäftsmann. Die Fabrik ging bald wieder ein. Die einträgliche Stelle eines dänischen Unterkathalters in Westindien wollte er nicht annehmen, weil er seine junge Frau nicht mitnehmen sollte. Dies zog ihm die Ungnade des Königs zu. Später hielt er sich in bedrängten Umständen wieder in Zürich auf, mit Unterrichtsgeben im Französischen und mit Uebersetzungen beschäftigt. Oft klagte er dabei, Klopstock habe ihn aufgegeben und schäme sich seiner. Nachdem er aber die einträgliche Stelle eines Wagemeysters erhalten hatte, wurde er ein wohlhabender Mann und machte ein geselliges Haus, in welches Lavater den Philosophen Fichte einführte, der die einzige Tochter heirathete und bei dem er hochbetagt in Jena starb.

(Wörstosfer).

geworden, in dem Bodmer eben so genau und naiv sich selbst wie Klopstock schildert.

In diesem Briefe von 5. Sept. 1750 heißt es:

.. In den ersten Stunden schien Herr Kl. von der königlichen Gnade (der Pension und Einladung) ganz eingenommen zu sein. Hernach aber machte er die Betrachtung, daß er in Kopenhagen sich würde einschließen, entfernt von seinen Freunden und in der Sklaverei leben müssen. Er ließ schier drei Wochen vergehen, ohne daß er antwortete. Er antwortete zuletzt, ohne daß er mir den Brief zu lesen gab. Inzwischen lebte er hier ganz dissipirt. Die jungen Herren von seinem Alter, die mit ihm auf dem See gewesen, verschafften ihm täglich Gesellschaften. Er aß hier und dort zu Mittag, öfters zu Nacht, blieb die ganze Nacht durch daselbst und kam erst folgenden Morgens nach Haus, ging spät zu Bett und stand noch später auf. Er trinkt sehr stark und kann den Wein gut vertragen, wiewohl mit vielen Beschwerden seines Magens. Am vergnügtesten war er, wenn er bei Mädchen gewesen war. Er sagt, er hätte ein großes Vergnügen die Charaktere der Mädchen auszuforschen. Auf der Seefahrt hat er ein Mädchen kennen gelernt, deren Unschuld und natürlichen Witz er ungemein bewunderte. Es schien, daß er in rechtem Ernst verliebt wäre; er gab es aber nur für Galanterie aus, die mit seiner Liebe in Langensalza sich sehr gut vertrüge. Seine Lust war, den Mädchen „Mäulchen“ zu rauben, Handschuhe zu erobern, mit ihnen zu tändeln. Bei ernsthaften Männern, zu denen ich ihn nöthigen mußte, hat er sich gelangweilt. Keine Begierde über die Staats- und Civilverfassungen von Zürich oder den andern Cantonen; keine Neugierde die Alpen von weiten oder in der Nähe zu betrachten! Wenn Sulzer sein Glas nach den schweizer Bergen richtete, wendete er das seinige nach den Fenstern der Stadt. Kein Verlangen, meine Bücher zu sehen, viel weniger sie zu lesen! In meinem Hause und in meiner Gesellschaft erschien er verdrießlich und düster, bei den jüngern Herren war er ganz hadin. Von Schicklichkeit und Anstand weiß er sehr wenig und er hat mir nicht selten den Rücken zugekehrt, wenn er Jünglingen seine ganze Aufmerksamkeit schenkte. Wenn ich über Tische oder bei dem Nachtessen allein mit ihm war, mußte ich ihn fragen, wenn er reden sollte und seine Antworten waren ganz launisch. Gesprächiger war er erst, wenn er von einem Mädchen besuche heimkam oder fröhlich getrunken hatte. Er versteht weder Englisch noch Italienisch. Seine Bele-

fenheit ist schwach und er fürchtete sich schier vor der Gelehrsamkeit wie vor der Pedanterei selbst. In den äußerlichen Manieren ist er höflich genug, doch nach der Höflichkeit der Leipziger Studenten. Er hat zwei neue Röcke mit sich gebracht und ein rothes Sommerkleid. Mosen und die Propheten versteht er vollkommen. Darin hat er seine Poesie formirt. Seine Phantasie ist seine größte Stärke. Seinen Gegenstand hat er völlig in seiner Gewalt und den Plan bis auf die kleinsten Theile ausgedacht. Er arbeitet sehr langsam. In den letzten zwei Jahren hat er nicht mehr als zwei Gefänge geschrieben. Das giebt er seiner Langensalzschen Liebe Schuld. Die wahre Schuld werden wohl seine Zerstreuungen sein, wie ich seine Vorliebe für alle Kleinigkeiten mit Mädchen und rauschende Gesellschaften nenne. Er arbeite, sagt er, nur in den poetischen Stunden; diese könne er nicht rufen; nach rauschenden Gesellschaften werde er am besten disponirt; am häufigsten kämen die guten Stunden nach dem Nachteffen, wenn er den Abend in einer starken Gesellschaft gewesen. In den Morgenstunden kann er nicht arbeiten. Er ist bei mir oft und gewöhnlich bis elf Uhr Nachts aufgeblieben, hat geraucht, geschwiegen und an einen Punkt hingesehen; aber wenn er in solchen Stunden an dem Messias gearbeitet, so habe ich doch wenig gesehen. Fünfzig oder sechzig Verse sind alles, was er hier zu Stande gebracht hat. Dieses Wenige ist freilich vortrefflich, heilig, himmlisch. Er ist gleichsam zwei Personen in einer: der Messiasdichter und Klopstock. Ich bemerke sonst ein gutes Gemüth bei ihm; wenn er nur strenger und nicht so leichtsinnig wäre. Er unterscheidet nicht zwischen den zwar unschuldigen, aber kleinen Freuden, viel weniger zwischen den würdigen und würdigeren. Er denkt nicht daran, was für ein gutes großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade so ziemlich im Widerspiel; er ist nicht heilig. Als ich ihm erzählte, daß wir in dem Dichter des Messias einen heiligen strengen Jüngling erwartet hätten, fragte er: ob wir geglaubt hätten, er äße Heuschrecken und wilden Honig. Er hat sich leicht von mir hinweg entführen lassen. Mich und Sulzer hatte man ihm als Leute geschildert, die ihn hofmeistern wollten, als Sauerköpfe. . . Inzwischen bin ich von ihm im Frieden geschieden. Ich glaube, er hat für mich Hochachtung und Ehrfurcht, aber mehr für sich; Liebe kann dabei nicht groß sein, und was ich eben Ehrfurcht nannte, ist vielleicht nur Furcht allein. . . Im Uebrigen ist er

vom Schöpfer wie geschaffen die Messiade zu schreiben. Das ist seine Bestimmung und er ist dem Werke gänzlich gewachsen. Er ist gewiß ein wunderbares Phänomen von einem Menschen: so groß in seinem Gedichte, so klein in seinem Leben! Ich zweifle nicht, daß er des mercantilen Lebens, vielleicht auch des losen Lebens bald werde überdrüssig werden; dann wird er sich wieder zu mir wenden. Den jungen Herrn freilich hat es überaus gefallen, daß ein so großer Dichter, unser Homer, iszt, trinkt, lacht, scherzt, küßt, Mäntchen raubt, Handschuhe erobert, Schuhe schüpft, springt und küßt wie sie dies alles thun. Sie sahen sich in diesen Stücken mit dem Dichter gleich.“

Die Spannung zwischen Klopstock und Bodmer steigerte sich als der letztere die Summe von dreihundert Thalern zurückforderte, welche er dem Dichter vor der Reise nach der Schweiz und zu derselben geliehen hatte und die Klopstock wohl als ein Geschenk angesehen haben mochte, weil Bodmer keinen förmlichen Schuldschein darüber verlangte. Klopstock sorgte für die Rückzahlung des Geldes und schrieb an Bodmer einen leidenschaftlich-heftigen und allerdings unartigen Brief. Nun war der Bruch vollständig, der nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland großes Aufsehen machte. Klopstock fühlte endlich selbst, daß er in seiner Empfindlichkeit gegen Bodmer, dem er doch unter allen Umständen Dank schuldig war, zu weit gegangen sei und schrieb ihm einen sehr langen, ziemlich ruhigen Brief, in welchem er die Entstehung der Entzweiung auseinandersetzte und endlich die Hand zur Versöhnung bot. Bodmer wies sie nicht zurück und Klopstock besuchte ihn noch einige Male, aber das frühere Verhältniß wollte sich doch nicht wieder herstellen.

(Schluß folgt.)

F u i l l e t o n .

(Die Musik der Zukunft.) Der jüngst erschienene Roman „Kunst und Handwerk“, der überhaupt viel Wahres und Begründetes über das sogenannte Virtuosenhum enthält, spricht sich über den jetzt so üblichen Ausdruck „Zukunftsmusik“ folgendermaßen aus: Der Begriff der „Zukunftsmusik“ sei ein in sich falscher — es habe nie Zukunftsmusiken gegeben und werde deren keine geben, denn im Grunde könne jeder bedeutende Componist ein Zukunftsmusiker genannt werden. Der Verfasser erläutert dieses scheinbare Paradoxon, wie wir glauben, ganz richtig in folgender Weise: „Es liegt im Wesen der Tonkunst, daß ihre Schöpfungen schwerer verbreitet und gekannt, daher

erkannt werden, als jene der Dichtkunst und Malerei. Jeder Gebildete kann ein Drama oder einen Roman lesen, prüfen, studiren und beurtheilen; das Gemälde bietet sich ihm fertig in allen seinen Theilen sinnlich begreiflich dar. Aber die Töne der Musik ziehen an uns vorüber; es ist selbst dem gebildetsten Fachmanne nicht möglich, sich ein bedeutendes Tonwerk nach einmaligem Hören deutlich zu vergegenwärtigen. Wie aber sollen nun gar der Laie, die tüchtigsten Dilettanten ein Urtheil darüber fällen? Wie viele sind wohl im Stande eine neue Oper, eine Symphonie aus einem Klavierauszuge, aus einem jener Arrangements, die man süßlich Derangements nennen könnte, zu studiren, geschweige denn aus einer Partitur? Und ist es nicht sehr schwer, selbst aus der Partitur eine klare Vorstellung von dem Werke zu gewinnen, dessen unmittelbare Geltung doch nur durch das Hören zu erlangen ist? Ein Drama, das Berlin gefällt, kann binnen vier Wochen in ganz Deutschland bekannt sein; eine Symphonie, die Enthusiasmus in Leipzig erregt, dürfte aber erst nach fünf Jahren allenthalben aufgeführt worden sein. Es ist also ganz unwiderleglich, daß das Verständniß der Musik mit ungleich größeren Schwierigkeiten verbunden ist als das einer jeden andern Kunst und von diesem Axiom ausgehend kann man leicht behaupten, daß jeder große Dondichter als ein Zukunftsünstler bezeichnet werden könnte. Vielleicht war Bach der Einzige, dem dieser Titel nach den Begriffen der Wagner'schen Schule unbedingt zukommt, denn ein Mann, der nur dem innern Drange folgend, so recht ad majorem gloriam seiner Kunst componirte, der sich um den Verkauf gar nicht kümmerte, dessen bedeutendste Werke erst nach seinem Tode zur Aufführung kamen, der ist der einzige unbestreitbare Künstler der Zukunft. Die Andern aber, welche den Titel für sich vindiciren, setzen sich durch ihr Vordringen, ihre immerwährende Zeitungspolemik und durch ihre Intoleranz dem Vorwurfe aus, daß sie die Musik der Zukunft zu einem stehenden Modeartikel machen möchten.“ —r.

(Geschmacksrichtungen.) Man hat oft behauptet, daß die Pariser eine große Vorliebe für das Neue, Unerwartete besäßen, besonders wenn es in imponirender Weise ihnen vorgeführt werde und von Personen, die sich bereits der Vorliebe des Publikums versichert haben. Es ist diese Behauptung wenigstens nicht immer wahr gewesen, zuweilen mußte eine höhere Autorität hinzutreten, um das Neue als das Beste dem Publikum zu octroyiren. Folgende Anekdote aus der Geschichte des Theatre français des vorigen Jahrhunderts mag dies erläutern. Am 12. März 1746 war ganz Paris in stürmischer Erwartung, Fremde strömten in großer Anzahl nach der Hauptstadt, denn ein neues Trauerspiel, *Mérope*, war von Voltaire beendet und sollte an diesem Tage zur Aufführung kommen und Fräulein Hippolyte Clairon, der Liebling des Theaterpublikums, die Hauptrolle darin spielen. Am Abend dieses Tages waren denn auch alle Räume des Theaters dicht mit Neugierigen gefüllt, denn es hatte sich zugleich die Nachricht verbreitet, Fräulein Clairon habe dem Publikum eine Ueberraschung vorbehalten. Der Vorhang rauschte empor und athemlose Stille verbreitete sich über

das Haus. Die einleitenden Scenen gingen ruhig vorüber. Da öffneten sich plötzlich die Thore des Königepalastes auf der Bühne und unter Trompetenstößen trat *Mérope-Clairon* heraus. Aber welche unerhörte Erscheinung! Die Künstlerin trug nicht, wie dies bisher immer geschehen, eine Toilette wie die Damen des Hofes sie trugen. Verschwunden war der bauschige Reifrod, das gepuderte Haar, in ihren Händen trug sie keinen Fächer, ihr Gesicht war nicht geschminkt und mit *Mouches* versehen, — sondern sie erschien in altgriechischem Costüm. Auf dem schwarzen ungepuderten Haar, das in sanften Wellenlinien ihre edle Stirn umfloß, glänzte ein goldnes Diadem. Ein weites goldgesticktes Unterkleid umgab ihre hohe Gestalt, hing in weiten Falten lang wallend bis auf die Füße nieder, und war um die Taille von einem goldnen Gürtel lose zusammengehalten; ihre wundervollen Arme waren unbedeckt und geschmückt mit goldenen Spangen; eine goldene Agraße faßte oberhalb des Armes an den Schultern das Pepulum zusammen und an dieser Agraße war hinterwärts ein goldgestickter Purpurmantel befestigt, der in langer Schleppe bis zur Erde niederfiel. In diesem Costüm schritt Clairon mit der Erhabenheit und Majestät einer Königin über die Bühne bis zu den Lampen vor. Aber das Publikum empfing sie nicht mit den sonst üblichen lauten Beifallsjahren — es war anfangs stumm und ein Gemurmel des Mißfallens im Parterre wurde immer lauter und unwilliger. Die Damen im ersten Range wandten sich entsezt ab oder schlugen ihre großen Fächer auseinander, um dahinter ihre erröthenden Gesichter zu verbergen; die Herren im Parquet lachten und zischelten untereinander und selbst die eifrigsten Bewunderer der Künstlerin wagten es nicht einem Costüm zu applaudiren, das ihnen selbst so lächerlich erschien. Dieses Mißfallen ging aber sofort in ein lautes Lachen und Zischen über, als die Clairon ihren nackten Arm ausstreckte um ihre Rolle zu beginnen. Der König Ludwig XV. sah diesem Toben des Hauses eine Weile ruhig zu, denn es war ihm neu und interessant, die Zuschauer in diesem tollen Treiben ohne Rücksicht auf seine Gegenwart zu beobachten. Er begriff übrigens das Toben nicht, denn er fand das Costüm der Schauspielerin außerordentlich schön. Schon war die Clairon, welche entschlossen schien dem Tumulte nicht zu weichen, einer Ohnmacht nahe, als plötzlich während einer eingetretenen Stille ein lautes Applaudiren vernehmbar wurde, das aus der königlichen Loge kam. Aller Blicke wandten sich dahin und — König Ludwig applaudirte selbst. Sofort änderte sich die Situation. Die Zeichen des Mißfallens schwiegen, die Postente applaudirten und das Haus folgte ihrem Beispiel pflichtschuldigst. Als die Clairon in einer spätern Aufführung der „*Electra*“ in demselben Costüm erschien, wollte das Publikum fast rasend werden vor Freude über einen Anblick, den es früher so heftig getadelt hatte und das Portrait der Clairon in diesem Costüm wurde in vielen tausend Exemplaren verkauft. —r.

(Eine Cadenz und ihre Folgen.) Einige Jahre nach dem großen Kampfe zwischen Deutschland und Napoleon stand ein junger Mensch in etwas unscheinbarem Anzuge auf dem

Residenzplaz zu München und blickte mit dem unverkennbaren Ausdruck der Unschlüssigkeit vor sich hin. Ueber der Schulter trug er einen Dornstock, an welchem ein schmales Bündel mit Kleidungsstücken hing; die Schuhe waren stark bestaubt und zeugten wie das braungeröthete Gesicht von langer, anstrengender Fußwanderung; in der freien Hand hielt er einige in der Form von Bittschriften zusammengefaltete Papiere. Er hatte die deutschen Kriege mitgemacht, war in der Schlacht von Brienne am rechten Arm verwundet worden und suchte jetzt eine passende Beschäftigung, da sein Arm in Folge jener Verwundung lahm geblieben war und ihn an jeder kräftefordernden Arbeit hinderte. Nach einer Weile steckte er seine Papiere in die Brusttasche seines Rocks und schritt entschlossen dem Theater zu. Fast in demselben Augenblicke öffnete sich aber auch die Thür des Theaters und ein hübsches Mädchen trat heraus, das neugierig den Herankommenden musterte. Der Fremde schaute sie verlegen an, schien aber offenbar nicht zu wissen, ob er sie grüßen solle oder nicht. Da ergriff das Mädchen das Wort und fragte, ob er ins Theater wolle und wen er suche. Da sagte sich der junge Mensch ein Herz, sagte ihr, daß er vor seinem Kriegsdienste ein tüchtiger Bassist gewesen und noch jetzt eine gute Tenorstimme besitze, die er am Theater zu verwerthen gedächte, da er gehört hätte, es fehle an solchen Stimmen. Der Portier habe ihn aber hart abgewiesen und so eben habe er den Entschluß gefaßt, noch einmal Sturm zu laufen. Das Mädchen lächelte und meinte: „Ja, freilich, wenn Sie dem Portier sich als Tenoristen angemeldet haben, so dürfen Sie sich nicht wundern abgewiesen worden zu sein. Er hat ja selbst einen großen häßlichen Bengel, der seine paar Fisteltöne für eine Tenorstimme hält. Wenn Sie übrigens glauben beim Intendanten ihre Sache glücklich führen zu können, so will ich Sie selbst dahin bringen. Damit führte sie ihn eine Hintertreppe hinauf in ein Vorzimmer, sprach mit einem der dort befindlichen Diener und ließ ihn allein. Freiherr von Babo, damals Hoftheaterintendant in München, empfing ihn zwar freundlich, wollte ihm aber Anfangs keine Hoffnung auf Erfüllung seines Antrags machen, erst als er erfuhr, daß Adam, so hieß der junge Mensch, mit einem nahen Anverwandten in der Schlacht bei Brienne zusammengetroffen und Gelegenheit gehabt hätte, demselben wesentliche Dienste zu leisten, nahm er es über sich, ihm die Stelle eines ersten Chortenor zu übertragen, wenn der Kapellmeister ihn werde brauchen können. Adam's Stimme wurde probirt und fand Beifall; auch der Kapellmeister Winter, der sonst solche Eingriffe in seine Gerechtsame sich nicht geduldig gefallen ließ, schien diesmal nichts einwenden zu wollen. Als Adam sich bei ihm vorstellte, reichte er ihm seinen Part hin und sagte: „Morgen ist die zweite Spielprobe zu der neuen Oper. Der Chorführer ist krank geworden, sehen Sie mal, wie Sie damit fertig werden.“ Aber mit dieser Aufgabe hatte es seine ganz eigene Bewandniß. In München gab es damals eine deutsche und eine italienische Operngesellschaft und die Choristen

mußten deshalb auch das Italienische richtig aussprechen können. Der Uebelstand hob sich leicht, denn Adam fand in seinem freundlichen Hauswirth den, der ihm die fehlende Aussprache schnell beibrachte. Die größte Schwierigkeit lag aber in gewissen Verhältnissen der neu auszuführenden Oper selbst. Die Oper „Caelina“ hatte selbst in Mailand nur einen sehr zweifelhaften Erfolg gehabt, Kapellmeister Winter war entschieden gegen ihre Aufführung, aber die Primadonna assoluta, Signora Balvosani, hatte sie durchgesetzt, weil der obscure Tonsetzer der Oper einst ihr Anbeter gewesen war. Darüber große Aufregung bei der ganzen Operngesellschaft und das Bestreben der ersten Sängerin diesen Triumph ihrer Intriguen zu entreißen. Signora Schiafetti hatte namentlich alle ihre Erfindungskraft aufgeboten, um ein Complot gegen die glückliche Nebenbuhlerin zu Stande zu bringen und die Sängerin und die Oper lächerlich zu machen. Der erste Chortenor Nabolini war endlich in ihre Pläne eingegangen. In der Mitte des ersten Acts hat Caelina eine große Scene und Arie, worin sie die Härte ihres Vaters Sermonde beklagt, der sie mit dem Grafen von Rochester vermählen will, während sie schon dem Grafen Douglas sich verlobt hat. Sie beschließt zu sterben; während sie sich aber den Dösch ins Herz stoßen will, stürzt einer der herumstehenden Krieger herbei und entreißt ihr die Waffe noch zur rechten Zeit. Darauf war der Plan gebaut. Die Balvosani legte in der Arie alles verhaltene Feuer los, kam zuletzt bei einer halbsprechenden Reulade an, die den Todesgedanken zur Wirklichkeit machen sollte und endete mit einer schmelzenden *cantata di trilli*, wobei sie den Dösch immer näher dem Herzen herabsenkte. Aber die Dame trillerte und trillerte und noch immer ließ die Hand sich nicht blicken, die den Todesstoß abhalten sollte. Sie zog den Triller fort mit dem letzten Rest des Athems, so daß sie kirschbraun im Gesicht wurde — endlich mußte sie abbrechen und unter allgemeinem Gelächter stürzte erst jetzt der Schottenkrieger Nabolini herbei, fing die dolchbewaffnete Hand, empfing aber auch von der erboßten Sängerin eine so derbe Ohrfeige, daß er sich um seine Achse drehte. Die Probe mußte unterbrochen werden, Nabolini hatte sich später krank melden lassen und es war eben keine Gunstbezeugung, als Kapellmeister Winter dem ohne seine Zustimmung angenommenen Choristen gerade diese Partie übertragen hatte, denn er rechnete wohl darauf, daß der Neuling noch größere Ungeschicklichkeiten begehen und sich unmöglich machen werde. Adam fand aber in der freundlichen Führerin, die ihm die Hintertür des Theaters öffnete, eine nützliche Rathgeberin. Pepi war selbst beim Chor angestellt, doch nahm sie dabei eine einflussreichere Stellung ein. Sie hatte Gefallen an ihrem Schützling gefunden, machte ihn auf die Klippe seiner Proberolle aufmerksam und lehrte sie ihn vermeiden. Adam paßte scharf auf als die gefährliche Arie begann und dies gab seinem Spiel eine Natürlichkeit und Bedeutung, daß, als er beim letzten Triller der Sängerin den Dösch entreiß, lauter Beifall ihm ward.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Reizen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Klopstocks Liebe.

Von

A. Diezmann.

(Schluß.)

Zu Ende Februars 1751 endlich verließ Klopstock die Schweiz, um der erhaltenen Einladung nachzukommen und sich nach Kopenhagen zu begeben. Seine Gönner hatten ihn vorsorglich mit Reisegeld versehen. Zunächst begab er sich zu seinen Eltern, Langensalza aber „wagte er nicht zu besuchen.“ In Halberstadt hätte sein Geschick leicht eine ganz andere und jedenfalls traurige Richtung nehmen können. Bekanntlich erwartete man gleich nach der Thronbesteigung des Königs Friedrich von Preußen, welcher später der Große heißen sollte, alles mögliche Außerordentliche, namentlich auch, daß er die Wissenschaften und Künste in Deutschland unterstützen würde. Und es währte lange, ehe die Nation die Hoffnung aufgab. „Nur nach und nach und sehr spät erst sah man in Deutschland als ausgemacht ein, daß es denen, die wissenschaftliches Verdienst hatten, bei dem Könige nicht nur nicht nutzte, sondern schadete, wenn sie Deutsche waren,“ schreibt Klopstock und er erzählt: „als ich aus der Schweiz nach Dänemark ging, um Friedrich V. für das mir gegebene Gehalt zu danken, hielt ich mich bei meiner Durchreise ein wenig in Halberstadt auf.

Wir waren einen Mittag große Gesellschaft bei dem Generale Kanneberg und Alle wollten, ich sollte und müßte nicht über die Bastei gehen, sondern in Deutschland bleiben. Nach vielen immer wieder verworfenen Vorschlägen ging endlich einer mit einer Lebhaftigkeit durch, welche fast noch größer war als die Sonderbarkeit des Vorschlages selbst. Man wollte mich anwerben und dann dem Könige, meiner bitteren Klagen wegen, sogleich Bericht erstatten, damit man ihn auf meine Verdienste aufmerksam machen könnte. Die Sache war völliger Ernst und es kam jetzt nur auf meine Einwilligung an. Ich schwankte wirklich. Ich fragte das feine Auge der Generalin; es antwortete nicht deutlich. Hierauf fragte ich sie mit Worten: „wollen Sie berichten?“ Ihr Schweigen und ihr Lächeln kam mir deutlich vor. Hätte sie ja gesagt, so wäre ich noch den Nachmittag bei einem Spaziergange — denn es war schon Alles festgesetzt — angeworben worden.“

Das Herz noch immer voll von schmerzlicher Liebe zu der grausamen Fanny kam Klopstock im Frühling 1751 in Hamburg an, wo er endlich das, was er so lange gesucht hatte, in einem Mädchen fand, die er unter dem Namen Meta und Sidli unsterblich gemacht hat.

Margaretha Clara Friederike Moller stand (geb. am 16. März 1728) im 23. Jahre und gehörte einer wohlhabenden und intelligenten Familie an. Einem noch vorhandenen Portrait nach war sie nicht regelmäßig schön, hatte aber geistvolle und zugleich sehr gut-

müthige Züge, große kluge Augen, einen besondern herzigen Zug um den Mund und eine wohlgebildete feine Taille. Klopstock selbst schreibt an seinen Freund Gleim: „meine Moller wird alle Tage runder. Sie hat sogar Grübchen an den Händen bekommen, aber die Taille, die süße, hat nichts bei dem Rundwerden verloren.“ Sie konnte sehr munter, ja ausgelassen sein, weshalb Klopstock sie einmal sein „wildes“ Mädchen nennt. Dabei war sie fromm, aber keineswegs kopfhängerisch, von körperlicher Anmuth, aber nicht kokett, heiter und fröhlich und doch im Ganzen von ernster Gedankenrichtung, eine gehorsame Tochter, eine liebende Schwester, später eine vortreffliche Gattin, eine stets bereite Helferin bei fremdem Unglück, mit einem Worte eine seltene Frauenblüthe, ein echtes unschuldvolles deutsches „Gretchen.“

Ueber ihre erste Bekanntschaft mit Klopstock haben wir mehrfache Mittheilungen von ihr selbst und sie schildert dieselbe in der lieblichsten naivsten Weise. Eines Tages nämlich sollte sie an einem Gastmahle Theil nehmen und mußte dazu große Toilette machen. Auf dem Tische stand ein Becken mit glühenden Kohlen und daneben lag Papier, von welchem der Friseur Lockenwickel schnitt. Um sich die Langeweile zu vertreiben nahm Margarethe etwas von dem Papiere und fing zu lesen an was darauf stand. Sie fand es sehr schön, ja sie gerieth in Entzücken darüber. Es war ein Bruchstück aus den ersten Gefängen des Messias. In der allernächsten Zeit verschaffte sie sich das Gedicht. „In einer glücklichen Nacht,“ schreibt sie, „las ich es durch und ich ward wunderbar davon ergriffen. Den Tag darauf fragte ich einen Freund (Giseke), wer wohl der Verfasser sei und nun hörte ich zum ersten Male den Namen Klopstock. Ich glaube, ich verliebte mich augenblicklich in ihn, wenigstens war all' mein Denken und Sinnen nur er, zumal mir von seiner Gemüthsart viel Gutes erzählt worden war. Hoffnung ihn zu sehen, hatte ich nicht, aber unerwartet und bald vernahm ich, er werde durch Hamburg kommen. Sogleich schrieb ich an denselben Freund, er möchte mir Gelegenheit verschaffen den Dichter des Messias zu sehen, wenn er in Hamburg wäre. Dieser Freund theilte dann Klopstock mit, ein Hamburger Mädchen wünsche sehr ihn kennen zu lernen. Klopstock kam und kam auch zu mir. Ich muß bekennen, so sehr ich zuvor schon von seinen Eigenschaften eingenommen war, so hatte ich mir doch den jungen Mann nicht so lebenswürdig gedacht als ich ihn fand.“

Sehr ausführlich schilderte sie später ihr erstes Begegnen mit Klopstock dem eben erwähnten Freunde Giseke:

„Klopstock ist (am 4. April 1751) angekommen und läßt fragen, wann er mich besuchen dürfe. Ich sage: gleich, ohne daran zu denken, daß „gleich“ nicht zwei Stunden heißt, und da ein Frauenzimmer sich nicht leicht in weniger Zeit ankleiden kann, fange ich an mich zu putzen. Kaum aber hatte ich mich an den Nachttisch gesetzt und die Nadeln aus den Haaren genommen, die nun in Unordnung um den Kopf hingen, als man mir sagt, der fremde Herr sei da. Ich stecke geschwind, geschwind, die Haare nur so viel zurück als nöthig war, daß sie mir nicht in die Augen hingen, warf ein Negligé über und da ich nicht Zeit hatte es zurecht zu stecken, warf ich ein großes Tuch darüber. Die Schmidt (die Schwester) kommt herein und ich springe ein Paar Mal in die Höhe aus unbeschreiblicher Freude, daß ich nun den Verfasser des Messias sehen soll, nach dem mich so sehr verlangt. Dann mache ich die Thür auf und — sehe. . . ihn. Ja, hier möchte ich meine Empfindungen malen können. Sein Anblick frappirte mich im eigentlichsten Verstande. Ich hatte schon viele Fremde gesehen, aber niemals einen solchen Schrecken, einen solchen Schauer — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — empfunden. Zwar hatte ich nicht geglaubt, ein ernsthafter Dichter müsse immer ernst und mürrisch aussehen, schlecht gekleidet sein und keine Manieren haben, aber ich stellte mir doch auch nicht vor, daß der Verfasser des Messias so süß aussähe und so bis zur Vollkommenheit schön wäre, denn das ist Klopstock in meinen Augen. Er stützte auch. Wir schwiegen beide eine kleine Weile länger still als man sonst in einem solchen Falle thut. Endlich sagte er: „Herr Giseke hat mir mitgetheilt, ich hätte die Erlaubniß Ihnen aufzuwarten.“ Ach, wie ergriff mich der Ton seiner Stimme! Dann sah ich ihn noch einmal recht an und fand, daß er sich mit vieler und ungezwungener Anmuth verbeugte. Was meinen Sie aber, daß ich nun antwortete? „Es ist mir angenehm Sie kennen zu lernen.“ Wahrhaftig ich konnte nichts Anderes herausbringen. Geschwinde setzte ich wenigstens hinzu: „wollen Sie nicht die Güte haben sich zu setzen?“ Ich setzte mich ihm gegenüber. Nachher habe ich mich erinnert, daß er die eine Hand mit der andern hielt. Ich glaubte, das komme von ungefähr, Klopstock hat mir aber später gesagt, er habe gezittert und dadurch das Zittern verbergen wollen. Er habe sich über dies Zittern sehr

verwundert, weil er es nicht gewohnt sei und auch keine Ursache dazu habe finden können. — Den folgenden Tag speiste Klopstock des Mittags mit vieler unwürdiger Gesellschaft bei uns. Ich hatte mich sehr sorgfältig gepuht —, ein Umstand, der bei verliebten Mädchen und am meisten bei denen, die es eben werden sollen, sehr oft vorkommt — sogar eine Trauer mehr erleichtert als ich gefollt. Als ich fertig war, sagte man mir Klopstock sei da. Ich wollte noch geschwinder sein als ich von Natur bin und zerriß darüber die Garnitur meines Kleides. Ich ward sehr böse. Es mußte doch wieder gemacht werden. Und wie entsetzlich langsam benahm sich das Dienstmädchen! „Geschwind! Geschwind!“ rief ich ihr bei jedem Stiche zu. Beinahe hätte ich geflucht, wenigstens stampfte ich mit dem Fuße. Endlich eilte ich in das Zimmer. Ich war von Klopstocks Liebenswürdigkeit so überzeugt, daß ich mit der Schwester gewettet hatte, sie würde ihn unter den beiden Fremden, die da waren und die sie noch nicht gesehen, sofort erkennen. Nun machte ich die Thür auf und sah ... sah sogleich Klopstock. Er sah noch süßer aus als den vorigen Tag und kam mit einer sanften Freundlichkeit zu mir, die sich nicht beschreiben läßt. Ich mußte freilich auch mit den Andern in der Gesellschaft sprechen, ging aber bald wieder zu Klopstock. Ich setzte mich sogar mit ihm allein ans Fenster. „Ich bleibe bis Mittwoch,“ sagte er mit einer Freude, die mir sehr angenehm war. Ich freute mich auch. Er sah meine Kleidung an und fragte: „Ist das Trauer?“ Mir war es angenehm, daß er meine Kleidung bemerkte. Wir gingen zu Tische. Klopstock führte mich, was mir lieb war. Ich bot ihm den obersten Platz an, wünschte aber, daß er ihn nicht annehmen möchte. „Wo sitzen Sie?“ fragte er. — „Hier.“ — „Ich sitze bei Ihnen.“ — „So setze sich ein Jeder wie ihm gefällig!“ sagte ich laut, denn ich hatte was ich haben wollte. Klopstock sprach immer mit mir allein. Die Andern nahmen es übel, dachte ich. Man sprach von schönen Augen und Klopstock meinte, er kenne die schönsten Augen in ganz Deutschland. „Er meint die Augen meiner Schwester,“ dachte ich und ich fühlte, daß ich roth wurde. Aber konnten's nicht auch die meinigen sein? Er sah mich doch so süß an als er's sagte. Wenn sie nur noch recht blau wären! Ein Blick nach dem Spiegel kehrte betrübt zurück. Klopstock, der immer mehr tändelte, tändelte endlich Liebe und sagte, er hasse die ernsthaftige Liebe mit lauter Seufzern und Schmerzen. Eine Frühlingsliebe sei recht nach seinem Geschmacke, nämlich eine,

die, wenn's hoch käme, einen ganzen Frühling dauere. Sonst könne man sich in einem Frühlinge auch sechs Mal verlieben. Ich setzte den Scherz fort, zumal ich wohl wußte, daß Klopstock gegen seine wahre Meinung sprach. Endlich fühlte ich aber doch, er könne glauben, ich sei ein Mädchen, mit dem man nur dergleichen sprechen müsse... Ich mußte einem Herren, zwischen dem und mir Hagedorn und, Klopstock saßen, einen Teller mit Äpfeln reichen und um hinzukommen, mich fast über Klopstocks Schoß legen. Klopstock sah dabei sehr aufmerksam nach meinen Busenstreifen und seufzete. Ich bemerkte es wohl und wunderte mich, denn ich hatte Klopstock bisher für einen bloßen Geist gehalten. Ich ward aber doch nicht böse darüber, während ich sonst stets bei einer solchen Gelegenheit gegen jede Mannsperson Zorn und Verachtung empfunden habe. Und dies setze ich nicht etwa her als einen Beweis meiner Unschuld, sondern weil es wirklich wahr ist.

„Wir standen von Tische auf. Klopstock hat mir nachher gesagt, daß er sich selbst gewundert, wie wenig ich mit Andern gesprochen. Bei Tische war die Rede auf unsere hiesigen Regenkleider gekommen und ich versäumte nun die Gelegenheit nicht, mir eines bringen zu lassen und es umzuthun, auf daß man die Mode wohl sehen möchte. Ein Nebenumstand war, daß es mir recht gut steht. Dieser Nebenumstand that auch seine Wirkung auf Klopstock, so daß er schnell herbeikam und mich mit vielem Feuer küßte. Die Gesellschaft zerstreute sich dann und die Meisten fuhrten weg. Klopstock trat mit mir in ein Fenster und las einen Brief von einem Freunde. Um desto besser mit in den Brief sehen zu können, weil wir ihn doch nicht ganz laut lesen konnten, hatte ich, wirklich ganz von ungefähr, meine Hand hinter Klopstocks Rücken gelegt. Er drückte sie mir ganz sanft mit dem Rücken und dieser Druck erregte bei mir ein Gefühl, das mich aufmerksam machte, aber doch auch so süß war, daß ich meinen Arm nicht zurückziehen konnte, was ich bei einer andern Mannsperson gewiß gleich gethan hätte. Mein Arm blieb also ganz dicht an Klopstocks Rücken liegen so lange er las. Klopstock hat mir auch erzählt, wie er darauf mit mir gesprochen und er seine Stirn ein wenig nach mir geneigt, hätte ich die meinige auch etwas hingebogen, daß sie sich ganz sanft gegenseitig berührt. Das weiß ich nicht mehr. Er fragte mich, ob ich seine Elegie kenne: „Die nur zärtlichen Herzens,“ und meinte, wir wollten sie lesen. Ich führte ihn also in der Schwester Zimmer, fing an zu lesen,

konnte aber nicht, weil mir es vor den Augen flirrte. Da las denn Klopstock und er hielt dabei meine Hand. Das Herz schlug mir gewaltig; unsere Hände wurden immer heißer. Er las dann auch ein Stück aus dem Messias und als die Schwester dazu kam, fragte er sie, ob er nicht einen Kuß verdient habe. Sie bejahete es, ich aber meinte, ich küsse keinen Herrn, dachte indeß: warum küßt' denn er dich nur nicht? Ich kann ihm doch den Kuß nicht zuerst geben?.. Erst nach neun Uhr fuhr er weg.

„Als er mich fragte, ob er vor seiner Abreise mich noch einmal besuchen dürfe und wann, sagte ich: zehn Uhr Vormittags. Er kam. Ich hatte mich gepuht und er spottete über meine Toilette und über meinen Schoßhund. Den Letztern habe ich gleich darauf abgeschafft und durchaus keinen mehr haben wollen. Als Klopstock weg war, wünschte ich immer von ihm zu sprechen und ärgerte mich, wenn die Schwester mich unterbrach oder von etwas Anderm sprach.“

Die jungen Leute knüpften, wie es nach dem Vorhergehenden sich erwarten läßt, einen Briefwechsel an, der zum Theil erhalten ist und in dem sie einander ihre Liebe gestanden. Gleich nach der Zurückkunft aus Dänemark glaubte denn auch Klopstock seine Verlobung in Hamburg feiern zu können, aber es stellten sich derselben mancherlei unerwartete Hindernisse und Bedenklichkeiten entgegen, zuerst namentlich weil er kein Hamburger Bürger und zweitens weil er nur Dichter war, also etwas sehr Unsolides nach der Meinung des Mollerschen Familienrathes. Nur Metas Ausdauer, der große und immer noch wachsende Ruhm Klopstocks und die dänische Pension beseitigten endlich die Schwierigkeiten und die Verlobung wurde gefeiert, der die Verheirathung freilich erst nach drei Jahren (1754) folgte, weil der Stiefvater Metas (deren Mutter sich wieder verheirathet hatte) immerfort hoffte, der König von Dänemark werde die Pension Klopstocks erhöhen.

Die Briefe, welche die Verlobten wechselten, zeugen von dem überschwenglichen Glücke derselben, in das sich aber stets fromme Gedanken mischten. So schreibt Klopstock: „Wie glücklich bin ich! Sie ist die beste unter allen Mädchen, die jemals gen Himmel gesehen haben. Sie ist meine Einzige. Mein ist sie, ganz mein. O Du, der Du hier schon von den Bessern der Namenlose genannt wirst, mit ihr soll ich Dich einst in Deiner Herrlichkeit sehen... Der kommende Morgenstern ist ein schimmernder Punkt vor Dir und auch mir ist er klein gegen die Unsterb-

liche, die mir die Erste Deiner Schöpfung ist.“ Und Meta schrieb einmal: „Du Süßer! Ich will Dich, wenn Du wiederkommst, für jeden Buchstaben küssen, den Du an mich geschrieben hast. Aber nein! Alles was Du geschrieben hast, verdient, daß ich Dich küsse. Es bleibt also dabei, ich küsse Dich für Alles; für Deine Oden küsse ich Dir die Hand, für den Messias die Füße.“

Am 10. Juni 1754 fand endlich die Trauung statt und Klopstock reisete mit seiner jungen Frau nach der Heimath, um sie seinen Eltern vorzustellen. Nach einem längern Aufenthalte in Halberstadt und Quedlinburg begaben sie sich nach Dänemark und zwar nicht nach Kopenhagen selbst, sondern nach Ringbø, einem reizend gelegenen Flecken drei Stunden von der Hauptstadt. Hier, in ländlicher Einsamkeit, arbeitete Klopstock fleißig an der Fortsetzung seines großen Gedichtes. Am ersten Jahrestage ihrer Ehe (10. Juni 1755) waren die ersten Worte Metas: „heute vor einem Jahre, mein Klopstock!“ Und der Dichter antwortete mit einem Blicke voll Dank gen Himmel: „Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ Wohl hundert Mal wiederholte er an dem Tage diesen Ausruf, aber er war auch reich an liebkosenden Worten für die junge Frau. Bald nannte er sie „Frau nach meinem Herzen!“ bald „einzige Meta! Du Engel! Du, mein Herz und meine Seele.“ Meta bemerkte jedoch in gerechtem Stolze, Klopstock habe ihr dies nicht nur am ersten Jahrestage der Hochzeit, sondern an jedem Tage des vergangenen Jahres gesagt und sie forderte ihre Mutter und ihre Geschwister auf, mit ihr Gott für ihr reiches Glück zu danken. Dieses Glück wuchs noch mit jedem Tage und außerordentlich freute sich Meta, als Klopstock in den letzten Monaten des Jahres 1755 begann ihr die Fortsetzung der Messiasde zu dictiren. Sie verfehlte dabei nie zu Gott zu beten, daß er ihres Mannes Arbeit segnen möge, damit sie recht Vielen zur Erbauung gereiche. Will man sich das glückliche Paar in dieser Zeit recht lebhaft vorstellen, so darf man nicht vergessen, daß Klopstock meist mit Thränen in den Augen an dem Messias dichtete.

Nur Eins fehlte dem liebenden Paare zur Erfüllung des ganzen Maßes seines Glückes: ein Kind und als sie den vierten Jahrestag der Hochzeit feierten, hatten sie auch darauf Hoffnung. Meta fühlte, daß sie Mutter werden sollte und Klopstock begab sich mit ihr nach der Heimath, damit sie bei den Ihrigen ihre Entbindung halte. Ehe diese erfolgte, rief die

Pflicht Klopstock noch einmal nach Kopenhagen und die Briefe, welche beide während dieser letzten Trennung wechselten, fließen über von Liebeseligkeit. So schrieb Meta, als sie die baldige Rückkunft des Gatten erwartete: „Wie lieb ich Dich habe! Ja, das läßt sich nicht sagen. Und wie mir sein wird, wenn ich Dich wiedersehe, davon habe ich keine Vorstellung. Mir schwindelt, wenn ich daran denke, so wie wenn ich die Stimme meines Kindes zum ersten Male hören werde. Gestern fuhr ich vier Stunden spazieren. Welchen Weg? Ich konnte keinen andern fahren als den nach Lübeck zu, obgleich ich wohl wußte, daß Du da noch nicht kommen konntest. Es war mir nicht möglich einen andern Weg zu fahren. Gute Nacht bis morgen! Ach laß Deinen morgenden Brief mir sagen, daß Du abgehst, daß Du abgegangen bist, daß Du kommst, daß Du kommst —, daß ich Dich bald in meine Arme schließen werde. Ach, Du Einziger, komm, komm, komm! .. Wenn Du dann ankommst... Nein ich kann, ich darf mir das nicht vorstellen, Dich wirklich in diesen Armen zu haben, Dich zu küssen, Dich zu sehen!“

Klopstock kam und war nun immer um die geliebte Meta, die deshalb auch heiter und glücklich blieb. Am 23. November endlich stellten sich bei ihr jene „heiligen Schmerzen ein, die jede Frau mit soviel Hoffnung als Furcht erwartet,“ leider aber zeigte es sich bald, daß ein Arzt werde thätig sein müssen. Man berief den berühmtesten Accoucheur, der seine Instrumente vergeblich brauchte und dann erklärte — menschliche Kunst vermöge hier nichts. Meta litt unbeschreibliche Schmerzen, aber sie blieb still ergeben. Klopstock, der häufig aus dem Zimmer gehen mußte, um sich im Gebet zu Gott stärken, sprach der Leidenden nachstehende Strophe eines geistlichen Liedes, das er vor Kurzem gedichtet hatte, aber so tief bewegt vor, daß er nach jedem Verse innehalten mußte:

„Nah' ist meines Helfers Rechte,
Sieht sie gleich mein Auge nicht!
Weiter hin im Thal der Nächte
Ist mein Retter und mein Licht.
Ja, dort wird mir Gott begegnen,
Dort wird mich sein Antlitz segnen!
Jetzt, jetzt ist die Prüfungszeit,
Jetzt sei, Seele, stark im Streit!“

Und Meta, die ihre Augen von ihm nicht abwendete, nickte ihm trotz ihrer Schmerzensein mit Andacht und Liebe zu.

Das Weitere bleibe den Leserinnen verhüllt. —

Meta starb und ganz Hamburg trauerte mit dem tiefgebeugten Dichter um den Verlust der vortrefflichen Frau, die auf dem Friedhofe zu Ottensen begraben wurde, wo neben ihr nach fünfundvierzig Jahren Klopstock selbst seine Ruhestätte finden sollte. Metas Schwestern pflanzten zwei Bäume an dem Kopfe des Grabes... Auf dem Grabsteine sieht man zwei übereinanderliegende Weizengarben und darauf steht die Grabchrift, die Klopstock schrieb:

Saat, von Gott gesät,
dem Tage der Ernte zu reifen.

Margarethe Klopstock
erwartet da, wo der Tod nicht ist,
ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann,
den sie so sehr liebt,
und von dem sie so sehr geliebt wird!

Aber hier aus diesem Grabe
wollen wir miteinander auferstehen,
Du, mein Klopstock, und ich,
und unser Sohn,
den ich Dir nicht gebären konnte.

F e n i l l e t o n .

(Ein Räthsel.) Vor einigen Jahren lebte im Hospital zu Aarhus in Jütland eine Arme, welche die regste Theilnahme in allen Kreisen der dortigen Bevölkerung erregte, und selbst für den König Friedrich VI., so oft er in diese Stadt kam, ein Gegenstand auffallender Aufmerksamkeit war, von ihm besucht wurde und auf seinen Befehl die sorgsamste Pflege erhielt. Das Wenige, was man von dem Schicksale dieser Frau erfuhr, war aber auch ganz geeignet, die Fürsorge zu rechtfertigen. In den ersten zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, so erzählt man sich, war nämlich in Blomrands Bucht bei heftigem Sturmwetter ein großes Schiff mit flatternden Segeln und vom Sturme arg zugerichtet die Küste angelausen und ein Boot von demselben dem Lande zugesteuert. In derselben Sturmnacht hatte ein Fischer ein entsetzliches Wehgeschrei in der Gaiße vor seiner Hütte gehört und bald nachher sechs Männer in fremdländischer Tracht in seiner Wohnstube eintreten sehen, wo einer von ihnen ein Paket, das er unter dem Arme getragen, auf den Boden warf während Andere in einem mitgebrachten Kessel am schnell angefachten Feuer ein Abendbrot kochten. Als dasselbe von den Fremdlingen verzehret war, hatten sie sich, stumm wie sie gekommen, wieder entfernt, das Paket aber in der Stube des Fischers zurückgelassen. Der Fischer, Sam Sivers mit Namen, war so voll von Aberglauben seines Standes, daß er hartnäckig die Fremdlinge für einen Theil der Equipage des „fliegenden Holländers,

hielt und jede Verfolgung derselben unterließ, auch das zurückgelassene Packet, das sich als ein kostbarer Pelz erwiesen haben soll, sofort den Flammen überlieferte. Am Morgen nach dieser stürmischen, ereignisreichen Nacht erzählten aber Reisende, sie hätten in der Haide zwischen Hjerting und Varde ein junges fremdartig gekleidetes Mädchen gesehen, das weinte und klagte, aber scheu und ängstlich in die Haide floh, als man sich ihr zu nähern versuchte. Später wollte ein Bauer wissen, die Fremde habe sich in eine der vielen offenen Schafhütten versteckt, die man in der Haide zerstreut findet, und erbettete sich ihre Nahrung in den umliegenden Häusern, doch schleiche sie nur in der Morgen- und Abenddämmerung herum. Andere Leute erzählten, sie spreche nie, wenn sie Jemanden um eine Gabe angehe, sondern stoße nur schwache und unartikulierte Laute aus, weshalb man glaubte, sie sei wohl durch gewaltsame Lähmung des Gebrauchs ihrer Zunge beraubt.

Das Letztere schien auch volle Wahrheit zu sein. Natürlich wurde durch das Alles die allgemeine Aufmerksamkeit auf die junge Fremde gelenkt. Man trug sich mit mancherlei abenteuerlichen Erzählungen, meinte die Fremde stamme aus einer vornehmen und hochstehenden Familie, deren Namen man sogar nannte und sei wegen eines seltsamen Vorganges aus ihrer Heimath vertrieben worden. Gewisses ist niemals darüber bekannt geworden, obgleich in öffentlichen Blättern das traurige Schicksal der Armen besprochen wurde. Eines Nachmittags im Sommer 1822 kam die Unbekannte in die Wohnung des Revierförsters zu Frederiksdal bei Wihelmsborg. Der Mann lag krank, als seine Frau ihm erzählte, draußen im Vorzimmer sehe ein junges Mädchen, das in demüthigem und wunderbar klagendem Tone um Etwas zu bitten scheine. „Gieb ihr ein Mark“, sagte der Mann. — Die Frau gehorchte, aber die Fremde schüttelte den Kopf und schlug es sowohl dies Mal wie jedes spätere immer ab Geld zu nehmen. Dagegen bat sie um ein Stück Brot, indem sie durch Zeichen zu verstehen gab, daß sie hungrig sei. Die Frau gab ihr das Verlangte, die Unbekannte empfing es mit sichtlich Freude und verschwand. Kurz darauf wurde sie von dem Schultheißen getroffen, der sie ins Armenhaus bringen ließ, wo sie lange Zeit lebte und jede Arbeit, die ihr aufgetragen wurde, willig verrichtete. Sie machte nie einen Versuch zu fliehen, zeigte sich stets gelassen und still, klagte nie und nannte auch hier nie weder ihren Stand noch ihre Heimath, selbst nicht, nachdem man sich von der Grundlosigkeit des Gerüchts in Betreff der gelähmten Zunge überzeugt hatte und ihr Fragen darüber in verschiedenen Sprachen vorgelegt wurden. Anfangs war sie fast immer in Thränen, wie in anhaltende Verzweiflung versunken. Zahlreiche Nachforschungen, welche die Obrigkeit über die frühern Verhältnisse der Unbekannten anstellte, blieben ohne Erfolg. Auffällig erscheint nur, daß der König Friedrich VI., der, wie wir schon sagten, großes Interesse an der Fremden nahm, sich später jedem Schritte widersetzte, der in dieser Hinsicht gethan wurde. Mit der Zeit scheint alle Erinnerung an ihre sorgenvolle Vergangenheit der Unbekannten selbst ent-

schwunden zu sein, ja ihr Verstand trübte sich sogar: ein farbiges Stück Glas, ein blanker Ring war hinreichend, ihr Freude zu machen und ein kleines Stück gebrauchtes Seidenzeug versetzte sie in Entzücken. Ihre Manieren und ihr ganzes Wesen verriethen aber auch in ihren spätern Lebensjahren die vornehme Dame, ihre Aufführung zeigte stets von großer Milde und Anhänglichkeit, verbunden mit einem hohen Grade von Sittsamkeit. Ihr Äußeres wird von Personen, die sie in ihrem fünfzigsten Lebensjahre, wie man annahm, sahen, als sehr angenehm geschildert. Von Person klein und mager, trug ihr ovales leichenblaßes Gesicht noch immer die Spuren früherer großer Schönheit.

— r.

(Werth des Schachspiels.) Das Café de la Régence in Paris, das jetzt andern Etablissements hat Platz machen müssen, war von jeher der Sammelplatz der Schachspieler; noch in den letztern Zeiten seiner Existenz vereinigten sich hier die berühmtesten Meister des Spiels, einheimische und fremde und für die Herausforderungen der letztern wurde förmlich Buch geführt, indem die Reihenfolge ihrer Partien, wie die Zahl ihrer Gegner vorgemerkt wurden. Die Liebhaber des Spiels versammelten sich um die Spieler und sahen ihren Zügen zu, ohne ein Wort zu sprechen, es sei denn, daß ihr Rath in Anspruch genommen wurde. Man erzählt sich so manche seltsame komische und ernste Anekdote, die dabei vorgefallen, wir gedenken nur zweier solcher Vorfälle. In den letzten Zeiten vor der ersten Revolution bemerkte man einen anständig gekleideten Herrn, der jeden Abend damit zubrachte den Schachspielern zuzusehen. Er spielte niemals selbst und sprach so wenig, daß nur eine geringe Anzahl Gäste sich rühmen konnte, den Ton seiner Stimme gehört zu haben. Demungeachtet galt er für einen sehr geschickten Spieler, weil nur eben ein leidenschaftlicher Spieler ein so lebhaftes Interesse am Spiele zu nehmen pflegt. Eines Tages waren ein Paar Schachspieler über einen Zug zweifelhaft und der eine von ihnen wendet sich an den schweigsamen Zuschauer und bittet ihn um seinen Rath. „Meine Herren“, erwiderte dieser, „Sie sind im Betreff meiner im Irrthume; ich verstehe gar nichts vom Spiele.“ — „Aber welches Vergnügen könnten Sie dann darin finden, unserm Spiele zuzusehen?“ — „Wer sagt Ihnen denn, daß mir das Zusehen Vergnügen macht? Zu Hause langweilt mich meine Frau entsetzlich; deshalb komme ich hierher, wo ich mich im Vergleich wie im Paradiese befinde.“ —

Während der Revolutionszeit, besonders während der Schreckensherrschaft, war das Caffeehaus sehr wenig besucht. Es lag an der StraÙe, die zum Revolutionsplatze führte und Niemand hatte Lust die Opfer zu sehen, die der Guillotine entgegengingen. Nur Robespierre machte eine Ausnahme und fand sich fast täglich im Café de la Régence ein. Er war ein leidenschaftlicher Schachspieler, doch hatte er häufig Mühe einen Partner zu finden, weil man wußte, daß er nicht gern verlor. Eines Tages fand er das Café fast leer und keiner von den wenigen Stammgästen, welche anwesend waren, bezeugte Lust eine Partie mit ihm zu machen. Plötzlich setzte sich ihm ein

junger Mann gegenüber. „Um was spielen wir, Bürger?“ fragte Robespierre. — „Um einen Kopf.“ — „Was soll das heißen?“ — „Nichts weiter als daß ich meinen Kopf gegen den eines zum Tode Verurtheilten setze. Gefällt Dir der Einsatz?“ — Robespierre überlegte einen Augenblick, blickte dem jungen Manne, der ihm einen so seltsamen Vorschlag machte, prüfend ins Gesicht und willigte ein. Das Spiel begann. Der Kampf war lang und wurde von beiden Seiten mit großem Aufwand von Geschicklichkeit geführt. Die anwesenden Stammgäste hatten sich nach und nach alle erhoben und umgaben die Spieler in erwartungsvollem Schweigen. Kein Athemzug wurde gehört. Mit jedem Zuge schien Robespierre unruhiger, heftiger zu werden, was man an dem immer finstern Zusammenziehen seiner Augenbrauen errieth. Sein Gegner blieb aber ganz ruhig, als wenn es sich um eine gewöhnliche Partie handle. Einen Augenblick glaubten die Umstehenden, er habe verloren, als ihm plötzlich eine glückliche Combination den Sieg sicherte. Robespierre bezahlte durch Unterzeichnung eines Freilassungsbefehls für den, dessen Kopf den Einsatz gebildet hatte; aber die Zuschauer meinten sie hätten ihn nie in so böser Laune gesehen.

(Eine sechszigjährige adelige Dame beinahe Königin von Spanien.) In den Memoiren Henaults findet sich auch eine Episode aus der Regierungsgeschichte Philipps V. von Spanien, die Ereignisse von Madrid von dem Tode seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin Marie Louise von Savoyen, bis zu seiner zweiten Vermählung mit der Prinzessin von Parma — es liegen bekanntlich nur zehn Monate dazwischen. „Als die Königin starb, war Frau v. Ursini die einzige Person am spanischen Hofe, in welche der König Vertrauen setzte. Er brachte den ganzen Tag bei ihr zu; er sah Niemand als sie. Sie wagte es ihre Hoffnungen bis zu der Möglichkeit einer Heirath zu erheben. Sie hatte alle die jungen Kammermädchen bei ihm gelassen, welche zu Lebzeiten der Königin ihn bedienten, denn da er beständig um die Königin war, bedienten diese Kammermädchen damals ihn und sie. Es war freilich seltsam genug, daß er auch jetzt noch nur junge Mädchen um seine Person hatte. Sie waren es, die ihm des Morgens seinen Schlafrock brachten und ihm beim Ankleiden behilflich waren. Frau v. Ursini wollte dadurch bewirken, daß der König sich nicht mit männlichen Personen umgebe, die sich allmählig in sein Vertrauen einnistern könnten, und sie wollte ihn in einer Erschlaffung halten, die sie sich zu nütze zu machen hoffte. Sobald er angekleidet war, ging er zu der Ursini, deren Gemächer mit den seinigen in Verbindung standen; sie hatte seit dem Tode der Königin diese Anordnung getroffen. Der König fand sie im Bette, und diese fast sechszigjährige Frau war so gut conservirt und so frisch, sie wendete so viel Kunst, Geschmack und Pracht auf um vorthelhaft anzusehen, daß es nicht verwegen war, wenn sie sich schmeichelte einem Fürsten zu gefallen, der mehr Temperament als Schönheits-sinn besaß und bei welchem Gewohnheit und Gelegenheit dasselbe vermochten wie Reiz und Jugend. Wenn der König einge-

treten war, setzte er sich an ihr Kopflissen; man servirte ihm die Chocolate, die besser bereitet war als er sie je genossen; man unterhielt ihn von allem möglichen Stadtklatsch, vor allen Dingen aber von Pariser Hofneuigkeiten — die Ursini trug Sorge darin immer bewandert zu sein — und so ging ein großer Theil des Morgens hin. Frau v. Ursini fürchtete nicht für ihren gegenwärtigen Einfluß, aber sie wollte ihn auf die Dauer befestigen und sie hielt es für einen sehr geringen Vortheil dem König zu gefallen, wenn sie ihn nicht für immer fesselte. Er brauchte eine Frau, aber es war denn doch ein eigenes Ding, einem König von Spanien anzufinnen, er solle eine Dame seines Hofes heirathen, die allerdings von guter Herkunft, aber immer keine Prinzessin war. Indes unterbielt sich der König bei ihr; war die Unterhaltung zu Ende, so folgten die Geschäfte und sie besaß darin sein volles Vertrauen: nichts geschah ohne ihre Zustimmung und ohne ihren Rath. Sie herrschte, wenn sie auch nicht regierte. Von Zeit zu Zeit sprach sie mit dem König von einer neuen Vermählung; sie machte ihm bemerklich, daß das eine unbedingte Nothwendigkeit für ihn sei, daß ein König nur an einer Gemahlin, welche kein anderes Interesse kenne als das seinige, einen wirklichen und zuverlässigen Vertrauten besitze, daß eine zweite Heirath allerdings einige Bedenken habe, wenn aus einer ersten Ehe Kinder vorhanden seien, daß es aber leicht sein werde dieselben damit zu beseitigen, daß er eine Gattin wähle, welche ihm keine Kinder gäbe. Sie ging dann alle Persönlichkeiten in Europa durch, welche Anspruch auf eine so hohe Verbindung machen konnten, sie ließ alle alternden Prinzessinnen, unter welchen er zu wählen hätte, die Revue passiren. Es war leicht einen Grund aufzufinden, weshalb keine einzige derselben für ihn paßte, aber die Sache wurde schwierig, wenn der König verlangte, sie solle ihm die jungen und schönen nennen. Daß Frau v. Ursini für sich selbst spreche, argwöhnte der König nicht im mindesten. Wie war ihm das beizubringen? Eines Morgens als er in ihr Zimmer trat, stellte sie sich als wolle sie einige Papiere, die auf ihrem Bette lagen, verbergen. Der König ließ Neugierde blicken, was es denn sei, das er nicht sehen sollte; sie weigerte sich es ihm zu sagen und er drang nicht weiter in sie, sondern fragte, was es neues gebe und wollte wie gewöhnlich von Frankreich plaudern. Frau v. Ursini affectirte Verlegenheit, dem König kam das sonderbar vor, er drang in sie, sie wick aus, endlich aber, als ob sie nicht mehr widerstehen könnte, warf sie ihm die Papiere, die sie zusammengerafft, mit den Worten hin: „Hier sehen Sie, was man in Paris für schöne Dinge erzählt.“ Der König las und sah, daß man in Paris von seiner Vermählung mit Frau von Ursini spräche. Es war das ein entscheidender und interessanter Moment für eine so ehrgeizige Frau. Sie beobachtete den König. Dieser wurde roth, gab ihr die Papiere mit den Worten zurück: „Das sind allerdings seltsame Neuigkeiten,“ stand auf, verließ ihr Zimmer und kam am andern Tage nicht wieder.

„Seitdem dachte Frau v. Ursini nur noch daran eine

Gemahlin für ihn zu suchen. Graf Albert war damals in Madrid; er schlug die Prinzessin von Bayern vor und Frau von Ursini hörte zu gleicher Zeit seine Vorschläge und seine Galanterien an. Aber der Abbe Alberoni machte ihr bemerklich, wie wichtig es für sie sei dem König eine Gemahlin zu geben, die ihr Alles verdanke, die so gut wie gar keine Verwandtschaft in Europa habe, die in Spanien ihr auf Gnade und Ungnade sich ergeben müsse und deren Familie keinen Einfluß üben könne. Er hatte damit das Portrait der Prinzessin von Parma gezeichnet und Frau von Ursini meinte keine bessere Wahl treffen zu können. Die Unterhandlungen wurden eingeleitet, sie stießen begreiflich auf wenig Schwierigkeiten und bald war die Vermählung festgesetzt.

„Es lebte damals in Spanien ein irländischer Edelmann du Bourgl. Er war dem Könige Jacob nach Frankreich gefolgt, hatte sich dort verheirathet, hatte später Reisen nach Italien gemacht und war seitdem von seinem Gebieter nach Madrid geschickt. Er war ein vielbewandter Mann, und Frau von Ursini sah ihn gern. Eines Tages, als er bei ihr speiste, warf er einige Worte hin, welche sich gegen die in Aussicht stehende Vermählung auszusprechen schienen. Frau von Ursini ließ die Unterredung fallen; als aber die Mahlzeit zu Ende war, fragte sie ihn was er damit habe sagen wollen. Du Bourgl erklärte ihr gerade heraus, daß sie im Begriff stehe die größte Dummheit von der Welt zu begehen. Die Prinzessin von Parma sei von heftigem und gefährlichem Charakter, sie werde sich sicher nicht von ihr leiten lassen und, jedenfalls, wenn es nicht vielleicht noch schlimmer komme, ihr das Vertrauen des Königs entziehen. Frau von Ursini wurde ängstlich und traf sogleich Anstalten die Heirath rückgängig zu machen. Sie sandte einen Courier ab, der noch früh genug eintreffen konnte, um die förmliche Bewerbung um die Hand der Prinzessin zu hintertreiben. Als der Courier ankam, war die Bewerbung aber schon vor sich gegangen oder vielmehr man hatte den Courier zurückgehalten und die Bewerbung beschleunigt. Unterdessen hatte auch Alberoni die Besorgnisse der Frau von Ursini zu beschwichtigen unternommen, sie ließ sich in der That beruhigen und die Prinzessin von Parma machte sich auf den Weg.

„Ganz ruhig war indeß Frau von Ursini nicht. Sie sandte Couriere auf Couriere der Prinzessin entgegen, um in den Antworten Anhaltspunkte zu finden, wessen sie sich von ihr zu versehen und wie sie sich ihr gegenüber zu benehmen habe. Kein einziger Courier kam zurück. Die Prinzessin behielt sie alle bei sich und setzte ihre Reise fort. Frau von Ursini schickte sich an der neuen Königin entgegen zu gehen. Man gab ihr den Rath, sie solle den König nicht verlassen, aber sie beachtete ihn nicht. Sie reiste ab und war bald drei Tagereisen von Madrid.

„Die Königin traf endlich in Quadraque ein. Frau von Ursini erschien, als sie aus dem Wagen stieg. Sie machte ihr

Verwürfe, daß sie habe auf sich warten lassen, erzählte ihr von der Ungeduld des Königs und war bemüht, während sie die Treppe hinanstieg, die Unterhaltung nicht ausgehen zu lassen, um sich in den Augen des kleinen Hofes ein Ansehen zu geben. Die Königin sah kalt und ernst aus und antwortete nur kurz und trocken. Man trat ins Zimmer und die Thür schloß sich. Als bald aber hörte man heftig reden, die Königin erschien wieder an der Thür, fragte nach dem Befehlshaber der Wache und gab ihm Ordre Frau von Ursini zu verhaften. Man kann sich die Ueberraschung dieses Moments denken. Eine fremde Prinzessin, die den König, welchem sie sich vermählen sollte, noch nicht einmal gesehen, gab Ordre einen ersten Minister — denn das war Frau v. Ursini — zu verhaften. Die Königin bemerkte die Verlegenheit des Officiers und fragte ihn ob er nicht da sei ihr zu gehorchen. Er antwortete: er werde nicht säumen ihre Befehle zu vollziehen, aber er erlaube sich um einen schriftlichen Befehl zu bitten. Sie schrieb den Befehl Frau von Ursini auf der Stelle fortzuführen und mit der größtmöglichen Eile nach Frankreich zu bringen. Man befand sich, wohl bemerkt, im Monate December.

„Frau von Ursini stieg in den Wagen, die Prinzessin von Parma setzte sich an ihre Toilette, speiste zu Nacht und legte sich dann, als sei nichts von Erheblichkeit vorgefallen, mit der größten Ruhe ins Bette. Sobald der König die Ausweisung der Frau v. Ursini erfuhr, schickte er einen Courier mit dem Befehle ab sie aufzuhalten wo man sie fände. Freilich dauerte diese Stimmung nicht lange. Am 24. December um 3 Uhr Nachmittags traf die Prinzessin in Madrid ein. Der König im glänzendsten Schmucke ging ihr entgegen; man vermählte sie; sie schlossen sich ein und am folgenden Tage ging ein neuer Courier ab mit dem Befehle — Frau von Ursini solle ihre Reise fortsetzen.“

Frühlingslied.

Schneeglöckchen lünet wieder
Die nahen Ostern ein!
Da klingen frohe Lieder
Empor im Herzen mein.
Der Winter kam zum Falle,
Es grünt das junge Reis;
Die Vöglein singen alle
Wie ich der Liebe Preis!

Es guckt aus grünem Moose
Hervor das Veilchen schon
Und träumet von der Rose,
Die bald erblühet neu.
Auch schmückt als Blätterhülle
Sich frisch der Wald mit Fleiß;
Die Vöglein singen alle
Wie ich der Liebe Preis!

Dem Lenz zum höchsten Ruhme,
Zu seiner Herrlichkeit
Blüht die Marienblume,
Die sich der Liebe weihet!
Mit lautem Jubelschalle
Wird sie begrüßt im Kreis;
Die Vöglein singen alle
Wie ich der Liebe Preis!

Müller von der Werra.

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Dietmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Baron Schmeuling.

Novelle

von

C r u s t F r i e s e.

Ein dichter Nebel umhüllte die Straßen Berlins und verwandelte die Tageshelle in Dämmerung. Dies hatte zur Folge, daß die Straßen sich auffallend menschenleer zeigten. Jeder, der nicht durchaus nöthig hatte sich einer Atmosphäre von so zweifelhaft gesunder Beschaffenheit auszusetzen, blieb zu Haus.

Um so bemerkenswerther erschien es, daß zwei Männer, dem höhern Stande angehörend, den Einfluß der Witterung nicht beachteten, sondern langsam und in lebhaftem Gespräche die Linden hinabwanderten, um endlich mitten im Wege nahe dem Opernhause plaudernd stehen zu bleiben.

Der Eine der Herren, ein stattlicher Dragoneroffizier, erzählte mit heiterm Tone, der Andere, im Gala eines Civilbeamten, hörte augenscheinlich amüsirt sehr aufmerksam zu. Zwischen beiden Herren herrschte ein merklicher Unterschied. Obwohl gleich an Jahren prägte sich im Mienenspiel des Civilisten ein bedeutungsvoller Ernst aus, der in diesem Augenblicke etwas von der Herablassung eines großen Geistes zum nichtigen Zeitvertreib aufwies. Der Offizier hingegen zeigte sein ganzes Naturell in dem sorglosen Lachen und dem unge-

nirt eifrigen Erzählen eines Abenteuers, das ihn selbst in der Erinnerung noch vollständig beschäftigte und ergöhte.

„Ich blieb, meiner Ordre gemäß, bis sich Frau Mara*), unsere große Sängerin entschloß an meinem Arme ihre Wohnung zu verlassen um die bereit stehende Sänfte zu besteigen,“ erzählte er lachend und den leichten Zug der Mißbilligung übersehend, der sich über das seine blasser Gesicht seines Freundes hinzog. „So wie Donna Mara die Sänfte bestiegen hatte, commandirte ich „March“, meine Dragoner scharten sich vorschriftsmäßig um die Sänfte und trotz aller Wuthblicke der eigensinnigen Dame ging es eifertig dem Opernhause zu, wo ich abermals das Glück hatte, per Ordre der Madame den Arm bieten zu dürfen, um sie befohlenermaßen in der Garderobe abzuliefern.“ Er unterbrach sich selbst durch ein lustiges Gelächter, während sein Zuhörer flüsterte:

„Es sieht der alten Majestät schon ähnlich! Da sind zwei Eisenköpfe aneinander gerathen. Madame Mara wird nach diesem coup de main königlicher Macht wohl einsehen, daß mit dem alten Fritz nicht zu spaßen ist, wenn er einer Widerseßlichkeit begegnet. Sie hat aber ihren Abschied gefordert, Leo.“

„Ja,“ antwortete der Offizier. „Gefordert, jedoch nicht erhalten. Rundweg abgeschlagen!“

„Wäre ich der König, ich ließe sie laufen!“ meinte

*) Gertrud Elisabeth Mara geborene Schmeuling (geboren 1749, gestorben 1833). Wir theilten im vorigen Jahre ein schönes Portrait von ihr mit.
D. Red.

sein Freund. „Madame Mara hatte sich also wirklich geweigert vor dem Großfürsten Paul zu singen?“

„Entschieden geweigert! Zuerst gab sie Krankheit vor, dann aber, als der königliche Leibarzt bei ihr gewesen und ihre vollkommene Gesundheit attestirt hatte, erklärte sie feck „nicht singen zu wollen.“

„Ein maßloser Eigenwille!“ rief der Civilist erstaunt. „Freilich da mußte dem Könige, der nie an Langmuth laborirt hat, die Gebuld reissen. Aber ich versichere Dich, Leo, das obstinate Frauentzimmer hat nie so schön gesungen, als nach dieser Procedur. Aus Furcht kann sie das nach meiner Meinung nicht gethan haben, also muß sie durch andere Gründe bewogen sein, ihr Talent so siegreich zu entfalten.“

„Künstlereitelkeit, bester Wolf, Künstlereitelkeit!“ rief der Offizier. „Uebrigens hat der König ihr nach der Oper sagen lassen: es solle Alles vergeben und vergessen sein! Dessenungeachtet spricht man allgemein davon, daß Madame Mara daran denke Berlin heimlich zu verlassen. Der König ist von diesem Gerüchte unterrichtet worden und hat erklärt, daß er ohne Ansehen der Person strafen würde, wenn man ihn hinterginge und wider seinen Willen handle.“

„Der König zwingt sie immer am besten durch Schritte gegen ihren Mann —“

„Den sie unbegreiflicherweise abgöttisch liebt, obwohl er ein Schuft im ganzen Sinne des Wortes ist. Er wird es ihr eines Tages schon beweisen was sie an ihm hat.“ —

„Mag sie es dann tragen. Gewarnt ist sie genugsam. Selbst der König in höchst eigener Person hat sie vor ihrer Verheirathung gefragt „was sie nur mit solchem schlechten Kerl anfangen wolle.“

„Bist!“ sprach der Offizier rückwärts mit dem Finger deutend, wo sich eben aus dem Nebel eine Menschengestalt herausarbeitete um vom rechten Trottoir querüber nach dem linken zu steuern, „lupus in fabula — da kommt besagter Schuft!“

Beide Herren wendeten gleichzeitig ihre Blicke auf den pomphaft aufgeputzten schönen jungen Mann, der mit merklicher Selbstgenügsamkeit unweit des Platzes, wo sie standen, vorüberschritt, nach einer auffallenden Schwenkung unter den halbentlaubten Lindenbäumen die Häuserreihe gegenüber scharf musterte und plötzlich mit zuversichtlicher Geberde nach dem Fenster eines sehr ansehnlichen Hauses hinaufgrüßte. Gleich darauf hüllten die Nebelschleier ihn vollständig wieder ein. Die Herren sahen sich verwundert an. In ihren Augen lag eine Frage.

„Was Tausend, Wolf, wem macht der Herr Mara in dem Hause Deines Bruders so auffällig die Honneurs? Doch nicht Deiner kleinen Braut? Das würde ich mir verbitten!“ rief der Offizier sehr überrascht. „Kennt er Comtesse Hildegard? Vielleicht eine Bekanntschaft von früher?“

„Wovon soll ich das wissen?“ antwortete der ernste junge Mann sehr kaltblütig.

„Du scheinst mir ein verwünscht gleichgiltiger Bräutigam!“ sagte der Offizier. „Während alle Welt Dich um das reizende Kind beneidet, bist Du kalt wie Eis.“

„Beneidet oder bemitleidet — mir kann es gleich sein,“ lautete die eben so kalte Antwort. „Comtesse ist äußerlich also reizend?“

„Das weißt Du also nicht?“ fuhr der Offizier lachend auf. „Himmlich! Entzückend ist sie!“

„So! So? Nun, ich weiß weiter nichts als daß sie „Ja“ oder auch zuweilen „Nein“ sagen kann.“

„Der Respect vor Deiner Gelehrsamkeit macht das arme Kind schüchtern,“ entschuldigte der Offizier. „Ist die Declaration zwischen Euch schon erfolgt?“

„Noch nicht. Aber morgen wird Hildegard sechszehn Jahr. Das ist der Zeitpunkt, wo ihr gestrenger Vormund, mein Bruder nämlich, ihr des Vaters Befehl „meine Gemahlin werden zu sollen“ eröffnen wird.“

„Sie weiß aber schon, welches Glück ihr bevorsteht?“ fragte der Offizier ironisch.

„Fast sollte ich es meinen, daß sie es wüßte, obwohl ich nicht begreife, wer es ihr mitgetheilt haben könne, da es ein tiefes Geheimniß zwischen mir und meinem Bruder ist. Vielleicht hat ein jungfräuliches Vorgefühl sie davon in Kenntniß gesetzt.“

„Oder Deine Frau Schwägerin,“ fügte der Offizier mit listigem Augenblinzeln hinzu.

Sein Freund schüttelte das weise Haupt. „Die weiß nichts! Die kann gar nicht begreifen, weshalb ihr die Last aufgebürdet worden ist, dies wortarme schüchterne Dämchen in der Welt heimisch zu machen.“

„Ah — Deine Frau Schwägerin fühlt sich nur in ihren Erfolgen beeinträchtigt, seitdem sie mit Comtesse Hildegard an der Seite erscheint!“ rief der Offizier unvorsichtig. Als sein Freund ihn darauf über die Maßen verwundert ansah und außergewöhnlich lächelnd, setzte er eiligst hinzu: „Comtesse Hildegard ist weit reizender als Deine Schwägerin, darüber herrscht nur eine Stimme.“

„So! So? Das wäre viel!“

„Findest Du denn das nicht selbst?“

„Ich habe noch nicht darauf geachtet,“ antwortete Wolf mittheilend lächelnd. „Einfältig scheint sie mir, hübsch aber nicht!“

„Menschenkind,“ rief der Offizier voller Schrecken, „und Du willst, ungeachtet dieser fürchterlichen Gleichgiltigkeit die Comtesse heirathen?“

„Warum denn nicht?“

„Eine Frau nehmen, die man nicht liebt und achtet? Wo soll da Freude und Friede in unser Leben kommen!“

„Unser König hat auch eine Gemahlin genommen, die er nicht liebte und doch ist Friede in ihm und Freude um ihn.“

„Ja, ja. Mit einem halben Schock Hunden, die er wie Kinder hegt und pflegt!“

„Egal! Mach' Dir dieserhalb keine Sorgen. Comtesse Hildegard bekommt an mir einen väterlich nachsichtigen Ehegatten, der ihrer Individualität keinen Zwang anlegen wird. Comtesse Hildegard Erleben ist im Besitze eines Talismanns, der dem Grafen Wolf Hartenburg fehlt, deshalb hält es besagter Wolf Hartenburg, der die Ehre hat der Freund des Dragonerlieutenants Leo von Noltendorf zu sein, für nothwendig sich einem Familienbeschlusse zu fügen, welcher ihn zum Theilhaber des Erlebenschens Talismannes macht. Daß ich es für gut erachte auf alle Fälle zu Frieden mit der unausbleiblichen Ehe und mit der unvermeidlichen Frau als Appendix zu sein, ist das bei den Zeitläuften zu verwundern?“

„Nein, nein! Ich verdenke Dir's nicht. Jeder muß jetzt darauf sehen, daß er sich gut in der Welt placirt und Du hast einen enormen Ehrgeiz, den der Erlebenschens Reichthum ein Hebel sein wird!“

„Richtig. Ich habe auch redlich gestrebt das Meinige zu lernen. Meine Carrière ist sicher angebahnt. Durch Comtesse Hildegards Vermögen wird meine Stellung von vornherein glänzend. Ich lohne ihr das durch eine Fürstenthrone. So ungefähr ist für jetzt mein Plan!“ schloß er halb ironisch, halb ernst und reichte seinem Freunde Abschied nehmend die Hand hin. Der Offizier lachte. Er kannte den Grafen Wolf Hartenburg genug um ihn zu verstehen. Aber die kleine junge reizende Gräfin Hildegard fing an ihn zu dauern. Er wußte, daß Wolf Hartenburg das Gefühl der Liebe sehr gering achtete und es für eine Chimäre erklärte; er wußte aber auch, daß er eben so ehrenhaft die Reinheit seines Herzens, wie seines Lebenswandels bewahrte. Hübsche Frauen waren für

ihn keine gefährlichen Wesen. Kluge Frauen beehrte er minutenweis mit seiner Aufmerksamkeit, um nachher herzhaft über die aufgestapelte Weisheit zu lachen, mit denen dieselben zu prunken versuchten. Die lebenswürdige Schwäche und Güte einer Mutter hatte er nicht kennen gelernt und schwesterliche Herzlichkeit hatte seit mehreren trüben Erfahrungen keinen Werth mehr für ihn.

Leo von Noltendorf, der fröhliche gutherzige Dragonerlieutenant, wußte Alles das besser als jeder Andere. Er schüttelte dem Grafen die dargebotene Rechte und sagte:

„Also morgen darf ich mir erlauben Deiner schönen Braut ein Geburtstagsgedicht nebst Blumenstrauß huldigend zu Füßen zu legen? Darf ich dabei zugleich zur Verlobung gratuliren?“

„Morgen noch nicht, Leo! Laß die arme Landtaube erst etwas mehr acclimatist sein. Du verschüchterst sie mir sonst noch mehr. Wir werden erst später unsere Verlobung declariren. Ich bin ordentlich neugierig darauf, was für Augen sie machen wird, wenn sie nicht vorbereitet ist. Glaub' mir, Leo, es wird seine Schwierigkeiten haben eine Präsentation bei Hofe ohne Blamage zu bestehen. Adio! Morgen sehe ich Dich bei der Geburtstagscoure?“

Sie trennten sich. Graf Wolf begab sich unverzüglich in das Haus, welches Herr Mara, des Prinzen Heinrich Violoncellspieler mit seiner speciellen Aufmerksamkeit beglückt hatte und der Dragonerlieutenant Leo von Noltendorf steuerte einer Conditorei zu, wo sich die Offiziere zusammenzufinden pflegten. Graf Wolf betrat sans gêne die Vorzimmer in seines Bruders Wohnung, lehnte sein Spazierstöckchen sorgfältig in eine Ecke und machte sich bereit in das sogenannte Familienzimmer zu gehen, wo er gewöhnlich außer seiner Schwägerin und seinem Bruder, dem ehrenwerthen Major Graf Nikolaus Hartenburg, die junge Comtesse Hildegard Erleben fand.

Für dies Mal suchte jedoch sein Auge vergeblich nach ihr. Der Platz am Fenster, wo ihr Stuhlrahmen stand, war leer, doch zeigte ein feines Taschentuch, daß Jemand dort geweilt und vielleicht etwas beeilt die Stelle verlassen hatte, denn das Tücheltchen hing in verzweifelt gewagter Stellung auf der äußersten Ecke des Sessels und eine Scheere spreizete eben so verätherisch die spitzen Arme am Boden aus.

Graf Wolf blickte zuerst hin und richtete dann seine Augen ironisch fragend auf eine im Divan halb liegende Dame.

„Bon soir, mon chère beau-frère,“ rief diese ihm entgegen. „Ja lachen Sie nur — la petite brebis ist richtig wieder entflohen, als es Sie kommen hörte.“

„Sehr schmeichelhaft für mich!“ entgegnete Graf Wolf kalt, aber zum ersten Male etwas ärgerlich über diese schüchtern vollführte Flucht. Er hatte den Schimmer des letzten Tageslichtes benutzen wollen, um endlich einmal die Gesichtszüge der jungen Dame prüfen zu können, die sein Freund Leo von Nostendorf als überaus reizend gepriesen. Bis dahin war es ihm bei seiner Kurzsichtigkeit noch nicht gelungen ein richtiges Bild von ihr zu bekommen. Comtesse Hildegard hatte sich seit ihrem Hiersein stets schüchtern in den Schatten gedrängt, wenn er Abends ein Stündchen bei seinem Bruder vorsprach. Und es war, merkwürdig genug, dem jungen Stoiker noch niemals eingefallen sich Mühe zu geben das Gesicht derjenigen zu besichtigen, die nach elterlichem Beschlusse als Gattin neben ihm leben sollte. Wie gesagt, Leos Urtheil hatte endlich seine Neugier so weit entzündet, um ihn zu dem großen Entschlusse einer Besichtigung anzufeuern und nun war Comtesse Hildegard nicht da.

„Lassen wir das petite brebis laufen,“ fügte Gräfin Barbara, des Majors Gemahlin, verächtlich hinzu, indem sie sich ein wenig aus ihrer liegenden Stellung erhob, „und sagen Sie mir lieber was von dem Spectakel wahr ist, den die alberne Person, die Mara, aufgeführt haben soll. Baron Kallwitz war vorhin hier und sprach davon.“

Graf Wolf erzählte was er von Leo darüber erfahren hatte. Er erzählte aber merklich zerstreut und richtete seinen Blick oftmals nach der Portiére, die dies Familienzimmer von dem daran stoßenden Salon trennte. Sein Geist schien sich mit der Frage zu beschäftigen „ob ein unsichtbarer Zugwind die schweren Falten des seidnen Vorhanges leise bewege oder ob eine schüchterne Dame sie fortzuschieben versuche, um eintreten zu können.“

Nachdem er mit seiner Berichterstattung fertig war erhob sich seine Schwägerin vollends und sprach mit einem Ausdrucke von Mißachtung: „voilà! Da haben Sie ja Ihr Ideal geistiger Macht und Größe, das durch den Adel ihres Gesichtsausdruckes die Mängel der Gestalt vergessen läßt!“ —

Graf Wolf lächelte fein. Leos Meinung von der Gräfin Barbara fiel ihm ein. Sollte sie wirklich, trotz ihrem ungeheuern Phlegma, eitel genug sein um jeder Frau den Erfolg zu mißgönnen? Er hatte es

bis dahin noch nicht der Mühe werth gehalten ihren eigentlichen Charakter zu studiren. Seine Schwägerin galt als eine Zierde der Berliner Gesellschaft. Sie zeigte sich dieser Auszeichnung würdig, verrieth jedoch weder in Blick noch Geberde, daß sie einer Herrschaft im Felde der Mode nachstrebte. Um so sonderbarer erschien es dem Grafen, daß sie plötzlich eine Neuserung von ihm citirte, die er vor einigen Tagen über die Mara gemacht hatte.

„Allerdings,“ antwortete er jetzt. „Madame Mara ist eine bedeutende Frau. — Damit habe ich aber keineswegs gesagt, daß sie mir in ihrem Wesen gefällt. Man kann hübsch sein.“

„Und dennoch petite brebis,“ fiel Gräfin Barbara in seine Rede, malitios mit der Hand nach dem Sticklein deutend, der von Hildegard schmählich verlassen worden war.

In diesem Augenblicke theilte sich die Portiére und Comtesse Hildegard gewann so viel Muth die Schwelle zu überschreiten. Die erklärende Handbewegung konnte ihr nicht entgehen, aber die Gräfin tröstete sich mit dem Gedanken, daß die junge Dame, die sie mit der Bezeichnung „ein kleines Schaf“ zu beehren pflegte, nicht französisch verstehe, also die Handbewegung nicht entziffern könne.

Hildegard schien es zu bereuen eingetreten zu sein. Sie blieb im Hintergrunde stehen, das Gesicht seitwärts gesenkt, während Graf Wolf, diese kleine Zwischenscene gar nicht bemerkend, seiner unterbrochenen Rede die Bemerkung anknüpfte: „Also Leo hat Recht, die Kleine ist hübsch?“

„Ueberzeugen Sie sich!“ antwortete Gräfin Barbara spöttisch und verließ das Zimmer sofort, um nicht in weitere Verwickelungen zu kommen. Verwundert blickte der Graf hinter der Dame her, die sich aus der Thür entfernte, welche der Portiére gerade gegenüber lag.

Seinem kurzsichtigen Auge war der Eintritt Hildegards entgangen und erst das leichte Geräusch, das diese junge Dame ganz unwillkürlich machte, lenkte seine Aufmerksamkeit wieder auf die Portiére. Er trat freundlicher als sonst, mit artigem Gruße näher an sie heran.

Hildegard hob, wie mit plötzlichem Entschlusse, ihre schüchtern gesenkte Stirn und eilte ihren Platz am Sticklein wieder einzunehmen.

Graf Wolf folgte ihr mit dem eben so plötzlichen Entschlusse, das Gesicht, welches ihm als reizend gepriesen war ganz gründlich in der Nähe zu betrachten,

zum Fenster und nahm ihr gegenüber in der breiten Fensterbank Platz.

Es half ihm wenig. Comtesse Hildegard blickte sich so schnell auf ihre Stickerei, daß man sie für sehr fleißig halten mußte.

„Verderben Sie sich Ihre hübschen Augen nicht,“ sprach er nach kurzer Pause. „Es ist heute entsetzlich dunkel — der Nebel wird immer dichter.“

Ein blitzschnelles Aufblicken, dem ein bitter spöttischer Zug um den kindlich weichen Mund folgte, lohnte ihm diese geistreiche Einleitung des Gesprächs. Sonst kam aber kein Lebenszeichen von den rosigen Lippen und Graf Wolf mußte seine Conversationsbemühungen fortsetzen. Er hatte aber doch schon so viel Vortheil gewonnen, daß er von der Lebhaftigkeit ihres Blickes, so wie von der Möglichkeit einer auferüttelten Gemüthsstimmung überzeugt war. Die Züge hatte er leider so rasch nicht erkennen können.

„Haben Sie sich nun schon etwas vertraut mit dem Leben in Berlin gemacht, Comtesse?“ fragte er weit milder als sonst. Die Antwort wurde sehr leise gegeben und lautete nach seinem Dafürhalten „Nein.“

„Berlin gefällt Ihnen nicht?“ fragte Graf Wolf frappirt.

„Nein!“ sprach Hildegard und dies Mal so vernehmlich, daß man es außerordentlich gut verstehen konnte. Dabei hob sich die leichte Wolke des Unmuthes, die ihre Stirn beschattete und sie schlug fest die wunderschönen, strahlenden Augen zum Grafen auf. Dieser sah sie stumm und aufmerksam an. Studirte er jetzt vielleicht die kindlich-mädchenhaften Formen ihres regelmäßigen Gesichtes oder bewunderte er den milchweißen Teint desselben? Nein! Graf Wolf machte nur die Bemerkung, daß hinter diesem seelenvollen Ausdruck der schönsten Weiberaugen, die er jemals gesehen, unmöglich Ignoranz und Stupidität wohnen könne. Ob diese Augen blau, braun, grau oder grün waren, davon hätte er freilich keine Rechenschaft zu geben vermocht, allein die Augen eines „brebis“ waren es nicht, so viel stand bei ihm fest.

„Sie würden also Berlin nicht gern zu Ihrem Wohnorte wählen?“ fragte er weiter, und jetzt doppelt und dreifach interessirt.

„Nein!“ antwortete die junge Dame mit deutlich geringschätzendem Lächeln ihre Augen wieder senkend.

„Und der Grund zu diesem Widerwillen?“ forschte Graf Wolf pilirt.

Als käme nun der Geist der Schüchternheit mit

aller Macht zurück und senkte sich mit erdrückender Last auf die junge Seele, so tief, so demüthig und kindisch zugleich senkte Hildegard das Köpchen auf ihre Arbeit und blieb die Antwort schuldig.

Es lag in dieser Pantomime eine Antwort und Graf Wolf hielt es für gerathen sich damit zu begnügen. Er wendete das Thema des Gesprächs in der Hoffnung glücklicher zu sein.

„Sie waren neulich in der Oper, als der Großfürst Paul hier anwesend war?“

Hildegard flüsterte ihr unvermeidliches „Ja.“

„Hat der Feuerlärm, der beim Schlusse oder vielmehr beim Nachhausegehen entstand, Sie erschreckt? Ich hörte, daß sich Ihrer ein fremder Herr angenommen, als das Gedränge Sie von meiner Schwägerin getrennt hatte. Es war ein blinder Lärm, jedenfalls in bösllichem Muthwillen von Jemand angestiftet, der sich eine Gelegenheit zu irgend einem Streiche schaffen wollte. Man hat den leichtsinnigen Mara in Verdacht. Kennen Sie ihn?“ fragte er mit schneller Wendung. Er verrieth durch diese Frage, daß er bei dem Gruße dieses Herrn nicht ganz so gleichgiltig im Innern geblieben war, wie er sich seinem Freunde Leo von Noltendorf gegenüber den Anschein gegeben hatte. Comtesse Hildegard blickte, von dem eigenthümlichen Ausdruck seiner Stimme überrascht schnell auf und verneinte seine Frage.

Es war gewiß natürlich, daß sich dabei ihre Augen trafen, aber dieser Zufall schien nur in Graf Wolf ein seltsam warmes Vertrauen zu entzünden, denn Hildegard senkte, abermals mit jenem bitter spöttischen Zuge um die Lippen, ganz gleichmüthig den Blick wieder nieder.

Ob nicht dennoch ein besseres Verständniß zwischen diesen beiden Herzen eingetreten sein würde, wenn das Alleinsein ungestört geblieben wäre, müssen wir dahingestellt sein lassen, allein Gräfin Barbara kehrte in diesem Momente zurück und Hildegard vermied von da an sogar jedes Aufblicken.

Spät Abends, als Alles im unruhigen Haushalte des Major Hartenburg zur Ruhe gelangt und den Armen des Schlafes übergeben war, da saß Comtesse Hildegard noch in ihrem Zimmer und plauderte mit ihrer Kammerfrau, die sie aus der Heimath mitgebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Der Sprachenzwang in Ungarn.) Es ist wohl an der Zeit, einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der bei dem allgemeinen Bestreben, das deutsche Element zur Anerkennung gelangen zu lassen, von nicht gewöhnlichem Interesse sein dürfte. Wir meinen die allgemeine Razzia in Ungarn gegen Alles, was deutsch ist. Die Dänen fordert Deutschland vor sein Gericht, weil es einen Vertilgungskampf gegen deutsches Wesen und deutsche Sprache in den deutschen Herzogthümern mit nachhaltiger Kraft und Erbitterung führt, aber die Vergewaltigung des deutschen Elements in Ungarn scheint mit Stillschweigen hingenommen, vielleicht sogar entschuldigt oder gerechtfertigt zu werden. Wir wissen wohl die Bedeutung des Spruchs zu würdigen: Wo kein Kläger, da ist auch kein Richter. Die Deutschen in Ungarn haben nur selten ihre Stimmen gegen den Unfug erhoben, der in Ungarn mit ihnen getrieben wird und, wo es geschieht, so wird diesen Stimmen keine Bedeutung beigelegt, weil sie aus Oesterreich erschallen und Oesterreich, nach dem Ausspruch des Berliner Abgeordnetenhauses, kein deutsches Land ist. Wir lassen diesen Punkt unerörtert, glauben aber doch dem Sprachzwang in Ungarn eine Beachtung zuerkennen zu müssen und wäre es auch nur als eine ethnographische Specialität. Ein kleines jüngst erschienenenes Schriftchen: „Eine Stimme aus und über Ungarn“, von einem deutschen Ungarn, giebt uns dazu die nächste Veranlassung. Der Verfasser gesteht ebenfalls ein, daß seine deutschen Landsleute ihm kein Recht gegeben, für ihre unterdrückte Nationalität das Wort zu ergreifen, denn mit einer Servilität ohne Gleichen beugen sie sich dem herrschsüchtigen Willen der magyarischen „Schreibhülse“. „Einen willfährigern, den Annahmungen des Magyarismus ergebenern, allen ihren Anforderungen entsprechenden Wahlbiener“, meint er, „könnten sich die Magyaren nicht wünschen, als eben ihren deutschen Mitbürger, der sich hierin vor allen andern Völkern des Landes auffallend auszeichnet. Der Deutsche verläugnet seinen angestammten Familiennamen, indem er ihn magyarisiert, er nimmt seinen Kindern gewaltsam die Sprache ihrer Mütter, indem er sie zwingt bloß magyarisch, gut oder schlecht zu sprechen; der deutsche Bürger ließ die Benennungen der Straßen in den von ihm bevölkerten und durch seinen Fleiß emporblühenden Städten ungehindert verwischen, um magyarischen Platz zu machen“ &c. Das Alles ist bekannt und für ein solches Zwittergeschöpf kann man freilich keine Klage erheben. Demungeachtet bleibt die Art und Weise, wie die Magyaren ihre Sprache gegen die deutsche und slavische zur Geltung brachten, nicht weniger bemerkenswerth und wirft helle Schlaglichter auf das gegenwärtige Treiben der magyarischen Partei. Es versteht sich von selbst, daß trotz des Bemühens einer großen Anzahl Deutscher sich zu magyarisieren, der überwiegenden Mehrheit die schwer zu erlernende magyarische Sprache ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleibt. In den Gemeindeversammlungen

sind daher die dieser Sprache nicht mächtigen Deutschen zum Schweigen verurtheilt, denn wer ein deutsches Wort darin vernehmen läßt, wird mit Hohn und Spott überhäuft. Wer ein Anliegen an einen höheren Beamten hat und sich dabei der deutschen Sprache bedient, wurde selten gehört und mit dem in Ungarn üblichen Gemeinplatz fortgeschickt: „Wer in Ungarn ungarisch Brot essen kann, muß auch ungarisch sprechen können.“ Da die Gerichtssprache ungarisch ist, die amtlichen Erlasse, Beschlüsse und Ankündigungen in derselben Sprache verfaßt sind, daneben auch der Gottesdienst nur in magyarischer Sprache abgehalten werden darf, so sind die Deutschen in der eigenthümlichen Lage, sowohl rechtlos dazustehen, als auch des Trostes der Religion zu entbehren. Selbst die Sparkassen werden in magyarischer Weise verwaltet und die armen deutschen Arbeiter, die ihre Sparpfennige diesen Anstalten anvertrauen, wissen nie, wie ihre Angelegenheiten stehen. Bei den Musik-, Kunst- und Industrievereinen war natürlich die magyarische ebenfalls Geschäftssprache. Alle technischen Ausdrücke wurden magyarisiert, denn die bisher üblichen, auch die griechischen, lateinischen, französischen &c. Ursprungs waren, hielt man für schwäbisch. Es hielt schwer, diese neuen Bezeichnungen zur Geltung zu bringen, denn selbst die Magyaren verstanden sie nicht, doch es galt der heiligen magyarischen Sprache und es gelang. In der mit dem Musikverein verbundenen Musikschule hatten die Lehrer den gemessenen Auftrag, den Unterricht in magyarischer Sprache zu erteilen, indem, wie ausdrücklich bemerkt wurde, es weniger auf Musik, als auf Verbreitung der Sprache ankomme. Die Vorsteher sahen auch streng darauf, daß die ungarische Musik die Hauptsache beim Unterricht sei, nebenbei könne auch etwas französische und italienische Musik getrieben werden, die deutsche Musik war aber streng verpönt. Großes Leid widerfuhr freilich den strengen Magyaren, als Lijst, der berühmte ungarische Virtuos und Componist den entseßlichen Ausspruch that, Ungarn besitze gar keine besondere Musik, was man damit zu bezeichnen beliebe, sei Zigeunermusik. Lijst verlor dadurch viel an seiner Popularität, wie er auch durch seine gänzliche Unkenntniß der magyarischen Sprache seine begeisterten Freunde in große Verzweiflung stürzte. Gleich seltsame Ansichten, wie wir in Bezug auf Musik angeführt haben, kamen auch bei andern Gelegenheiten zum Vorschein. So kam dem Director des Pesther Blindeninstituts der Befehl zu, nur magyarische Zöglinge in seine Anstalt aufzunehmen, indem die Comitatsherren äußerten: „Blindheit sei nur Nebensache, ungarische Sprache aber die Hauptsache“. Da der Director, eine Böhme von Geburt, darauf nicht eingehen wollte, wurde er seines Amtes entsetzt. Die Gegendemonstration der Magyaromanen beim deutschen Schillerfeste ist bekannt, ebenso wie die Aeußerung eines magyarischen Patrioten, Ungarn habe mehrere Dichter, die eben so groß, ja noch größer als Schiller seien.

Am glänzendsten zeigte sich die magyarische Unduldsamkeit gegenüber dem deutschen Theater in Pesth. Dasselbe bezog nur wenige Tausend Gulden Subvention von den städtischen Behörden, während das ungarische Theater sich eines Fonds von

400,000 Gulden von Seiten des Reichstags und einer bedeutenden Geldunterstützung fortbauend erfreute. Trotzdem wollte es nicht floriren. Daher wurden zahllose Intriguen begonnen, um dem deutschen Theater die Gunst der öffentlichen Meinung zu entziehen, man verschmähte selbst nicht absichtlich Excesse während der deutschen Vorstellungen herbeizuführen, auswärtige Gäste von Ruf wurden durch große Honorarangebotungen an das ungarische Theater gelockt und zum Bruch ihrer Verträge mit dem deutschen Theater veranlaßt, um den Besuch desselben zu schmälern. Man schonte dabei selbst berühmte Künstler nicht. Als Viardotemps, der berühmte Violinvirtuos, auch auf dem deutschen Theater sich hören lassen wollte, erhob, wie er eben den Bogen zu seinem meisterhaften Spiel ansehen wollte, magyarische Jünglinge ein so lärmendes Toben und Pfeifen, daß das Haus erdröhnte. Der Künstler steckte ganz gelassen den Bogen in die Violine und verließ das Haus. Er war bestraft für sein frevelhaftes Vorhaben, dem deutschen Theater seine Vorträge zu halten. Das deutsche Publikum ertrug diese Ungebühr geduldig und von der Behörde geschah nicht einmal der Versuch, den Unfug zu bestrafen oder nur zu rügen.

- r.

(Ein Gesellschaftsspiel unserer Voreltern.) G. Hejffel hat sich in seinem jüngsten Roman „der Patricier und sein Haus“ (Berlin, Janke) große Mühe gegeben, die deutschen Sitten und Gewohnheiten gegen den Schluß des 15. Jahrhunderts getreu wieder zu geben. Dieser Schilderung der gesellschaftlichen Zustände und Gebräuche aus Deutschlands Vorzeit, entlehnen wir folgende Scene, die in dem Garten einer angesehenen Patricierfamilie Nürnbergs statt hatte. Die edle Frau Tucherin hatte in ihren Garten eine zahlreiche Gesellschaft geladen, um den Geburtstag ihres Erstgeborenen festlich zu begehen. Der Garten selbst war damals eine Zierde Nürnbergs, würde aber unsern Gartenliebhabern keineswegs als solche gelten, denn er war weder ein englischer Park noch ein französischer Ziergarten nach S. Notre's Weise, sondern nichts mehr und nichts weniger als ein ganz gewöhnlicher Gemüse- und Baumgarten, in welchem sich spärlich die ersten Anfänge der Blumenzucht zeigten. Daneben befand sich aber auch ein großer mit Bäumen bepflanzter Grasplatz, wo auf kunstlosen Tischen von Stein und Holz eine Collation von Wein und Milch in köstlichen Krügen, von getrockneten Früchten in zierlichen Schalen und allerlei Backwerk auf silbernen Platten aufgestellt war. Die älteren Personen erfreuten sich in heiterem Gespräch der Collation, die jüngeren dagegen hielten ein Minneturnier, ein altes Spiel, das damals sehr beliebt war. Unter einem Baume stand die hübsche, immer gut gelaunte Margarethe Hallerin, die war zur Minnekönigin erkoren und verwaltete mit ihren Rätinnen, einer Köffelholzlin und einer Tucherin, das Schiedsrichteramt beim Turnier. Jedes Fräulein hatte eine Bandschleife an der Brust und ein langes Band von derselben Farbe in der Hand; die jungen Minnen waren in zwei Parteien getheilt, die der Ausforderer und die der Vertheidiger. Die Ausforderer blieben für sich auf einer Seite, die Vertheidiger wählten sich jeder eine

Minne unter den Jungfrauen; die gewählten Minnejungfrauen aber reichten ihren Paladinen die Bänder von ihrer Farbe, mit denen sie von der Minnekönigin an einen Baum gefesselt wurden, anßerdem wählte sich jede Minnejungfrau noch einen Advocatus oder Minnevoigt. Die Ausforderer kamen nun und forderten die Minnejungfrauen, mit denen sie turniren wollten, zum Kampfe heraus. Das Turnier fand aber in folgender Weise statt. Der in Minne Gefesselte wurde an dem Bande von seiner Dame in die Schranke geführt (meist waren es Brüder oder sehr nahe Anverwandte der Jungfrauen) und ließ sich dort auf Knie und Hände nieder, gewissermaßen das Kampfroß seiner Dame vorstellend, diese aber setzte sich quer auf seinen Rücken, dem Ausforderer das Gesicht zulehrend, hinter sie stellte sich ihr Minnevoigt, sie auf ihrem Sitz unterstützend. Wenn nun die Minnekönigin durch das Hinwerfen einer Blume das Zeichen zum Kampf gegeben, hob die sitzende Dame, sich rückwärts an ihren Minnevoigt anlehnd, ihren rechten Fuß so weit vom Boden empor, daß der Ausforderer seine Fußsohle flach an den oberen Theil ihrer Fußsohle anlehnen konnte, und so führten sie einen kräftigen Stoß gegen einander. Wer umgeworfen wurde, war der Besiegte, wurde als Gefangener der Minnekönigin an einen Baum gebunden und mußte sich auslösen, die Damen, wenn der trenlose Minnevoigt sie hatte salben lassen, durch einen Kuß, die Ritter durch ein Geschenk.

- r.

(Wesh ist die Schuld?) Das weibliche Gemüthsleben ist reich an räthselhaften Erscheinungen, die noch immer nicht richtig erkannt sind, so oft sie auch der Romantik Stoff zu anziehenden Schilderungen, der Philosophie zu trefflichen Abhandlungen gegeben haben, und die noch immer das Familienleben mit Störungen der verderblichsten Art heimsuchen. Amalie Bälte hat den Versuch gemacht, in ihrem biographischen Romane: „Juliane von Krüdener“ (Berlin, Otto Janke) diesen Untersuchungen eine neue Seite abzugewinnen. Die drei bis jetzt erschienenen Bände schildern Frau von Krüdener als „Welt-dame“, und der Verfasserin ist es gelungen, das eigenthümliche Gemüthsleben dieser merkwürdigen Frau, das sie zu traurigen Verirrungen führte, in natürlicher Folge dem Leser vor Augen zu führen. Frau von Krüdener war bekanntlich die Tochter des Freiherrn von Vietinghoff, eines surländischen Edelmanns, der stolz auf seinen selbsterworbenen Reichthum und dadurch weitreichenden Einfluß als echter grand seigneur der damaligen Zeit lebte. Juliane besaß von diesem Stolz und diesem Selbstgenügen in selbsterbauten Schranken der Etikette gar nichts, ja man hatte nicht einmal dafür gesorgt, ihr durch genügende Bildung des Geistes jenen innern Halt und jene selbstbewußte Kraft zu geben, die für ihren Stand doch so wesentlich nothwendig war. Dagegen war die Sentimentalität des Herzens bis zum Uebermaß in ihr entwickelt. Sie spielte bis zu ihrem achtzehnten Jahre mit Allem was ihre Phantasie anregen konnte. Als sie daher in dem genannten Jahre dem russischen Gesandten, Baron von Krüdener, mehr aus Gehorsam gegen das Gebot ihrer Eltern als aus Neigung zu ihm ihre Hand

reichte, war sie eigentlich noch gar nicht zum wirklichen Leben erwacht, und wußte sich, so seltsam es auch von einer unter solchen Eltern aufgewachsenen Dame klingt, gar nicht in ihre neuen Verhältnisse zu finden. Ihren Gemahl verehrte sie als einen angesehenen, vielersahenen Mann; aber ob sie ihn je geliebt hat, das möchte sehr zu bezweifeln sein. Er stand ihr zu fern, war ihr zu fremd und die Ansprüche, die er an sie machte, ihm als Gesandtin zur Seite zu stehen, stießen sie mehr von ihm zurück, denn jede ernste Seite des Lebens ermüdete und langweilte sie. Doch hatte sie auch für nichts anderes eine besondere Neigung, sie glich einem tändelnden Kinde, das sich wundert, wie seine Amusements die Theilnahme Anderer nicht erringen können. Dieses Traumleben, in dem Juliane befangen war, zeigte sich am deutlichsten in dem Umgange mit einem jungen Russen, Alexander von Stakieff, der sie leidenschaftlich liebte, ihr von seiner Liebe unter anderm Namen täglich erzählte und den sie doch nicht begriff. Da beging Baron von Krüdener selbst den unverzeihlichen Fehler seine Frau zu wecken, indem er ihr einen Brief Alexanders gab, in welchem dieser, der sich entfernt hatte, der Baronin seine heiße Leidenschaft gestand. Von diesem Augenblicke war der Bruch geschehen, der sie von ihrem Gatten trennte. Sie verehrte ihn noch immer, aber wie sie von jeher sich selbst als den Mittelpunkt ihres Lebens angesehen, so suchte sie nach einem Etwas, das die Leere ihres Herzens, deren sie sich jetzt bewußt war, ausfüllen könne. Ihre maßlose Verschwendung, mit der sie die Vermögensverhältnisse ihres Gatten zerrüttete, erweiterte die Klüfte, welche sie schon von ihm trennte, und wenn auch die Reise nach Paris im Jahre 1789, die sie ohne ihren Gatten zur Herstellung ihrer Gesundheit unternahm, keine ausgesprochene Scheidung von ihren bisherigen Lebensverhältnissen war, so bahnte sie ihr doch den Weg zu allen jenen Verirrungen, die sie erst von der Gesellschaft, später von ihrem Gatten schied. Die Darstellung der Verfasserin ist höchst interessant, wenn sich auch der Leser oft genug mit Widerwillen von der Heldin abwendet, die wirklich nicht weiß, was sie will, die ihr erwachendes Gewissen mit Trugschlüssen täuscht. Zu dem Räthsel, das sich vor ihm entwickelt, wird ihm auch zugleich der Schlüssel gereicht.

—r.

(Idiosynkrasie.) Der zu seiner Zeit wegen seiner manichfachen Seltsamkeiten sehr bekannte Fürst Paniutin zeichnete sich unter anderm auch durch seine Scheu vor den Hunden aus. Sie war, wie Freiherr v. B. erzählt, so groß, daß er beim Begegnen eines Hundes auf der Straße vollständig die Besinnung verlor und trotz des Stoddegens und einiger Taschepistolen, die er stets bei sich trug, nicht im Stande war, sich selbst zu verteidigen. Der genannte Herr, dem wir diese Angaben entlehnen, traf ihn einst an den Ufern der Elbe im Verzweiflungskampfe mit einem kleinen Hunde, der ihn bellend umsprang. Paniutin drehte sich im Kreise, stieß verzweifeln-

Schreie aus und war einer Ohnmacht nahe, als ihm durch die Dazwischenkunft eines andern Hundes Hilfe ward, weil der kleine Köder, den die Furcht des Mannes gereizt hatte, sich sofort der Hündin angeschlossen und sie mit Artigkeiten überhäufte. Diese Scheu vor den Hunden soll, nach den Angaben des Fürsten, sich bei ihm durch folgende unglückliche Ereignisse seines Jugendlebens entwickelt haben. Der von seinem Vater engagierte Hauslehrer, der den heranwachsenden Jüngling wegen seiner trefflichen Eigenschaften eben so sehr liebte, wie wegen seines tiefen und ausgebreiteten Wissens verehrte, besaß einen großen ungarischen Schafhund, der bald der Liebling des ganzen Hauses wurde, weil er gut abgerichtet und von vorzüglicher Schönheit war. Besonders intim mit ihm war Paniutins Cousine, Katinka, ein junges, schönes, lebhaftes Mädchen, das mit dem Hunde allerlei Possen trieb, wozu sich das große Thier auch bereitwillig hergab. Die Jahre vergingen, der junge Paniutin sollte nach Petersburg in eine ritterliche Anstalt, Katinka zu ihrer Tante kommen, und der Tag der Abreise war schon bestimmt, als sich auch in der Umgegend des Schlosses, in welchem Paniutin erzogen worden war, die ersten Wölfe zeigten. Der Hauslehrer, Dr. Hauber, ein großer Jagdliebhaber, veranstaltete vor seiner Abreise noch eine große Jagd, um das Land von diesen unheimlichen Gästen zu säubern. Auch Paniutin sollte an der Jagd Theil nehmen. An dem dazu bestimmten Morgen waren schon alle Jäger versammelt, die Hunde, mit Ausnahme Apollos, jenes Schafhundes, geloppelt und der Doctor stand auf dem Perron des Schlosses und lud seine Doppelbüchse. Indem sprang Apollo herbei und drängte sich an seinen Herrn, als wollte er ihn zum Aufbruch mahnen. Ungeduldig stieß sein Herr den Hund zurück und stampfte dabei etwas heftig die Büchse auf den Boden. Ein Lauf entlud sich und die Kugel zerschmetterte des Doctors Kopf, daß er lautlos zusammenbrach. Wir schweigen von dem Entsetzen, das alle Anwesenden ergriff und bemerkten nur, daß der Hund, wie in dem Bewußtsein, daß er Schuld an dem Unglücke habe, klagend und wimmernd den Leichnam umkreiste und nur mit Mühe in seinen Zwinger gebracht werden konnte. Nach einigen Tagen brach die Tollwuth bei ihm aus. Katinka, die ebenfalls bei dem Unglücke zugegen gewesen, war aus einer Ohnmacht in die andere gefallen und mehrere Tage vergingen, ehe sie das Zimmer wieder verlassen konnte. Das Mädchen hatte das innigste Mitleid mit dem Hunde und in dem Glauben, ihre Anwesenheit und ihr Zuspruch könne ihn beruhigen, schlich sie sich trotz des Verbotes zu Apollos Zwinger, wurde aber, als sie ihn streicheln will, von ihm gebissen. Jetzt erst kam man im Schlosse auf den Gedanken, der Hund sei toll. Alle Mittel wurden zwar angewendet, um die Gefahr von dem Mädchen fern zu halten, demungeachtet brach bei ihr ebenfalls die Tollwuth aus und endigte in kurzem ihr Leben.

—r.

Allgemeine Moden-Beilage



Preis für 104 hobe Quartbo-
gen mit 58 illuminierten Stahl-
blättern, gegen 300 Abbildungen
der neuesten Moden für Damen,
Herren und Kinder,
nach Originalzeichnungen,
und 12 großen Blättern mit
Mäusern für allerlei weib-
liche Arbeiten enthaltend:
6 Thlr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12
Auserblättern u. 52 schwarzen
Stahlblättern: Portraits in-
teressanter u. berühmter Zeitge-
nossen (Männer u. Frauen), An-
sichten von Städten u. Gegen-
den, welche die allgemeine Auf-
merksamkeit erregen haben. Ab-
bild. von neuen Bauwerken u.
Monumenten zc. enthaltend:
8 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Baron Schmeuling.

Novelle

von

Ernst Frise.

(Fortsetzung.)

Frau Kersten, die resolute Wittwe eines Re-
vierjägers aus der Grafschaft Erxleben, war seit dem
Tode ihres Mannes im Dienste der jungen Gräfin
Hildegard und sie war jetzt noch ganz besonders zum
Schutz und Trutz ihrer jungen Gebieterin bestellt.
Durch eine dunkle Ahnung bestimmt, hatte die Stifts-
dame Luise Gräfin Erxleben, unter deren Schutz Hil-
degard erzogen worden war, Frau Kersten mit allen
Vollmachten ausgestattet, wenn man es wagen sollte
ihrer geliebten Nichte irgendwie Zwang anthun zu
wollen. Die Reise nach Berlin war längst bestimmt.
Sie stand in den Testamentsklauseln, wonach sich die
ganze Erziehung zu richten hatte. Diese Reise war
eigentlich natürlich genug, um Besorgniß darüber zu
verschneiden. Allein die Stiftdame Luise Erxleben
konnte die Gräfin Barbara, des gestrengen Herrn Vor-
munds Gattin, nicht leiden und sie hatte gewiß nicht
Unrecht, wenn sie von dieser Seite Unannehmlichkeiten
für ihren holden Liebling fürchtete. Daß auch eine Heirath
im Spiele sein könne, daran dachte sie freilich nicht. Hilde-

gard erschien ihr immer noch als ein Kind, das gehätschelt
und gepflegt werden mußte und daran hatte die gute Stifts-
dame es, Gott sei es geklagt, wahrhaftig nie fehlen
lassen. Comtes war das Idol des ganzen Stiftes ge-
wesen. Wie ein reines höheres Wesen verehrt, von
huldigenden Schmeicheleien verwöhnt, die Schönste im
Kreise ihrer Gespielinnen, die Reichste in der ganzen
Umgebung — und jetzt? Wie ganz anders war
Alles!

Comtes Hildegard hatte aber nur im Gesellschafts-
salon der Gräfin Barbara die schüchterne oder die
bitterspöttische Miene. Als sie spät Abends neben
ihrer Kammerfrau saß und sich das Haar von dem
unnützen Plunder, den die Mode vorzeichnete, be-
freien ließ, da schimmerte das lieblichste Lächeln auf
ihren Lippen und eine süße Schwermuth leuchtete
aus ihren Augen. Was sie sprach war nur der Er-
guß eines kindlich bewegten Gemüthes, allein der Ken-
ner des Weiberherzens würde dennoch eine Klage, eine
verhaltene Sehnsucht, ein unruhiges Wallen der Ge-
danken darin erkannt haben.

Zweites Kapitel.

„Sechszehn Jahr!“ Mit dem ersten Gedanken,
dessen sie nach schlummerschwerer Nacht fähig war,
rief Comtes Hildegard den Umstand in ihr Ge-
dächtniß zurück, daß sie nun sechszehn Jahre alt sei.
Das Morgenlicht glänzte eben nicht feierlicher
als sonst und ihre Brust hob sich auch nicht freudi-
ger. So lange sie im Stifte bei der Tante Luise

gelebt hatte, waren ihre Geburtstage als allgemeine Festtage betrachtet worden.

Hier in diesem unruhigen Hause, in diesem von Verdruß und Langeweile gemischten Leben hatte dieser Tag gar keine Bedeutung.

Sie war aber geschickt genug darauf gefaßt zu sein und sie sah nur mit liebevoller Spannung den Briefen und Geschenken aus dem Stifte entgegen.

Aber Comteß Hildegard irrte sich. Der Tag war diesem Hause wichtiger als sie dachte, wenn auch nur durch indirecte Einwirkung.

Hildegard sah, ihren Gedanken hingegeben, noch in ihrem Schlafcabinette, als schon Graf Nikolaus Hartenburg sich anmelden ließ.

Ueberrascht erhob sich die junge Dame und sah verlegen auf ihr schneeweißes Morgenkleid.

„So früh schon?“ fragte sie verzagt. „Hast Du nicht gesagt, liebe Kersten, daß ich noch nicht angekleidet sei?“

„Se. Gnaden wollen sich nicht abweisen lassen,“ beschwichtigte die Kammerfrau sie lächelnd und warf eine blaueidene Enveloppe über den weißen Morgenanzug. „So geht es, Comteß —! Graf Nikolaus ist ja gleich einem Vater —.“

Hildegard trat, mit erzwungener Freundlichkeit, ihrem Vormunde entgegen, der einen Brief in der Hand hielt.

Graf Nikolaus sah seinem Bruder Wolf sehr ähnlich. Derselbe Ernst in allen Mienen, dasselbe feine bleiche Gesicht, dieselbe Größe, dieselbe Haltung und Geberde. Nur war Graf Nikolaus zwölf Jahr älter und hatte als tapferer Krieger unter seinem Könige schon Lorbeern um die Schläfen gewunden, während Wolf in der behaglichen Ruhe des Beamtenlebens Kämpfe des Geistes durchgemacht hatte. Die Verschiedenheit ihres Berufes prägte somit dennoch eine Verschiedenheit des Ausdruckes in ihre Aeußerlichkeit, von der man sich aber keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Ohne Umschweife begann Graf Nikolaus von seiner Verpflichtung als Vormund zu sprechen, überreichte in Folge dieses Amtes, wie er sich kurz und wortfarg ausdrückte, einen Brief des seit sechs Jahren verstorbenen Grafen Erxleben an seine Tochter und schloß diese geschäftliche Morgenvisite mit einem eben so lakonischen Glückwunsche. Aber trotz seiner wohlbewahrten Ruhe merkte Hildegard dennoch, daß ihr Vormund offenbar lebhafter bewegt war, als sie es diesem steifen ernsthaften Kriegshelden jemals zugetraut hatte. Ihre Blicke flogen deshalb aufs

Höchste beunruhigt von dem Briefe, den er ihren Händen überlassen hatte, zu seinem Gesichte und von diesem wieder zu dem Briefe.

„Lesen Sie den Brief, meine liebe Hildegard — lassen Sie dann schnell Ihre Toilette vollenden und halten Sie sich bereit den zu empfangen, den Ihr Vater Ihnen in diesem Briefe ankündigt.“ Ein Schauder durchflog das Herz des armen Kindes. Wie? Sie sollte Jemand empfangen, den ihr Vater aus jener Welt, aus den Räumen der Seligen sendete? Sie wollte fragen, sie wollte forschen, aber Graf Nikolaus machte ihr eine flüchtige Reverenz und war verschwunden. Hildegard sah mit dem Ausdrucke der Furcht und des Entsetzens auf den Brief nieder. Ein Anflug von Angst übermannte sie. Sie warf den Brief weit von sich, fiel auf die Knie und verbarg ihr Gesicht in beiden Händen.

So fand sie Frau Kersten, die Kammerfrau. Ohne von dem Dasein des Briefes eine Ahnung zu haben, bot die gute Person Alles auf ihre Gebieterin zuerst zu beruhigen. Als ihr dies theilweise gelungen war, verbesserte sie die gestörte Seelenruhe derselben durch die Mittheilung, daß eine Kiste vom Stifte angelangt sei, vollends. Es verging keine Viertelstunde, so sah Hildegard lächelnd wie ein fröhliches Kind vor der ganzen Bescheerung, die von ihren Gespiellinnen eingelaufen war und hatte den Brief vom seligen Vater aus jenen Räumen, die ihr Grausen einflößten, rein vergessen.

Sie sollte daran erinnert werden.

Die Kammerfrau ermahnte zur Eile bei der Toilette, weil sie gehört hatte, daß sämtliche Bekannte des gräflichen Vormundes zur Mittagstafel geladen seien.

„Man wird Ihnen die Honneurs machen, Comteß,“ sprach Frau Kersten. „Wir werfen uns also in Gala und verwenden alle unsere Kunst um Ehre einzulegen. Ich habe Ihr Zimmer schön geschmückt — ich glaube Sie werden große Cour halten müssen!“

Hildegard fand diese Idee allerliebft. Fröhlich unterwarf sie sich den Händen ihrer Jose und sie ging nach zweistündiger Gebuld glücklich als die vollendetste Modedame aus deren kunstfertigen Händen hervor.

Dem Zeitgeschmacke gemäß sah Comteß Hildegard wunderschön aus. Sie mußte sich dies selbst eingestehen.

Vielleicht lag es darin, daß sie mit großer Zversicht mitten im Zimmer stehend, den Grafen

erwartete, als dieser unmittelbar nach Vollendung der grande toilette sich anmelden ließ.

Graf Wolf aber trauete seinen Augen nicht, als er die imponirende Gestalt im blendendsten Costüm der Zeit, stolz aufgerichtet vor sich erblickte.

Er neigte huldigend sein Haupt, führte die zarte Hand der Gräfin an seinen Mund und sagte ihr einige herzliche Worte als Glückwunsch.

Hildegard lächelte unbeschreiblich sanft und gütig als er dann sich aufrichtend hinzusetzte: „Wie Gott uns auch leitet und führt, denken Sie stets daran, daß ich es ehrlich und treu mit Ihnen meinen, daß ich stets Ihr Freund sein werde!“

„Ein treuer Freund ist Goldes werth,“ pflegt meine Tante zu sagen,“ erwiderte Comtes Hildegard mit so kindlich unschuldigem Tone, daß Graf Wolf befremdet zu ihr emporsah und die kleine Hand, die er nochmals geküßt hatte, schnell fallen ließ. Diese merkwürdige Unbefangenheit, nachdem sie erfahren, daß er ihr bestimmter Gatte sei! Sein Blick irrte etwas unstät im Zimmer umher — siehe da — dort lag der Brief auf einem Tische — das Siegel oben auf — es schien ungelöst!

Der feine Weltmann verlor die nöthige Fassung und Haltung. Er deutete voreilig darauf hin und sagte:

„Der Inhalt dieses Briefes bestimmt über Ihr Geschick, theure Hildegard — Sie haben ihn noch nicht gelesen?“

Ordentlich erschrocken griff die Gräfin danach und riß ohne Ueberlegung das Siegel auf. Ihr Auge irrte von Zeile zu Zeile. Bald bleich wie eine Gestorbene, bald glühend roth wie die Göttin der Liebe, las sie ohne aufzusehen, bis sie zu Ende war. Dann ließ sie beide Hände schlaff hinabfallen, ihr Haupt senkte sich und einige Thränen tropften langsam von ihren Wimpern.

„Hildegard —“ bat Wolf ergriffen von diesem Anblicke.

Sie erhob schnell den Blick. „Und Sie wußten dies?“ fragte sie unsäglich traurig. „Sie wußten, daß ich armes Kind Ihre Gattin werden sollte — Sie wußten es?“

Graf Wolf begriff nicht recht, was sie mit dieser pathetischen Frage sagen wollte. Rathlos stand er da. Sein Geist, sonst so vortrefflich geschult, ließ ihn in Stich.

Er fand sich albern in der Rolle, die er spielte. Warum hatte er nicht diplomatischer gehandelt, als er

sah, daß Hildegard ihr Glück noch nicht gehörig begriffen hatte? Einige Stunden stillen Nachdenkens würden sie vertraut damit gemacht und ihn der Mühe überhoben haben, sich selbst als Bewerber zu präsentieren.

Mergerlich über sich und über die ganze Geschichte machte er eine kalte flüchtige Verbeugung und sprach eilig mit hartem Tone:

„Gewöhnen Sie sich erst an den Gedanken in mir einen treuen bewährten Freund, der Ihnen noch so eben „Goldes werth“ erschien, sehen und erwarten zu können, Comtes. Ich habe Zeit und Geduld. Ihres Vaters Wünsche stimmen mit den meinen überein — sonst habe ich Ihnen für jetzt nichts zu sagen.“ Er verbeugte sich nochmals und schritt zur Thür hinaus.

So wie er die Thür hinter sich geschlossen hatte, wollte Hildegard, den unglückseligen Brief fest in der Hand behaltend, zum Divan und sank halb ohnmächtig darauf nieder.

Frau Kersten trat ein um andere Gratulanten zu melden. Sie fand ihre junge Gebieterin zum zweiten Male in einer Gemüthsverfassung, die ganz ungewöhnlich bei ihrem lebensfrohen Wesen war. Man mußte ihr also etwas gethan haben. Wie ein gereiztes Thier, das kriegerisch aufgeregte seine Jungen gegen jeden Ueberfall vertheidigt, stürzte sie der Gräfin Barbara, die eben schuldigermaßen ihrem unerwünschten Gaste eine Gratulationsvisite zugebracht hatte, entgegen und rief sehr respectwidrig:

„Gnädige Gräfin — was haben Sie vor im Hause? Was wollen Sie meiner armen jungen Dame thun? Allbarmherziger Gott — sie liegt ohnmächtig im Divan —.“

Gräfin Barbara hatte für Alles in der Welt einen Spott auf den Lippen. Hier glaubte sie aber dem Spotte Grobheit hinzusetzen zu müssen, um richtig verstanden zu werden. „Sie ist verrückt,“ sagte sie hochfahrend, „sie ist un oison bridé zu deutsch „eine dumme Gans,“ meine Beste! Was untersteht sie sich? Wem mein Haus nicht ansteht, der kann sich daraus entfernen! Ich habe Ihre Comtes nicht herbefohlen!“

„Verzeihen Sie, gnädigste Frau,“ stammelte die Kersten, von ihrer Ueberwallung genesend.

„Ah bah!“ schloß Gräfin Barbara verächtlich mit der Hand Stillschweigen gebietend. „Ich habe mit ihr nichts zu reden!“

Die erzürnte Dame verließ eiligst das Gemach

ohne den Zweck ihres Kommens mit einer Silbe zu berühren.

Im Familienzimmer traf sie ihren Schwager Wolf, der unruhig auf- und niederging. Sie warf sich tief athmend in einen Sessel und wehete sich mit ihrem parfümirten Taschentuche Kühlung zu.

„Mon dieu, theure Barbara,“ sprach der Graf, rasch auf sie zutretend. „Was haben Sie? Was fehlt Ihnen?“

„Still — man kommt! O was muß ich erleben — Still, ein ander Mal! Es ist doch ein wahres Unglück, ein Dämchen im Hause dulden zu müssen, das von einer überspannten, halb verrückten, sentimentalen Stiftsdame erzogen worden ist.“

Graf Wolf zuckte die Achseln. Seine Mienen verriethen, daß er mit diesem Ausspruche vollkommen einverstanden war und sich gleichfalls von dem Gedanken an dies Dämchen nicht erbauet fühlte.

Sein Freund Leo von Noltendorf, der zu den eingeladenen Gästen gehörte, unterbrach eine weitere Verständigung. Er war ebenfalls von der Frau Kersten mit seiner Gratulation abgewiesen.

Comtesse Hildegard erschien aber mit bewundernswürdiger Fassung im Salon, nachdem sie den ersten Schreck überwunden hatte. Von der bevorstehenden Verbindung war natürlich noch nicht die Rede. Graf Wolf hielt sich streng in den Grenzen der allerkältesten Höflichkeit und das Festmahl verfloß ohne Störung.

Aber Comtesse Hildegard mußte die heroische Anstrengung büßen. Ihre Gesundheit wankte. Die Kraft ihres Jugendmuthes war gebrochen. Niedergeschlagen, in dem dumpfen Vorgefühle einer lebenslänglichen Trauer weilte sie einsam in ihrem Zimmer, wie es der Doctor verordnet hatte. Der kluge Jünger Aesculaps meinte das Richtige getroffen zu haben, wenn er von „zarten Nerven“ sprach und eine nervöse Affection als Grund der leidenden Miene und der lielihaften Blässe aufstellte, die statt der rosigen Färbung der Wangen eingetreten war, allein der richtige Grund lag in der Aufregung der Seele, in dem immer wiederkehrenden Sturme, der Hildegards Gedankenwelt heimsuchte.

„Könnte ich nach Hause!“ klagte sie heimlich, wenn sie bangen Herzens am Fenster weilte und in die frische fröhliche Herbstsonne blickte, die sich durch die letzten Blätter der Linden zu ihr stahl. „Ach könnte ich nur ein einzig Mal den Kopf an Tante Luifens Herz betten und ihr Alles, Alles sagen, Alles erzählen, was ich hier erlebt habe.“

Sie äußerte endlich dies Verlangen laut. Gräfin Barbara schien willig und gern darauf einzugehen — nicht so der wackere ehrenfeste Graf Nikolaus, der sich als Vormund fest an die Testamentsverordnungen des Grafen Erleben hielt, welche besagten, „daß sich seine Tochter Hildegard vom sechszehnten Jahre an bis zu dem Tage ihrer Vermählung mit dem Grafen Wolf von Hartenburg nur im Hause ihres Vormunds aufzuhalten habe.“

Graf Nikolaus unterrichtete also seine Gemahlin von diesem Status quo und schnitt jede derartige Forderung im Keime ab.

Comtesse Hildegard beugte sich widerstrebend unter diesen väterlichen Befehl, der doch immerhin einige Modificationen zugelassen hätte und gelegentliche Besuche im Stifte keineswegs ausschloß. Still und traurig lebte sie fortan. Was nur eine unverstandene leichte Sehnsucht gewesen war, das bildete sich endlich nach und nach zu einem krankhaften Heimweh aus. Sie kam sich gefesselt vor wie eine Gefangene und in der Raslosigkeit ihrer Gedanken überszog sie alle bestehenden Verhältnisse und Lebensformen. Sie stand dabei noch unter der besondern, gefährlichen Herrschaft einer phantastisch aufgeregten Gemüthsstimmung, wie sie der sentimentale Flügel Schlag jener Zeit begünstigte. Der Einfluß der literarischen Romantik begann zu steigen und die Bedeutung zu erzwingen, die der Vernunft zuwider, dem Herzen aber Balsam war. Comtesse Hildegard hatte schon im Stifte, unter der speciellen Obhut ihrer etwas schwärmerischen Tante das Gift der französischen und deutschen Romane mit Entzücken in sich aufgenommen. Jetzt in ihrer erzwungenen Einsamkeit fing es an seine Wirkung zu verbreiten und es lag in der Natur der Sache, daß sie sich in der Rolle einer Unterdrückten nach einer Vertrauten umsah.

Frau Kersten paßte vortrefflich dazu. Tagelang hatte sie schon mit stillem Kummer ihre junge Gebieterin beobachtet und gleichsam nur auf den Moment gewartet, wo diese zum Angriff commandiren würde. Mit Bescheidenheit war sie nach und nach dem Geheimnisse näher gerückt und endlich in die ganze Geschichte, die sie eine abscheuliche Intrigue nannte, eingeweiht. Der erste gute Rath, den sie ihrer jungen Gräfin gab hieß „Flucht!“ Sie hatte der Stiftsdame, der Tante dieser verfolgten Unschuld, ihr Wort gegeben, auf jegliche Weise mit Rath und That bei der Hand zu sein, wenn dem Lieblinge des Stifts Gefahr drohe. Jetzt war die Gefahr nach ihrer unmaßgeb-

lichen Meinung da und sie gab unverweilt den Rath: heimlich das Haus des Grafen Nikolaus von Hartenburg zu verlassen, weil er hart und grausam genug sei, dies seinem Mündel zu verweigern um sie gegen ihren Willen zu verheirathen.

Hildegard zeigte sich beinahe klüger als ihre noch einmal so alte Rathgeberin. Sie warf ganz einfach die Frage auf: wie das bei ihrer beiderseitigen Unbekanntschaft mit allen Berliner Verhältnissen zu bewerkstelligen sein möchte.

Frau Kersten, die kluge Kammerfrau konnte natürlicherweise darauf nichts antworten. Es fehlte ihr der Ritter zum Romane. Sie sah sich vergeblich im Kreise der Bekannten danach um, denn Alle waren mehr oder weniger mit dem Hause Hartenburg liirt, die die Ehre gehabt hatten ihrer jungen Gräfin vorgestellt zu werden. Sie war gezwungen dies ihrer Dame zuzugeben.

Aber das Wort, das einmal gefallen war, verlöschte nicht wieder in der Phantasie der seltsam aufgeregten Dame. Sie sann, sie grübelte, sie machte Entwürfe und sah mit jeder Minute unmuthiger auf das Treiben der Residenz, dem sie, wie sie damals dem Grafen Wolf abweisend geantwortet hatte, abhold gewesen war von Anfang an.

Nun geschah es, daß in derselben späten Nachmittagsstunde, wo früherhin die beiden Freunde Wolf und Leo ihr Zwiegespräch unter den Linden ausgedehnt hatten, abermals die phantastisch geschmückte Gestalt des Mannes, den der Dragoner mit dem Titel „Schuß“ bezeichnete, quer über den Weg eilte um mit verrätherischer Artigkeit nach den Fenstern des Hartenburgschen Hôtels hinaufzugrüßen. Hildegard saß mit unerquicklichen Gedanken beschäftigt und dacht an die Fensterscheiben gelehnt, da. Ein leichtes Roth zuckte über ihr blaßes Gesichtchen bei dem schwärmerisch huldigenden Gruße und ein mildes Lächeln der Befriedigung blieb für eine kurze Zeit auf ihren Lippen. Sie war es nach gerade gewohnt geworden, diesen täglichen Gruß des schönen jungen Mannes als das einzige Glück zu betrachten, das ihr vom Leben gewährt schien. Sie erwartete deshalb täglich den Gruß. Sie weilte absichtlich am Fenster und sah stets mit angenehmer Spannung dem Augenblicke entgegen, wo sich die leuchtenden begeisterten Blicke dieses Cavaliers zu ihr emporheben würden. Er kam pünktlich jeden Tag um dieselbe Zeit, ja fast um dieselbe Minute und da sich Gräfin Hildegard, zufolge ihrer romantischen Studien im Felde der neuen Literatur, überzeugt hielt, daß er aus keinem andern Grunde diesen Weg nehme,

als um sie anbetungsvoll zu grüßen, so gewann diese Minute eine große Bedeutung für sie.

Auch an diesem Tage zitterte die Freude über die unschuldige Huldigung noch in ihrem Busen nach als ihre Kammerfrau gerade ins Zimmer trat.

„Er würde mir helfen!“ sagte die junge Dame wehmüthig nach der StraÙe hinabdeutend. „Er hat sich als Freund in der Noth bewährt, so oft sich ihm die Gelegenheit darbot.“

Gespannt blickte die Kersten sie an. Ihre Ungebuld war so ziemlich auf den höchsten Punkt gestiegen und sie brannte vor Verlangen dem Rath die That endlich folgen lassen zu können.

„Wer, Ew. Gnaden?“ fragte sie sehr bescheiden.

„Der Baron Schmebling!“ antwortete Hildegard etwas röther werdend. „Er ist der einzige Mensch, der freundlich, gütig und artig gegen mich gewesen ist seit meinem Hiersein.“

Ein Lichtstrahl durchflamnte die Brust der treuen Kersten.

„Ja, Comtes — ja. Baron Schmebling ist der Mann, an den wir uns wenden müssen, — Baron Schmebling! O, daß wir dieses hilfreichen Engels nicht früher gedacht haben! Aber wo soll ich ihn finden?“

„O, nichts leichter als das, Kersten,“ entgegnete Hildegard noch tiefer erröthend. „Er geht täglich um fünf Uhr hier vorüber!“

„Vortrefflich! Der Zufall ist uns günstig. Ich laure ihm auf und stelle ihm unsere Lage vor. Er soll uns Extrapost besorgen. Wir schleichen die Linden hinab, dort unten am Brandenburger Thore steigen wir ein und binnen vierundzwanzig Stunden sind wir in Stifte Ganterstheim bei der gnädigen Tante!“

Hildegard preßte ihre kleinen Hände fest zusammen und fügte innig hinzu: „Bei meiner Tante, bei meinen lieben Stiftdamen, bei meinen Gespielfinnen! O dort wird es mir wieder wohl und warm werden — hier bin ich erstarrt an Leib und Seele. Mein Herz ist krank, o, liebe Kersten, bringe mich zu meiner Tante!“

Die Kammerfrau warf sich schluchzend vor Rührung vor ihrer Gebieterin nieder und gelobte ihr Gehorsam. Sie verabredeten zum nächsten Tage den ersten Angriff und in der phantasiereichen Ueberwallung ihrer Gefühle griff Hildegard nach einem Briefbogen und schrieb die Worte darauf: „Retten Sie mich!“

Diese Beschwörung sollte die Kersten in die Hände des schönen jungen Mannes legen, den Gräfin Hildegard als Baron Schmebling kannte, der aber Nie-

mand anders war als der Violoncellist seiner Hoheit, des Prinzen Heinrich von Preußen, welchen er alle Tage um fünf Uhr mit seinem elegischen Cellospiel erfreuen mußte. Wir wissen schon, daß er außerdem der sehr wenig geachtete Gatte der berühmten Sängerin Mara, geborene Schmebling, und wir müssen es zum Nachtheile der reizenden Gräfin Hildegard offen bekennen, daß sehr viel Unvernunft in den wenigen Worten „Retten Sie mich!“ lag, womit sie sich der Willkür eines leichtsinnigen Mannes überantwortete. Da diese Worte jedoch einmal geschrieben und am nächsten Tage wirklich an den rechten Mann gekommen sind, liegt uns nur noch ob, die Wirkung derselben zu belauschen.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Erinnerungen an Admiral Brommy.) Die kürzlich erschienenen „Bilder aus dem deutschen Flottenleben“ von P. S. Wilden (Hannover, C. Kämpfer) enthalten interessante Schilderungen aus der Zeit, wo vor 13 Jahren rüftig an der Herstellung einer deutschen Flotte gearbeitet wurde, und dürften gerade in der gegenwärtigen Zeit ein Interesse gewinnen, wo ja der Wunsch und das Bedürfniß, eine deutsche Flotte zu besitzen, sich immer lebhafter geltend gemacht. Ueber die mancherlei Schwierigkeiten, die verschiedenen Materialien des Flottenlebens in Einklang zu bringen sich zu unterrichten, das überlassen wir dem Leser füglich selbst; nur dem ersten deutschen Admiral und seinem Charakter mögen einige Zeilen gewidmet sein. Es war keine geringe Aufgabe, die verschiedenen Elemente, welche die erste Besatzung der einzelnen Schiffe ausmachten, so miteinander zu verschmelzen, daß sie ein wirkliches thatkräftiges Ganzes bildeten. Die Seeoffiziere bestanden zum größten Theil aus Engländern und Franzosen, die kein Deutsch verstanden, die Matrosen zum Theil aus zusammengelesenem oder absichtlich ausgelesenem Gesindel — hatte man doch in Mecklenburg eine Schaar Vagabunden und Verbrecher aus den Gefängnissen genommen und nach Bremen zum Matrosendienst geschickt — und verstanden kein Französisch, kein Englisch. Die Offiziere, an die Strenge des Dienstes in ihrer Heimath gewöhnt, verlangten augenblicklichen Gehorsam für ihre heftig hervorgesprudelten Befehle, die selbst solchen Deutschen unverständlich blieben, die der beiden Sprachen mächtig waren. Daher fortdauernde Reibereien, gegenseitige Erbitterung. Admiral Brommy, damals noch erster Capitain zur See, das belebende Princip des Ganzen, hätte vielleicht am ersten Versöhnung der widerstrebenden Elemente herbeiführen

können, war aber in Bremerhaven bei der Einrichtung seiner Bureau und Erledigung der überhäuften anderweitigen Geschäfte so sehr beschäftigt, daß er nur auf Stunden die verschiedenen Fahrzeuge inspiciere konnte. So brach denn am 8. Mai eine Meuterei auf dem „Barbarossa“ aus, indem sich einige hundert Matrosen und Arbeiter der verschiedensten Gattung weigerten, irgend etwas zu thun. Capitain Brommy, davon in Kenntniß gesetzt, beorderte sofort 50 Mann des auf dem Erzherzog Johann als Marinecorps stationirten Bremer Contingents zur Unterdrückung der Meuterei, die denn auch ohne Blutvergießen von Statten ging; nur wenige der Rädelsführer wurden eigentlich bestraft, da die Mehrzahl der Unzufriedenen eben auch Grund zur Unzufriedenheit hatte. Die Schnelligkeit und Energie, womit der Admiral die Gegendemonstration einleitete, sowie seine Milde, mit der er den Grund des nicht abzulängnenden Uebelstandes berücksichtigte, erwarben ihm die große Popularität, welche er bei allen seinen Untergebenen genoß. Dabei war er im Kreise seiner Offiziere außer dem Dienste von der größten Liebenswürdigkeit. Die Leutern versammelten sich häufig in Venke in dem Gasthose des Herrn Groß, in dessen Garten sich häufig auch einige bevorzugte Familien des Orts einfanden. Die Unterhaltung in diesen Kreisen, erzählt der Verfasser, besonders an den Abenden, wenn der Admiral von Bremerhaven heraufgekommen, war eben so unterhaltend wie belehrend. Der Admiral liebte den Scherz und war unerschöpflich in Anekdoten aus seiner eigenen Lebenserfahrung, die er mit ergötzlicher Komik vorzutragen wußte. Wir müssen noch lachen, wenn wir an seine Erzählung denken, wie er den ersten künstlerischen Versuch in der Malerei gemacht. „Ich war — berichtet er — Schiffsjunge auf einer preussischen Handelsbrigg, der Adler genannt, welche gerade im Hasen von Newyork vor Anker lag. Wir hatten nichts zu thun und ich, ein unruhiger Bursche, spähte umher, wo ich mir etwas zu schaffen, wie ich mich nützlich machen könnte. Da fiel mir der Adler, das Emblem unsers Schiffes, das hinten am Spiegel angebracht war, ein und ich erinnerte mich, daß derselbe von Altersschwäche und Beschwerden schon ganz grau geworden war und jämmerlich ausah. Den mußt Du einmal recht hübsch wieder anmalen, dachte ich, suchte Farben und Pinsel zusammen und bat einen Matrosen, mir zur Herrichtung einer Stellage behilflich zu sein, die wir hinterm Spiegel herablassen wollten. Es war ein einfaches schwaches Bret an ein Paar Lauen befestigt. Auf diesem schwankenden Gerüste stand ich, unbekümmert um das Wasser unter mir und strich den Adler ganz neu pechschwarz an; darauf holte ich mir noch gelbe, rothe und weiße Farben und malte ihm die Krallen, Schnabel und Zunge; es fehlte nur noch das Auge, in das ich ganz besonders Ausdruck zu legen strebte. Endlich war das Werk vollendet und meine Brust schwellte der Künstlerstolz. Ich betrachtete den Adler wohlgefällig von allen Seiten, und wollte ihn nun auch aus der Perspective beschauen. Ich nahm die richtige Künstlerstellung an, schlug die Arme übereinander, warf den Kopf in den Nacken und trat einen Schritt zurück

— nein, meine Herren und Damen, ich trat nicht zurück, denn es wäre für meinen Standpunkt unmöglich gewesen, aber ich fiel rückwärts kopfüber in den atlantischen Ocean. Wohl wurde ich, wenn auch mit einiger Mühe, glücklich gerettet, aber meine Vorliebe für die ausübende Malerkunst hatte ich gründlich verloren.“ — Solcher und ähnlicher Geschichten gab unser freundlicher Chef oft eine Menge zum Besten. Sehr häufig gab er aber auch das Signal zu lauterem Vergnügen. Er tanzte selbst sehr gern; in der Beletage des Gasthofes war ein schöner geräumiger Tanzsaal mit einem trefflichen Fortepiano. Sobald also der Admiral von der für ihn wahrhaft schweren Last des Tages nicht zu sehr ermüdet war, sprach er das ersuchte Wort aus und sogleich verbreitete sich die Nachricht auf den Schiffen. Die jungen Offiziere waren rasch am Lande und stiegen durch das Städtchen, um die bekannten jungen Damen aus den ersten Familien zu invitiren, ein des Clavierspiels kundiger Schulmeister wurde zur Stelle geschafft, und oft war kaum ein halbes Stündchen vergangen, so konnte der Ball eröffnet werden, der durch die harmlose Freude, die dabei herrschte — eine gewöhnliche Begleiterin solcher kleinen improvisirten Feste — durch die hübschen Uniformen der Tänzer, die einfachen und dadurch eben graziosen Toiletten der Damen und ganz besonders durch die Zuverlässigkeit und das gute Beispiel des Admirals selbst ganz reizend ausfiel. Mitternacht war in der Regel längst vorüber, wenn die Herren als galante Cavaliere ihre Schönen nach Hause begleiteten; mit desto freudigerem Herzen gingen sie dann aber auch am andern Morgen wieder an die Arbeit und bekanntlich geht einem zufriedenen Menschen Alles doppelt leicht von der Hand. — r.

(Tischklopfen.) Aus dem Nachlasse von Johanne Kinkel ist jüngst ein Roman veröffentlicht worden, unter dem Titel: „Hans Ibeles in London, ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben“ (Stuttgart, J. G. Cottascher Verlag). Ueber die Tendenz des Romans, der zugleich eine glänzende Rechtfertigung der Verfasserin gegenüber so manchen böswilligen Anklagen und Anschuldigungen ist, verweisen wir auf die Besprechung, welche jüngst die A. A. Z. enthielt. Hier sei es uns nur gestattet, ein komisches Intermezzo herauszuheben. Als notwendige Erklärung fügen wir hier bei, daß der frühere Musikdirector Ibeles wegen seiner hervorragenden Theilnahme an den revolutionären Bewegungen in einem kleinen deutschen Fürstenthume sein Vaterland hatte verlassen und in England eine Zuflucht suchen müssen. Die Nothwendigkeit, für die Bedürfnisse einer zahlreichen Familie zu sorgen und die Schwierigkeit, einen festen Erwerbszweig in London zu finden, hatte ihn den übrigen deutschen Flüchtlingen mehr und mehr entfremdet, die es ihm zum großen Vorwurf machten, eine nützliche Thätigkeit gewinnen zu wollen, statt wie sie theoretischen Träumen über die Wiedergeburt Deutschlands nachzuhängen und sich von Almosen ernähren zu lassen. Die polnische Gräfin Blaseska, die sich zum Mittelpunkt der deutschen Flüchtlinge gemacht und großes Gefallen an dem geistreichen deutschen Tonkünstler gewonnen hatte, ließ nicht ab, ihn in ihren Kreis

zu ziehen, weil sie die Hoffnung nicht aufgeben wollte, ihn für das Gefühl, das bereits in ihr lebte, zu erwärmen. Immer von neuem erfand sie Schlingen, um ihn an ihre Nähe zu fesseln und benutzte endlich auch das damals in die Mode gekommene Tischrücken und Tischklopfen, damit er seinen Pflichten gegen seine Gattin untreu werde. In dieser Zeit war eben der Oheim seiner Frau, Herr von Halen, zum Besuch nach London gekommen und die Gräfin hatte nicht unterlassen, denselben ebenfalls in ihren demokratischen Cirkel einzuladen und zwar zu dem Abende, an welchem das mystische Spiel mit den Tischen getrieben werden sollte. Doch mit der Aussicht, neue Gläubige an Ibeles und seinem Oheim zu werben, sah es dürftig genug aus. Der Erstere verlachte anfangs die ganze Sache und wollte nichts davon wissen, so sehr auch die Gräfin alle ihre verführerische Liebenswürdigkeit und Beredsamkeit aufbot, um ihn zu bekehren; ja, als er sich dem Zwange, an dem leidigen Tischrücken Theil zu nehmen, endlich nicht entziehen konnte, wußte er es im Verein mit einigen andern Ungläubigen dahin zu bringen, daß der Tisch sich nicht von der Stelle bewegte. So wurde denn das Tischklopfen vorgeschlagen. Kaum hatte der Herr von Halen dieses Wort vernommen, als er lebendiger wurde. Der ehrliche Rheinländer, der seinen gesunden Menschenverstand noch niemals gefangen gegeben hatte und in dem ganzen bisherigen Treiben nichts weiter gesehen hatte als ein heiteres Gesellschaftsspiel in Gang zu bringen, meinte: „Es muß also bei diesem Spiel auch geklopft werden? Nun geht mir ein Licht auf!“ und bat nun die Gesellschaft ein Spiel lehren zu dürfen, was in seinen jungen Jahren zur Zeit der Weimarer Mode gewesen, wo es aber nicht so todtenstill zugegangen. Er forderte die Gesellschaft auf, sich um den Tisch zu setzen, wobei es ihm auf bunte Reihe gerade nicht ankam und rief, als das geschehen: „Nun, meine Herrschaften, geben Sie Acht und machen Sie mir Alles nach, was ich Ihnen vorschlage!“ Allgemeine Stille und gespannte Aufmerksamkeit. — Als aber Herr von Halen die Zauberformel aussprach: „Müller, mach' mir einen Sack mit Mehl!“ da brach unter allen Vorstehenden ein schallendes Gelächter aus, nur eine Dame, die der Gesellschaft als eine entflozene amerikanische Sklavin und als Medium des Geisterklopfens vorgestellt war, zog sich verstimmt zurück, weil sie in dem Spiele eine Verhöhnung ihrer selbst vermuthete. Sie wurde durch Ibeles beschwichtigt und das Spiel begann, denn alle die anwesenden Männer, welche aus ihrer Studentenzeit sich seiner erinnerten, drangen in die Gräfin, dem harmlosen Spiele ihre Genehmigung nicht zu verweigern. Herr von Halen begann also seine Formel von Neuem: Müller, mach' mir einen Sack mit Mehl! Sein Nachbar fragt: „Wie soll ich ihn denn mahlen?“ — So! erwidert Herr von Halen, indem er mit dem rechten Zeigefinger taktmäßig auf den Tisch klopft. Sein Nebenmann giebt die Formel seiner Nachbarin und sofort um den ganzen Tisch herum, dieselbe Antwort dasselbe taktmäßige Klopfen. Die Gräfin versichert, daß dieses Klopfen sie an eine wirkliche Mühle erinnere, deren Inneres sie einmal in einem romanti-

schen Waldgrunde besucht habe; auch Andere stimmten ihrer Ansicht bei. „Das ist noch nix, Frau Gräfin,“ sagte Herr von Halen, „es kommt noch besser. Warten Sie, bis erst die großen Mählschnecken dazu kommen.“ Als die Formel das zweite Mal die Kunde um den Tisch machte, trommelte der linke Zeigefinger mit, dann kam die flache rechte Hand, dann die linke an die Reihe. Das Geräusch wuchs so langsam an, daß diejenigen, die es verursachten, gar nicht ahnten, daß der Lärm schon auf der Straße hörbar war und eine Menschengruppe sich vor dem Hause zu versammeln begann. Das Klopfen und das laute Lachen wirkten nicht bloß auf die ehemaligen Studenten, sondern die kurzschilose Stimmung fuhr auch in die Damen. Als Herr von Halen in den klappernden Rhythmus das erste Sforzando brachte, indem er auf die Frage: „Wie soll ich ihn denn mahlen?“ beim nächsten Rundgang einen energischen Faustschlag auf den Tisch that, da dachten die Neulinge, nun sei der Lärm nicht mehr zu überbieten. Aber als alle Häufe in Thätigkeit waren, kam die Reihe an die Einbogen und es wären noch gewichtigere Stampfinstrumente hinzugekommen, wenn nicht plötzlich Zwan, der vertraute Diener der Gräfin, bleich vor Zorn hereingeschritten wäre. Wegen alle Etiquette drängte er sich an seine Gebieterin heran und, da sie seine Stimme in dem ungeheuern Gepolter nicht vernahm, faßte er sie beim Arme und rüttelte sie auf. Mitten aus dem thranenden Lachen fuhr sie empor und ihre Züge verzerrten sich zur Wuth, als sie sich so unverschämt vor ihren Gästen bevormundet sah. Ein plötzliches Verstummen trat ein, während dessen andere Schredenslaute vernehmlich wurden, die vorher durch das fanatische Tischklopfen nicht durchdringen konnten. Heftige Schläge fielen von Außen auf die Hauptthür, eine Schelle war schon abgerissen worden, und zwischen dem Stimmengewirr auf der Straße hörte man die Raspeln der Polizeimänner, die Mord und Todtschlag signalisirten. Von den Fenstern aus sah man einen Aufmarsch von einem Paar hundert Menschen vor dem Hause, alle passirenden Kutsher hatten ebenfalls stillgehalten, denn der Climax der englischen Neugier findet sich bei den Wagenlenkern Londons, die kaum vom Platte zu bringen sind, wenn eine ungewöhnliche Scene auf der Straße die Augen auf sich zieht. Ein solcher Lärm in einem eleganten Hause des fashionabelsten Stadttheils war etwas ganz Unbegreifliches und entschuldigte jeden Polizeimann, der ohne Weiteres einzudringen suchte, um irgend einen unbekanntem Frevel zu verhindern. Den Schluß der komischen Scene, die leicht tragisch hätte endigen können, möge man in dem genannten Buche nachlesen, das kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird.

—r.

(Die Sprache am Rhein.) In Nr. 12. der „Stimmen der Zeit“ heißt es in einem interessanten Aufsatz „das nieder-rheinische Philistertum“ über die Sprache der Rheinländer: Was die Sprache der Rheinländer betrifft, so ist in allen deutschen Gauen bekannt, daß sie im Kreise ihrer Familie und guter Bekannten, so wie in allen Fällen, wo ein gemüthlicher Ton

angeschlagen wird, den nieder-rheinischen Dialekt sprechen und selbst in den höhern Ständen der hoch-deutschen Schriftsprache nur im Salon, im Verkehr mit Fremden sich bedienen. Der heimische Dialekt ist dem Rheinländer die liebe Sprache der Kindheit, an die sich tausend Erinnerungen der glücklichen Jugendzeit knüpfen, und bleibt ihm für das ganze Leben Sprache des Herzens, in welcher allein die zarten Fragen des Gemüthes, der Freundschaft und Liebe behandelt werden können; Schriftdeutsch lernt er erst in der Schule und es ist ihm stets nur in dem Grade einer gut angeeigneten fremden Sprache geläufig; er spricht es nicht einmal gern und verwendet es meist nur bei Geschäftsangelegenheiten. Eine hoch-deutsche Liebeserklärung machte wohl noch kein Rheinpreuße, — und wenn er eine versuchte, wäre ihre günstige Aufnahme bei einem echt rheinischen Mädchen, das nicht anders als: „Minn lewwe Schatz“ angedeutet sein will, sehr zweifelhaft. — Mit dem seltenen, für bestimmte Fälle aufgesparten Gebrauche des Hoch-deutschen ist aber der Uebelstand verbunden, daß die Leuten nur langsam damit vorwärts kommen und, so schön und richtig sie im Allgemeinen sprechen, im Einzelnen oft sehr seltsame Sprachfehler zu Tage fördern. Ueber das Verhältniß von Dativ und Accusativ kam wohl noch nie ein Bonner Philister ins Klare; es scheint ihm eben so wie dem höhern Norden Deutschlands ein unlösbares Räthsel, welches die hoch-deutsche Sprache entstelle. Dabei ist er nicht consequent genug, für den Dativ energisch den Accusativ allein zu setzen, sondern verbindet letzteren mit der Präposition bei. Statt zu sagen: Der Hund gehört mir, sagt er: Der Hund gehört bei mich. — Auch für zu braucht er stets bei, z. B. Ich ging bei die Brücke — zu der Brücke; er fuhr bei die Eisenbahn — zu der Eisenbahn. — Mit den ablautenden Zeitwörtern, die ihm in der Schule arges Kopfbrechen verursachten, liegt der Bonner Philister in ewigem Hader. Für geschrien oder gepfiffen entschläpft ihm leicht geschreit, gepfeift; weil laufen im Präteritum lief lautet, meint er, laufen müsse es analog bilden, und sagt: Ich lief mir diesen und jenen Draht. — Letzteres Wort spielt bei den Rheinpreußen eine ähnliche Rolle wie das „Ding“ im bösslichen Aemantlande; Alles was sie um- und anhaben, was zu ihrem Gebrauche, zur Bekleidung oder Einrichtung ihrer Bude, d. h. des Zimmers, gehört, heißt kurz und bündig Draht, und wenn man über diese allgemeine Anwendung eines concreten Wortbegriffes ulkt, d. h. wigelt, so können sie sogar recht ekkig werden, was etwa Dasselbe wie das Berlinische „Ananjenem“ bedeutet. Doch dient es auch als intensive Bejahungs- und Be-theuerungsformel und übersetzt dann wörtlich das englische to be sure. Fragt man z. B. einen Bonner, ob er sich traue, dies oder jenes Unternehmen zu Stande zu bringen, so erwidert er nicht: Zuversichtlich oder: Verlassen Sie sich auf mich, sondern er spricht mit hinaufgezogenen Brauen und stolz gehobener Brust lakonisch: Ekkig!

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Baron Schmeuling.

Novelle

von

Ernst Frise.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Die Morgensonne durchstrahlte das Weltall schon seit geraumer Zeit und hatte die nächtlichen Herbstnebel längst mit glücklichstem Erfolge bezwungen, als Madame Mara, die Königin des Gesanges, die Herrscherin im Reiche der Töne, sich von ihrem Lager erhob und mit eigener hoher Hand ein Negligé von etwas zweifelhafter Sauberkeit überwarf.

Die Dame schien nicht gut geschlafen zu haben. In ihren langsamen, trägen Bewegungen, die nicht immer ganz grazios waren, spiegelte sich auch eine gewisse Trägheit des Geistes ab, wie sie leicht von Unlust am Leben erzeugt wird.

Gleichgiltig glitt ihr Blick an den reichgestickten, aber stark zerknitterten Volants ihrer Morgenrobe entlang und sie nahm sich kaum die Mühe die Bänder derselben zu unförmlichen Schleifen zusammenzuziehen.

Nachdem sie nothdürftig gekleidet war und den unfrisirten Kopf in eine große weite Dormeuse ge-

steckt hatte, schlürfte sie verdrossen zur Thür, öffnete sie ein klein wenig und sagte mit entschieden verdrießlichem Tone:

„Da bist Du ja? Wo haben sich Monseigneur denn die Nacht wieder herumgetrieben?“

„Trautchen, süßes Trautchen!“ rief ihr Monseigneur lachend entgegen, „Du schließt wie ein Murrelmelthierchen als ich um Mitternacht heim kam. Ach und ich kam so seliger Freude voll nach Hause.“

„Das glaube ich ohne Schwur, wenn Du statt der Freude „des Weines voll“ gewesen zu sein einräumst. Du treibst es zu arg, Hans!“ unterbrach ihn Madame vorwurfsvoll.

„Trautchen, zuckersüßes Trautchen, spiele nur nicht die Kantippe. Ich verdiene keine Reprimanden! Ich habe gestern gelebt wie ein Cyniker, habe für Dein Wohl gewirkt — denn unsere Flucht von Berlin ist prächtig vorbereitet. Triumph, mein süßes Weibchen — Triumph, die Freiheit winkt! Wir schlagen dem Tyrannen von Preußen ein unvergleichliches Schnippchen! — Höre was ich vorzuschlagen habe!“

Madame Mara schlug ihre weißen nackten Arme mit spöttischer Geduld übereinander und sprach, unwillkürlich etwas weniger verdrießlich:

„Ich bin bereit zu hören, erwarte aber durchaus nichts Besonderes, denn es ist regelmäßig dummes Zeug, was Du ausgedacht hast.“

Herr Mara merkte, daß seine Chancen sich wendeteten, daß der Nebel des Zornes und Verdrusses vor

der Sonne der Schmeichelei zu weichen begann. Er erhob sich vom Frühstückstische, auf dem eine Kanne mit Kaffee dampfte, legte den Arm um die Taille seiner Frau und sagte, indem er einen affectirt schwärmerischen Ton annahm:

„Du hast gestern wieder göttlich gesungen, mon ange!“

„O, bleib bei der Sache,“ rief die Sängerin ungnädig seinem Arme entweichend. „Damit fängst Du mich nicht mehr! Was hast Du mir in Bezug auf meine sehnsüchtig erwartete Befreiung für Vorschläge zu machen, Hans Hänschen?“

Herr Johann Mara versuchte durch einige lebhaft zärtliche Liebeslungen die Wachsamkeit seiner kleinen scharfsinnigen Frau erst einzuschläfern, ehe er es wagte mit seinen Vorschlägen hervorzutreten. Es gelang ihm dies Mal nicht so gut wie sonst, ein Beweis, daß Madame Mara irgend etwas gehört hatte, was sie sehr mißtrauisch machte.

„Nun?“ begann sie nach einigen Minuten, in denen sie die feurigen Küsse ihres Gatten nur still geduldet und keineswegs erwidert hatte. „Du wählst ja seltsame Einleitungen, um mir Deine Vorschläge plausibel zu machen.“

„O Du böse Sieben — Du reizende Hexe — Du himmlische Kantippe, — warte nur noch einen Augenblick. Ich wette, daß Du dann einsehst den klügsten Mann in ganz Europa zu haben.“

„So? Etwa, weil Du so geschickt gewesen bist eine Sängerin zu heirathen, die ein „Tischchen decke Dich“ für Dich ist?“ fragte Madame Mara mit Bitterkeit.

Mara lachte laut und fröhlich auf. „Das hat Dir der Conciliani wieder erzählt!“ rief er. „Ja, ja! Sie beneideten mich neulich, meinten aber Du seiest ein Eisenkopf, eine Tigernatur, eine Löwin und dergleichen mehr. Darauf vertheidigte ich Dich männlich und ehrenfest, wie es dem Ritter seiner Dame zukommt.“

„Und da sagtest Du,“ fiel Madame Mara etwas befänstigt ein, „es sei Dein klügster Streich gewesen mich zu heirathen?“

„Richtig!“ rief Mara mit keckem Muthwillen seine glänzenden feurigen Augen zu ihr aufrichtend. Sie schlug ihn mit ungraziöser Hefigkeit auf die Schulter und erwiderte:

„Und ich erkläre Dir, daß die preussische Majestät recht hat, wenn sie behauptet, es sei mein dümmster Streich Dich geheirathet zu haben! Verstehst Du, Hans Hänschen?“

„Vollkommen, mon petite ange! Bin auch nicht abgeneigt Dir Recht zu geben!“

„Gut, Monseigneur! — Jetzt bin ich bereit Ihre Vorschläge entgegenzunehmen!“ begann die Dame mit huldreichem, gänzlich verändertem Tone. Sie hatte die Eigenthümlichkeit nach ausgesprochenem Aerger gleich der Sonne nach Regenwetter zu leuchten.

Herr Mara lächelte kaum bemerkbar, aber sehr siegreich.

„Der Himmel selbst scheint sich unserer anzunehmen, m'amie!“

„Deine Vorschläge sind also Einfälle des Himmels?“

„Nicht ganz. Denke Dir, daß ich gestern Nachmittag den Auftrag erhielt für eine gewisse Gräfin Extrapost auf einen beliebigen adeligen Namen zu bestellen.“

Madame Mara horchte hoch auf und heftete ihre klugen Augen zornblickend auf den Gatten. „Pardon, Monseigneur, eine Gräfin? Jung, schön und verliebt in Dich?“

Mara bewährte jetzt sein Schauspielertalent, das er auf der Weltbühne zu entwickeln pflegte. Er sah sehr unbefangen und sehr unschuldig seine Frau an indem er antwortete:

„Das weiß ich nicht! Daß sie jung ist glaube ich daraus schließen zu können „sie soll heirathen und will noch nicht —“ fügte er malitiös lächelnd hinzu.

„Du kennst sie nicht, Hans? Sprich die Wahrheit! Wer hat Dir denn den Auftrag ertheilt?“

„Ihre Kammerfrau, eine alte Schachtel mit einem Gesicht voll Sommersprossen —“

„Es wäre also nicht die Gräfin, um deretwillen Du neulich den dummen Spaß erfunden?“ forschte Madame mit schlecht verhehlter Eifersucht.

„Was denn für einen Spaß, Trautchen?“

„O stelle Dich nicht unschuldig! Ich habe Alles erfahren.“

„Von dem elenden neidischen Conciliani — natürlich strengt der seine Phantasie stets zu meinen Ungunsten an.“

„Eben von dem. Ganz recht! Du weißt also was ich meine. Du weißt, daß Deine gottlose Untreue durch ganz Berlin bekannt ist.“

„Nicht ein Wort weiß ich!“ unterbrach er sie muthwillig die Bänder ihrer großen Morgenhaube aufziehend. „Erzähle doch, süß's Trautchen! Was habe

ich denn wieder gethan? — Alles was geschieht ist Mara gewesen, natürlich. Ich bin einmal der Sündenbock —.“

„Du hast „Fener“ geschrien, um ein Gedränge herbeizuführen.“

Mara lachte ausgelassen. „Wenn's weiter nichts ist.“

„Dann bist Du wie ein Rasender auf dem Corridor entlang gestürzt.“

„Lüge, nichts als Lüge!“ sprach er, sehr kaltblütig die Schleifen an ihrem Negligée ordnend.

„Du hast eine sehr junge und sehr schöne Dame von hohem Stande in die Arme genommen und bist mit ihr schleunigst hinausgeflüchtet.“

„Lügen! Heillose Lügen!“ warf er mit gleicher Kaltblütigkeit ein.

„Längne nicht! Der Logenschließer hat es gesehen. Er hat es sogleich seiner Tochter mitgetheilt. Diese hat es dem Garderobier erzählt. Der ist so frei gewesen es seiner Geliebten, der Frau Masing brüh-siedenheiß zu überbringen. Frau Masing beeilte sich es Herrn Conciliani zu erzählen.“

„Und dieser würdige Mensch machte den weisen Gebrauch damit Unfrieden zwischen uns zu säen,“ schloß Herr Mara mit einer Bestimmtheit, die seiner eifersüchtigen Frau imponirte. „So also wird aus einer Mücke ein Elefant. Denn die ganze Geschichte ist bis auf einige ganz unwesentliche Zufälle erfunden. Willst Du nun meinen Vorschlag hören, Trautchen?“

„Ich bin längst neugierig auf eine Probe Deiner Klugheit,“ entgegnete sie schnippisch. „Sprich also schnell, denn ich habe mehr zu thun, als mich um Deine Gräfinnen zu bekümmern.“

„Das verlange ich auch gar nicht, Holde. Du sollst nur sagen, ob wir nicht klug handelten, wenn wir die Gelegenheit benutzten, um mit der heirathsscheuen flüchtigen Gräfin, deren Namen ich wahrhaftig nicht einmal weiß, aus Berlin herauszukommen. Antworte nicht, m'amié, damit Du Deine kostbare Zeit um „meine Gräfinnen“ nicht verschwendest. Ich habe den Plan Dich für meine Schwester und mich für einen Baron Schmebling auszugeben —.“

„Warum mich für Deine Schwester?“ fragte Madame zornig dazwischen.

„Um jeden Verdacht abzulenken.“

„Nun, es ist noch nicht allzu lang, wo ich den Namen Schmebling geführt und so berühmte und belauert gemacht habe, daß gerade dadurch Verdacht erregt werden kann.“

„Bei jedem andern Menschen als bei dieser Kammerfrau, die als Landpflanze von der großen Sängerin Schmebling gewiß nicht ein Wort weiß!“

„Wovon kennst Du denn eigentlich diese Kammerfrau?“ fragte Madame Mara beide Arme auf die Hüften stemmend und ihren Mann durchdringend ansehend.

„Ich habe ihr vor einigen Wochen meinen Parapluie geliehen, als sie unter den Linden eingeregnet war —.“

„Ihr oder der jungen schönen Gräfin?“ warf Madame schnippisch ein.

„Direct ihr, der Kammerfrau, aber ich vermute, daß sie diesen glücklichen Regenschirm über dem Haupte der Gräfin ausgespannt haben wird,“ spöttelte Mara. „Gesehen habe ich nichts davon, denn ich trat in eine Conditorei und wartete dort bis die Alte mir den Schirm wiederbrachte.“

„Währte das lange? Wohnt sie unter den Linden?“ fragte Madame mit fliegendem Athem. Ihr Mann zuckte die Achseln und antwortete nicht.

„Wo hast Du die Kammerfrau gestern gesprochen?“

„Unter den Linden. Sie paßte mir auf. Sie fragte mich nach meinem Namen und bat mich um die Gefälligkeit, ihrer Dame, die das Heimweh habe und nicht fort solle, Extrapost zu besorgen.“ Er warf eine Hand voll Louisd'or auf den Tisch.

„Sieh, das gab mir die Alte zu diesem Behufe, ein Beweis, daß die Gräfin reich ist.“ Madame blickte nachdenklich auf das Gold nieder.

„Sie fragte erst gestern wie Du heißt?“ wendete sie noch immer mißtrauisch ein.

„Natürlich und da sagte ich „Baron Schmebling!“ Mir fuhr nämlich blichschnell die Idee durch den Kopf, diesen Zufall zu unserm Besten zu benutzen und mit zu reisen.“

„Hans Hänschen, die Geschichte hat noch einen Haken!“ warf Madame kopfschüttelnd ein.

„Bewahre, mon ange! Deine grundlose Eifersucht macht Dich nur blind, sonst würdest Du einsehen, daß hier reiner Zufall spielt, daß die Vorsehung mächtig zu unserm Gunsten auftritt. Was sollte ich wohl für Vortheile, für Absichten und Vergnügen dabei haben, wenn ich eine Gräfin lieben und entführen wollte und zwar in Gesellschaft meiner höchst scharfsinnigen Frau Gemahlin?“

„Das ist freilich wahr, Hänschen!“ rief Madame erheitert.

„Noch dazu wird die Gräfin mit ihrer Kammerfrau nur bis zum Stifte Ganterstheim fahren —.“

„So? Bis nach Ganterstheim nur? Warum hast Du mir denn das nicht gleich mitgetheilt?“

„Liest Du mich denn zu Worte kommen? Fielst Du denn nicht wie eine Hyäne über mich her, weil ich Dich für meine Schwester auszugeben für nöthig fand?“

„Hänschen, ich war wahrhaft nicht gescheidt, aber der Conciliani trägt die Schuld. Er hatte mich wüthend eifersüchtig gemacht!“ Sie legte die Arme um seinen Hals.

„Ich bin viel besser als Du,“ entgegnete er schmollend ihrem Kusse ausweichend. „Ich vertraue Dir unbedingt, obwohl mich alle meine Freunde darauf aufmerksam machen, daß Dir Signor Conciliani unverschämte huldigt.“ —

Madame Mara umschlang ihren Gatten fester und lachte ausgelassen.

„Nun, kleine Hexe, was lachst Du?“ fragte er mit weichem Tone.

Sie führte ihn mit rascher Wendung zum Spiegel. „Sieh mal da hinein! Und nun, mein schöner Jüngling, denke gefälligst an Signor Conciliani! Der Vergleich ist das beste Medicament gegen jede Eifersucht!“

Herr Johann Mara lächelte siegesgewiß und ein sehr zärtlicher Kuß besiegelte heute wie immer den kleinen Streit, den das erwachende Mißtrauen der schwer getäuschten Gattin angefaßt hatte.

Das versöhnte Paar setzte sich zum Kaffeetisch und verzehrte in voller Friedlichkeit das Frühstück. Nach einiger Ueberlegung übergab dann Madame Mara ihrem Manne die ausgebehnteste Vollmacht, ganz nach seinem Ermessen die Schritte zur Flucht in Gemeinschaft mit der unbekanntem Gräfin zu thun, und sie fand die Gründe zur Verheimlichung ihres ehelichen Verhältnisses jetzt, nachdem sie durch die lebenswürdige Schauspielerei ihres Mannes von Neuem bethört worden war, sehr richtig. Es wurde also beschlossen, daß in drei Tagen ganz zufällig eine Extrapost nahe dem Brandenburger Thore halten, daß zuerst in diese Extrapost Herr Mara als Baron Schmebling einsteigen und sich im Fond des dicht verschlossenen Wagens verborgen halten solle. Danach sollte die Gräfin mit ihrer Kammerfrau spazierengehend die Allee hinabkommen, sich ebenfalls einsetzen und der Wagen nun bis vor's Thor fahren, natürlich unter fröhlichen unverdächtigen Signalen des Postillons. Madame Mara wollte am Wege sein und

in den Wagen schlüpfen, so wie sie sich unbemerkt vor Lauscherangen sah. Die Stunde der Flucht war vorläufig um sechs Uhr Abends bestimmt. Mara glaubte diese Zeit am zweckmäßigsten, weil er dann in Prinz Heinrichs Palais vermuthet würde und seine Gattin im Theater. Für den Hauswirth konnte mithin nichts Auffallendes darin liegen, daß sie Beide das Haus verließen, eben so wenig für ihre Bedienung, die ebenfalls zur Sicherheit getäuscht werden mußte.

Als Alles verabredet war und Madame Mara sich in ihr Ankleidezimmer begeben wollte, brach endlich der helle Jubel des Triumphes die letzten Fesseln des Verdrußes, den Madame in Folge gutgemeinter Warnungen in ihrer Seele gefühlt hatte. Sie vertraute ihrem Hans Hänschen wieder und gab ihrem Entzücken leidenschaftliche Worte. Sie begriff gar nicht, wie sie nur Alles das ertragen hätte, was die tyrannische Majestät von Preußen über sie verhängte. War es nicht unerhört, eine Sängerin, die Königin der freien göttlichen Kunst, unter den Corporalstock königlicher Gewalt zu bringen? Ihre Künstlerlehre verlangte, daß sie Schritte thue, um gewaltsam die Bande der contractlichen Verpflichtungen zu brechen! Ja, sie gab zu, daß sie sich durch ihre Flucht um eine sichere Lebensstellung brachte, allein stand ihr, der gefeierten unübertroffenen Künstlerin nicht, die große weite schöne Welt offen, in der sie Vorbeern sammeln und Gold anhäufen konnte, mehr als sie jemals verbrauchen würde?

Jubelnd, singend, trillernd vor Lust ob ihres Sieges über den alten barbarischen König, der ihr die Flügel beschnitten, der sie gedemüthigt, ihren Eigenswillen gebrochen hatte, tanzte und hüpfte sie im Zimmer umher ohne genau die Vorschriften der Anmuth und Grazie zu berücksichtigen und verließ dann das Gemach mit lautem unmusikalischem Gelächter.

Kaum hatte sie die Thür hinter sich ins Schloß geworfen, so zog Mara, mit sichtbarem Spotte hinterhersehend, ein Blatt Papier aus der Tasche, nahm ein kleines rothes Schleichen heraus und drückte es inbrünstig, der damaligen sentimentalen Mode gemäß, an Herz, Auge und Lippe. Dabei flüsterte er die inhaltschweren Worte „Retten Sie mich“ so leidenschaftlich, wie ein blasirter, neu entflammter Mann sie nur betonen kann und legte dann beides, Papier und Schleife, wieder zusammen um es sorgfältig zu verbergen. Er glaubte es besser zu wissen, weshalb die junge schöne Gräfin der verhassten Heirath mit dem stattlichen, aber allzuernsten Grafen Hartenburg zu

entfliehen trachtete. Er glaubte auch nicht daran, daß es Hildegards Ernst sei in Stift Ganterstheim einzulehren. Er sah sich schon im Besitze dieses reizenden Kindes, er sah dasselbe abhängig von seinem Willen, von seinen Leidenschaften, er speculirte schon auf den spätern Reichthum der kleinen verliebten Person — und während er sich so gemeinen, eigennütigen und frivolen Träumen hingab, erhob ihn Gräfin Hildegard in aller Einfalt ihres unschuldigen sorglosen Wesens zu ihrem Freunde, zu ihrem Beschützer und zu ihrem Rathgeber auf dem schwierigen schmalen Lebenswege, den sie auf der Höhe ihrer Lebensstellung zu wählen hatte.

Nachdem Gräfin Hildegard im Eifer der Unbesonnenheit ihre Flucht aus dem Hause ihres Vormundes angeregt hatte, überließ sie sich willenlos den Anordnungen ihrer treuen Kammerfrau. Leider war diese eben so stark über die Persönlichkeit des Mannes verblendet, der ihren Weg seit den wenigen Wochen ihres Hierseins in der Residenz immer als hilfreicher Engel durchkreuzt hatte, wie ihre Gebieterin. Bei dem ersten Ausgange, den sie mit ihrer jungen Dame in Berlin unternommen, war dieser Baron Schmeuling ihnen mit seinem Regenschirme zu Hilfe gekommen, als sie unter einen Baum zu flüchten gezwungen waren, um sich vor dem plötzlich herabstürzenden Regen zu schützen. Dann hatte er sich eines Tages muthig vor die Pferde geworfen, um sie mit starker Hand zum Stehen zu zwingen, als die feurigen Thiere, von einem Trompetensignal erschreckt, Miene machten durchzugehen. Und im Theater beim ersten Feuerlärm war er als rettender Genius erschienen, hatte Gräfin Hildegard mit ritterlichem *Savoir vivre* durch das furchtbare Gedränge geleitet und sie wohlbehalten an der Schwelle des Hartenburgschen Hôtels abgeliefert, ohne einen andern Dank anzunehmen, als den leisen flüchtigen Händedruck des unschuldigen Landfräuleins aus dem Ganterstheimer Stifte. Freilich, daß die böse Welt ganz absonderlich über den Feuerlärm im Theater standalisirte und daß der härtige Kutscher des Grafen Hartenburg ingrinnig schwur, dem vorlauten Fant, der sich ohne Nutz und Frommen das Vergnügen gemacht, seinen tüchtig geschulten Rossen in die Zügel zu greifen, bei nächster Gelegenheit die Peitsche fühlen zu lassen, davon erfuhr die treue Kerstin nicht ein Wort. Sie hatte mit dem Baron Schmeuling noch einige Conferenzen über die beabsichtigte Reise nach Ganterstheim und als der junge Herr ihr beifällig den Vorschlag machte, seine Schwester, die

Wittve eines Offiziers, zur Begleitung zu engagiren, da machte sie nicht die geringsten Einwendungen. — So standen die Sachen und es blieben nur noch einige wenige Tage in Geduld zu verleben, um die arme Gräfin auf immer aus ihren drückenden Verhältnissen zu befreien.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Tirolische Arabesken.) Unter diesem Titel enthalten „die Stimmen der Zeit“ Nr. 13. (Leipzig, Winterische Buchhandlung) einen sehr unterhaltenden und belehrenden Artikel, dem wir Folgendes entnehmen: Bei den Städtern erhielt sich der Gebrauch des „Verlobens“, worunter man das Gelübde versteht, im Falle des günstigen Gelingen eines Vorhabens, einer wichtigen Arbeit, der Genesung eines schwer erkrankten Familiengliedes u. dergl., zu Fuße zu diesem oder jenem Gnadenbilde zu pilgern und dort ein Opfer zu bringen. Zuweilen „verlobt man sich“ auch aus anderen minder wichtigen Ursachen; ein der ultramontanen Partei angehörender höherer Beamter that es z. B. für die glückliche Beendigung seiner Grundentlastungsgeschäfte, eine ehrsame Bürgerfrau, weil es in ihrem Hause „umging“ und sie dadurch das Gespenst zu bannen hoffte, denn der Glaube an Gespenster ist im ganzen Lande stark verbreitet und dringt bei dem weiblichen Geschlechte bis in die höheren Stände hinaus. Man süßt häufig auf Personen, die von irgend einem selbst erlebten Spule zu erzählen wissen und sich weder durch Spott noch ernste Widerlegung in ihrer Ueberzeugung irre machen lassen. Sie haben zwar, wie sie selbst gestehen, nie Etwas gesehen, dafür aber Etwas gehört oder gefühlt, das nicht mit rechten Dingen zugehen konnte, worauf auch regelmäßig ein Unglücks- oder Todesfall folgte, und bleiben dabei, es hätte „gegeistert“.

Letzteres ist der Kunstausdruck, welcher zugleich als Brücke dienen kann, um uns auf das sprachliche Gebiet hinüber zu führen, wo zuerst die Eigenthümlichkeit zu bemerken ist, daß in Innsbruck Leute, welche sich zu den Gebildeten zählen, Diejenigen mit Hohn und Spott verfolgen, welche ihre Muttersprache rein zu sprechen suchen; ein widerlicher Charakterzug, der auch nur dem Städter angehört, den der Bauer nicht kennt, obwohl er bei Letzterem viel eher zu entschuldigen wäre. Der Innsbrucker Philister verlacht jeden hochdeutschen Satz und vergißt dabei, wie sehr der Fremde Lust hat, ihn mit seinem harten, rauhen Dialekte zu belächeln. Die tiefen Gutturale (ch und selbst k werden fast wie das spanische j gesprochen), die Aspiration aller in- und auslautenden Zischlaute, der Mangel jedes reinen a (welches in dem einzigen Worte *waschen* rein gesprochen wird) lassen die tiroler Mundart nicht eben lieblich klingen, zumal da sie im Munde des Städters ihre Eigenthümlichkeit fast ganz einbüßt. Mit der Grammatik wird es

nicht allzu genau genommen; wie Butter sind auch Luft und Organ in ganz Tirol männlich, und selbst die Qua-Gebildeten finden es „pötschet“ (einsältig), anders zu sprechen. Erschrickt eine Tirolerin, so ruft sie sicher: Jes ges! und noch nie stolperte oder versprach sich ein echter Sohn des Landes ohne das obligate: Oha, welches die Zuhörer eines Innsbrucker Professors in einer Stunde zuweilen zehn Mal zu hören bekommen. Will der Tiroler seine geringe Achtung gegen ein weibliches Wesen ausdrücken, so sagt er: Ich halt nicht (= Nichts auf Der“; einen bedauernswürthen Menschen nennt er einen armen Heiter (d. h. Häuter), launische, schwer verträgliche Leute Kessen, ein kleines Männchen einen „Fuhballen“, einen Dummkopf „Tolm“, welches Wort, wie das Salzburgerische „Fex“, auch für Cretin gebraucht wird. Von Schwächlingen heißt es, sie seien „g'reckel“, von einem Kranken, er „ferbe“, von einem Schwindsüchtigen, er habe die „Zehrung“. — Für Sprossen freier Liebe braucht der Tiroler den Ausdruck ledige Kinder, für Subalternbeamte die etwas zweideutige Benennung schlechte Beamte, für Mietkutscher das horrible Wort Kollissiner (vom italienischen nolo, Fracht, Miethe), dem sich die gleichfalls aus der schönen südlischen Nachbarsprache entlehnten und verdorbenen Worte: Maranten (italienisch merenda) für Abendbrot, Amprellu (italienisch ombrella) für Regenschirm — die fein Gebildeten sagen jedoch Regendach — und Blenten (italienisch polenta) für Haidekorn anschließen. — Die wadere tiroler Hausfrau von echtem Schrot und Korn ist stolz auf den Vorrath von „Mugem Tuch“ (seiner Leinwand) in ihren Kästen und ermahnt die Magd, das Haar ja recht fein zu spinnen, worunter der Flachs verstanden wird. Damit hängt allem Anscheine nach die allgemein übliche Bezeichnung der Angabe an ein aufzunehmendes Dienstmädchen zusammen, welche allgemein „die Haar“ genannt wird.

Reisende, welche des Idioms unkundig sind, könnten in Tirol leicht in den Wahn verfallen, sich unter den Menschenfressern zu befinden, denn die Tiroler verzehren sehr viel Schotten und Türken. Ersteres ist der landesübliche Ausdruck für Quark, letzteres die populäre Abkürzung für türkisch Korn, türkischen Mais, die tirolische Hauptfeldfrucht, deren häufiger Genuß die Leute „toll“ macht; was aber, wie wir zur Vermeidung von möglichen Mißverständnissen gleich bemerken wollen, kräftig, dick bedeutet. Es ist daher keine Beleidigung, sondern vielmehr eine Schmeichelei, wenn der Tiroler einer Dame sagt, sie sei eine „tolle“ Frau; denn in gewöhnliches Hochdeutsch übersezt heißt dies nichts Anderes als: Sie sind reizend gebaut. — Solche drollige Inversionen bestimmter hochdeutscher Wortbegriffe, welche den Fremden stutzig machen, giebt es noch mehr; wie mancher ward nicht tödtlich beleidigt, dem man gemüthlich versicherte, er hätte ein recht lächerliches Gesicht oder er sei ein wahrhaft gemeiner Herr, weil er nicht wußte, daß ersterer Ausdruck eine freundliche, lächelnde Miene, letzterer ein teuflisches herablassendes Benehmen bedeute.

Der Tiroler hat einen gesunden Appetit und liebt Abends eine tüchtige Schüssel voll „Greascht“ (identisch mit dem Freiburger Käseg'schrei) oder sonst etwas „Klappets“ (Uebergebliebenes), geht aber höchstens alle acht Tage „speisen“, denn dies Wort bedeutet im ganzen Lande den Empfang der Communion. — Statt jetzt oder gleich sagt der Tiroler gen, z. B. ich will's gen thun. Mit gehen hat dies häufig gebrauchte Wörtchen nichts gemein und wird damit zusammengestellt, so z. B.: Soll ich's gen sagen gehn? oder: Ich wer gen kirchen gehn (= in die Kirche gehen). — Schmecken bedeutet riechen, letzteres aber immer stinken; daher es für die tiroler Ultramontanen fatal ist, wenn man ihnen den Geruch der Frömmigkeit nachsagt. — Eine Tirolerin hat keine Liebchaft, sondern ein „Techtelmechtel“, für welches Wort wir keine anständige Erklärung wissen, und bricht das Verhältniß nicht, sondern schreibt es dem Geliebten ab. Von dem Worte schreiben wird auch allgemein bei Familiennamen Gebrauch gemacht, was zuweilen nicht recht passen will; so z. B. wenn man eine Amme, die ein Kind stillt, fragt, wie das Kleine heiße, und die Antwort erhält: Es schreibt sich N. N.

In Innsbruck wechselt man nicht die Wohnung, sondern man „plündert“. So bezeichnend dieser Ausdruck für das Verfahren sein mag, welches dort bei dem Transporte der Möbel beobachtet wird, die manchmal in der neuen Wohnung in einem Zustande ankommen, als ob sie zum Barrakadenbaue verwendet worden wären, so ist er doch für Denjenigen, der ihn zum ersten Male hört, nicht sehr erbaulich. Man denke sich z. B. die Besetzung einer jungen Frau, welche allein zu Hause ist und den Kunstausdruck nicht kennt, wenn sich ihr ein halbes Duzend stämmiger Kerle mit den Worten vorstellt: Mir sein da, um zu plündern! Sie wird im ersten Augenblicke so wenig das Richtige errathen als jener tirolische Justizbeamte, welcher, mit der Sprache des Landes nicht vertraut, einem Bauer beabsichtigten Mord imputirte, weil dieser sich geäußert, er wolle seinen Nebenbuhler „berschlagen“. Man mußte dem Manne des Gesetzes mit vieler Mühe begreiflich machen, daß „berschlagen“ durchbläuen bedeute und weiter nichts, worüber er sich fast eben so sehr verwunderte, als wir über die naive Antwort einer jungen reizenden Blondine, welche auf die Frage, wie viel Mädchen bei ihrer letzten Landpartie beisammen waren, entgegnete: Stucka zwölfe; oder über die Klage einer Baronin, es thäten ihr die Schinken weh. — Auch den Ausdruck Hirn für Stirn, welcher unter den unteren Volksklassen allgemein ist, kann man in besserer Gesellschaft zu hören bekommen; eben so ver zählen für erzählen, ausgeistern für sterben, Leiche für Begräbniß; bei dem Klange des Sterbeglöckchens sagt jeder Tiroler ohne Ausnahme: Es wird schon wieder Schidum geläutet; mit welcher gelehrte klingenden Redensart wir unsere Blumenlese schließen wollen.

(Goethe als Staatsmann.) Vor Kurzem hielt der Hofrath Schöll aus Weimar in Berlin eine Reihe von Vorträgen über Goethe's Wirken, Schaffen und Leben. In einem derselben

berührte er auch Goethe's Wirksamkeit als Staatsmann und gab hier interessante Andeutungen über die erste Periode, die der große Dichter in Weimar erlebte, die vielleicht auch für die Leser dieser Blätter von Interesse sein dürften. Bekanntlich trat Goethe 1776 in den geheimen Rath des Herzogs von Weimar, wurde drei Jahre später Geheimer Rath, 1782 Kammerpräsident, gab aber diese Stellung, nach weiterer dreijähriger Führung, während seines Aufenthaltes in Italien auf und behielt nur die Verwaltung der Kunst- und Bildungsanstalten in Weimar. Es ist nun oft die Frage aufgeworfen worden, was den Dichter und Staatsmann bewog, diesen einflussreichen Wirkungskreis so bald wieder aufzugeben. Sie hat verschiedene Beantwortungen veranlaßt, indem Einige der Ansicht waren, Goethe habe mit der Zeit gefühlt, daß seine staatsmännische Thätigkeit seinen Beruf als Dichter beeinträchtigte, wobei sie auf die geringe Ausbeute an Dichtungen hinweisen, welche jene zehnjährige Periode charakterisirt; während Andere wieder die Behauptung aufstellten, Goethe habe sich in seiner Thätigkeit als Staatsmann selbst nicht befriedigt gefühlt und daher nur eine lästige Fessel abgeworfen. Hofrath Schöll tritt diesen beiden Ansichten entgegen. Er giebt zwar zu, daß das poetische Schaffen des Dichters während der zehnjährigen Periode in Weimar bis zur italienischen Reise weniger in den Vordergrund getreten sei, denn die kleineren dramatischen Spiele aus dieser Zeit sind weniger drastisch, die epischen Werke bleiben unvollendet und andere bedeutende Schöpfungen, wie Tasso und Iphigenie, finden erst später ihren Abschluß; demungeachtet sei Goethe weder als Dichter schlagend, noch unfleißig in seinen Berufsgeschäften gewesen. Diese letzteren trugen im Gegentheil viel dazu bei, ihn als Poeten zu reifen; er sprach es selbst aus, daß er Alles der Wahrheit verbanke und er deutete zur Genüge an, daß das Eindringen in die praktischen Dinge seinen Trieb nach der Wahrheit gestärkt und seine Erkenntniß derselben nach den verschiedensten Seiten hin erweitert und gefördert habe. Dieses wichtige Ergebnis zeige sich selbst in Kleinigkeiten und man brauche z. B. nur die Verbesserungen der neuen Auflage des Werther mit der ältern Ausgabe des Buches zu vergleichen, um das Wachsthum des Dichters und den Uebergang vom hochbegabten Jüngling zum vollendeten Meister deutlich zu erkennen. Die Zeitgenossen weichen in ihren Urtheilen über den Dichter vielfach von einander ab. Während Einige gewisse Züge in Goethe's Benehmen auf den Druck der Geschäfte schoben, können Andere seine stets neu sprudelnde Geistes-Elasticität nicht genug bewundern. Goethe selbst äußert in seinen Tagebüchern und Correspondenzen seine volle Zufriedenheit mit seiner Lage; sie ist ihm erwünscht, trotz ihrer Beschwerden; er preist das Geschick, daß es ihn in so glückliche Verhältnisse geführt hat und meint, im Hinblick auf seine Berufsgeschäfte, daß die Selbstverlängerung ihre großen Vortheile habe und daß nur der herrschen dürfe, der sie zu üben wisse. Auch dafür liegen genügende Zeugnisse vor, daß Goethe der großen Aufgabe, die ihm der Herzog und er sich selbst gestellt hatte, vollkommen genügt. Beide wollten das kleine Land nach Maßgabe seiner Kräfte zur

höchsten Blüthe entwickeln und in den ersten Jahren arbeiteten Beide sich erfolgreich in die Hände, indem viele Anregungen von Goethe ausgingen, Anderes der Fürst unternahm und förderte. Während der Erstere im Interesse der Landescultur die Hebung der Bergwerksangelegenheit in Ilmenau ins Auge faßte, entwarf er auch mancherlei Pläne zu landwirthschaftlichen Verbesserungen; bald darauf übernahm er die Kriegscommission, namentlich die Recrutenaushebung, ein Jahr später auch die Inspection der Wegebauten und lernte dadurch Land und Leute immer genauer kennen. Viele Fehler in der bisherigen Verwaltung wurden ihm auf solche Weise anschaulich und die nächste Folge davon war, daß der Kammerpräsident von Kalb entlassen und Goethe mit der Präsidentenur betraut wurde, da der Fürst das höchste Vertrauen zu ihm hatte.

Wenn also der Dichter in seiner amtlichen Thätigkeit den Anforderungen, die sowohl er selbst an sich wie der Fürst an ihn stellte, vollkommen entsprach, wenn die Beschwerden derselben ihn keineswegs erschöpften, was ja schon daraus erhellt, daß eben damals die drei ersten Bände des Wilhelm Meister in den der poetischen Beschäftigung übrig bleibenden Stunden erfreulich wuchsen, was bewog ihn, diese amtliche Stellung so bald wieder aufzugeben? Herr Hofrath Schöll giebt zwei Punkte, die bestimmend darauf hinwirkten. Zuerst erkannte Goethe als eine Täuschung die Hoffnung, tüchtige Männer nach Weimar zu ziehen und mit ihnen eine freie Academie höherer Cultur zu bilden. Er mußte sich mehr und mehr überzeugen, daß die damalige Periode einem solchen Zwecke keineswegs günstig war, indem es zwar nicht an ausgezeichneten Männern fehlte, diese aber nicht den Trieb der Einigung besaßen, sondern in einer gewissermaßen aristokratischen Anarchie lebten. Der zweite Punkt, der vielleicht noch nachhaltiger wirkte, bestand in den Erfahrungen, die er in der Landesverwaltung machte. Bald nach seinem Eintritt in seine Stellung hatte er die große Zerplitterung der Administration, Jurisdiction und Herrschaft wahrgenommen; die Regierungsmaschine bewegte sich mit außerordentlicher Schwere, überall gab es zahlreiche Mitverwalter, so daß es für einen Einzelnen fast unmöglich schien, zweckmäßig durchzugreifen. Um zu einem erspriesslichen Ziele zu gelangen, stellte Goethe als Bedingung die Einhaltung eines bestimmten Systems auf. Hier ging er aber mit dem Fürsten auseinander, weil dieser sich nicht gern an Projectionslinien band. Mit der Zeit beschränkte der Herzog sich auch nicht mehr auf die Grenzen seines Landes, sondern verwandte Zeit, Aufmerksamkeit und Kräfte auf Anknüpfung und Pflege diplomatischer Beziehungen, trat in preussische Militärdienste, kurz es geschahen Dinge, die nicht in Goethe's Verwaltungssystem paßten. Solche Erfahrungen zeitigten seinen Entschluß, den er dann von Italien aus durchführte, in den der Herzog aber nur ungern willigte. Die vorliegenden Notizen, die wir in einem Referat der National-Zeitung über Schöll's Vorträge fanden, erschienen uns interessant und bezeichnend genug, um sie hier in unserer Weise kurz zusammenzustellen. (Vergl. übrigens meine Schrift: Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Leipzig, Keil. D. Neb.) —r.

(Die wilden Röttmänner.) Wenn man sich ein Bild von den Reden unserer Vorzeit machen will, darf man freilich nicht in die Städte gehen, nicht einmal das Land der Niederungen durchsuchen, denn hier wie dort hat die Civilisation das materielle Wachsthum der Menschen erdrückt und die riesige Körperkraft, die in vergangenen Jahrhunderten ihr Recht geltend machte, durch die entnervende Verfeinerung der Sitten und Genüsse erschlaft und verschwinden lassen. Nur in den einsamen Dörfern der Waldgebirge findet man noch hin und wieder einige Familien, welche die urwüchsige Gewalt früherer Menschenschlechter repräsentiren. B. Auerbach hat in seiner schon wiederholt als trefflich gerühmten Erzählung „Joseph im Schnee“ eine solche Familie von Niesen und Reden eingeflochten und läßt sie von der Pfarrerin des Orts ihrem Bruder also schildern. „Es sind große ungeschlachte Menschen, und sie thun sich was darauf zu gut, daß man auf viele Geschlechter zurück Ungeheuerlichkeiten von ihnen erzählt, und da sie reich sind, können sie noch immer dergleichen ausführen. Der Vater des jetzigen Röttmann soll eine so mächtige Stimme gehabt haben, daß ein Landjäger, den er anschrif, rücklings auf den Boden fiel. Sein Hauptvergnügen bestand darin, in den Wirthshäusern, wo er gegessen hatte, die zinnernen Teller zu Kugeln zusammen zu rollen. Der jetzige Röttmannsbauer soll beim Tanz immer ein Duzend der schweren eisernen Keile, mit denen man das Holz spaltet — sie nennen's hier zu Lande Speidel — in den langen Rocktaschen gehabt haben, damit ihm Alles ausweichen muß und er Raum genug zum Tanzen hat. Tanzen, das war seine höchste Lust; vier und zwanzig Stunden ohne Aufhören sich herumschwingen, war für ihn ein leichtes Spiel und in den Pausen wurde unaufhörlich getrunken, ein Schoppen nach dem andern. Um eben zu wissen, wie viel er getrunken und zu bezahlen habe, drehte er sich jedesmal mit großer Geschicklichkeit einen Knopf von seiner rothen Weste und zuletzt von seinem Rocke ab, und löste sie dann am Schlusse beim Wirth wieder ein. Der Alte mit der starken Stimme verbietet ihm einmal, daß er noch am Tage bei einer Hochzeit drüben in Wangern bleibe, er solle vielmehr eine Wiese drunten im Otterswanger Thale abmähen. Strenge Zucht unter sich haben die Röttmänner immer gehalten. Der gehorsame Sohn folgt also und tanzt die ganze Nacht. Am Morgen kommt der Starkstimmige auf die Wiese und hört Musik. Was ist das? Da mäht Einer und sieht so seltsam aus. Der Starkstimmige kommt näher. Richtig, der Sohn mäht wie befohlen, hat aber ein Tengel auf dem Rücken und in dem Tengel einen Geiger, der ihm beständig vorgeigen muß, und so mäht er Wiese auf Wiese ab, bis Alles darnieder und tanzt er mit seinem Geiger auf dem Rücken wieder hinüber nach Wangern zur Hochzeit. — Man sagt sonst im Sprüchwort: Alles kann gestohlen werden, nur kein Mähstein und kein glühend Eisen; aber der Speidel-Röttmann hat doch einmal einen Mähstein gestohlen, wenigstens bei Seite geschafft. Dem Heidenmüller zum Poffen wälzt er in einer

Nacht einen Mähstein den halben Berg hinauf. Der Speidel-Röttmann hatte zwei Söhne, Vinzenz und Adam; der ältere, Vinzenz, war weniger stark, aber tüchtig wie ein Luchs, und das hatte er von seiner Mutter, denn bössartig sind die Röttmänner nicht, nur ungeberdig wild. Vinzenz soll die Holzhauer geplagt haben wie ein wahrer Clavenhalter. Eines Tages wurde er von einem Baum erschlagen, sagt man, und der frühere Pfarrer behauptete es fest, die Holzhauer hätten das mit Absicht gethan. Seit jener Zeit ist die Röttmännin, die ohnedies nicht sehr liebevoller Natur war, zu einem völligen Drachen geworden, der gern die ganze Welt vergiftete. Den einzigen Sohn, der ihr geblieben ist, den Adam, behandelt sie wie ein Stiefkind; man sagt, sie schlage ihn noch wie einen kleinen Jungen und er lasse sich Alles gefallen, und doch hat er sich schon als ein ächter Röttmann bewiesen und sich einen stolzen Beinamen erworben, denn er heißt in der ganzen Gegend der „Gaul“. Er läßt einmal eben ein Pferd beschlagen, wie der Schmied von einem Breisgauer Bauern ein Pferd eintauschen will. Das Pferd ist an einen großen zweirädrigen Karren gespannt, der mit Erbsen beladen ist. Der Breisgauer sagt: Selch ein Pferd giebt's nicht mehr auf der Welt; das zieht, was drei Pferde ziehen. — „Hocho!“ schreit da Adam Röttmann, der daneben steht, und das mit der größten Stimme, daß der Breisgauer schier über den Haufen fällt und sich noch glücklich an sein Pferd anlehnt. „Hocho! Ich wette, daß ich den Wagen mitsammt den Erbsen in drei Tangaben bis zu dem Strom hinuntertrage. Ist der Handel richtig, wenn ich das fertig bringe?“ — „Es gilt!“, sagte der Breisgauer. Das Pferd wird abgespannt. Adam füllt die Erbsen in einen großen Bettüberzug und trägt sie richtig nach dem Strom; dann nimmt er das Wagengestell und trägt es ebenso und zuletzt nimmt er die zwei großen Räder, eins hüben, eins drüben, auf die Schulter und geht damit nach dem Strome. „Wer ist stärker? Dein Gaul oder ich?“ fragt er den Breisgauer. Und davon hat er den Namen Gaul. Die Art, wie der Speidel-Röttmann die Heldenthat seines Sohnes bekannt machte, zeigt ganz sein ruhmgieriges Wesen; denn eigentlich ist er kein böser Mann, nur ein Großthuer ersten Ranges. Am Tage nach der Gaulthat Adams war Jahrmart in der Stadt. Der Schmied von hier trifft den Speidel-Röttmann im Wirthshaus und erzählt ihm was vorgegangen. Da sagt der Speidel-Röttmann: „Erzähle mir's nicht hier. Ich zahle dir eine Flasche vom Besten, wenn du da auf die Straße hinunter gehst und mir die ganze Geschichte zum Fenster hinaustriffst. Und so geschah es auch. Der Speidel-Röttmann lag breit aus dem Fenster, wie der Schmied die Geschichte ausrief. Neulich noch, es ist freilich schon ein Paar Jahre her, hat der Adam einen Stier, der durch den Anblick des rothen Roystuchs eines Mädchens wild geworden war und auf dasselbe losstürzte; bei den Hörnern ergriffen und seinen Kopf so lange zur Erde gehalten, bis das Mädel vorbei war und andere Leute herbeikamen und ihn bändigen halfen.“

—r.

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Baron Schmeuling.

Novelle

von

Ernst Fricke.

(Fortsetzung.)

Da es im Menscheninne liegt, daß ein Uebel unglücklich an Pein verliert, wenn man das Ende davon absehen kann, so möchte die Veränderung erklärlich sein, die Hildegards Gemüthsstimmung während dieser Tage litt. Ihr Auge hob sich freier und ihr Mund fand die Kraft zu gehöriger Rede, wenn Graf Wolf bisweilen es der Mühe werth hielt sich ihrem Stuhlrahmen gegenüber zu placiren. Sie pflegte kurz zu antworten. Das klang freilich nicht anmuthig und liebenswürdig, aber es klang klug, so daß der Graf oftmal das sanfte Gesicht prüfte und dann darüber nachdachte, wie die liebliche Kindlichkeit mit dem festen, beinahe abweisenden Ausdruck ihrer Rede zu vereinbaren sei.

Hildegard fühlte das Prüfende seines Blickes. Es that ihr eher wohl als wehe, daß er sie mißtrauisch betrachtete und wenn er den schelmischen Blitz ihrer Augen hätte bemerken können, womit sie ihn jedes Mal nach der Beendigung ihres Gespräches begleitete, so würde er die Doppelseitigkeit ihres Wesens erkannt

und die Maske der kleinen Prüderie durchschaut haben.

Graf Wolf war aber viel zu sehr geistig beschäftigt, um Werth auf Weiberlaunen zu legen. Gräfin Hildegard war sein unbestrittenes Eigenthum und wurde von ihm weniger als der Engel seines Daseins, denn als der Firniß desselben betrachtet. Daß sie hübsch war wußte er jezt. Daß ein gewisses Wohlbehagen ihn durchschlich, wenn er sie vor sich sah, wenn er ihre kleine schmale Kinderhand faßte und festhielt, darüber freuete er sich und daß Hildegard sein Kommen und sein Gehen nicht gleichgiltig betrachtete, daß die Gluth schämigen Erröthens ihr Gesichtchen übersflog und die kleine Hand in seiner Hand mächtig zitterte und bebte, das war ihm lieb, ja vielleicht viel lieber als er es sich selbst eingestand.

Und Gräfin Hildegard? Nun sie zählte die Minuten bis zu ihrer Flucht wie ein Kind, das Weihnachtsfreuden ersehnt, sich aber vor dem Weihnachtsmann fürchtet. Mitten im freudigsten Gefühle ihrer Hoffnung auf Befreiung aus diesem verhassten Hause, erfaßte sie ein schmerzliches Bangen, eine leidenschaftliche Trauer, die sie bis zu Thränen bewegte. Sie floh eigentlich nur vor einem Gespenste, das von ihrer verletzten Eigenliebe geschaffen worden war. Man hatte sie als ein unwissendes Kind, als „une petite brebis“ hier behandelt, man war herablassend gegen sie verfahren, während sie zu dominiren gewohnt gewesen war. Konnte sie sich jemals heimlich bei den Leuten fühlen, die sie geistig nicht ebenbürtig fanden? Durfte

sie sich Bötisen gefallen lassen, die ihre Geistesbildung in Zweifel stellten? Zum Kampfe gegen die spöttischen Angriffe fühlte sie sich nicht gewandt und nicht stark genug, also blieb ihr nichts weiter übrig als durch ihre Flucht eine sehr verständliche Demonstration gegen Ueberhebungen zu wagen, die sie auf keinen Fall zu dulden gesonnen war. Eine eclatantere Opposition gegen den väterlichen Befehl gab es gar nicht. Das fühlte Comtesse Hildegard. Allein sie überschätzte in ihrer jugendlichen Unerfahrenheit die Macht ihrer Tante, die sie um Schutz ansehen wollte. Sie schritt mit Energie einer Handlung entgegen, die schonungslos denen, die sie herabgesetzt und geistig gepeinigt hatten, eine definitive Erklärung ihrer Abneigung gab. Sie berücksichtigte dabei nur das wohlthunende Gefühl sich offenkundig rächen zu können, indem sie eine gewisse Geisteskraft entwickelte, die ihr wahrscheinlich Niemand zugetrauet und die man ganz sicher nicht erwartet hatte.

Diese Voraussetzung färbte die Bilder ihrer Gedankenwelt und ließ eine freundige Erwartung in ihrer jungen Brust erstehen, allein was sie dabei schließlich beängstigte und bisweilen unsäglich traurig machte, das wußte sie selbst nicht zu erklären.

Die Tage des Harrens waren endlich dahin. Alles glückte. Im Hartenburgischen Hause hatte Niemand eine Ahnung davon, was im Cabinet der kleinen Comtesse Hildegard vorbereitet wurde. Der Zufall, dieser rettende Freund aller Bedrängten, führte es herbei, daß an dem zur Flucht bestimmten Tage eine Assemblée beim französischen Gesandten stattfand, von welcher Hildegard dispensirt wurde, weil sie den Mitgliedern des Königshauses noch nicht vorgestellt war.

Eine tiefe Ruhe herrschte in dem weiten Locale, das Graf Nikolaus mit seiner Familie bewohnte, als Comtesse Hildegard, einfach gekleidet und dicht verschleiert, auf die Thürschwelle ihres Gemaches trat, um es auf ewig zu verlassen.

Eine sonderbare Wehmuth überschattete plötzlich ihre Mienen, die noch eben in fast schadenfroher Lust geleuchtet hatten. Sie blieb stehen. Sie sah zurück. Waren es wirklich Thränen, die in ihren Augen perlten, als sie nachdenklich dann auf die Flügelthüren blickte, welche in das Familienzimmer führten?

Mit raschem Entschlusse eilte sie an der Kammerfrau vorüber, flog in das Zimmer hinein und warf sich tief athmend auf den Platz nieder, den sie bis dahin immer eingenommen hatte.

„Ob er mein gedenken wird?“ flüsterte sie trau-

rig. „Gewiß nicht! O ich bin so klein, so erbärmlich neben der schönen geistvollen Gräfin Barbara gewesen. — Nein, die stumme Waldbaube, wie er mich spottend genannt, wird durch nichts in seinem Gedächtnisse zurückgerufen werden! Warum versuchte ich es nicht mich geltend zu machen? Warum förderte ich das was ich gedacht nicht zu Tage, damit er sah wie wenig ich einer sanften ruhigen Taube gleiche? Vielleicht hätte er mich in Schutz genommen. — Es ist zu spät darüber nachzudenken. Es ist Alles vorbei! Ich muß fort!“ Sie erhob sich und verließ sehr langsam den Platz in der Fensternische, wo sie so manchen Tag gesessen und auf den Schritt des Grafen Wolf geharrt hatte. Sie fürchtete sich vor diesem Manne — sein sarkastisches Lächeln war ihr entsetzlich gewesen — die prüfende Kälte seines Blickes machte jedes Mal ihr Herz erstarren und dennoch trauerte sie, als sie, wie sie im kindischen Glauben annahm, auf ewig von ihm schied.

Leise glitt sie endlich die Treppe hinab von ihrer treuen Kersten gefolgt. Schnell durchschritten Beide im Dämmerlichte des hereinbrechenden Abends die Lindenalleen und sie näherten sich eben dem Wagen, der vor einem großen im Parterre mit prächtigen Silberladen versehenen Hause hielt, als sie einem Herrn begegneten, der sehr beeilt bei ihnen vorbeilief und sich mehrmals nach der ganz unverdächtig dastehenden Postkutsche umschaute.

Comtesse Hildegard beobachtete diesen Umstand nicht, wohl aber Frau Kersten, die ganz unwillkürlich einen leisen Schrei ausstieß und stehen blieb. Da sie jedoch sah, daß ihre junge Dame muthig vorwärts schritt, so folgte sie und begnügte sich nur damit, ihre Blicke immerfort recognoscirend um sich zu werfen. Es passirte nichts weiter, was Besorgniß erregen konnte.

Im Wagen selbst aber ward wieder eine jener kleinen Zwistscenen zwischen dem Ehepaare aufgeführt, die stets von der Eifersucht und dem momentanen Mißtrauen der Sängerin angefaßt wurden.

Herr Max hatte sich der festen Verabredung gemäß bereits im Fond des verschlossenen Wagens verborgen und er sah mit leidenschaftlicher Erwartung dem Augenblicke entgegen, wo die kleine reizende Gräfin dicht bei ihm Platz nehmen würde, als plötzlich die Wagenthür aufgerissen wurde. Tödlich erschrocken fuhr der glückliche Träumer empor. Das zornflammende Angesicht seiner theuren Ehegattin leuchtete ihm entgegen und gleich darauf saß sie selbst in höchst eigener Person an der Stelle, die er in seinen Phanta-

siegemäßen der kleinen reizenden Gräfin eingeräumt hatte.

„Um Gott, süßes Trautchen!“ flüsterte der Mann nach der Beseitigung seines ersten Schreckens. „Wirst Du verfolgt? Ist es verrathen?“

„Beruhige Dich, Schatz —“ entgegnete sie trocken. „Ich hatte nur keine Lust zur Rolle einer Betrogenen, deshalb siehst Du mich der gut eingerichteten Verabredung zuwider hier schon einsteigen.“

„Was in aller Welt ist Dir nur wieder in den Kopf gefahren?“

„Nichts weiter, als daß ein Wagen, einmal in Gang gebracht, fortfahren kann ohne mich aufzunehmen.“

„Höre, Kind, die Eifersucht macht Dich noch verrückt! Habe ich denn nöthig von Berlin zu fliehen oder hast Du es nöthig Dich heimlich zu absentiren? Mich läßt der König schon reisen, also brauchte ich doch wahrlich die Heimlichkeit nicht, konnte mich mit der Gräfin entfernen, wenn ich wollte. Was hätte ich aber davon gehabt?“

„Nun, die Gräfin Erxleben ist sehr reich und da sie weder Vater noch Mutter hat, so wäre der „Baron Schmeßling“ wohl im Stande gewesen sich mit seiner Schönheit und Schauspielerkunst ein Nestchen zu bauen. Genug — ich wollte Euch nicht allein durch's Thor fahren lassen — Punktum!“

Die Donna richtete ihr Gesicht zu ihrem Manne mit solchem Ausdrucke von Trotz und Verwegenheit empor, daß er eingeschüchtert still schwieg. Leider hatte sie die letzten Worte nicht mit der gehörigen Anmuth und Sanftmuth gesprochen. Von ihrem Eifer geleitet, vergaß sie die Vorsicht, die nöthig war, um einem Vorübergehenden das Gespräch nicht hörbar werden zu lassen. Nachdem der Schaden geschehen war schwieg sie freilich beharrlich genug und rückte sich stumm und entschlossen in der Ecke zurecht, die sie behaupten wollte. Sie brach ihr trotziges Schweigen auch nicht, als endlich Comteß Hildegard erschien und von ihrer Kammerfrau unterstützt den Wagen bestieg. Sie schwieg fort und fort, zog ihren Schleier eben so fest und dicht um das Gesicht wie Hildegard und beobachtete nur mit brennend eifersüchtigen Augen jede leise Bewegung der Personen, die sie im Verdachte eines strafbaren Einverständnisses hatte.

Es war von ihr wohlweislich so eingerichtet, daß ihr Mann ihr gegenüber saß und die Kammerfrau ihrer jungen Gebieterin, damit sie das geringste Zeichen von Vertraulichkeit überwachen konnte. In ihrer

zornigen Aufregung übersah sie ganz und gar die schüchterne Haltung eines Wesens, dem sie Intriguen aller Art anzudichten Lust genug verspürte. Die unheimliche Stimmung nahm nach und nach zu. Frau Kersten musterte verstohlen die stumme trotzigte Dame, welche sich kaum die Mühe genommen grüßend mit dem Kopfe zu nicken als ihre Gebieterin einstieg. Sie fand etwas Respectwidriges in ihrem ganzen Verhalten und sie fühlte das Verlangen in sich aufsteigen ihr das deutlich zu machen.

Ähnliche Gefühle durchkreuzten den Busen Hildegards. Der Mangel an Achtung trat deutlich hervor, als sie sich nach einem drückenden Schweigen endlich artig zu ihrer stummen Gefährtin wendete und eine Art Dank für die Geneigtheit aussprach sie begleiten zu wollen.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen,“ setzte sie verlegen und sehr sanft hinzu, als sie statt jeder Antwort nur einem starren Blicke begegnete, der die Falten des dichten Schleiers durchbohren zu sollen schien.

„Ach was da!“ murmelte Madame Mara, ärgerlich über den Wohlklang ihres Organs, der wie ein Zauber ihr musikalisches Ohr berührte. „Wenn es nicht meine eigenen Absichten befördert hätte, so würde ich mich den Kuckuck um Ihre Reise bekümmert haben.“

Herr Mara versuchte diese raue Antwort durch ein leises Lächeln und durch einige artige Worte zu mildern, aber er kam schön an. Seine innerlich vor Eifersucht glühende Gattin verbot ihm geradezu den Mund, indem sie spöttisch einwarf, daß Hans Hänschen nichts mitzureden habe, wenn sie mit der „allergnädigsten Gräfin“ spreche.

Eine drückende Stille trat nach diesem kleinen Dialoge ein. Comteß Hildegard meinte von einem wüsten Traume befangen zu sein und je dichter die Dämmerung um sie her wurde, je dunkler der Abend die Flur verhüllte, um so traumähnlicher erschien ihr die ganze Fahrt. Viertelmeile an Viertelmeile durchbrausete der Postzug das Land, die Residenz lag schon eine gute Strecke hinter ihnen, der Abend neigte sich zur Nacht und noch immer waltete die unheildrohende Stille im Wagen. Man schien zu schlafen. Allein das Erwachen erfolgte auf der Stelle, als plötzlich ein Geräusch, wie von galoppirenden Pferden an die Ohren der Reisenden schlug. Das Geräusch kam näher und endete mit einem sehr vernehmbaren: „Halt! — Im Namen des Königs — umgekehrt, Postillon!“ —

Ein Ruck des Wagens zeigte, daß der Postillon ohne Widerrede dem Befehle Folge leistete. Dann begann die schwankende Bewegung, in die ein Wagen beim Umnenden geräth. Gleich darauf setzten sich die Postpferde mit derselben Gleichmäßigkeit wie vorhin in Trab, um den Wagen, welchen sie bis hierher gefahren, wieder zurückzubefördern.

Zuerst lähmte der Schrecken die Sinne sämtlicher Insassen des Wagens. Dann aber schärften sie Alle die Augen und Ohren um zu ergründen, was eigentlich draußen im Dunkel der Nacht vorgehe. Man sah und hörte nichts weiter. Mit dumpfem Gepolter rollte die Kutsche ihres Weges, ob zurück nach Berlin, ob vorwärts in die weite Welt, keiner von ihnen konnte es genau sagen.

„Was war das?“ fragte die Comtesse ganz leise.

„Ein Nachtstück von Corregio,“ entgegnete Madame hämisch. „Jetzt wandeln wir im Schatten, es wird aber schon Licht werden! Gedulden Sie sich nur ein klein wenig!“

„Hören Sie, gnädigste Comtesse?“ flüsterte die Kammerfrau beklommen. „Es sind Pferde hinter uns.“

„Besorgen Sie nichts!“ tröstete Herr Mara, „Ihnen wird nichts geschehen.“

„Was ist zu fürchten?“ fragte Hildegard. „Was wollen die Reiter bei unserm Wagen?“

„Sie sind sehr unschuldig, Gnädigste,“ meinte Madame spöttisch. „Ohne Garde und Dragoner thut's der Tyrann von Preußen nicht. Lebend oder todt, das ist ihm egal, wenn er seinen Kopf aufsetzt. Warten wir ab, was aus diesem Spectakel wird und grämen wir uns nicht eher als es noth thut!“

Comtesse Hildegard, sehr unangenehm von der plumpen Manier, womit sie abgefertigt wurde, berührt, hielt es für's Beste zu schweigen und das Ende dieser nächtlichen Tragödie mit Geduld zu erwarten. Sie bereuete ihre Flucht schon jetzt gründlich. Was sie in dieser kurzen Spanne Zeit von zwei Stunden erlebt hatte, das überstieg die Erfahrungen im Hause ihres Vormundes so bedeutend, daß ihre Neue ganz erklärlich war. Es währte nicht lange, so fuhren sie wieder gestreckten Trabes in die Hauptstadt ein. Kein Wort störte die tiefe Stille im Wagen, obwohl die Herzen der Reisenden mannichfach bewegt sein mochten.

Jetzt beim Scheine der Lampen und Lichter überfahen sie ihre Escorte. Sie bestand aus einem Offi-

zier und acht Dragonern, die sich dicht hinter dem Wagen hielten.

Frau Kersten erkannte in dem Offizier denselben Cavalier, den sie kürzlich beim Geburtstagsfeste ihrer jungen Gebieterin abzuweisen gezwungen gewesen war. Sie fand also ihre Befürchtungen bestätigt. Man hatte die Flucht ihrer Gebieterin entdeckt und Herr Leo von Noltendorf, als dienstfertiger Freund, war ihnen nachgesetzt.

Unterdessen rollte der Wagen immer vorwärts. Er verließ sehr bald die Linden und bog in eine Nebenstraße ein. Dort polterte er langsamer noch einige Minuten entlang und hielt dann vor einem anständigen Bürgerhause.

„Abgefessen!“ commandirte der Offizier, bevor sich irgend Jemand im Wagen regen und bewegen konnte.

„Nicht im Hausflur!“ befahl der Offizier weiter. Der Hauswirth beeilte sich unterthänig dem Befehle zu gehorchen. Nachdem der junge Edelmann mit leiser Stimme zweien der Soldaten eine Ordre ertheilt, ritten diese schleunigst davon und er selbst trat an den Wagenschlag.

„Wollen Sie gefälligst aussteigen,“ sprach er ernst und mit wahrer Amtsmiene, „und sich sofort in Ihre Wohnung hinaufbemühen, meine Herrschaften? Ich habe den Befehl Ihnen anzukündigen, daß Sie diese Wohnung nicht eher verlassen dürfen bis weitere Ordres von Sr. Majestät eintreffen. Sie haben sich selbst die Schuld beizumessen, daß man also scharf mit Ihnen verfährt.“

Madame Mara verließ kalt, trotzig und stumm ihren Platz, schwang sich leicht aus dem Wagen und eilte flüchtigen Schrittes den Hausflur entlang und die erleuchteten Treppen hinauf, ohne sich umzusehen, und ohne sich nur im Mindesten um ihre Reisegefährtin zu bekümmern.

Herr Mara verließ gleichfalls den Wagen sehr schnell, machte jedoch Miene seiner jungen Reisegefährtin hilfreich beim Aussteigen zu sein.

Herr von Noltendorf wies ihn ziemlich barsch an, sich schleunigst hinauf zu begeben, da er nicht Zeit habe seine Courtoisien gegen Damen zu bewundern.

So wie Herr Mara verschwunden war, trat der Lieutenant höflich zum Wagenschlag, änderte den Ausdruck seiner Stimme und sagte mit dem leichten Tone der Gutmüthigkeit:

„Wen haben wir denn nun noch im Wagen? Laßt 'mal sehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Briefe von Heinrich Heine) hat Friedr. Steinmann (Amsterdam, Gebr. Binger, bis jetzt 2 Bände) herausgegeben. Sie geben ein treues Bild des berühmten Dichters mit allen seinen guten und schlechten Eigenschaften. Einige Proben, die wir ihnen entnehmen, um sie zu empfehlen, werden dies beweisen. In einem Briefe (Berlin, 28. März 1822) schildert er humoristisch die damaligen „Freischützleiden“:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder!“ — Ich muß Ihnen daher zunächst sagen, was man in Berlin singt. — Haben Sie noch nicht Weber's Freischütz gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper den „Jungfernkranz“ gehört? Nein? O Sie glücklicher Mann! Geht man vom Hallischen nach dem Dranienburger Thore, vom Brandenburger nach dem Königsthore, ja selbst vom Unterbaum nach dem Köpnicerthore, hört man jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder, den „Jungfernkranz!“ —

Bin ich mit guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn schon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz“ zwitschernd, meinem Fenster vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin steht auf mit ihrem „Jungfernkranz“. Ich höre meinen Barbier „den Jungfernkranz“ die Treppe hinaufsingend. Die kleine Bäckerin kommt „mit Lavendel, Myrt' und Thymian“. So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hause und werfe mich mit meinem Kerzer in eine Droschke. Gut, daß ich durch das Rädergerassel nichts singen höre. Bei — li steig' ich ab. Ist's Fräulein zu sprechen? Der Diener läuft. Ja. Die Thür fliegt auf. Die Holde sitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem süßen:

„Wo bleibt der schmucke Freierrmann,
Ich kann ihn kaum erwarten.“

Sie singen wie ein Engel! ruf ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen“, lispelt die Gütige, und sie windet wieder ihren Jungfernkranz, und windet, und windet, bis ich mich selbst vor unsäglichen Qualen wie ein Wurm winde, bis ich vor Seelenangst ausrufe: Hilf Samiel! Und Samiel hilft. Die bestürzte Donna hält plötzlich inne mit dem radernden Gesange, und lispelt: Was fehlt Ihnen? „Es ist pures Entzücken“, ächze ich mit forcirtem Lächeln. Sie sind krank, lispelt sie, gehen Sie nach dem Thiergarten, genießen Sie das schöne Wetter und beschauen Sie die schöne Welt. Ich greife nach Hut und Stock, küsse der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen schmachttenden Passionsblick zu, stürze zur Thür hinaus, steige wieder in die erste beste Droschke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich steige aus und laufe hinein in den Thiergarten. — Da erklingen plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine Altweiberstimme quäht: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w.“ Und nun verläßt mich das vermaledeite Lied den ganzen Tag nicht. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei

Tisch sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Defect vorgebudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der Jungfernkranz von einem Lahmen abgeorgelt, dort wird er von einem Blinden heruntergesidelt. Am Abend geht der Spul erst recht los. Das ist ein Flöten, und ein Gröhlen, und ein Fistuliren, und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminirten Studenten oder Fähndrich zur Abwechslung in das Gesumme hineingebrüllt, aber der Jungfernkranz ist permanent; wenn der Eine ihn beendet hat, fängt ihn der Andere wieder von vorn an; aus allen Häusern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen, ja, ich glaube fast, die Hunde auf der Straße bellen ihn. Wie ein zu Tod gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schoß der Geliebten; sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar, lispelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir und deine Larvise wird dich ohch immer jubt sint“, und sie streichelt und hältichelt so lange, bis sie glaubt, daß ich am Einschlummern sei, und sie ergreift leise „die Katharre“ und spielt und singt „die Kravatte“ aus Tankred: „Nach so viel Leiden“, und ich ruhe aus nach so viel Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltsam aus meinen Träumen, und die Unglückselige singt: „Wir winden dir den Jungfernkranz“. — In wahn-sinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben.

— Im Jahre 1821 berichtete er über sein Trauerspiel Ratscliff, das er damals schrieb:

An Grauenhaftem fehlt's nicht darin; wir leben ja in der Zeit der „Februar“, der „Schuld“ und „Ahnfrau“. Von dieser dramatischen Kinderkrankheit der Gegenwart ist nun auch mein Ratscliff — so ist der Name meines Drama — in der Geburt schon befallen, und wenn er einst die Wände der deutschen Theater beschreien wird, wird's dem weiblichen Bühnenpublikum nicht an Gänsehaut und Thränen fehlen. William Ratscliff wird durch Marys böhnische Zurückweisung seiner heißen innigen Liebe zu ihr zum Verworfenen.

„Und höchnisch knigend sprach sie frostig: Nein!“

Eltern- und lieblos sucht er die Qual seines Herzens im Gewühle Londons, der Weltstadt, zu übertäuben:

Schlecht, schlecht gelang mir der Betäubungsplan.
Portwein, Champagner, Alles wollt' nicht fruchten:
Nach jedem Glase ward mein Herz betrübter.
Blondinen und Bräunnetten, keine konnte
Forttäubeln und fortlächeln meinen Schmerz,
Sogar beim Pharo fand ich keine Ruh',
Marys Aug' schwamm an dem grünen Tische,

Marias Hand bog mir die Parolis,
 Und in dem Bild der edigen Coeurdame
 Sah ich Marias himmelschönen Buge!
 Maria wars, kein dünnes Kartenblatt;
 Maria wars, ich fühlte ihren Athem;
 Sie winkte: ja! sie nickte: ja! — Va banque!
 Zum Teufel war mein Geld — die Liebe blieb.

Er wird Räuber, treibt in England sein Wesen, dennoch
 zieht's ihn fort wieder nach Schottland. Da er unter fürchter-
 lichen Flüssen den Schwur bei sich besiegelt hat:

Von dieser Hand soll fallen der Verweg'ne,
 Der's wagt, Marien bräutlich zu umfassen,

erlegt er im Zweikampf nacheinander zwei ihrer vom Vater ihr
 zugeführten Bräutigame, und überbringt jedes Mal in der
 Brautnacht der des Bräutigams harrenden Braut den Verlo-
 bungsring. Das Drama beginnt, als der Priester Mariens
 Hand mit der des Grafen Douglas, ihres dritten Bräutigams,
 verbunden hat. Katcliffe fordert auch ihn zum Duell, aber
 das Glück verläßt ihn dies Mal und Douglas schlägt ihn das
 Schwert aus der Hand. Katcliffe, geistig vernichtet, stürzt in
 das Schloß; in Marien, entsetzt ihn verwundet zu sehen, er-
 wacht die alte Liebe. Er dringt in sie, mit ihm zu fliehen;
 sie dringt in ihn, vor Douglas zu fliehen; da erwach-
 sen Wahnsinn und Wuth in Katcliffe; er eilt mit ihr
 vor dem nahenden Vater und Bräutigam ins Brautgemach,
 erschüt die Braut und erschießt sich. Das ist das Gerippe der
 Handlung des Stückes, sich, allen Colorits entkleidet, Dir vor-
 stellend. Nimm nunmehr den Tizians- und Höllenbreughels-
 Pinsel Deiner Phantasie zur Hand und schmiere, streiche und
 klebte ein Paar Duzend Paletten voll Farben darauf vom
 blendendsten Höllefeuerroth bis zum dunkelsten Schnupsta-
 balsaubraun, so steht Deines Freundes neuestes Drama Dir vor
 Aug' und Seele.

Der altschottische Balladenton:

Mein Sohn, was ist dein Schwert so roth? —
 „Ich hab' geschlagen mein Liebchen todt.“

schwirrt wie Eulenfluggrauschen durch das Ganze, accompagnirt
 von den Aeolsharfenlauten der Liebe.

— Einen eigenthümlichen Eindruck macht ein Brief an den
 berühmten Operateur Diefenbach, den Heine am 6. Jan. 1850
 schrieb, ohne zu wissen, daß D. schon 1847 gestorben war:

Mein lieber Diefenbach! Ich schreibe diese Zeilen an Dich,
 ohne daß eine Thier- oder Menschenseele etwas davon weiß.
 Als Du im Jahre 1820 zu Bonn unseres Speisephilisters Troost
 ganzer siebentöpfigen und siebenschwänzigen jungen Hundebrot
 die Schwänze wegoperirtest und die Schwanzfragmente mit
 blutstillenden Pflastern belegtest, da galt mir diese Sieben-
 schwanzoperation für ein Zeichen Deiner gegenwärtigen Messer-
 und Sägevirtuosität. Und das ermutigt mich zu diesen Zei-
 len an Dich.

Ob ich Deine Adresse richtig getroffen oder ob aus dem
 simplen Professor ein wirklicher geheimer Ober-Medicinalrath
 mittlerweile erwachsen ist, weiß ich seit meiner langen Entfer-
 nung aus Deutschland nicht. Es läßt sich indeß die Rathsme-

tamorphose auch bei Dir annehmen; denn als ich zum letzten
 Male in Berlin war — und das ist schon lange her — waren
 alle meine alten Residenzbekanntnen bereits nagelneue Rätze ge-
 worden. Also an Dich, Geheimer Rath, schreibe ich!

Vielleicht hast Du auf einer Deiner ärztlichen Morgenbe-
 suchsfahrten durch Berlin, wo Du die Zeitungen zu durchblät-
 tern pflegst, gelesen, daß ich seit Jahren krank bin. Der liebe
 Herrgott scheint mit dem menschlichen Nervensystem bis dahin
 nicht aufs Reine gekommen zu sein und deshalb mit meinen
 absonderlich zähen Nerven Versuche zu machen, wie ihr Aerzte
 mit Hunden, Fröschen und dergleichen Geschöpfen der Erde ex-
 perimentirt. Da ist denn vor einigen Tagen der Gedanke in
 mir aufgelebt und läßt mir eben so wenig wie meine Nerven
 bei Tag und Nacht Ruhe: ob Du mir nicht durch einige tüch-
 tige Schnitte Deines gelübten Operirmessers das ganze Nerven-
 gewächs mit allen seinen Aesten und Zweigen exstirpiren könntest,
 um mir einige — und schlimmsten Falles, was man eine
 verunglückte Operation zu nennen pflegt — ewige Ruhe zu
 verschaffen. Zwar hat mein tüchtiger Hausarzt, Dr. Gruby,
 mir durch drastische Mittel zum Gebrauch des Augenlichtes und
 meiner Hände verholfen, aber — auf die Beine bringt er mich
 nie und nimmer wieder. Mein Cadaver wird zudem von Tag
 zu Tage ätherischer, engelhafter; denke dabei aber an einen
 pausbädigen kleinen Engeljungen, wie ihn die Kirchenmaler auf
 ihren Altarbildern, die Posaunen vor dem Munde, portraittiren.
 Ich brauche Dir nur zu sagen, daß ich im Jahre 1847 in Folge
 eines Schlaganfalls erkrankte, im Mai 1848 zum letzten Male
 bis zum Louvre spazierte und seitdem das Stubenhochermetier
 mit Eifer getrieben habe. Das wird genügen, Dir von mei-
 nem engelhaften Air den gehörigen Begriff beizubringen.

Die Weltgeschichte meiner Körperleiden habe ich, meinem
 Schreiber dictirend, den beikommenden Bogen anvertraut; mein
 Geist ist noch so jugendlich, frisch und behende, als hätte meine
 Seele — Du weißt von Bonn her, daß ich mit Intervallen
 an die Seelenwanderung glaube — so eben ihr erstes Wander-
 stadium zurückgelegt, und wäre aus einem Kranich in eine Nach-
 tigall übergegangen; mein Humor ist nicht Humor geworden,
 er sprudelt und gährt und zischt und perlt wie Champagner
 und statt daß mich meine Freunde, die an meinem Matragen-
 lager sitzen, erheitern, laß ich die Pfropsen knallen.

Wo mich aber der Schuh drückt und das Elend in
 mir horstet, wirst Du erfahren, wenn Du meine Krankheitsge-
 schichte gelesen hast und mir dann offen und aufrichtig als kun-
 digen alter Freund sagen, ob Dir Aehnliches in Deiner reichen
 klinischen Praxis vorgekommen und wie eventuell der Verlauf
 gewesen ist.

Hast Du doch dem lebenden Todtenkopfe jener polnischen
 Gräfin ein einigermaßen erträgliches Aeußere wiedergegeben,
 vielleicht, daß Du mir meine Existenz erträglicher machst; auf
 die Dauer verzweifelt auch eine Prometheusnatur bei dem ewi-
 gen Hacken und Zerren des Oeierschnabels, der seine Leber zer-
 fleischt, so daß sie nicht einmal zu einer Leberpaste mehr hin-
 reicht, wenn die meinige eine Straßburgerin wäre &c. —

(Die Königin Elisabeth von England und die spanische Armada.) Die neuere Geschichtsforschung zeichnet sich dadurch von der frühern aus, daß sie nicht mehr die bekannten Autoritäten blindlings benützt und darnach ihr Urtheil über Personen und Zeiten abmisst, sondern die zugänglicher gewordenen archivalischen Schätze studirt und dadurch zu Ansichten gelangt, die den bisher üblichen geradezu entgegenstehen. Zu diesem Forscherkreise gehört auch der amerikanische Geschichtsschreiber Motley, der 1858 mit einer Geschichte der Erhebung der Niederlande auftrat und in seinem neuesten Werke die „Geschichte der vereinigten Niederlande vom Tode Wilhelms des Schweigensamen bis zur Synode von Dortrecht“ als Fortsetzung jenes ersten Werkes liefert. Interessant und neu sind seine Ansichten über die vielgepriesene und von den Engländern noch jetzt verehrte Königin Elisabeth. Unter den Fehlern, welche den politischen Ruhm dieser Königin verdunkelten, werden besonders Geiz, der bis an Geisteskrankheit streifte und eine Kurzsichtigkeit bei aller angeborenen Schlaueit und Ränkesucht, die fast an Geisteschwachheit grenzte, hervorgehoben. Besonders ist es die Theilnahme Elisabeths am niederländischen Freiheitskampfe und der Antheil, den sie an den Vorbereitungen zur Vereitelung der drohenden spanischen Invasion in England nahm, von Motley benutzt, um jene Vorwürfe zu bewahrheiten. Schon die Wahl ihres Lieblings Leicester, des unfähigsten Mannes in ihrer Umgebung, zum Anführer der britischen Hilfstruppen, den sie auch noch bewog, einen Theil der Kriegskosten aus seinem Beutel zu bestreiten, mag als ein politischer Fehlgriff angesehen werden; ihr Benehmen dem König Philipp von Spanien gegenüber ist aber mehr als das. Sie mußte wissen, daß die von ihr herbeigeführte Hinrichtung der schottischen Königin eine Kriegserklärung an die gesammte katholische Welt war; sie mußte es wissen, daß Philipp II. nach einer Universalmonarchie in Europa strebe und jene Herausforderung bereitwillig annahm und zu seinem Vortheil auszubenten suchte; sie mußte endlich auch wissen, daß nur ein glänzender Sieg über diesen Gegner ihre einzige Rettung sei. Statt dessen begann sie Friedensunterhandlungen mit Alexander Farnese in den Niederlanden. Motley beweist aber aus der Correspondenz Philipps II. mit diesem seinem Neffen, daß der Letztere der Urheber des Plans einer Invasion in England war und dem Könige ein Programm zur Ausführung derselben vorgelegt hatte, das Philipp getreulich befolgte. Es ist keine neue Erfindung unserer Zeit, diplomatische Noten zu schreiben, nur „um Staat damit zu machen.“ Auch Philipp kannte diese Geschäftsführung schon und während er Noten zur Fortführung der Friedensverhandlungen mit Elisabeth schreiben ließ, wurde im Stillen Alles gethan, was das geheime Werk fördern konnte. Als im Mai 1588 die beiderseitigen Bevollmächtigten sich am Strande von Ostende begegneten und den englischen Diplomaten ein glänzendes Diner gegeben wurde, fehlte Farnese dabei und während des Mahles stahen sich zwei Lakaien von der Tafel hinweg, um am Strande und längs der Stadtgräben Hasen zu jagen. Es war der Prinz von Parma selbst und ein spanischer Ingenieuroffizier,

welche unter jener Maske die Festungswerke recognoscirten, weil Alexander vor Begierde brannte, den Engländern das stark-befestigte Ostende zu entreißen.

Von allen Seiten kamen der Königin Elisabeth Warnungen und genaue Angaben über die großartigen Rüstungen Philipps zu. Sie wollte aber nicht daran glauben, weil sie ihr Geld lieber hatte als die Sicherheit ihres Landes. (So sagt Motley, vielleicht war es aber nur ein Beweis ihres Vertrauens auf ihre Flotte.) Als aber endlich auch Leicester ihr schrieb, daß der Prinz von Parma an Frieden gar nicht denke, meinte Elisabeth, es sei hinreichend, von König Philipp zu verlangen, er möge sein „ritterliches Wort“ versprechen, daß seine Rüstungen nicht gegen England gerichtet seien, dieselbe Elisabeth, die sich so gut zu verstellen wußte und also am besten über den Werth solcher Ehrenpänder urtheilen konnte. Farnese hatte als notwendige Bedingungen zum Gelingen seines Planes gegen England vom Könige verlangt: Geheimniß, Fortdauer der Unruhen in Frankreich und ein Abkommen mit den Niederlanden, um diese von einer Intervention zu Gunsten Englands abzuhalten. Die erste Bedingung, das Geheimniß, wurde um so besser erfüllt, als Farnese und Philipp die Correspondenz über die Armada allein führten und daher Elisabeth bis zum letzten Augenblicke darüber in Ungewißheit blieb. Auch die Unruhen in Frankreich wurden durch Philipp meisterhaft gesteigert, wie es denn im Allgemeinen ein auch durch die jüngsten Ereignisse unserer Zeit bestätigter Erfahrungssatz zu sein scheint, daß Despotismus und Demagogie Hand in Hand gehen, wenn es gilt bei dem Nachbar das mit liebender Hand zu pflegen, was man im eigenen Lande schonungslos zu unterdrücken weiß. Die dritte Bedingung aber, ein Einverständniß mit den Niederlanden herzustellen, ließ sich nicht erreichen und daran scheiterte denn endlich das ganze Unternehmen, nicht aber an der Widerstandskraft Englands. Die Invasion konnte, wie wir uns heut zu Tage auszudrücken pflegen, nicht localisirt werden. So wie die Nachricht von dem Tage der Pariser Barricaden Spanien erreichte, verließ die mächtige Armada den Tajo mit einer Landungsarmee von 30,000 Mann der besten spanischen Truppen. England war damals noch ganz unvorbereitet, denn die zwei großen Lager, welche die Königin schnelligst errichten ließ, besaßen ihre große Wehrkraft mehr auf dem Papiere als in Wirklichkeit, da Elisabeth ihre Schatzkammer schonte. Von dem Unglück, welches die spanische Flotte bald nach ihrem Auslaufen im biscayischen Meere ereilte, wurde das Unternehmen des Prinzen nur insofern betroffen, als dasselbe dadurch verzögert wurde. Seine Hauptstärke beruhte auf einer großen Anzahl flacher Boote und leichter Schiffe, die Farnese in Flandern ausrüsten ließ und welche die Landungstruppen tragen sollten. Sie aber konnten nicht auslaufen, weil die Niederländer auf der See kreuzten und die Küsten nicht aus den Augen ließen. Damit soll übrigens den kühnen Waffenthaten der englischen Kreuzer unter Hawkins, Drake, Winter, Frobisher, die am 7. August die große Flotille angriffen und bedeutend schwächten, keineswegs Ein-

trag gethan worden; aber die Furchtbarkeit des Gegners war schon vernichtet, als die Königin Elisabeth im Lager von Tilbury erschien und ihre bekannte Ansprache an ihre Truppen hielt. Ende August brach auf der Flotte ein sogenanntes Schiffsfieber aus, und die Heiden, welche die Armada besiegelt hatten, mußten entweder an Bord oder auf den Straßen der Hafenplätze elend umkommen, weil die Königin das Geld für Spitäler nicht bewilligte. —r.

(Briefe des jungen Börne noch einmal.) Ergötzlich sind darin die Klagen über den Aufenthalt in Halle, dessen kleinräthliche Gesinnung ihm sehr wenig behagt, wie seine komischen Schilderungen aus dem Hauswesen der spätern Oberberggräths Reil, bei dem er wohnte und dessen Führung er übergeben war. So macht er sich wiederholt über das Reilsche Ehepaar lustig. „Die Reilin,“ sagt er unterm 19. Juli 1803, „ist klein, schmal, winzig und man sieht es ihr an, daß sie einmal schön gewesen war. So weit ich sie bis jetzt kenne, ist sie sehr ungebildet. Sie mag eine recht gute Frau sein, ich könnte nicht sagen, daß ich sie nicht leiden kann, sie ist aber doch in meinen Augen — ein erbärmliches Ding.“ Ein andermal persifliert er die große Gelbliebe seiner Pfleger und weiß nicht, warum sein Vater 500 Thlr. jährlich an Reil bezahlt, da dieser doch sich gar nicht um ihn bekümmere. „In unserm Hause,“ heißt es von Reils an einer andern Stelle, „wird jetzt viel französisch gesprochen. Das klingt wie Holzsägen. Wenn man es mit der Zunge hören könnte, so müßte es schmecken wie Mehlsbrei von vorgestern. Ich spreche zwar selber schlecht; jenes aber ist so fleberig und saferig, daß es selbst mir im Ohre hängen bleibt und gar nicht herunter will. Meine arme Zungenspitze wird immer dafür bestraft für das, was Reil seine Zungenspitze vergeht, denn ich muß mir immer das Lachen bis zum Blute verbeißen, wenn ich ihn französisch sprechen höre“ etc. Ein nicht minder ergötzliches Bild entwirft er in einem andern Briefe von sich und seinen Umgebungen. „Wir Menschen treiben nichts, wir werden getrieben. Mir ist es diese Zeit her gegangen, wie gewöhnlich. Um 9 Uhr bin ich klüger als um 8, um 10 klüger als um 9 und um 11 Uhr lege ich mich zu Bette. Den andern Tag um 6 Uhr bin ich gerade so unweise, als ich es den vorigen Morgen um 6 Uhr war. Ich glaube, darum geht es mir schlimmer als Andern. Den Einen treibt Ehrgeiz, den Andern Wißbegierde, den die Liebe, jenen das Geld. Sie werden getrieben und gelangen zu etwas, zu Gutem oder Bösem, sie kommen doch weiter. Mich aber treibt Alles, Alles umringt mich und dringt auf mich ein. Ich werde getrieben, bleibe aber doch stehen, das lehrt Sie die Physik. Ich bin nun gerade jetzt sehr vergnügt; wenn das nicht wäre, könnte ich recht traurig sein. Sie würden oft lachen müssen, wenn Sie die Reil über mich urtheilen hörten. In vielen Dingen hat sie Recht, in solchen, die man sehen kann, das ist gar keine Kunst. B. B. wenn sie sagt, ich sei verschwenderisch, unordentlich, nicht fleißig genug. Sobald sie

sich aber in Dinge einläßt, die man nicht sehen kann, so kommt gar possirliches Zeug heraus. Ich habe sie schon hundert Mal in meinem Beisein sagen hören: der Louis ist ein entsetzlich phlegmatischer Mensch, ein Mensch ohne alle Leidenschaft und solche Dinge mehr. Ramsell Jain, die Gouvernante, wirft es mir als einen erbärmlichen Stolz vor, daß mir kein Mensch, besonders keine Dame gefallen wolle, wenn sie nicht schrecklich gelehrt sei. Auch hält man mich im ganzen Ernste für einen Lügner, weil ich zuweilen zur Unterhaltung den Kindern ein Geschichtchen erlogen und es mit einer wahren Miene erzählt habe. Auch hatte ich einmal gesagt, ich hätte einen Fisch gesehen, der wäre zehntausend Ellen lang gewesen. Was überhaupt das Halle für ein Klatschneß ist, davon können Sie sich gar keinen Begriff machen. Reisen Sie nur einmal durch und öffnen im Gasthof im Beisein des Marqueurs Ihren Geldbeutel und in 54 Minuten weiß es die ganze Stadt, daß Sie mit sich führen: 12 Friedrichsd'or, 299 Thlr. in Courant und 67 Thlr. 18 Gr. und 9 Pf. in Münze. Aber man braucht sich gar nichts darauf einzubilden, der Gegenstand ihrer Unterhaltung zu sein. Ich war anderthalb Tage in der Stadt und man wußte schon, Reils haben einen reichen Herrn bekommen, einen Juden (gewiß ist er getauft!), der hat am Thore dem Visteur 6 Groschen gegeben und er wird dem Magister Lange für jede Stunde 8 Gr. geben. Dem Conditior Schelling war ich ein Paar Thaler schuldig. Der Conditior Schelling sagt es dem Chirurgen Herschleben, Herschleben sagt es dem Dr. Rose, der Doctor vertraut es unserm Hausmädchen, der Hanne, die Hanne verplaudert es der Frau Oberberggräthin und endlich fragt mich die Reil, warum ich das gethan hätte. Den andern Tag gehe ich in den Ring, um eine Partie Billard zu spielen und da erzählt mir der französische maître Vivant, er habe es von Friedrichen gehört, ich sei Schelling 18 Thaler für Kuchen schuldig. Glauben Sie nicht, daß ich's übertreibe, ich sage noch zu wenig. Man klatscht immer noch davon, daß Reils, als sie in Berlin waren, er in der Sonne, sie im schwarzen Adler logirt haben, ja man will es gar nicht glauben, es ist gar nicht zu begreifen. Die Gastfreundschaft, die in Berlin in so hohem Maße herrscht, findet hier im Mindesten nicht statt. Man giebt zwar oft genug Schmausereien, aber da wird der nur eingeladen, bei dem man vorgestern zu Gaste war etc. Die Tochter geht alle vier Wochen einmal zum Abendessen, beim Papa, nota bene, wenn sie eingeladen ist. Aber die Leute wollen es nicht besser haben, und es ist ihnen nichts peinlicher als Jemandem für etwas verpflichtet zu sein“. Doch genug mit diesen Auszügen, in denen sich wie in allen Briefen schon der Humor oder der ironische Geist des spätern Börne bemerkbar machte. Interessant werden diese Mittheilungen besonders dadurch, daß der junge Börne auch fern von Berlin mit allen seinen Gedanken in der Erinnerung an Madame Herz wurzelte. Ihre Theilnahme zu erhalten, ihre Achtung zu gewinnen und sich zu bewahren, ist sein einziges Bestreben. —r.

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Baron Schmeuling.

Novelle

von

Ernst Frise.

(Fortsetzung.)

Wie von einem Blitzstrahle getroffen fuhr er zurück, als er das Gesicht der Kersten sah und im Hintergrunde eine nur allzuwohl bekannte Gestalt erblickte.

Seine Fassung kehrte aber sogleich zurück und er wußte was ihn oblag, um allen Glanz zu vermeiden.

„Allmächtiger Gott!“ sprach er vorwurfsvoll zu der Kammerfrau, indem er ihr beim Aussteigen half, „wie kommt Ihre Dame in die Gesellschaft dieser Leute? — Geschwind! Verlassen Sie den Wagen, Comtesse — das Publikum beginnt sich zu sammeln — der Berliner liebt nichts mehr als die Chronique scandaleuse der haute volée! Gehen Sie unverzüglich die Straße hinab — ich folge sogleich!“

Zitternd lehnte sich die junge Dame auf den Arm ihrer Kammerfrau, zog den Schleier noch dichter um sich und schritt, dem erhaltenen Rathe folgsam, durch die gaffende Menge, die von Minute zu Minute wuchs. Ein Dragoner machte Miene ihnen den Weg zu vertreten. Der Lieutenant schreckte ihn mit einer herrlichen Geberde zurück.

„Die gehen uns nichts an!“ sprach er kaltblütig. „Unsere Vögel sind dort oben glücklich wieder eingepaßt. Das war ein wilder Ritt, Cameraden. Hier, trinkt einmal. Mein Pferd wird nach Hause geführt und meinem Reitknecht zur Pflege übergeben. Zwei Mann bleiben hier als Wache bis auf königliche Contreordre. Die andern verfügen sich zur Wache, wohin ich auch kommen werde. Aufgepaßt!“ sagte er sich nochmals umwendend zu den Weibern, die Wache halten sollten. Nach diesen Worten sprang er die Stufen hinab und verschwand in derselben Richtung, die von der Gräfin Hildegard eingeschlagen worden war.

Er holte sie bald ein und bot der jungen Dame mit respectvoller Artigkeit den Arm.

„Nun erklären Sie mir vor allen Dingen, durch welchen Zufall Sie auf die Landstraße und in Gemeinschaft mit Menschen gekommen sind, die, so viel ich weiß,“ fügte er bedeutungsvoll hinzu, denn er hatte schon mit schwerem Herzen des Grußes gedacht, welchen er einstens belauscht, „gar nicht bekannt mit Ihnen sind, Comtesse.“

„Meine Kersten hat es vermittelt,“ antwortete Hildegard beklommen.

„Da hätte „Ihre Kersten“ etwas Klügeres thun sollen,“ meinte von Noltendorf mit Humor. „Wie verstehe ich aber diese Reise auf eigene Hand?“

„Erlauben Ew. Gnaden,“ sprach Frau Kersten sehr weisen und bestimmten Tones, „ich bin von der gnädigen Gräfin Tante für das Wohlergehen meiner

jungen Herrin verantwortlich gemacht. Gnädige Gräfin Tante haben mir Vollmachten erteilt für den Fall, daß man meiner jungen Gebieterin auf irgend eine Art Zwang anzuthun Miene mache.“ —

„Hat man denn Miene dazu gemacht, liebe Frau?“ fragte der Lieutenant lauernd.

„Ei ja wohl! Graf Nikolaus hat der Comtesse die Reise nach dem Stifte rundweg abgeschlagen, obwohl Comtesse aus purem Heimweh krank geworden ist.“

„Warum haben Sie dem Grafen Wolf Ihre Wünsche nicht kund gegeben, Comtesse?“ fragte Leo hastig. „Er würde ohne Weiteres für die Erfüllung derselben gesorgt haben.“

„Das muß ich bezweifeln!“ entgegnete Hildegard zwar leise, aber mit eigenthümlich spöttischer Bestimmtheit.

„Warum bezweifeln Sie das?“ war seine ungestüme Entgegnung. „Graf Wolf ist ein treuer, edler Mann. Er meint es gut mit Ihnen. Sie dürfen ihm unbedingt vertrauen!“

„Vertrauen?“ wiederholte die Comtesse mit schwerer Betonung. „Kann ich einem Manne vertrauen, der mich mit der Dame des Hauses zugleich zur Zielscheibe seines Witzes macht?“

„Wie?“ rief Leo frappirt. „Wollen Sie mir gnädigst erklären?“

„Man meint wahrscheinlich, im Stifte Ganterstheim erziehe man Gänschen auf ehrlich deutsche Weise —“ antwortete die junge Dame bitter, „und man gab sich nicht einmal die Mühe zu erforschen, ob ich nicht doch gelernt haben könne, was „une brebis“, „un oiseau des champs“, „un pigeon fuyard“ und so fort sei.“

Herr von Moltendorf hörte mit schmerzlichem Erstaunen diese Aufklärung an, aber er hütete sich irgend eine entschuldigende oder beschwichtigende Bemerkung zu machen. Es war jedenfalls unverantwortlich von seinem Freunde, wenn er sich durch die Spottlust der Gräfin Barbara zu dergleichen Witzeleien hatte hinreißen lassen. Wenn auch Benennungen wie zum Beispiel „un pigeon fuyard“ im Scherz des Wohlwollens durchaus nichts Demüthigendes enthielten, so mußte sich eine junge Dame von Hildegards Verhältnissen doch immer beleidigt fühlen, im Falle sie ernsthaft auf sie angewendet wurden. Herr von Moltendorf beschloß mit seinem Freunde zu reden. Er war jedoch sehr froh, daß er einer weitem Conversation, die ihn zu verwickeln drohte, überhoben war,

denn sie langten in diesem Augenblicke beim Hartenburgschen Hôtel an.

Es schlug neun Uhr im Gensdarmenthurme. Drei Stunden waren nur verflossen seit Hildegard in fieberhafter Eile die Schwelle des Hauses verlassen hatte. Ihre Erfahrungen seit dieser Zeit überflügelten jedoch Alles, was sie jemals erlebte, an bitterer Belehrung. Sie zuckte schreckhaft zusammen, als der dumpfe Klang der Glocke zu ihr drang.

„Neun Uhr —“ sprach ihr Begleiter in beruhigendem Tone. „Es wird Ihnen möglich werden, noch ohne Gefahr vor Entdeckung Ihr Zimmer zu erreichen, gnädiges Fräulein. Verheimlichen Sie Ihr Abenteuer so viel Sie können und betrachten Sie mit philosophischem Gleichmuth die Lehren dieser kleinen Spazierfahrt. Vielleicht erwächst manches Gute daraus! Aber der Frau Kersten, dieser superklugen Duenna einer armen geängstigten Dame, möchte ich scheidend noch den guten Rath geben etwas vorsichtiger zu handeln, wenn sie zu Nutz und Frommen ihrer Gebieterin Reisegelegenheit sucht.“

Er wendete sich ganz von der Comtesse ab, hob drohend den Finger gegen die bestürzte Kammerfrau auf und setzte leiser hinzu:

„Sie hat sich in ihrer Wahl arg vergriffen, liebe Frau und es ist mir ganz unerklärlich, wie die Geschichte eigentlich eingefädelt sein kann. Davon aber ein ander Mal. Jetzt nehme sie nur meine definitive Erklärung hin, daß sie zum Rathgeber ihrer jungen Dame keineswegs geschaffen ist. Ihr Esprit reicht für das Berliner Steinpflaster nicht aus, also bescheide sie sich und überlasse sie andern Leuten dies Amt. Verstehst sie mich, liebe Frau? Falle sie oben in ihrem Kämmerlein auf ihre Knie und danke sie Gott, daß ich mit der königlichen Ordre betraut worden war, Euch nachzusetzen. Traf das einen Andern, so wäre der Skandal unvergleichlich und unvermeidlich gewesen. Dummheit und kein Ende! Welch ein Unheil hat sie über ihre Gräfin heraufbeschworen! Ich warne sie also ernstlich vor weitem Fluchtversuchen!“

„Nie — nie rühre ich wieder eine Hand dazu, gnädigster Herr,“ stammelte die Kammerfrau zerknirscht der Strafrede lauschend mit bittender Geberde.

Die Comtesse war unterdessen schon die Treppe hinaufgeschlüpft, hatte ihr Zimmer erreicht und warf sich athemlos in einen Lehnstuhl. Da war sie wieder! Wie friedlich pickte die Pendule, die über ihrem Divan auf einer Console stand! Wie behaglich schien

ihr die reiche und geschmackvolle Einrichtung ihres Zimmers! Wie einladend, wie traulich, wie freundlich kam ihr Alles vor! Verwundert schauete sie um sich. Hatte sie denn bis dahin geträumt und war sie nun aus einem bösen Traume aufgewacht?

Ja wohl! Sie hatte geträumt mit dem Eigenwillen, womit hunderte von Menschen sich geflüchtlich in die Unannehmlichkeiten ihres Lebens hineinträumen, ohne das Gute zu beachten, das neben denselben emporschießt. Sie war eigensinnig wie ein Kind einer thörichten, romantischen Laune gefolgt. Weshwegen? Um sich für die Nichtachtung zu rächen, die man ihr hier im Hause zu Theil werden ließ. Sie hatte ihre Augen fest und beharrlich auf dies Ziel gerichtet, welches ihr von ihren unverständenen Herzenswallungen als erhaben und glänzend dargestellt wurde, aber sie fand jetzt plötzlich, daß sie mit verschlossenen Augen ihren Weg gewandelt war. Sie wollte ihre Geistesfähigkeiten geltend machen und floh? Jetzt beschloß sie zu bleiben und einen Kampf zu beginnen, der bei ausdauernder Energie zum Siege führen mußte. Zu diesem Behufe mußte sie gleich am nächsten Morgen eine Unterredung mit ihrem Vormunde haben. Ihm wollte sie eröffnen, daß sie keineswegs gesonnen sei eine Verbindung mit dem Grafen Wolf ohne Weiteres einzugehen, sondern daß sie Bedingungen mache, die zu erfüllen seien bevor sie ihr Jawort gebe. Hatte das Schicksal sie nun einmal auf sich selbst angewiesen, so wollte sie auch zeigen, daß sie die Kraft zur Wahrung ihrer giltigen Rechte habe.

Von diesem Entschlusse beruhigt, gestärkt und erkräftigt gab sich das arme unerfahrene Kind mit Siegesgewißheit dem Wohlbehagen hin, das sie wunderbar lieblich in dem noch kürzlich verschmähten Asyl umfing, speisete mit seltenem Appetite zu Abend und schlief unter der Bemühung „sich auf die Zusammenkunft mit dem Grafen Nikolaus gehörig zu präpariren“ sanft und ruhig ein.

Nicht ganz so ruhig verbrachte Graf Wolf Hartenburg diese schicksalschwere Nacht. Noch spät Abends von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, der ihm einen tiefen Einblick in das Wesen seiner Braut gestattete, mußte er seinem Freunde Leo zugestehen, daß er allerdings die Vorwürfe verdiene, die dieser ihm unverholen machte.

Uneinig mit sich was er thun solle, ob er nicht weise handele, das ganze Project einer Verheirathung aufzugeben, nachdem ihm so unzweideutige Beweise von Abneigung offenkundig geworden waren oder ob er sich demüthige vor der, die er nur als Nebensache bei der

glänzenden Verbindung betrachtet wissen wollte, verbrachte er nach der Entfernung seines Freundes einen guten Theil der Nacht mit Entwürfen, die ihn nicht sanft und ruhig einschlafen ließen. Sein besseres Selbst sträubte sich gegen den Zwang, der seinem Bruder Nikolaus als Vormund erlaubt worden war. Sein Edelmuth wollte die reiche Erbin frei geben, sie frei wählen lassen, aber der Vortheil dieser Verbindung war zu groß, zu verlockend! Rathlos ging er endlich zu Bette. Rathlos stand er wieder auf. Nur der Entschluß war fest in ihm geworden, sich so früh als die Etikette erlaubte zur Comtesse Hildegard zu verfügen und eine Verständigung zu versuchen. Seine Ehre durfte auf keine Weise verletzt werden, darum mußte er sich sicher stellen, daß nicht in spätern Tagen die Gattin gerechte Vorwürfe über ihn ergießen konnte. Daß sie dessen fähig war, dafür sprach ihr excentrischer Entschluß, welcher sie aus verhassten Banden befreien sollte. Wer hätte der schüchternen Waldtaube jemals so viel Courage zugetraut!

Vor allen Dingen sollte und mußte der Fluchtversuch mit den „Komödianten“ verschwiegen bleiben und er hoffte dies am Besten dadurch zu bewerkstelligen, daß er gar nicht that als wenn er davon etwas wüßte. So gern er auch erfahren hätte, wie die Kammerfrau Kersten zu dem absurden Gedanken gekommen sei, den equivoquen ziemlich berücktigten Mara zum Vertrauten zu wählen, so beschied er sich doch lieber mit der unzureichenden Erklärung seines Freundes über dies Räthsel, als daß er die Geschichte durch Fragen breiter getreten. An eine romantische Vorliebe Hildegards für diesen Mann dachte er gar nicht, wohl aber an die Möglichkeit, daß Mara es gewagt haben könne, seine verführerischen Künste an der heiligen Einfalt der jungen Dame zu versuchen. Sein Blut wallte heftiger bei diesem Gedanken und er hatte seine ganze Willenskraft nöthig, um dergleichen Voraussetzungen ungestraft zu lassen.

Viertes Kapitel.

Das Wetter hatte sich über Nacht merkwürdig verändert. Statt des milden Herbstsonnenscheins hingen schwere graue Wolken am Himmel, die sich mit der Zeit öffneten, um einen barbarischen Regenguß auf die Straßen Berlins niederströmen zu lassen. Es regnete von da an endlos und mit so fürchterlicher Gewalt, daß die letzten Blätter der herbftlich entlaubten Linden ohne Gnade mit Stumpf und Stiel hinabgespült wurden.

Punkt elf Uhr hielt mitten im fürchterlichsten Regen eine Sänfte vor dem Hartenburgischen Hôtel, der ganz wohlbehalten Graf Wolf entstieg, während die armen Sänfenträger wie gebadete Katzen daneben standen.

Gleich darauf trat Frau Kersten etwas ängstlich in das Zimmer ihrer Comtesse und meldete „den Grafen Wolf von Hartenburg.“

„Der kommt mir gelegen!“ sagte die junge Dame, gerüstet und gewaffnet zu jedweden Kampfe, mit aufblitzendem Zorne und erhob sich eiligst um ihn zu empfangen. Jetzt standen sie sich beide gegenüber mit gleichen Rechten zu Vorwürfen, aber nicht mit gleichen Waffen. Sie — trotzig und hochmüthig, er mit merklicher Spannung in seinem ganzen Wesen.

Ehe sich der Graf setzte, schlich sein Blick musternd über die muthige kleine Braut hinweg, die vor ihm hatte fliehen wollen. Eine leichte Bewegung malte sich in seinen Mienen. Der Werth eines Kleinods steigt immer, wenn man es zu verlieren fürchten muß. Sein Auge leuchtete sanft und der Ausdruck seiner Stimme war gütig, als er die Comtesse dann fragte, „ob es ihr denn wirklich Ernst mit ihrer Flucht gewesen sei.“

Sie antwortete einseitig, wie immer, aber in diesem kurzen hervorgestohlenen „Ja“ lag eine bedeutungsschwere Sicherheit.

„Nicht blos des Heimwehes wegen, Comtesse?“ fragte er weiter. „Sie wollten mir entfliehen — dem Bündnisse mit dem, welchen Ihr Vater zu Ihrem Gemahle bestimmt hatte?“ Als Hildegard einen Augenblick mit der Antwort zögerte, fügte er sehr schnell hinzu: „Sie haben Recht mir zu zürnen, Comtesse. Mein Betragen konnte Ihr Vertrauen nicht wecken und ich verstehe jetzt erst Ihren Ausruf an jenem Morgen, wo Sie den Brief Ihres Vaters gelesen hatten.“

O, wie eilig schwand aller Hochmuth aus den Zügen Hildegards bei diesem Eingeständniß des Grafen, wie mild lächelte das junge Mädchen, wie vertraulich blickte sie in das ernste Gesicht dessen, den sie noch eben mit einer Fluth von Vorwürfen überschütten wollte. Wo waren die bösen Geister geblieben, die Besitz von ihrer Seele genommen?

Der Graf fuhr fort: „Ich handelte wie ein blinder Thor, Comtesse, als ich diese anklagenden Worte „Sie wußten, daß ich armes Kind Ihre Gattin werden sollte“ keiner weitem Beachtung und Beantwortung werth fand. Es lag mir ob, Zweifel an meiner

Ehrenhaftigkeit zu zerstreuen und um Ihre Neigung zu werben; daß ich es unterließ ist mir zu Hause gekommen. Ich bin durch Ihre Fluchtversuche gestraft — nun verzeihen Sie mir, Comtesse.“

Hildegard bog den Kopf seitwärts. Sie antwortete nicht, aber einige schwere fallende Thränetropfen aus ihren Augen gaben ihm eine Antwort.

„Hildegard, habe ich Ihnen denn so sehr weh gethan?“ fragte der Graf bestürzt die krystallhelle Flüssigkeit betrachtend, die ihm als Zeichen einer tiefen inneren Empörung galt. „Bei Gott, das wollte ich nicht! Das war nie meine Absicht! Ich bitte Sie um Verzeihung! Hildegard — wollen Sie mir nicht verzeihen?“ fügte er weich und leise hinzu.

„Ja, o ja!“ flüsterte sie eilig und versuchte ihren Blick frei und offen zu ihm aufzuheben. Es mißlang etwas.

„Haben Sie Vertrauen zu mir,“ bat er noch immer bewegt und leise, „volles und unbedingtes Vertrauen, wie Sie es zu einem Bruder haben würden. Ich werde Ihr Vertrauen zu verdienen suchen! Und indem ich Ihr Vertrauen fordere gebe ich Ihnen unbedingte Freiheit mich zu prüfen und mich zu verwerfen, wenn Ihr Herz sich der von Ihrem Vater gewünschten Verheirathung mit mir widersetzt. Ich gebe Ihnen Zeit, lange Zeit zur Prüfung. Wollen Sie auf diesen Vorschlag eingehen, Comtesse?“

„Ja!“ antwortete die junge Dame mit heller freudig bewegter Stimme.

„Bis dahin also betrachten Sie mich als Ihren Freund, als Ihren Bruder und glauben Sie nie wieder, daß ich Böses beabsichtige, wenn ich Sie scherzweise einen Waldvogel, eine Feldtaube nenne.“

„O — Sie — Sie können, Sie dürfen das sagen!“ sprach Comtesse Hildegard vertraulich lächelnd. „Aber Ihre Schwägerin nicht! Von der Gräfin Barbara dulde ich es nicht, daß sie mich zu den kleinen Schafen zählt!“ fügte sie mit trotzigem Scherze hinzu. Der Graf horchte hoch auf. Ein ahnungsvolles Lächeln glitt über seine feinen Züge.

„Also unser Contract ist fertig, Hildegard?“ sprach er mit leuchtenden Blicken und mit freundlicher Herzlichkeit. „Wir sind einig. Gegenseitiges Vertrauen! Volle Freiheit in Ihren Entschlüssen und keine weitem Fluchtversuche! Sie sind zufrieden mit dieser Stipulation?“

„Ja!“ rief die junge Dame heiter. Er hielt ihr seine Rechte hin.

„So schlagen Sie ein, Hildegard!“ — Sie legte

mit fröhlicher Zuversicht beide Hände in seine Rechte. „Es gilt aber nur „ein Wort, ein Wort — ein Mann, ein Mann!“ schloß er ganz ernsthaft und sah brüderlich gütig auf das schöne zarte Wesen, das sich unwillkürlich an seine Brust schmiegte, glücklich, lächelnd und vertrauend.

Es war ihm nicht ganz brüderlich zu Muth, wie er so stand und auf sie hinabschaute, allein er erlaubte sich nicht die kleinste, nicht die unschuldigste Liebkosung, sondern entließ ruhig ihre Hände als sie plötzlich, wie zu sich selbst kommend, tief erröthend zurück trat.

Gleich darauf beurlaubte er sich von ihr. Und wenn er gesehen hätte, wie seltsam bekommen Hildegards Athem sich hob und senkte, als sie ihm nachsah, so würde er eine Bestätigung seiner Hoffnung gefunden haben, „daß er ihr nicht ganz gleichgiltig sei.“ Hildegard selbst verstand die Regung ihres Herzens nicht. Sie warf nur heftig den Kopf auf, als habe sie die letzten Ueberbleibsel einer drückenden Last abzuschütteln und lächelte dann kindlich vergnügt.

Graf Wolf verfügte sich aber in die Gemächer seines Bruders, wo er zuerst mit Gräfin Barbara eine ernste Unterredung hatte, die damit schloß, daß er sich die Spöttereien über die Comtesse ganz decidirt verbat ohne weitere Gründe dafür anzugeben, da sein Verhältniß zu derselben auch seiner Schwägerin noch ein Geheimniß war. Von der verunglückten Flucht sprach er kein Wort. In dem unruhigen Haushalte des Grafen Nikolaus war die dreistündige Abwesenheit der jungen Gräfin gar nicht bemerkt worden, also hatte Niemand Kenntniß davon. Mit diesem Geschäfte fertig und durch die Versprechungen seiner Schwägerin befriedigt, ging er endlich in das Zimmer seines Bruders, dem er rückhaltlos die ganze Affaire mittheilte. Mit gerunzelter Stirn hörte der gestrenge ehrenfeste Vormund von den gesetzwidrigen Schritten seines schönen Mündels. Er gab sich aber zufrieden, als er vernahm, daß der Schleier des Geheimnisses über dem Vorfall ruhe und daß Graf Wolf hoffe durch den eingeschlagenen Weg dennoch sein Ziel zu erreichen.

Die Brüder verabredeten ein schonungsvolles Betragen gegen die kleine wilde Waldtaube, wie Graf Wolf sie immer noch zu nennen beliebte, um sie nicht gänzlich zu verschüchtern und trennten sich unter der sichern Voraussetzung einer baldigen Verlobungsdeclaration.

Nach diesem Vorgange verflossen mehrere Tage

in friedlicher Gemüthlichkeit. Die Gräfin Barbara kam ihrem geleisteten Versprechen gewissenhaft nach, so schwer es ihr wurde. Sie schien sich mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, künftighin eine Rivalin neben sich dulden zu müssen, die ihr den Rang der Schönheit streitig zu machen vollkommen ausgerüstet war. Ihre Eitelkeit sah sich vielleicht nach andern Hilfsmitteln um, womit sie ihren Glanz in der Societät zu erhöhen vermöge, wenigstens bemerkte man in dieser Zeit, daß sie die Huldigungen des künftigen Thronbeherrschers freundlicher aufnahm als es sonst geschehen war. Genug es herrschte Waffenstillstand im Hartenburgschen Hôtel.

Comtes Hildegard gedieh in dieser günstigen Atmosphäre. Sie entfaltete ihre natürliche Liebenswürdigkeit, ging heiter und lebendig auf alle Gesprächsmaterien ein, die vom Grafen Wolf angeregt wurden und vernichtete dadurch die vorgefaßte Meinung von ihrer mangelhaften Geistesbildung gänzlich.

Graf Wolf sah glücklich aus. Sein Freund Leo machte mehrmals die Bemerkung, daß die Eisrinde seines Herzens zu thauen beginne, trotzdem der Winter vor der Thür sei. Von Madame Mara hörte man nichts weiter, als daß sie krank und für's Erste zum Auftreten in der Oper unfähig wäre. Comtes Hildegard interessirte sich natürlich dafür weiter nicht, denn sie wußte nicht, wie nahe dieser Umstand mit ihren eigenen Angelegenheiten zusammenhing. Darüber wunderte sie sich einigermaßen, daß ihr grüßender Anbeter, der Baron Schmeßling, sich seit der Katastrophe, die sie zusammen erlebt, gar nicht mehr blicken ließ. Allein sie fühlte sich zu angenehm beschäftigt, um weiter darüber nachzudenken. Nachdem sie die freundliche Beachtung ihrer Hausgenossen errungen hatte, warf sie undankbarerweise die Freundlichkeit dieses Herrn als entbehrlich bei Seite.

So standen die Sachen als Comtes Hildegard eines Tages an ihrem gewöhnlichen Plage vor dem unvermeidlichen Tambouretrahmen saß, um höchst geschickt allerlei hübsche Figuren auf Batist zu nähen. Ihre feinen Fingerchen flogen kunstgerecht und rasch über das Gewebe hin und ihre Gedanken malten eben so rasch und kunstgerecht den schönen Augenblick mit feurigen Farben aus, wo sehr eifrig ein gewisser Herr ihre Künste bewundern und sie schäkernd necken werde.

Gräfin Barbara lehnte im andern Fenster und las, gelangweilt, in einem Buche, das gerade Mode war.

Plötzlich ertönte sehr unharmonisch eine einzelne Trommel auf der Straße und ein Gelächter, das sich unmittelbar daran schloß, zeigte an, daß der ausübende Trommelfünstler sich ziemlich ungeschickt benommen hatte.

Hildegard achtete nicht sehr darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Der merkwürdigste amerikanische Prozeß) ist vor wenigen Wochen von dem höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten endgiltig entschieden worden.

Im Jahre 1796 wohnte eine französische Familie Carrière in New-Orleans. Die Tochter der Familie, Julie Marie, gewöhnlich Zulime genannt, war damals ein Mädchen von sechzehn Jahren, von ungewöhnlicher Schönheit und seltener Liebenswürdigkeit. Ein gewisser de Grange heiratete sie und lebte mit ihr bis 1800. Da hörte sie, er habe bereits eine andere Frau und verließ ihn sofort. Im Jahre 1802 reiste sie nach Philadelphia, wo de Grange sich zum ersten Male verheiratet haben sollte, um Beweise zu finden, die ihre Verbindung mit ihm löseten. Während ihres Aufenthalts in Philadelphia verliebte sich ein Kaufmann Clark in sie; sie erwiderte seine Neigung und ließ sich 1803 insgeheim mit ihm trauen, um nach der Ueberführung des de Grange öffentlich als Clarks Frau aufzutreten. Ihre Wünsche schienen auch bald in Erfüllung zu gehen, denn noch im Jahre 1803 kam die erste Frau des de Grange aus Frankreich nach New-Orleans und dieser wurde wegen Bigamie verhaftet. Ehe aber sein Prozeß und seine Beurtheilung Zulime das Recht geben konnten, sich die Frau Clarks zu nennen, entfloß de Grange aus dem Gefängnisse und verschwand für immer. Seine Flucht, die ihrer Zeit großes Aufsehen machte, soll durch Leute gefördert worden sein, welche ein Interesse dabei hatten, daß die Ehe Zulimes mit Clark ein Geheimniß bleibe und hier beginnt das Gewebe eines Complottes, welches auf lange lange Zeit den Frieden der Frau zerstörte und den langwierigen Prozeß herbeiführte, der erst jetzt beendet worden ist.

Durch die Flucht des de Grange waren Clark die Mittel entzogen, die Ungiltigkeit der ersten Ehe seiner Frau nachweisen zu können und er bestand mehr als sonst darauf, die heimliche Verbindung mit ihr geheim zu halten. Im Jahre 1805 zog er mit ihr nach New-Orleans, aber sie hatten da getrennte Wohnungen und das Verhältniß, in dem sie zu einander standen, blieb ein Geheimniß, obgleich ihnen 1806 ein Kind, Myra Clark, geboren wurde. Dieses Kind kam sofort in die Familie des Herrn Davis, eines Compagnons Clarks, trotz den Bitten der Mutter, die mehr als je darauf drang ihre Ehe anerkannt zu se-

hen. Bald darauf wurde Clark in den Congress gewählt, er war in Folge davon lange abwesend von New-Orleans und reiste häufig nach Baltimore und Philadelphia. Endlich vergaß er seine, freilich geheime, Frau ganz, verliebte sich in Miß Eaton in Baltimore und hielt um die Hand derselben an. Aber das Mädchen erhielt Kunde von des Bewerbers schon bestehender Ehe, sie brach das Verhältniß und wurde später die Marchioness von Wellesley. Zulime, die das Schweigen und die Vernachlässigung ihres Mannes gequält hatten und die endlich von seiner beabsichtigten Verheirathung hörte, suchte ihn in Philadelphia auf, um da zu erfahren, daß er die Beweise seiner Verbindung mit ihr vernichtet habe und sie verstoße. In der Ueberzeugung, daß keine ihrer frühern Ehen eine legale gewesen, gab sie zum dritten Male einem Bewerber die Hand, dem Dr. Gardette in Philadelphia. Als Clark später zu ihr zurückkehren wollte, war es durch diese neue Ehe unmöglich geworden.

Im Jahre 1811 machte Clark ein Testament, in welchem er sein ganzes Vermögen seiner Mutter hinterließ und ein Jahr darauf kam Davis, sein Compagnon, mit Familie ebenfalls nach den Norden und brachte Myra Clark mit, welche für seine Tochter galt, während ihr rechter Vater die Kosten der Erziehung trug. Im Jahre 1813 machte Clark ein zweites Testament, in welchem er das erste widerrief, Myra als seine in legaler Ehe geborene Tochter anerkannte und sie zu seiner Universalerbin ernannte. Bald darauf starb er, aber das letzte Testament konnte nicht gefunden werden. Der Verdacht, daß selbe vernichtet zu haben, fiel auf einen gewissen Reif, der in dem ersten zum Testamentsvollstrecker ernannt war.

Die Zeit verging und Myra Clark verheirathete sich mit einem Whitney. Von der Zeit an begann sie auch ihre Lebensaufgabe, die Darlegung der legalen Ehe ihrer Mutter mit Daniel Clark. Sie begab sich mit ihrem Manne nach New-Orleans und fand da ihre Mutter, die sie noch nicht gekannt, weil sie sich bis dahin stets für eine Tochter Davis gehalten hatte. Das große Vermögen, um das sie zugleich mit stritt als Erbin ihres Vaters, war in verschiedene Hände übergegangen und jeder, der etwas davon besaß, war ihr Feind. Trotz alle dem ließ sie im Kampfe um ihr Recht nicht ab und ihr Mann unterstützte sie dabei getreulich bis er an dem gelben Fieber erkrankte und plötzlich starb.

Nachdem die junge Wittve sich einigermaßen erholt hatte, setzte sie ihren Prozeß muthig fort. Jeder Schritt wurde ihr streitig gemacht, es erfolgten verschiedene Urtheile gegen sie, die Kosten zehrten ihr Vermögen auf, Viele lachten sie aus, Andere machten ihr Vorstellungen und mahnten sie zur Ruhe, während ihre zahlreichen Gegner alles anboten, sie für geisteskrank erklären zu lassen. Ungebengt und ungeschreckt ging sie ihren Weg weiter. Sie gewann die Liebe des Generals Claines, dem sie unter der Bedingung ihre Hand gab, daß er sie in dem Werke unterstütze, das sie unternommen habe und durchführen werde, — die Ehre ihrer Mutter zu retten. Auch dieser ihr zweiter Mann starb aber selbst dieses Unglück konnte sie nicht ab-

halten weiter zu kämpfen, denn sie vertraute fest darauf, daß ihr endlich der Sieg werden müsse.

Und sie täuschte sich nicht. Nach verschiedenen gerichtlichen Entscheidungen über verschiedene Punkte, die Hände fällen würden, nach Niederlagen, welche jede andere Frau, ja jeden Mann vollständig entmuthiget haben würden, erreichte sie zuletzt doch das Ende des Processes und ein Urtheil des höchsten Gerichtshofes, welches die Rechtsmäßigkeit der Ehe ihrer Mutter vollständig anerkennt und ihr als Erbin die Hinterlassenschaft ihres Vaters zuspricht, einen Grundbesitz im Werthe von 25 Mill. D.

Ob sie freilich den Besitz dieses Erbes antreten kann, ist ungewiß. Der größte Theil der Güter liege in dem südlichen Staate Louisiana, welcher sich mit von der Union getrennt hat und obgleich in der Trennungsacte ausdrücklich anerkannt ist, daß die Entscheidungen des höchsten Gerichts auch in den ausgeschiedenen Staaten Geltung haben sollen, so werden doch die, welche jetzt im Besitz sind, jedenfalls sich sträuben denselben abzutreten unter dem Vorgeben, sie könnten die Aussprüche jenes Gerichtshofes nicht mehr anerkennen. Aber Myra Saint begnügt sich im Nothfalle auch mit dem Siege, welcher die Ehre ihrer Mutter herstellt.

(Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV.)

Dr. Heinrich Pröhle giebt unter dem Titel „Unser Vaterland“ Blätter für deutsche Geschichte, Cultur und Heimathskunde (Berlin, D. Seehagen) zur Erweckung und Belebung patriotischen Sinnes“ heraus. Wir erlauben uns aus dem ersten Hefte einige Charakterzüge aus dem Jugendleben des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelms IV. von Preußen zu entnehmen. Schon als Knabe zeigte der Kronprinz einen originellen Geist, ging gern seinen eigenen Weg und der ungewöhnliche Grad von Weisegabe, die ihm von der Natur verliehen war, ließ dem Begabten zuweilen nicht Zeit zu erwägen, ob sein Einfall schmerzlich traf. Er hatte einen recht leicht erklärbaren Widerwillen, ja selbst Haß, gegen Alles was Franzose oder französisch war. Das ging so weit, daß er eines Tages seinem französischen Sprachlehrer erklärte, er nehme keinen französischen Unterricht mehr. Da Gegenvorstellungen nichts fruchteten, selbst die Hinweisung, daß nichts Anderes übrig bleibe als dem König davon Meldung zu machen, keinen Erfolg hatte, so mußte die Meldung endlich stattfinden; aber auch dem Vater gegenüber blieb der Sohn, der sonst voll Pietät war, bei seinem Entschlusse. Er bekam Arrest. Nach einiger Zeit gefragt, ob er nicht lieber nachgeben wollte, erwiderte er kämpfend zwischen Unruhe und Uebermuth: „Nun gut, ich will. Hat der Vater die Franzosen nicht schlagen können, so muß der Sohn freilich Französisch lernen, damit er mit ihnen unterhandeln kann.“

Das Wort hat ihm gewiß später Leid gethan, denn sein Charakter war so, daß er sein Unrecht nicht nur erkannte, sondern, was dem Königssohn und dem König hoch anzurechnen ist, auch bekannte. Uebrigens riß ihn das Flammige seines Gemüths nicht nur zu Worten, auch zu Handlungen übermüthigen Scherzes oder unmutziger Gereiztheit hin, die ihm bald

Lib wurden. Als er zwischen dem Knaben- und Jünglingsleben stand, bemerkte er bei einem Spaziergange durch einen königlichen Park, daß eine Hofdame eine große Furcht vor Fröschen zeigte. Er fing einen und verfolgte sie damit. Sie lief schreiend davon, er holte sie aber ein und warf ihr den Frosch zu, als er ihr nahe genug war. Wars Zufall oder Absicht, er traf sie mit dem Frosche auf den bloßen Hals und die Hofdame, außer sich vor Schreck, Abscheu und Aerger, vergaß sich so weit, daß sie dem jungen Herrn — eine Ohrfeige gab. Beide standen einen Augenblick lang erstarrt. Der Kronprinz sammelte sich zuerst; er beruhigte die Hofdame, die so außer aller Fassung war, daß sie keine Worte fand, um ihre Gefühle auszusprechen und sagte: „Ich bin nur bestraft wie ichs verdiene. Darum lässe ich die Ruthe, die mich strafe.“ Damit küßte er die Hand.

Während des Waffenstillstandes im Jahre 1813 befand sich das Hauptquartier eine Zeit lang auf dem Gute Kreyjan unweit Schweidnitz. König Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander bewohnten das Haus der Gutsherrschaft und führten ein anspruchsloses einfaches Leben. Im herrschaftlichen Garten stand ein alter mächtiger Kirschbaum, dessen Früchte der Kaiser sehr gerühmt hatte und die deshalb besonders für ihn gehegt wurden, indem ein alter Knecht an den Baum als Hüter gestellt war. Der Kronprinz strich im Garten umher, sah die lockende Frucht, sah den Wächter am Fuße des Baumes auf dem Rücken liegen und sanft schlummern, stettete den Stamm hinauf in die Aeste hinein und labte sich an der süßen Frucht nach Herzenslust. Aber die Lust wäre nur halb gewesen, wenn der Wächter nicht erwacht wäre. Er warf also mit Kirschkernen so lange nach seinem Gesicht, bis einer traf. Erweckt und erschreckt, blickt der Knecht in die Höhe und sieht entrüßet über sich den lachenden königlichen Kirschräuber. Aber vergebens schilt er, der Kronprinz wirft ihm zur Antwort mit Kirschkernen und bombardirt ihn zuletzt mit Kirschchen, die er handvoll nach ihm wirft. Der erzgrimme alte Wächter drohte ihm endlich, wenn er nicht sofort herunter käme, werde er ihn herunter holen. „So komm doch,“ spottet der Jüngling aus seiner sichern Höhe, „so komm doch und hole mich!“ Da eilt der Alte fort, kommt mit einer langen Bohnenstange bewaffnet wieder und stößt und sticht nach dem jungen Herrn, daß er endlich um Pardon bitten und den Rückzug antreten muß. Ohne daß Beide es abnten, hatte der Kaiser Alexander den ganzen Hergang vom Fenster aus mit angesehen, hatte den König rufen lassen und Beide schauten, der König mit sinnigem Lächeln, der Kaiser mit herzlichem Gelächter, dem ungleichen Kampfe des Wurfgeschosses mit der Lanze zu. Der Kaiser beschenkte den treuen Wächter reichlich, aber noch reichlicher neckte er den Kronprinzen mit seinem unfreiwilligen Rückzuge.

— r.

(Wie die Engländer Musik treiben.) Es ist schon oft bemerkt worden, daß die Engländer im Allgemeinen die Musik verachten und sie höchstens als Unterhaltungsmittel gelten lassen, wenn sie weiter nichts zu thun haben. Deshalb schämen sie

auch diejenigen Männer gering, welche sich mit der Musik als Lebensberuf beschäftigen und erkennen keinem von ihnen irgend einen Anspruch auf eine gesellschaftliche Stellung zu, indem sie den Musiker in die Classe der Gewerbetreibenden werfen. Selbst der glänzendste Ruf, den ein Musiker auf dem Festlande erworben, kann an dieser hergebrachten Ansicht nichts ändern. Frau Johanna Kinkel hat in ihrem schon neulich erwähnten Romane „Hans Ibeles in London“ eine Reihe von interessanten Bemerkungen und Erfahrungen darüber niedergelegt. Im Grunde beschäftigen sich nur die Damen mit der Musik, weil es seit einiger Zeit zur Mode gehört. Wie aber diese musikalische Liebhaberei geartet ist, mag ein Beispiel aus dem Romane lehren. An einem frühen Morgen hielt ein Wagen vor Briar Place und eine alte Kammerfrau verlangte den deutschen Musikdirector zu sprechen. Sie fragte, ob er heute ein Paar Stunden frei habe und als er erwiederte, daß er nur bis 12 Uhr frei sei, forderte sie ihn auf sogleich mitzufahren, um ihrer Gebieterin Unterricht zu geben. Sie berief sich auf Mr. Chapel's Empfehlung und zeigte die von seiner Hand geschriebene Adresse vor, sonst hätte Ibeles kaum eingewilligt, da ihm die Person mit ihrer unerklärlichen Eile fast verdächtig vorkam. Sie bat ihn, so rasch als möglich Toilette zu machen, da die Dame, die ihn erwartete, noch heute London verlassen müsse. Ibeles ward in ein großes reichverziertes Zimmer geführt, wo die Dame, die er unterrichten sollte, in phantastischer Tracht auf einem Sessel saß, indeß ein Maler vor der Staffelei stand und sie portrairte. Sie war eine sehr interessant aussehende, aber schon sehr verblühte Frau und äußerst hastig in Sprache und Gebärde. Sie hielt dem Künstler gleich bei seinem Eintreten statt aller Begrüßung ein Notenheft entgegen, das sie in der Hand hatte und fragte: „Haben Sie je dies Stück gesehen?“ — „Das ist die Ouvertüre zum Fidelio,“ erwiederte ohne sich zu bestören Ibeles, der die wohlbekannten Notensignaturen auf drei Schritte Entfernung lesen konnte. Die Dame sah um sich her und nickte ihren Schwestern, Töchtern und Nichten, alle sehr schöne Frauen und Mädchen, triumphirend zu. „Können Sie dies Stück spielen?“ war die zweite Frage. — „Warum nicht?“ sagte Ibeles und da die Dame einmal den kurzgefassten Ton angeschlagen, ging auch er, ohne um Erlaubniß zu fragen, zum Flügel, den er im Nebenzimmer offen sah. Er spielte unter lebhaften Beifallsbezeugungen der Damen die Ouvertüre auswendig herunter und verstand von der Disputation, die sein Auditorium nachher führte, so viel, daß man sich gestern vergebens bemüht hatte, dies curiose Stück zu enträthseln, daß die Spielerinnen es als einen verwünschten Humbug endlich weggeworfen und daß ihr Better Mr. Chapel versichert, er wolle ihnen den rechten Mann schicken, der solche abenteuerliche Musik lesen könne.

Ibeles hatte unterdessen seine Umgebung gemustert und noch mehr Staffeleien mit halbvollendeten Bildern umhersehen, in welchen er die Portraits der anwesenden Damen er-

kannte. Dieselben Gesichter waren ihm schon unten in einem prächtig gemalten Speisesaale aufgefallen, wo er hineingeschaut, als er seinen Hut ablegte. Dort waren sie alle als Heilige auf Goldgrund gemalt, während sie hier in belebten Attituden und Phantasietrachten nachgebildet wurden. Sie scheinen sich eihen Maler eypreß zu besolden, dachte er, der ihre Schönheit in allen Gestalten auf die Nachwelt bringt. Nun der Mühe werth ist es schon. Die ältere Dame war unterdeß aufgestanden und nachdem sie mit dem Maler abgeredet, wie er die Staffelei stellen sollte, damit er während der Clavierstunde sein Werk nicht zu unterbrechen brauche, sagte sie zu Ibeles: „Lehren Sie mich das Stück spielen.“ Ibeles hielt eine kleine Borrede. „Ich setze voraus,“ sagte er, „daß Sie schon andere Beethovensche Stücke kennen, sonst würden Sie große Schwierigkeiten finden, diese Ouvertüre vom Blatt zu spielen, um so mehr, da sie nicht für Clavier, sondern für Orchester geschrieben ist.“ Jetzt wurde die Dame plötzlich so gesprächig, als sie vorher lakonisch gewesen. Sie rief aus: „Just deshalb schickte ich nach Ihnen, weil Mr. Chapel mich versicherte, Sie seien der rechte Mann, dem nichts dergleichen Schwierigkeiten mache. Als ich vor zwanzig Jahren nach Indien ging, hatte ich nie von Sebastian Vatsch (Bach), noch Louis Beethoven gehört, von denen man jetzt so viel Wesen macht. Ich konnte zwei Stücke spielen, das eine war von Herz, das andere von Czerny. Es waren die beiden fashionabelsten Stücke der damaligen Zeit, Variationen über die tanti palpiti und ein Potpourri aus der Italienerin in Algier. Es sind wundervolle Stücke, weit brillanter als dieses da; indeß da ich nun seit zwanzig Jahren nichts anderes gespielt habe, möchte ich gern etwas Neues nach Indien mitnehmen, aber versteht sich, das allermagnificenteste das es nur giebt. Mr. Chapel sagt mir, von keinem Meister werde jetzt so viel gesprochen als von dem Beethoven. Man soll ihn bei seinen Lebzeiten nicht verstanden haben und erst nach seinem Tode soll er recht in die Mode gekommen sein. Das würde allerdings zeigen, daß er etwas Außerordentliches sein muß. Ich erkundigte mich darauf, welches denn das allersuperbste Stück von diesem Componisten sei und da wurde mir der Fidelio genannt. Diese Ouvertüre nun will ich lernen und sonst nichts, denn da ich von Indien eypreß hierher gekommen bin, so will ich auch von Allen, was es in London giebt, das schönste, beste und modischste mitnehmen.“ Von dem Effect der beiden folgenden Stunden auf Ibeles Ohren wollen wir schweigen; die bloße Vorstellung wird jedem musikalischen Leser eine Gänsehaut machen, wenn er sich erinnert, daß der fraglichen Ouvertüre das vierte Kreuz ominös vorgezeichnet ist. Das Erstaunlichste aber dabei war, daß die Dame sich mit den Fortschritten, die sie in den zwei Stunden gemacht hatte, ganz zufrieden erklärte und versicherte, sie werde nun allein sich mit dem Einüben der schweren Passagen helfen können, sobald sie nach Madras käme, wenn sie nur während der langen Seereise das vierte Kreuz nicht wieder vergäße.

— r.

Allgemeine Moden-Zeitung



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Baron Schmeuling.

Novelle

von

Crust Frise.

(Fortsetzung.)

Hildegard warf nur flüchtig den Blick hinaus und sah, daß ein kleiner Trupp Soldaten, an der Spitze den besagten Tambour, langsam daher kam und daß der Tambour widerwillig seine Trommel von der Seite schob und sich fernerhin zu trommeln fest weigerte.

Sie dachte schon nicht mehr an diesen Auftritt, als Gräfin Barbara laut auflachend ausrief:

„Sehen Sie doch, Hildegard!“ Die Comtesse wendete sich zu ihr herum.

„Nein, dort auf der Straße!“ belehrte sie die Gräfin schadenfroh. „Ihr Ritter ist's! Ihr Ritter ohne Furcht und Tadel scheint zum Ritter von der traurigen Gestalt degradirte zu sein. Das ist ein köstlicher Einfall vom Könige. Magnifique! Sehen Sie nur diesen superben magot! Diesen Affen von Geburt!“

Hildegard, vor Schrecken bleich und zitternd, riß das Fenster auf und lehnte sich weit hinaus, um durch die entlaubten Bäume die vorübermarschirende Truppe betrachten zu können. Gräfin Barbara, nachdem sie in boshafter Schadenfreude ihre Mitwisserschaft des

Geheimnisses verrathen hatte, verlief immerfort lachend das Zimmer. Es war dies das Mittel, zu welchem sie gewöhnlich griff, wenn sie etwas gethan hatte, was eine Verantwortung herbeiführen konnte.

Hildegard starnte seelenlos hinaus. Der Gedanke, daß Baron Schmeuling ihretwegen diese Schmach, als Tambour agiren zu müssen, tragen sollte, machte sie beinahe wahnsinnig. Sie trug die Schuld an dem Unglücke dieses Mannes und sie hatte in unglaublichem Leichtsinne noch nicht einmal daran gedacht sich um die Folgen ihrer Schuld zu bekümmern. Da schritt er hin. Mit stolzem Uebermuthe dem abscheulichen Zwänge Hohn sprechend, rührte er keinen Trommelstock mehr an, nachdem er vom Publikum der Straße verlacht worden war. Den Aufforderungen des Corporals „zu trommeln, wie er es könne,“ setzte er ein verstocktes Beharren auf seiner Weigerung entgegen und erwiederte dessen Drohungen mit lautem verächtlichem Gelächter. Man sah, daß der innere Grimm dieses schmachvoll erniedrigten Mannes das Aeußerste wagte und selbst den qualvollsten Tod einem solchen Leben vorzog. Hildegard fühlte sich vernichtet. Es war ihr Werk, daß er litt. Ihre Seelenstärke brach unter diesem schaurigen Gedanken zusammen und heiße Thränen entströmten ihren Augen.

Was hatte sie gethan? Wie sollte sie diese Sünde wieder gut machen? O, sie hätte dem armen Manne nachsehen, sie hätte die über ihn verhängte Schmach mit ihm theilen mögen! Sie mußte handeln, auf der Stelle handeln, um ihr Verbrechen zu sühnen. Sie

wollte zum Könige und ihm sagen, daß sie und nicht er die Strafe verdiene. Hatte sie ihn nicht verleitet durch ihre unsinnige Aufforderung „sie zu retten?“ Ihr armes kleines Herz drohte zu zerspringen vor Schmerz über die fürchterlichen Wirkungen ihrer phantastischen Flucht.

Daß sie abermals auf den Irrwegen der Phantasie wandelte, daß sie sich ganz ohne Noth in Höllequalen verlor, davon konnte sie freilich nichts ahnen.

Endlich fiel der Gedanke an den Grafen Wolf wie ein Balsam in ihre aufgeregte Seele. Er sollte, er mußte helfen! Auf der Stelle mußte er eingreifen, um das Schicksal „ihres Ritters,“ wie die Gräfin Barbara höhnisch gesagt hatte, zu lindern. Flugs eilte sie hinaus in ihr stilles verschwiegenes Zimmer und beorderte ihre Kammerfrau, unverzüglich in die nicht ferne Wohnung des Grafen zu eilen, um ihn zu bitten sogleich zu ihr zu kommen. Sie trieb die Kersten mit ihrer sorgenvollen Stirn zum Zimmer hinaus ohne sich auf ihre bekümmerten Fragen einzulassen. Rascher als sie selbst zu hoffen gewagt, kam der Graf ihrer Aufforderung nach. Er stand eher als die Kersten vor ihr und forschte mit wahrhafter Theilnahme nach dem Grunde ihrer traurigen Stimmung.

Wieder strömten die Thränen Hildegards heiß und reuig. „Sie müssen ihm helfen, Wolf — Sie müssen auf der Stelle helfen, sonst sterbe ich vor Schmerz!“

Was war das? Was sollte das heißen? Eine flammende Röthe zog über das blasser seine Gesicht des Grafen. In der plötzlich auslobernden Gluth der Eifersucht fühlte er, daß er dies bittende, weinende Kind liebte, daß er Niemanden auf der großen weiten Welt diese leidenschaftliche Theilnahme gönnte. Ohne ein Wort zu erwiedern schaute er fest und durchdringend auf Hildegard nieder, als diese in ihrer Aufregung fortfuhr:

„Wie abscheulich! Sie haben ihn unter die Soldaten gesteckt! O mein Gott, und ich, ich verschulde sein Unglück! — Der König hat ihn zum Tambour gemacht.“ —

Jetzt wußte der Graf von wem Hildegard sprach. Das Gerücht von der ungnädigen Laune des Königs, womit er die Flucht der Sängerin Mara bestraft haben sollte, durchlief seit dem Morgen die Residenz und regte ganz Berlin zum theilnehmenden Bedauern auf. Ein peinlicher Verdacht, den er längst beseitigt, stieg wieder in ihm auf.

„Graf Wolf, nicht wahr, Sie retten ihn?“ fuhr

unterdessen die junge Dame, höchst vertrauensvoll zu ihm aufsehend fort. „Wie könnte ich leben —.“ Sie unterbrach ihre Rede, denn ein Blick in seine strengen Augen verschüchterte sie. „Graf Wolf,“ sprach sie zitternd, „Sie wollen ihm nicht beistehen? O mein Gott, mein Gott! Ich beschwöre Sie, Graf. Haben Sie mir nicht feierlich gelobt, mein Freund, mein Bruder zu sein? Wolf, lieber Wolf,“ fügte sie kindlich schmeichelnd hinzu, „ich kann ja niemals glücklich werden, wenn Sie ihn nicht retten!“

„Was ist Ihnen denn dieser Mann?“ fragte der Graf mit gepreßtem Tone. Sie sah ihn unschuldig an. Sie verstand nicht was er mit dieser Frage sagen wollte.

„Lieben Sie ihn? Hat sein unreiner Blick die Jungfräulichkeit Ihrer Seele entweiht?“

Hildegard trat tief erröthend einen Schritt zurück. Auf solche Worte wußte sie keine Antwort zu finden.

„Er ist freilich schön genug dazu,“ fügte der junge Mann bitter lachend sogleich hinzu. „Aber ich sollte meinen, Ihr unschuldiges Kinderherz schrecke vor solcher wüsten Sinnlichkeit zurück. Ueberhaupt ist mir noch nicht klar, wodurch Sie mit diesem Manne bekannt geworden und welches Band Sie verknüpft. Lösen Sie mir erst dieses Räthsel, bevor ich Ihnen meinen Entschluß kund gebe. Sie haben mir einst die Bekanntschaft mit ihm abgeläugnet — ich will nicht mit Ihnen darüber rechten, allein jetzt verlange ich volles Vertrauen. Wo sahen Sie ihn? Wie lernten Sie ihn kennen?“

„Er bot uns eines Tages seinen Regenschirm an, als ich mit meiner Kersten von einem heftigen Regengusse überrascht wurde,“ beichtete die Comtesse sehr kleinmüthig.

„Und dann?“

„Rettete er mich aus dem Gedränge im Theater, als Feuerlärm entstand —.“

„Der Schuft —!“ murmelte der Graf. „Nun — weiter?“ sprach er befehlshaberisch, als Hildegard bei diesem Schimpfnamen ganz erstaunt aufblickte.

„Dann forderte ich ihn auf „mich zu retten.“ Er war ja der einzige Mensch, der mich freundlich behandelte, der eine kleine Aufmerksamkeit für mich bewies.“

Graf Wolf mochte in diesem Urtheile eine wohlverdiente Strafe seines kaltsinnigen Gleichmuthes sehen. Er begann langsam im Zimmer hin und her zu schreiten.

„Sie sprachen ihn weiter nicht? Ihre Kersten

machte die Zwischenträgerin? Und Sie erfuhren noch immer nicht, wer es sei, den Sie so unverdientermaßen mit Ihrem Vertrauen und mit Ihrer Neigung beehren?"

„O ja. Ich weiß, daß er Baron Schmeuling heißt!“ erklärte Hildegard.

„Das hat er Ihnen selbst gesagt?“ fragte der Graf aufmerksam werdend.

„Ja. Im Theater als er mich hinausführen wollte und ich mich weigerte mit einem fremden Herrn zu gehen.“

„Dieser Schurke! Ich will Ihre Irrthümer aufklären, Comteß, und dann soll es allein von Ihnen abhängen, ob Sie ferner meine Protection für den Lügner und Schauspieler wünschen. Jetzt begreife ich, daß Sie mit Euz und Recht behaupten konnten, Herr Mara, der vor meinen eigenen Augen Ihnen huldigende Grüße spendete, nicht zu kennen. Nicht ein Baron Schmeuling ist es, den Sie bedauern, den Sie ins Unglück gestürzt zu haben meinen, sondern Herr Mara, der Mann unserer Primadonna an der königlichen Oper.“ —

Die Comtesse fuhr erschrocken zurück und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Und nicht Ihretwegen ist er vom ergriminten Könige zum Tambour gemacht, sondern seiner Frau wegen.“

Blitzschnell fuhren die kleinen Hände vom Gesicht.

„Seine Frau? So war die Dame nicht seine Schwester, sondern seine Frau, die mit uns fuhr?“

„Seht wahrscheinlich seine Frau, die seit jenem Gewaltstreiche des Königs, wo er sie von Freund Roltendorf in ihrer Wohnung aufheben und nach dem Opernhause bringen ließ, Tag und Nacht auf Flucht jüunt.“

„Warum hat aber Herr Mara sich mir gegenüber eine Täuschung erlaubt?“

„Ja warum?“ wiederholte Wolf sinnend und sein Blick ruhte innig auf dem holden Wesen, das sein eigen sein konnte und doch noch lange nicht war. „Er hat ruchloser Weise eine Intrigue eingefädelt, die Gottlob noch ein Spiel seiner Phantasie geblieben ist, aber wer weiß denn wohin seine Frechheit ihn geführt hätte.“

„Warum wählte er mich aber zu dieser Intrigue?“ fragte Hildegard sehr unschuldig. „Hat er mich auch wie Gräfin Barbara für eine brebis gehalten?“

Graf Wolf lächelte unwillkürlich über den stolzen Troß, womit sie dies fragte.

„Er hätte vielleicht Ihre Unerfahrenheit, Ihre Unbekanntschaft mit Berliner Gesinnungen und Zuständen auf eine Weise ausgebeutet, die Sie in seine ausgestellten Garne gelockt und auf ewig unglücklich gemacht hätte,“ sprach er schnell wieder ernst werdend.

„Und ich war so dumm ihn zu meinem Ritter zu wählen?“ Sie schauderte furchtsam zusammen. Wolf trat mit zärtlichem liebevollen Blicke dem bebenden Mädchen, welches wie von Phantomen beängstigt, rund um sich blickte, näher.

Hildegard sah auf zu ihm und ihrer augenblicklichen Eingebung folgend sagte sie leise und bittend: „Wolf, o lieber Wolf, schützen Sie mich vor dieser fürchterlichen Welt voll Euz und Trug.“ Sie streckte ihm schüchtern beide Hände entgegen. „Mein Vater hat wohl gewußt, was seinem armen verwaifeten Kinde noth that, als er Sie zu meinem geheiligten Beschützer ernannte!“

Elektrisiert von diesen Worten, in einer Aufregung, deren er sich selbst nie fähig gehalten, nahm der junge Mann die beiden dargereichten Hände, hob sie zu seinen Lippen empor und flüsterte leidenschaftlich:

„Sehen Sie sich vor, Hildegard! Wenn Sie sich mir geloben für's Leben, so fordere ich ein ganzes Herz, so fordere ich Ihre Seele, jeden Gedanken — Blicken Sie mir ins Auge! Hat jener Mann nie Ihre Phantasie beschäftigt? Er ist schön — sein Blick soll magnetische Kräfte besitzen —“

„Schön?“ wiederholte Hildegard zweifelnd.

„Hat seine Schönheit Sie nicht bestochen und angezogen?“

Das junge Mädchen wiegte bedenklich das Köpfchen. „Er war gütig und freundlich gegen mich gewesen, deshalb gefiel er mir.“

„Gütig und freundlich! So wenig gehörte also dazu, um Dein Herz zu rühren, Du armer kleiner Waldvogel?“ sprach der Graf bewegt. Hildegard sah schelmisch lächelnd zu ihm auf. „Wie magst Du mich gehaßt haben im Vergleich mit diesem Haulunken!“ —

„Ich glaube nicht, denn — denn —“

„Hildegard — sprich weiter,“ bat der Graf stürmisch. „Denn — denn?“

„Denn meine Flucht war eine Rache gegen Sie!“

Zubelnd schloß der Graf sie in die Arme. „So kannte mon pigeon fuyard, mon oiseau des champs also mein Herz besser als ich selbst?“ rief er, seine Lippen mit gewagter Eifertigkeit auf die weiße Stirn,

auf die immer röther werdenden Wangen und zuletzt auf die weichen purpurfarbigen Lippen pressend. „O Hildegard, mein ganzes Leben soll Dir beweisen, wie innig ich meinen Waldbogel, mein Feldtäubchen hoch schätze, liebe und ehre. Deines Vaters Segen möge unser Palladium gegen alles das sein, was die Welt Böses und Arges ausspiunt und unser gegenseitiges Vertrauen die Fessel, die uns fest verknüpft.“

Nach einem kurzen heiligen Schweigen nahm er wieder das Wort. „Und nun, meine Kleine, meine Braut, was soll ich für den Mann thun, dessen Leiden Dir so arge Pein verursacht hatte?“

„Hilf ihm, mein Wolf — hilf ihm!“ bat das junge Mädchen schnell. „Der Gedanke an ihn, in seiner Hilflosigkeit der rohen Behandlung des Corporals Preis gegeben, würde mir die schönsten Augenblicke meines Daseins verbittern, auch wenn nicht ich die Ursache seiner Erniedrigung bin. Es ist gar zu grausam vom Könige, die Frau, der er zu zürnen Ursache haben mag, auf eine Weise zu strafen, die doppelte Martern enthält. Hilf ihm um meinetwillen!“

Schlusskapitel.

Noch an demselben Tage that Graf Wolf die ersten nöthigen Schritte, um den Wunsch seiner Braut zu erfüllen.

Vor allen Dingen mußte er Madame Mara, die tief gebeugt sein sollte, selbst sprechen und er wählte die spätere Nachmittagsstunde zu einem Besuche bei ihr.

Auf dem Wege dahin passirte er die Straße, wo sein Busenfreund, der Dragonerlieutenant von Noldendorf wohnte. Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen diesen von der günstigen Wendung seiner Heirathsangelegenheit in Kenntniß zu setzen, obwohl er mit Hildegard übereingekommen war die formelle Verlobung noch um wenige Wochen zu verschieben. Leo empfing seine Nachricht ohne große Ueberraschung. Er meinte längst etwas gemerkt zu haben. Aber er enthielt sich nicht, den Stoicismus seines Freundes auf alle Weise lächerlich zu machen, indem er das erste Gespräch über die reizende Comtesse mit treuem Gedächtniß wörtlich recapitulirte.

„Wie ist's denn nun mit einer Ehe à la Frédéric le Grand?“ neckte er ihn. „Was wird denn nun aus der Fürstenkrone, die als Recompense für das Geld und Gut das Haupt Hildegards schmücken sollte?“

„Laß gut sein, wackerer Degen,“ entgegnete der

Graf. „Hildegard ist die Fürstin meines Herzens geworden und ihr Diadem soll aus den Freudentagen unserer Ehe gebildet werden. Leo — ich bin ein sehr glücklicher Mann. Wohl dem Manne, der in unserm schlimmen Zeitalter von Gott begnadigt wird eine Gattin sein eigen nennen zu können, die von einer edeln, schwärmerisch gesinnten Stiftsdame erzogen worden ist. Gehe nach Ganterstheim und siehe zu, ob Du dort eine gleiche liebliche, reine Mädchenseele erobern kannst.“

Graf Wolf verließ seinen Freund bald. Es drängte ihn gewaltsam seiner Braut ein Zeichen seiner Ergebung zu geben und ihre kindliche Seele zu beruhigen.

Er kam zu rechter Zeit, um ein Unheil von sich und Hildegard abzuwenden.

Madame Mara war eben im Begriff einen letzten Versuch zur Befreiung ihres leidenschaftlich geliebten unwürdigen Gatten zu machen und dazu sollte ihr der Zettel dienen, den Comtesse Hildegard mit den bedeutungsvollen Worten „Retten Sie mich!“ beschrieben hatte.

Es läßt sich denken, daß Graf Wolf ziemlich lebhaft Gott dankte von seiner innern Unruhe frühzeitig genug zum Handeln getrieben zu sein. Ein eifriger Schauer durchlief ihn, als er aus den trohigen Worten der Sängerin vernahm, daß sie entschlossen sei alle Saiten springen zu lassen und daß sie die ganze hohe Aristokratie in Alarm setzen werde, um ihren Zweck zu erreichen.

„Es kommt mir gar nichts darauf an, Herr Graf, was die Welt nach einem so eclatanten Beweise von Verlockung von dem Verhältnisse zwischen meinem Hans und der Comtesse Erleben denken wird. Gesprochen wird schon genug von der Untreue meines Mannes. Ich weiß aber, daß nichts von Allem wahr ist, was die neidischen Menschen reden. Ich werde die Comtesse der ganzen Berliner haute volée gegenüberstellen und sie durch die Oberhofmeisterin der Prinzessin Friedrich Wilhelm fragen lassen, ob sie läugnen könne dies geschrieben zu haben. Das Weitere wird sich dann finden.“

„Und was würden Sie dadurch gewinnen, Madame?“ fiel der Graf mit diplomatischer Kälte ein, während sein ganzes Innere in Aufruhr war.

Madame Mara, die ihm hatte imponiren wollen, sah ihn verduzt an.

„Glauben Sie mir, dem Könige ist es sehr egal ob Comtesse Erleben blamirt ist. Ihm ist es um

Rache an Ihnen zu thun. Er wird Ihnen die Thür weisen, wenn Sie mit Ihrer complicirten Denunciation und Beweisführung vor ihn treten wollen und damit gut. Sie sind eine Thörin, gute Frau, daß Sie mit Ihrem Eisenkopfe gegen das ankämpfen, was schlaue und fein viel besser zu erreichen ist. Sie wollen Ihren Mann frei haben und Sie wollen Berlin verlassen, nicht wahr?"

„Allerdings!“ entgegnete die Sängerin sehr wenig demüthig beide Arme in die Seiten stemmend.

„Nun, hoffen Sie des Königs Sinn durch eine Maßregel zu brechen, die eine Dame compromittirt, welche der König gar nicht kennt? Wie herzlich dumm sind Sie.“

„Sie scheinen freilich die Weisheit mit Löffeln gespeist zu haben,“ unterbrach sie ihn.

„Ja wohl und zwar mit saubern superfeinen Löffeln, beste Dame!“ spöttelte kaltblütig der Graf.

„Lassen Sie mich doch von Ihrer Weisheit profitiren!“

„Sogleich, meine Gnädige. Erstlich gebe ich Ihnen zu bedenken, daß Sie das Wohlwollen derer, die Ihnen schließlich helfen könnten, ohne Gnade verschmerzen, wenn Sie Schritte thun, die gegen Convenienz und Sitte, gegen Anstand und Wohlerzogenheit sind.“

„Weiter. Das hab' ich begriffen.“

„Zweitens, bin ich auf Bitten meiner theuren, etwas phantastischen Braut, der Comtesse Erxleben, hierher gekommen, um Sie zu trösten und eventualiter um Ihnen beizustehen.“

„Nun und wie?“

„Ich schlage Ihnen jetzt etwas vor, hindere aber keineswegs Ihren Vorsatz, sondern überlasse Ihnen die Erwägung. Ich biete Ihnen meine Freundschaft an —“

Madame Mara knigte spöttlich. „Sehr verbunden!“

Der Graf verneigte sich ebenfalls mit spöttischer Feierlichkeit und fuhr fort:

„Unter dem Schutze dieser freundschaftlichen Verbindung mache ich die Wichtigkeit der Worte „Retten Sie mich“ geltend und versuche des Königs hartes Urtheil zu erschüttern.“

„Und wie lange brauchen Sie zu diesem Werke der Liebe, Herr Graf?“ fragte die Sängerin mit bitterm Lächeln.

„In vierundzwanzig Stunden kann ich es freilich nicht bewerkstelligen, Madame, aber ich werde alle

Eile anwenden. Vor allen Dingen müssen wir dem Skandal ein Ende machen, daß Mara als Tambour die Straßen Berlins durchziehen soll.“

„O mein armer Hans!“ jammerte Madame Mara. „Mein lieber, schöner Hans! Fluch dem abscheulichen Tyrannen — Fluch und Verderben über ihn!“

„Sachte, Gnädige!“ unterbrach der Graf sie. „Damit wird nichts gewonnen. Der Himmel pflegt dergleichen Verwünschungen nicht zu respectiren und meinem Ohre sind sie höchst unangenehm. Also darin sind wir einig, daß ich mir erlauben darf, Sie morgen meinem Bruder, respectiv meiner Schwägerin und meiner Braut officiell vorzustellen. Sie finden nur einen kleinen Zirkel, aber Sie finden Leute von Einfluß und Bedeutung, zum Exempel den Oberhofmarschall Sr. Majestät, zum Souper dort versammelt. Nun?“

Madame Mara sah äußerst überrascht aus. Es war das feinste, nobelste und vornehmste Haus, worin sie eingeführt werden sollte. Warum das? Was beabsichtigte der junge Graf mit diesem diplomatischen Coup?

„Ohne Grund thun Sie das nicht,“ sagte sie endlich ihrer stillen Ueberlegung Worte gebend.

„Bewahre! Ich habe meiner Braut versprochen, Ihre Güte zu vergelten.“

„Wenn Sie denken mit mir Parade machen zu wollen, so irren Sie sich. Ich bin seit Maras Mißhandlung nicht disponirt zum Singen.“

„Sie sollen auch nicht singen, wenn es Ihnen sonst nicht gefällt uns zu entzücken.“

„Es ist mir, als ob Sie mich düpiren wollen, Herr Graf —“

„Sie? Gott behüte mich, Gnädige. Aber andere hohe Häupter müssen düpirt werden. Nur dadurch ist die Befreiung Maras möglich zu machen.“

„Also ein Lustspiel?“

„Um ein Trauerspiel zu enden.“

„Mir ist schlimm zu Muth. Man ist heillos mit mir umgegangen!“

„Das eben findet meine Braut. Sie weinte, als ich zu ihr kam! Jetzt, Madame, geben Sie mir den Zettel mit den schicksalschweren Worten.“

Die Sängerin stuzte und fixirte den Grafen sehr mißtrauisch.

„Ach so! Sie beabsichtigen mir die Waffen gegen die Comtesse aus den Händen zu winden?“

„Was hätte ich denn davon?“ fragte der junge

Mann mitleidig lächelnd. Vertrauen Sie mir doch. Der Zettel in meiner Hand wird ein Document zur Befreiung Ihres Gatten. Verstehen Sie mich?"

Die Sängerin schwieg bedenklich und ließ das ganze Gespräch, das sie mit diesem Herrn gepflogen, nochmals an ihrem Geiste vorübergehen. Die Theilnahme der Comtesse rührte sie. Sie erinnerte sich des sanften schönen Organes, womit diese junge Dame an jenem Abende im Wagen zu ihr geredet und ihr Inneres bewegt hatte. Ihr Vertrauen zu dieser kindlich süßen Stimme überwand endlich alle Bedenken. Ergriffen von Mitleid mit ihren eigenen verletzten Thränen aus ihren großen, braunen, glänzenden Augen, als sie fest in Graf Wolfs Gesicht blickte und dabei sprach:

„Sie haben etwas Edles, etwas Vertrauenerweckendes in Ihrem Wesen. Es sei. Ich will Ihnen vertrauen, ich will, trotz allen bitteren Erfahrungen, glauben, daß ein Grand Seigneur es auch einmal redlich meinen kann. Ich lege hiermit den letzten Hoffnungsanker in Ihre Hände — da haben Sie den Zettel — es liegt ein rosa Schleifchen darin — fragen Sie Ihre Braut, ob dasselbe ein Geschenk der Liebe ist.“ —

Der Graf zuckte unangenehm berührt zusammen, ließ sich aber nichts von den Wallungen momentaner Eifersucht merken. „Gewiß nicht, meine Beste,“ sagte er stolz, das Schleifchen mit den Fingerspitzen hervorziehend und es behutsam auf die Tischdecke legend. „Ich glaube nicht, daß dies Schleifchen mit dem Briefchen zusammenhängt, verfügen Sie also darüber. Ich aber, Gnädige, gebe Ihnen hiermit meine Hand zum Pfande, daß ich Ihre Flucht von Berlin, sofern Sie auf diesem Plane beharren, vermitteln und zweckmäßig einzurichten suchen werde, damit Sie endlich aus Verhältnissen kommen, die Ihr schönes künstlerisches Leben beeinträchtigen.“

„Das wollten Sie wirklich, Herr Graf?“ rief Madame Mara entzückt.

„Das verspreche ich Ihnen, wenn Sie so klug sein wollen mir unbedingt in allen Anordnungen zu folgen, die ich nöthig finde.“

Die Sängerin versprach dies mit kräftigem Handschlag und sie schieden als die besten Freunde.

Von Madame Mara begab sich der Graf ohne Verzug wieder zu seinem Freunde Leo von Noltendorf zurück, wo er sich schwachmatt in einen Sessel fallen ließ.

„Nun?“ fragte der Dragoner mit lustigem Er-

staunen. „Was verschafft mir denn nochmals die Ehre?“

„Höre, Leo — Gott leitet die Seinen wunderbar!“ sprach der Graf von der Rückerinnerung an die Erfahrungen der letzten halben Stunde ordentlich ergriffen. „Wäre ich heute nicht zu der Mara gegangen, so hätte morgen meine unschuldige kleine Braut am Pranger der Dessenlichkeit gestanden. Denke Dir, daß diese obstinate Dame die Brandfackel der Revolution in die Aristokratie zu werfen beabsichtigte, daß sie durch einen Zettel mit den Worten „Retten Sie mich“ eine Verführung, Verlockung, Verleitung ihres Mannes zur Flucht zu constatiren suchen wollte!“

„Tausend Donnerwetter!“ unterbrach der Offizier den Grafen. „Hat denn Comtesse Hildegard jemals solchen Zettel geschrieben?“

„Hier ist er!“ entgegnete Graf Wolf schwach aber spöttisch lächelnd. „Es ist ein Unglück, daß unsere Frauen von der Unwissenheit emancipirt werden und die Feder gebrauchen lernen, bevor sie Verstand und Ueberlegung haben.“

„Da hast Du Recht, Wolf!“ bekräftigte der Offizier lachend und fügte mit sarkastischem Rückblick auf die Emphase, womit sein Freund noch eben die Erziehung seiner Braut gepriesen, hinzu: „Wenn ich nach Gantersheim gehe, um mir eine eben so reine liebevolle Mädchenseele zu erobern, wie Du vom Himmel erlangt hast, so werde ich doch in den Verlobungspräliminarien zu allererst die Bedingung stellen, daß meine künftige Braut alle dummen Einfälle nicht schriftlich, sondern mündlich abmacht.“

„Thue das, mein Freund. Mir aber gieb ein Fünkchen Feuer, um dies Document thörichter Mädchenstreiche ins Reich der Vergessenheit zu befördern.“

Der Offizier machte sich eiligst daran, um dieses Autodase vollziehen zu helfen.

„So!“ sprach Graf Wolf als das Papier hell ausloberte und dann zusammensank, um als schwarze Flöckchen spurlos zu verfliegen. „Nun höre meine Pläne und meine Instructionen, Leo, denn Du mußt mir helfen den schuftigen Mara zu befreien.“

Noltendorf stellte sich in soldatische Position und rief halb ernst, halb scherzend:

„Bedauere! Das läuft gegen meinen Fahneneid!“

„Ruhig nur. Es soll in allen Ehren geschehen. Wir nehmen Deine ehrenwerthe Betterschaft dabei zu Hilfe.“

„Ah — so, so! Auf dem Wege der Gnade.“

„Oder auch diplomatischer List.“

„Bleibt sich gleich! Da stehe ich zu Dienst. Wozu hätte man denn Basen und Bettern, wenn man sie nicht gebrauchen dürfte?“

„Morgen führe ich Madame Mara bei meinem Bruder ein.“

Lieutenant Noltendorf machte große Augen. „Bist Du toll geworden?“

„Beinahe, aber es geht nicht anders.“

„Deine gnädigste Frau Schwägerin steckt Dir einen Kiegel vor. Sie leidet es nicht!“

„Das wollen wir sehen! Unsere Rechte kreuzen sich. Wenn das starke Geschlecht anfängt zu klatschen, so muß es sich auch beugen. Mein ehrenfestester Herr Bruder hat dem Gelüft nicht widerstehen können den Fluchtversuch Hildegards seiner spottfüchtigen Barbara mitzutheilen. Diese hat sich gegen meine Kleine verathen. Daraus webt sich das Netz eines moralischen Zwanges für den gestrengen Herrn Vormund. Er muß der Sängerin zur Buße seiner weibischen Blanderei sein Haus öffnen, er muß und Barbara soll es!“

(Schluß folgt.)

F u i l l e t o n .

(Graf Gotter und sein Geheimbund.) Das vorige Jahrhundert war reich an Sonderbarkeiten und Ueberschwänglichkeiten; es fehlte nicht an Glückrittern, die, begünstigt von Zeit und Umständen, eine glänzende Laufbahn fanden, es fehlte aber auch nicht an jenem romantischen Drange der Hochgestellten, ihre hohe Stellung auf Augenblicke zu vergessen und sich einem freieren Verkehr mit Gleichgestimmten hinzugeben. Die geheimen Verbindungen, zu denen jenes Jahrhundert eine so große Vorliebe hatte, begünstigten dieses Verlangen sehr. Ein solches Glückskind und einen solchen Geheimbund finden wir in den „Aquarellen“ erwähnt, die Günther von Freiberg kürzlich herausgegeben hat. Es sei uns erlaubt, dieses Mästenspiel mit Ideen, die durch die französische Revolution eine ganz andere Verwirklichung fanden, etwas genauer zu schildern, indem wir uns an die Angaben des genannten Verfassers halten. Unter der Regierung der Kaiserin Marie Theresie machte ein junge Wiener einiges Aufsehen durch den glänzenden Glückswechsel, der ihn plötzlich aus der Menge hervorhob und den exklusiven Kreisen aneignete. Gotter, so war sein Name, war in bürgerlichen Verhältnissen geboren, doch waren seine Eltern wohlhabend genug, um ihn studiren zu lassen. Mit dem neunzehnten Lebensjahre bezog er die Universität in Prag, wo sein heiterer Sinn, sein unternehmender strebsamer Geist ihn bald auszeichnete und einen Kreis heiterer Genossen sich um ihn sammelte, mit denen er tolle Streiche machte, aber auch die Wissenschaften nicht vernachlässigte. Wie in Prag, so machte sich

dieses wilde Geer bald auch in Wien bemerkbar, wo Gotter gewöhnlich die Ferien zubrachte. Die lustigen Streiche mußten unverfänglich und doch anregend zugleich sein, denn selbst die Kaiserin soll auf den muntern Studenten aufmerksam geworden sein und ihrer Umgebung den Wunsch ausgesprochen haben, den lustigen Gesellen zu sehen. Daß Gotter diesen Wunsch erfuhr und ihn zu willfahren suchte, versteht sich von selbst. So oft er in Wien war, verfehlte er nie, sich unter dem Burgportale aufzustellen, um die Kaiserin, wenn sie ausfuhr, zu sehen und sich vor ihr ehrfurchtsvoll zu verbeugen. Marie Theresie dagegen soll ihm gnädig zugelächelt haben, nachdem sie einmal auf ihn aufmerksam gemacht worden war.

Einst hielt sie in der Burg ein öffentliches Schaulaufen. Eine mit rothem Sammet drapirte Barriere trennte die Zuschauer, unter denen Gotter natürlich nicht fehlte, von den hohen Herrschaften. Nach aufgehobener Tafel setzte sich die Kaiserin wie gewöhnlich an den Spieltisch, um mit dem Minister eine Partie Écarté zu spielen. Dieser jedoch ward durch eine wichtige Depesche veranlaßt sich auf einen Augenblick zu entfernen und die Kaiserin war genöthigt zu pausiren. Eine Kaiserin ist aber nicht gewöhnt zu warten; sie wurde daher sehr bald ungeduldig und rief: „Kann nicht ein Anderer die Karten einstweilen übernehmen? (So läßt wenigstens Günther von Freiberg den Grafen Gotter die Scene erzählen). Die Höflinge, auf einen solchen Fall nicht vorbereitet, standen unbeweglich. Da schwingt sich plötzlich ein junger Springinsfeld über die Sammetbarriere, tritt vor die schöne Herrin und verneigt sich tief. Es war der lustige Prager Student. Der Kaiserin gefiel sein Wagniß und nachdem sie ihn mit einem freundlichen Blicke gemustert, sagte sie: „Wohlan, Graf Gotter, übernehmen Sie die Partie. Cocur ist tout.“ Gotter ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder. „Sie verlangen den Ritterschlag?“ fuhr sie lebhaft fort. „Hier ist er.“ Und dabei tippte sie ihm mit dem Fächer auf den Kopf und die beiden Schultern. Sein Glück war gemacht. Die Kaiserin verlor absichtlich eine bedeutende Summe und als Kauniz zurückkehrte, stellte sie ihm den neuen Grafen vor. Gotter trat bald in den Staatsdienst, erhielt vertrauliche Missionen an die ersten Höfe Europas, lernte die interessantesten Menschen der Epoche kennen, ward reich, kaufte später das schöne Gut Molsdorf in Thüringen, baute ein elegantes Schloß und stattete es mit fürstlichem Prunkte aus.

Hier stiftete er mit einer Anzahl Gleichgestimmter mit der Zeit eine Ordensgesellschaft, deren Zweck war, die Freuden unseres kurzen Daseins zu genießen. Zu den hervorragendsten Mitgliedern ihres Bundes werden nach dem Verfasser obengenannten Buches genannt: Prinzessin Amalie Henriette von Braunschweig als Großmeisterin, der Fürst Johann Friedrich von Anhalt-Zerbst, Bruder der Kaiserin Katharina II. von Rußland, die, ebenfalls Mitglied des Ordens, als ihre Vertreterin die Hofdame Wainka v. Schwalow zu den jährlichen Ordenszusammenkünften sandte; von Berlin erschienen die Oberhofmeisterin von Brandt, die Hofdame Fräulein von Platen

Graf Keyserling; aus Sachsen der Hofmaler August II., Louis de Sylvestre, der Capellmeister Haffe mit seiner Frau, der berühmten Sängerin Faustina, — ferner werden noch ein Fräulein von Spaur und die gefeierte Ballettänzerinnen Camargo und Sella neben andern Prinzessinnen, Diplomaten, Schauspielerinnen, Künstlern und Sängern genannt. Diese Gesellschaft versammelte sich jedes Jahr eine Woche lang auf dem Schlosse des Grafen Gotter, vergaß während der Zeit ihre Verhältnisse und bemühte sich nur als Menschen das Leben zu genießen bei Scherz, Tanz und heiterem Spiel. Natürlich waren Jugend, Schönheit und Geist die Hauptfordernisse, um in den Kreis der Ordens-Brüder und Schwestern einzutreten. Doch wie Alles Menschenwerk seine Grenze hat, so auch dieses. Graf Gotter ruinierte durch den fabelhaften Aufwand, den er machte, sein Vermögen so gründlich, daß er das reizende Molsdorf mit aller seiner Einrichtung dem Herzog von Sachsen-Gotha verkaufen mußte. Er trat darauf in die Dienste Friedrichs des Großen, der ihm das einträgliche Amt eines Generalpostmeisters übertrug.

Ob übrigens alle diese angeblich historischen Data richtig sind, vermögen wir nicht mit Sicherheit zu behaupten, wenn auch einige Thatsachen begründet sein mögen. Der Verfasser der „Aquarellen“ ruft selbst den Aberglauben hervor, indem er die Ordensgesellschaft des Grafen Gotter schon im Jahre 1738 von einem jungen böhmischen Edelmann besuchen läßt, zu welcher Zeit es noch keine Kaiserin Marie Theresie gab, also auch kein Graf Gotter vorhanden sein konnte. — r.

(Erinnerungen an Paris im Jahre 1815.) Die in Lieferungen erscheinende Schrift Dr. Försters „Von Elba nach St. Helena“ eilt ihrem Schlusse zu und schildert in ihren letzten Lieferungen den Einzug der Allirten in Paris, ihre Verhältnisse daselbst, die Reinigung der dortigen Museen von den fremden Kunstschätzen, welche Napoleon daselbst aufgehäuft hatte etc. Einige Reminiscenzen daraus werden gewiß noch heute mit Interesse gelesen. Die Führer des englischen Heeres, Herzog von Wellington und die ihn begleitenden Diplomaten, waren vor Allem bedacht, den Franzosen die mildeste Behandlung angedeihen zu lassen aus Furcht, größere Strenge könne einen allgemeinen Volksaufstand hervorrufen. Die deutschen Heerführer, namentlich Fürst Blücher, waren weniger bedenklich. Schon von St. Cloud aus hatte der Letztere den Befehl gegeben, die über die Seine zur Verbindung des Champ de Mars mit dem Quai de Billy führende Brücke, welche den Namen Pont de Jena erhalten hat, von Grund auf in die Luft zu sprengen.“ Die Brücke wurde gesprengt und ein Ingenieur-offizier mit der Anlegung von Minen beauftragt. Selbst in der Umgebung Blüchers erhoben sich gegen diesen Beschluß warnende und abmahrende Stimmen, auf die aber der alte Reitergeneral wenig Rücksicht nahm. Am eifrigsten war aber Wellington ihn rückgängig oder unausführbar zu machen. Als seine Notizen, die er deshalb an den Fürsten richtete, keinen Erfolg hatten,

nahm er endlich zur List seine Zuflucht. Während er dringend den Kaiser Alexander ersuchen ließ, seine Ankunft zu beschleunigen, lud er auf der andern Seite den Fürsten Blücher zu einem Diner bei Vercy ein und gewann durch das letztere Manöver doch so viel, daß der wirkliche Befehl zur Sprengung der Brücke so lange verzögert wurde, bis die Monarchen in Paris eintrafen, wo denn sofort der Gegenbefehl gegeben und die Brücke unter dem Namen die „Invalidenbrücke“ stehen blieb. Es war ein erster Sieg der fremden Diplomatie über die deutschen Forderungen.

Bei einer andern Gelegenheit sah freilich Wellington ein, daß das Verfahren Blüchers schneller zum Ziele führte als diplomatische Verhandlungen. In der mit der französischen Regierung geschlossenen Convention von 1814 war ausdrücklich die Zurückgabe der aus Deutschland geraubten Kunstschätze ausgesprochen worden. Sie war unterblieben und Blücher ging gleich nach seinem erneuerten Einzug daran, diesen Artikel der vorjährigen Convention zur Wahrheit zu machen. Ein rheinländischer Freiwilliger, Lieutenant de Grote, der die Universität erst vor Kurzem verlassen und genaue Kenntniß von dem hatte, was die Franzosen aus Deutschland und den Niederlanden an Kunstschätzen entführt, ward gleich am Tage des Einzuges mit ausreichender Vollmacht versehen; doch die Ausführung derselben stieß auf erhebliche Schwierigkeiten. Es war für zweckmäßig erachtet worden, die Museen dem Zutritte des Publikums offen zu erhalten und in seinem Beisein die Wegnahme der fremden Bestandtheile erfolgen zu lassen, damit die Pariser nicht später die Anklage erheben könnten, man hätte unter der Hand so Manches mit gehen heißen, worauf ein rechtlicher Anspruch nicht zu erheben gewesen. Herr Denon, der Director der kaiserlichen Museen hielt aber dieselben verschlossen und konnte nur durch eine energische Protestation des Obersten Puel davon zurückgebracht werden. Um den Arbeitern, die mit der Wegnahme beschäftigt waren, den nöthigen Schutz angedeihen lassen zu können, wurden die Eingänge mit Wachen besetzt und ein Grenadierbataillon im Innern des Louvre, ein andres auf dem Carousselplatz aufgestellt. Sobald nun die Directoren und Conservatoren der Bibliotheken, Bildergalerien, der Antikensammlungen, der Sammlungen geschnittener Steine, Münzen, Medaillen, Waffen und allerhand Curiositäten in Paris eingetroffen waren, wurde die Nachsicherung bis in das Kleinste fortgesetzt. Nicht so rasch wurden die Anforderungen derjenigen Regierungen gefördert, welche ihr Eigenthum durch diplomatische Vermittelung wieder zu erhalten suchten. Wellington, der als Chef der niederländischen Truppen die Reclamationen des niederländischen Ministers unterstützen sollte, bemühte sich vergeblich beim Fürsten Talleyrand denselben Gehör zu verschaffen. Nachdem er längere Zeit mit dem letzteren Staatsmann und Denon Noten gewechselt, adoptirte er das Verfahren Blüchers und ließ die niederländischen Kunstschätze wegnehmen, wo er sie fand. — r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Baron Schmeling.

Novelle

von

Ernst Frise.

(Schlus.)

„Sag mir nur erst, warum dieser Schritt nöthig ist?“

„Warum? Kurzsichtiger Sterblicher! Wir rauben dadurch der erbosten Sängerin die Macht zur Offenbarung der Thatsachen und brechen jeder Klatscherei den Stachel der Bosheit ab. Mit Freunden des Hauses kann Hildegard schon eine Spazierfahrt unternehmen und das Datum der Freundschaftsbündnisse verlegt man bei etwa vorkommenden Fällen.“

„Wolf, die Erfindung macht Dir alle Ehre. Nur zweifle ich, daß sie den Erfolg hat, den Du Dir davon versprichst!“

„Der Erfolg hängt von der Geschicklichkeit des Maschinisten ab, dem ich die active Rolle übergebe, während ich passiv hinter den Coulissen bleibe. Diese Erfindung ist der Schraubestock, der sich bis zu den Ohren des Königs drehen muß. Du, als mein erwählter Maschinist, hast daher zu sorgen, daß Anbautungen fallen, daß Maras Schuld bezweifelt, daß aus der Flucht eine kleine unschuldige Reise nach Ganters-

heim wird! Es kann nicht schaden, wenn der Mara und ihrem enormen Talente bedeutend Weihrauch gestreut wird, wenn man die Furcht ansacht, daß der Gram die köstliche Stimme vernichten würde, wenn man findet, daß diese Stimme schon verloren hat. Daran mag sich die Bemerkung knüpfen, daß man es Sr. Majestät nicht verdenken könnte, diesen Stern erster Größe am musikalischen Himmel in Berlin zu fesseln, daß aber auch Alles gethan werden müsse, um den Glanz dieses Sternes nicht zu tödten. Da unser großer Monarch eben so gern Klatschereien hört wie alle Bewohner dieses großen Weltalls, so wird er das was Du sagst wörtlich wieder erfahren und es, bei der menschlichschönen Leichtgläubigkeit aller Wesen, für eine allgemein verbreitete Meinung halten. Ich habe Madame Mara das Versprechen geleistet die elende Lage ihres Gatten so bald wie möglich zu lindern, also müssen wir tüchtig arbeiten, damit die Dame nicht ungeduldig wird. Fange heute Abend an. Besuche Deinen Vetter, den Adjutanten des Prinzen. Der pflegt gern auszuposaunen was er erfährt. Morgen blase der Tante Oberhofmarschall Deine leisen Befürchtungen ins Ohr. Dabei versäumst Du aber nicht der Madame Mara dergestalt die Cour zu machen, daß sie sich trotz ihrem Schmerz um des Gatten Leiden zum Singen entschließt. Lache nicht, Leo — mir ist verteuert ernst zu Muthe, denn ein Hauch auf Hildegards Ruf würde mich zur Verzweiflung bringen.“

„Habe keine Sorge. Die Geschichte soll schon gelingen. Was aber wirst Du später mit der Mara-

schen Freundschaft beginnen, wenn der König wirklich den Mann frei giebt?"

Graf Wolf sah schnell auf und wollte etwas erwidern, schwieg aber doch als habe er plötzlich erkannt, daß er seine weitem Schritte diesem Ohre nicht vertrauen dürfe.

„Das mag sich finden,“ meinte er nach einem kurzen Schweigen. „Jetzt handelt es sich nur um schleunige Abhilfe eines bedauerlichen Uebelstandes, der meine Braut tief betrübt. Ich verlasse mich auf Dich, Leo. Morgen mehr!“

Er erhob sich um zu gehen.

„Apropos —,“ sprach der Offizier eilig, „das weißt Du doch, daß Mara nach Spandau geführt ist?“

„Nein!“ erwiderte Graf Wolf überrascht. „Ich denke er trommelt hier in Berlin die Ungnade seines Königs aus?“

„Bewahre! Der Commandant fürchtete Skandal vom Berliner Plebs und hat sogleich Vorstellungen gemacht. Die Ordre ist da. Mara ist heute Nachmittag nach Spandau gebracht.“

„Und der dortige Commandant ist meines Bruders Schwager! Das paßt mir. Ich werde diesen Zufall als meine Bemühung gelten lassen und übertrage Dir hiermit, dies der Madame Mara zuzuflüstern.“

Leo lachte und versprach Gehorsam allen Befehlen. Graf Wolf machte sich auf den Weg zu seinem Bruder, dem er in aller Seelenruhe tüchtig den Text über seine Schwachhaftigkeit las und ihm als Sühne seines Vergehens die Bedingung stellte Madame Mara als Hausfreundin bei sich zu dulden, um die wilde gehässige Gemüthsstimmung dieser Dame in Zaum und Zügel halten zu können. Die Einwendungen des ehrenfesten Majors und Grafen Nikolaus Hartenburg beseitigte er mit der dünnen Erklärung, daß es ihm nichts helfe sich gegen diese Maßregeln zu sträuben. Es müsse dabei bleiben!

Und es blieb dabei, trotzdem Gräfin Barbara vor Verdruß außer sich war.

Der nächste Abend besiegelte die Allianz zwischen dem Grafen Wolf, dem Dragonerlieutenant von Noltendorf und der Madame Mara. Letztere erschien im Salon der Gräfin Barbara und zeigte sich so liebenswürdig wie sie konnte. Alles was verabredet worden war, wurde ausgeführt. Madame Mara sang. Leo spielte den traurigen Enthusiasten und pstopfte der Excellenz richtig den Glauben ein, daß Se. Majestät

die längste Zeit den Genuß gehabt haben werde, die beste deutsche Sängerin in Berlin zu haben. Madame Maras Stimme gehe mit reißender Schnelligkeit einem unrettbaren Verfall entgegen — der Gram und Kummer tödte nichts leichter im Menschen als die Götlichkeit des Organes.

Ob Friedrich der Große von dieser weisen Auslegung des lustigen Lieutenants jemals Kenntniß erhalten, können wir leider nicht ganz gewiß sagen, allein Herr Johann Mara wurde, das ist factisch, viel früher als er selbst gehofft wieder auf freien Fuß gesetzt und seiner trauernden Gattin zurückgegeben.

In dem gräßlich Hartenburgschen Hôtel fand er indeß niemals Zutritt, obwohl seine Gattin sehr freundschaftlich dort aus- und einging. Von neuen Fluchtversuchen war auch nicht die Rede. Madame Mara lebte ruhig und sang wann und wie es der gestrenge König wollte. Daß sie innerlich von ihrem Grimme über die königlichen Maßregeln nicht ganz curirt war, zeigte sich bisweilen in unüberlegten gehässigen Aeußerungen über Se. Majestät. Sonst geschah aber nichts.

Um so größer war eines Tages das Erstaunen, als sich erst leise und dumpf, dann aber laut und öffentlich das Gerücht verbreitete: „Madame Mara sei verschwunden und der König sei wüthend!“

Beides zeigte sich als wahr. Der König voll von hellrothendem Zorne bot Alles auf, um die Spur seiner geflohenen Sängerin zu verfolgen. Es war vergebens. Niemand wußte, wo Madame Mara mit ihrem Manne geblieben sei — Niemand konnte sagen, auf welche Weise das Ehepaar Berlin verlassen habe. Niemand? Niemand als Graf Wolf und Frau Kersten, der Comtesse Hildegard Kammerfrau, wußten dies, müssen wir hinzufügen. Der Graf hatte seine Befehle gegeben und Frau Kersten hatte sie ausgeführt.

Stürmisch eilte der Dragonerlieutenant, Herr Leo von Noltendorf, die breiten Treppenstufen zu seines Freundes Wohnung hinauf, um ihm die neue Mähr von der glücklichen Flucht zu verkünden. Athemlos kam er in seinem Zimmer an und schrie mit der letzten Kraftanstrengung seiner Lungen: „Was sagst Du nun? Maras sind fort — spurlos verschwunden! Sprich! Sprich! Was sagst Du dazu?“

„Gar nichts, mon cher ami! Diese Flucht ist eine Antwort auf Deine Frage, die Du vor einigen Monaten an mich richtetest!“ sprach der Graf sehr gleichmüthig.

Herr Leo von Noltendorf machte seine Augen weit auf und schüttelte mit dem Kopfe.

„Das verstehe ich nicht, Wolf! Uebersetze mir diese Diplomatie gefälligst in bürgerlich deutsche Worte. Was habe ich denn vor einigen Monaten gefragt? Komme doch meinem armen Gedächtnisse zu Hilfe!“

„Recht gern! Du fragtest mich, was ich mit der Maraschen Freundschaft beginnen wollte, wenn der König den Mann frei gäbe. Die Antwort lautet: „Ich lasse sie verschwinden!“

Der Lieutenant schlug sich vor die Stirn. Halb belustigt von diesem Geniestreiche seines Freundes, den er sogleich durchschauete, halb besorgt über die Folgen bei etwaiger Entdeckung, fragte er:

„Wolf — hast Du wohl bedacht, was Du dabei gewagt?“

„Hinreichend, alter Freund! Sei ganz ruhig. Dies Mal ist das Pärchen unter guter Escorte und Frau Kersten hat dasselbe schon über die Grenze gehabt, bevor man in Berlin eine Ahnung von Flucht hatte. Es war mir unmöglich einen Mann wie Mara in Berlin zu wissen und in steter Furcht vor Indiscretionen zu leben, die meine Kleine belästigen konnten. Mara mußte fort. Dazu war das sicherste Mittel „die Begünstigung einer Flucht, die dem Ehepaare wünschenswerth schien.“

„Ich wasche meine Hände in Unschuld,“ entgegnete Noltendorf sehr vergnügt.

„Das erlaube ich Dir und bitte Dich dabei dringend Deine Boffkehrungen zum Hochzeitsfeste zu treffen, denn in vier Wochen führe ich meine kleine Waldtaube heim!“

„Mit fürchterlicher Gleichgiltigkeit und kaltem Herzen?“ fragte Leo schelmisch.

Ein sprechender Blick war Graf Wolfs ganze Antwort.

„Weißt Du, wem Du Dein Glück verdankst, Wolf?“ fügte der Offizier hastig hinzu. „Dem Baron Schmehling! Er hat Deine Eifersucht rege gemacht — dadurch ist Deine Liebe erweckt!“

„Das ist möglich!“ sagte der Graf, lächelnd des ehrfurchtsvollen Grußes gedenkend, der ihn schon damals mächtig verdrossen hatte. „Um so mehr hatte ich Veranlassung seine Wünsche zu erfüllen!“

Die Hochzeit im Hartenburgschen Hôtel fand statt. Graf Wolf wurde der glücklichste Mann. Er sowohl, als Hildegard erreichte ein hohes Alter, allein doch nicht so hoch wie Madame Mara, die nach einem

wechselvollen Leben, fünfundsachtzig Jahr alt, in Neval starb, leider in einem hilfsbedürftigen Zustande und in der traurigen Ueberzeugung, nicht zur rechten Zeit mit Energie und festem Willen das durchgesezt zu haben, was zu ihrem Besten diente. Von ihrem Gatten mußte sie sich scheiden lassen, um nicht unterzugehen. Der Glanz ihres Lebens ließ diese Wunde verharfschen, allein man meinte im Zauber ihres Adagios die stille, tiefe Herzensklage um ihn noch lange hören zu können, als schon die Stirn der großen Sängerin wieder frei von Wolken war. Madame Mara kam später, beinahe ein Vierteljahrhundert nach ihrer wohl gelungenen Flucht, wieder nach Berlin. Sie fand in der Familie des Grafen Wolf von Hartenburg die freundlichste Aufnahme und sie rechnete stets die Stunden, welche sie in dem Kreise, den die zahlreiche Nachkommenschaft des prächtigen Paares bildete, verlebte, zu den schönsten ihres glanzvollen Daseins. Aber die Berliner Luft sagte ihr, trotzdem ihr „Tyran“ längst, längst in der Ahnengruft ruhete, nicht zu. Sie verließ Berlin und ging nach Rußland. Dort sammelte sie die letzten Lorbeeren zu dem unvergänglichen Kranze, der ihre Stirn schmückt auf ewige Zeiten. Als Künstlerin war sie fast unerreichbar — als Weib zeigte sie unendlich viele Mängel. Vielleicht würde sich dieser Uebelstand einer vernachlässigten Erziehung ausgeglichen haben, wenn sie auf das Urtheil des großen Friedrich gehört hätte, der ihrer Heirath mit Mara entschieden entgegengetreten war.

Garibaldi.

Erzählung

von

Arthur Stahl.

Es ist in den ersten Frühlingstagen. Der kleine Garten liegt in der vollen Mittagsonne. Blendend glitzert sie auf den Kieswegen, den weißgestrichenen Mauern, die ihn umgeben und auch auf dem Hofe, der an den Garten stößt und vom Hause begrenzt wird, ist jedes Winkelschen hell.

Die Beete sind frisch umgegraben, aber es hat sich noch kaum ein Blättchen hervorgewagt und die Sträucher stehen noch in ihren Strohmänteln. Nur

die Pflirschen am Spalier haben sie abgeworfen und die rothen Knospen brechen neugierig hervor. Auch Krokus und Veilchen stecken die Köpfschen heraus, aber noch jagend in Blätter gewickelt, weil der bereifte Feind kaum den Rücken gewandt hat.

Auf der Mauer sonnt sich eine große graue Katze. Sie schnurrt ganz leise und bewegt zuweilen die Spitze des Schwanzes vor Behagen. Darunter auf dem Stroh eine Hühnerfamilie, alle in tiefster Mittagsruhe. Auch die flinken Rosenkäfer sitzen still am Wege. Nicht das kleinste Geräusch stört sie und die Sonne scheint unumschränkt.

Blötzlich aber fährt aus heiterm Himmel ein Ungeheuer nieder, der Katze an den Kopf, daß sie miauend auffpringt und mitten in das Hühnervolk hinein, das sich indignirt erhebt, während die Rosenkäfer davon laufen. Ein roth und grün bemalter Ball, aus dem Nachbargarten herübergeworfen, liegt da als hätte er nichts verbrochen. Der Hahn kräht ihn entrüstet an, schüttelt seine Federn, reckt den Kopf in die Höhe und schreitet den Kiesweg entlang. Seine Damen folgen. Sie können kein Ende finden mit Gackern. Vor dem einzigen großen Veilchenbusche im Garten bleiben sie stehen. Der Hahn giebt das Zeichen zum Angriffe. Sie müssen sehr gereizt sein, sonst ließen sie vielleicht einigen der armen Blättchen und Knöspchen das junge Leben. Sie picken bereits an den Wurzeln als die Hausthür klingelt. Ein junges Mädchen oder vielmehr ein schwarzäugiges Kind kommt über den Hof in den Garten. Sie hängt die Schultasche und den Hut an die Gartenthür, steht zum Hause hinauf, trällert ein Lied in den Frühling hinein, zieht im Vorbeigehen die Katze freundschaftlich am Schwanz und eilt zu ihrem geliebten Veilchenbusche.

Arme Gertrud! Sie bricht in einen Strom von Thränen aus beim Anblick der zerstörten Herrlichkeit. Umhergestreut alle die zarten Knospen, die sie noch am Morgen betrachtet und gepflegt.

„Onkel! Onkel! Onkel!“ ruft sie schluchzend zum Hause hinauf. Drei Fenster öffnen sich zugleich. An dem ersten erscheint ein alter Mann mit Perrücke und Brille, an dem zweiten ein junger mit blondem Lockenkopfe und vielleicht dem ersten Flaum des Bartes, wenn man so weit sehen könnte, an dem dritten eine Magd mit energischen Zügen. Alle drei sehen heraus. Darauf schließt sich das erste Fenster wieder, der Kopf verschwindet und man hört gleich darauf einen schlurfenden Schritt auf der Treppe. Er gehört einem kleinen hagern Manne, an welchem die Kleider wie an

einem Kleiderstocke hängen und der so eigenthümlich geht als wätere er einen Fuß tief im Wasser. Das junge Mädchen zieht ihn hastig bis zum Beet.

„Onkel, Deine Hühner haben meine Veilchen gefressen!“

„Abgepickt,“ sagt der kleine Mann begütigend. Sein Gesicht drückt großes Bedauern aus. „Es thut mir leid, Gertrud; ich will den Hühnern verbieten in den Garten zu steigen.“ Er sucht einige Knospen auf. „Komm, wir wollen sie unter dem Mikroskop besehen.“

Aber Gertruds Schmerz hat sich in Zorn verwandelt. Mit einem Strauch bewaffnet macht sie Jagd auf die geflügelten Missethäter und treibt sie dreimal durch den Garten, bis sie über das Gitter fliegen und sich auf eine Leiter flüchten, von wo aus sie schmetternd Protest einlegen.

Der Onkel ist indeß wieder gegangen wie er gekommen und begegnet auf der Treppe dem jungen Manne vom zweiten Fenster, der in drei Sätzen hinabspringt über den Hof in den Garten.

Gertrud befindet sich in der Abspannung des Kummers. Sie senkt das Köpfschen so tief, daß man vor den überfallenden Locken das Gesicht nicht sehen kann und geht langsam umher, düster grollend. Der junge Mann folgt ihr zehn Minuten mit einigem Pathos, sieht sie zuweilen von der Seite an und zupft endlich ganz leise an einem kleinen Lockchen. Sie bemerkt es nicht, sie ist nicht zum Scherz aufgelegt, nein durchaus nicht. Während der nächsten zehn Minuten noch nicht. Sie senkt den Kopf noch tiefer, während seine blauen Augen immer munterer lachen.

Wenn man aber so jung ist wie sie, wird auch der Kummer bald langweilig und ehe er's erwartet schüttelt sie energisch die Locken zurück.

„Carpe diem! Heißt es nicht so, Titus? Schaukeln Sie mich ein wenig!“ Sie springt in die Schaukel und der Aufgeförderte beginnt lachend. Er kann sogar nicht umhin sie zu necken wegen ihres Zornes, was sie aber allen Ernstes zurückweist.

Bald hat sie auch das Schaukeln satt. Noch ein kleines Veilchen ein Spiel mit dem gefundenen Balle, den Beide einander zuwerfen und dann bittet sie ihn mit heraus zu kommen und ihr zu helfen einen Aufsatz zu machen.

„Aber, Gertrud, Du schreibst doch immer das Gegentheil von dem was ich Dir sage; Du bist ein Widerspruchsgeist,“ sagt der junge Mann, folgt aber

und nimmt ihren Hut während sie die Büchertasche trägt.

Die Inhaberin des dritten Fensters, die alte Magd, hatte mit einer ihrer vielen Freundinnen der Scene unten zugehört.

„Ist wohl ein wilder Vogel, Dein Fräulein?“ fragte die Freundin.

„Ja, sie hat keine Mutter — nie eine gehabt, ich meine nie gekannt. Ich war Amme.“

„Von ihr?“ fragte erstaunt die Freundin mit einem Blicke auf ihr runzeliges Gesicht.

„Nein von ihm, von August — ich nenne den Professor zuweilen so, wenn ich daran denke, wie er in der Wiege aussah — von dem Onkel,“ sagte sie und deutete mit dem Finger nach dem gegenüberliegenden Fenster, wo der Kopf des alten Mannes abermals sichtbar war.

„Wir nahmen sie zu uns als ihre Mutter starb, das arme junge Ding; es war ihr erstes Kind. Sie ist eine Waise, August auch.“

„Und der junge Blonde?“ fragte die Freundin.

„Kommt bloß in den Ferien her, er ist Student. Sein Vater ist Gutsbesitzer und des Herrn Freund...“ So fort spann sich der Faden der Unterhaltung in der Küche, indessen sich Gertrud und ihr junger Freund in der Schulstube etablirt haben und Beide an Gertruds Schreibtisch vor ausgebreiteten Heften sitzen.

Gertrud stützt den Kopf in die Hand und denkt über einen Anfang nach, während Titus behauptet, er wüßte schon einen und brauche nicht mehr nachzudenken, er könne sie ansehen.

Nein, wenn er sie ansehe, könne sie nicht nachdenken, er müßte aus dem Fenster sehen.

Er stellt sich ans Fenster. „Nun, Gertrud?“ fragt er nach einer Weile und tritt wieder zu ihr, „noch nicht?“

„O ja, komm nur. Wenn ich anfänge: „Die Nacht mit dunklem ... die Nacht mit schwarzem Vitzig hatte die Erde berührt — der Mond in seinem silbernen Rachen schwamm im Aether — die Käfer hatten ihre Nacht...“

„mühen aufgesetzt —“ vollendete Titus mit Pathos und biß sich spottend in die Lippen.

„Das wollte ich nicht schreiben, Titus. Aber sie müßten reizend im Schlafmützchen aussehen. Hole mir einen Goldkäfer — ich nähe indessen; lieber Titus, einen Goldkäfer!“

Titus schilt sie ein Narrchen, ein wahres Kind, aber — er geht. Sie verfertigt indessen ein Mützchen

mit demselben Ernste als sie in der nächsten Stunde dem Onkel lateinische Hexameter hersagt.

Titus kommt zurück mit dem Goldkäfer und setzt ihn dem „kleinen Trogkopf“ in die Locken, von wo sie ihn ruhig herabkommen läßt auf ihre Hand und ihn costümiert. Titus muß ihn halten, „aber ja recht zart, daß er ihm nicht weh thue.“

Sie lachen ein Weilchen über den dummen Gesellen, der sich so possirlich anstellt und fahren dann mit ziemlich ernstern Gesichtern an der Arbeit fort, während der Käfer auf dem Tisch umher promeniert.

„Daß und das wirst Du, glaube ich, nie unterscheiden lernen, Gertrud.“ Sie verbessert es schnell. „Nicht über den Rand schreiben, Kleine! Die Mädchen sind doch Alle incorrect...“ Endlich macht sie einen Schluß, der an Schwung den Anfang noch übertrifft und Titus lacht hell auf. Sie versucht zu verbessern — er lacht noch mehr, sie wird empfindlich — er spottet und nennt sie zum zweiten Male heute ein wahres Kind. Das macht sie so zornig wie sie es seinen sanften blauen Augen gegenüber nur werden kann, wirft die Hefte zusammen und springt auf.

„Ich bin durchaus kein Kind mehr, Titus — ich bin schon vierzehn Jahre alt und Du — Sie dürfen mich jetzt nicht mehr Du nennen, Titus!“

Ein unbeschreiblicher Zug von Ueberraschung fliegt über das Gesicht des jungen Mannes, als er bei diesen Worten schnell in ihren Augen forscht. Er nimmt ihre Hände, aber sie entzieht sie ihm und als er sie doch festhalten will, reißt sie sich von ihm los und er sieht, daß eine Thräne in ihren Augen blüht. ...

Titus bleibt allein in ihrem Zimmer zurück. So hat er schon seit Monden mit ihr gespielt, in Scherz und Ernst und die Zeit der Ferien geht zu Ende. Er bedauert es sehr — und doch ist es nur ein klösterlich stilles Haus, der Professor trocken und einsilbig und Gertrud — nur ein Kind von vierzehn Jahren.

Am Abend klang aus einem der geöffneten Fenster noch lange eine weiche Tenorstimme und an einem andern Fenster lauschte ein schwarzer Lockenkopf.

Früh Morgens des andern Tages als die Hühner, trotz des Professors Verbot, wieder in den Garten gegangen waren und der alte Herr den Lehrstuhl bestiegen hatte, klopfte es an Gertruds Thür. Sie saß auf der Erde und hatte den ganzen Inhalt ihres

Bücherschranks um sich herumgepackt. „Herein!“ Titus trat ein.

„Schon so thätig, Gertrud?“

„Ich bringe mir nur meine Bücher zum Bewußtsein,“ sagte sie ohne aufzusehen.

„Haben Sie gut geschlafen, Gertrud?“

„Ausgezeichnet, ich danke.“

„Ich auch, Gertrud. Ich träumte, es würde mir am Morgen Jemand verzeihen.“

Wieder eine dumme Thräne in dem sonst so klaren Auge. Wie Gertrud sie verwünscht! Titus kniet zu ihr nieder auf den Boden und blättert in den Büchern. Nach einer stummen Weile hält er ihr die Hand hin.

„Du willst nicht, Gertrud?“ sagt er bittend. Sie wendet das Gesicht ab.

„Sie spotten nur über mich, Titus.“

„Sieh mich nur an, ob ich spotte, Gertrud,“ sagt er und das Lächeln verschwindet von seinen Lippen. „Ich gelobe Dir, daß ich Dich nicht mehr — nie mehr wie ein Kind behandeln will.“

Der Ernst, mit dem er spricht, befriedigt sie auch nicht; sie ist eben in dem Alter, in dem man nicht recht weiß was man will. Jetzt möchte sie ihn lieber neckend und lustig sehen. Es beängstigt sie Etwas. Sie wollte er wäre fort oder sie spielten wieder Ball im Garten. Aber er geht nicht ohne ihre Verzeihung und sieht sie immer noch bittend an. Und als er sie nun gar, ganz wie eine liebe Schwester, in die Arme nimmt und auf die Stirn küßt, da ist sie verwirrt und erschreckt; denn es hat sie noch nie Jemand geküßt als der alte Professor zum Geburtstag und ihrer Mutter erster Kuß war auch ihr letzter.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Kann das wahr sein?) Es ist schon viel von gespenstlichen Erscheinungen, wie von der Macht der Sehnsucht gesprochen worden, welche Sterbende befähige, in dem Augenblicke des Abscheidens sich denen sichtbar zu zeigen, die noch einmal zu sehen sie ein lebhaftes Verlangen trugen. Man hat manche Erscheinungen dieser Art erzählt und die Ungläubigen haben sie bezweifelt oder als Traumbilder einer erhitzten Phantasie erklärt, je nach der besondern Individualität des Berichterstatters. Wir, für uns, wagen kein Urtheil über diese jedenfalls abnormen Seelenzustände, die dabei nothwendig vorausgesetzt werden müssen. Wir wollen nur damit die Erlaubniß rechtfertigen, die wir uns nehmen, eine ähnliche Gespen-

stergeschichte zu erwähnen, die in ihren besondern Umständen Alles übertrifft, was wir von solchen Erscheinungen bisher gehört haben. Edmund Höfer erzählt sie in seiner unter dem Titel „Aus der weiten Welt“ (Stuttgart, Krabbe) jüngst erschienenen Sammlung von Erzählungen, und da er den Monatsstag und das Jahr beifügt, in welchen sich das Ereigniß zugetragen, so muß er doch dabei einen bestimmten, ihm bekannt gewordenen Fall damit gemeint haben wollen. Die Sache selbst ist kürzlich folgende: In einer Gesellschaft junger Leute, die eben den Geburtstag eines ihrer Freunde beim frohen Glase feiern, wird der Vergangenheit gedacht und dabei das traurige Geschick eines entfernt lebenden Genossen erwähnt, der vor einigen Jahren an demselben Tage, seinen unerschütterlichen Muth zu erproben, um Mitternacht in eine halb verfallene Kapelle gegangen war, um dort zwei Lichter in den Händen vor einem mitgebrachten Spiegel seinen Namen zu rufen. Man kennt wohl den abergläubischen Sinn dieses verhängnißvollen Spiels. Die Freunde hatten ihm vergeblich abgerathen und waren ihm heimlich gefolgt, um zu seinem Beistande bereit zu sein, wenn ihm ein Unglück zustößen sollte. Kaum hatte er aber zum ersten Male seinen Namen langsam ausgesprochen, so hatte er sich entsetzt umgedreht und war sinnlos zu Boden gesunken. Er ward sofort aus dem unheimlichen Orte entfernt, ärztliche Hilfe herbeigerufen, aber als er wieder zum Bewußtsein gelangt war, fand es sich, daß unheilbarer Wahnsinn ihn gefangen hielt, an dem er einige Jahre später gestorben war. Dieses furchtbare Ereigniß wurde in dem eben erwähnten Freundeskreise besprochen und dabei der Vermuthung Raum gegeben, daß an dem tragischen Ausgange jener Probe des persönlichen Muthes wohl der frevelhafte Leichtsinns eines Freundes des Unglücklichen Schuld sein möge, der auf irgend eine Weise das Grauenregende des Augenblicks noch gesteigert hatte. Wuffow, so hieß der Leichtsinnsige, hatte wenigstens durch größere Zeichen der Reue und durch gänzliche Hingebung an das Geschick des Wahnsinnigen, in dessen Nähe er als Arzt blieb, einen solchen Verdacht zuerst erregt und genährt. Mitternacht war unter diesen Erzählungen herangekommen, als die Versammelten plötzlich die Hausthür nach der Straße schallend zuschlugen und schwere Tritte die Treppe heraufsteigen hören. Draußen vor der Thür stampft es abermals, als klopfte Jemand den Schnee von den Füßen und bald darauf öffnet sich die Zimmerthür und herein tritt derselbe Wuffow, den die Freunde viele Meilen entfernt glauben, grüßt die Anwesenden, freut sich des Wohlseins seiner frühern Genossen und reicht ihnen die Hand, die sich kalt wie Eis anfühlt. Man ist erfreut über sein Kommen und will ihm ein Glas Wein reichen, doch Wuffow bittet sich für einen Augenblick in das Schlafzimmer zurückziehen und sich etwas reinigen zu dürfen, aufhalten könne er sich aber nicht, denn er müsse gleich weiter reisen, wozu er auch schon eine Extrapost bestellt habe. Er habe sie nur noch einmal sehen wollen. Er tritt ins Nebengemach, die Zurückgebliebenen hören wie er den Mantel abwirft, Wasser ausgießt und dabei nach seiner

früher Gewohnheit einige Zeilen eines Abschiedsliedes singt, deren letzten Klänge wie in der Ferne verklingen. Man wartet — der Freund kommt nicht; man ruft — keine Antwort ertönt. Da öffnet Franz, der Besitzer der Wohnung, leise die Thür des Schlafgemachs, weil er glaubt, der Angekommene schlafe, schleicht leise aus Bett — es ist leer wie das ganze Gemach; keine Spur von dem unerwarteten Gaste vorhanden. Bestürzung ergreift die Freunde über dieses räthselhafte Verschwinden. Man durchsucht das ganze Haus, die Hausthür ist verschlossen und sogar von innen mit einem starken Nachriegel versehen, nur die nassen Fußstapfen auf der Treppe und im Zimmer wie einzelne Schneeflocken vor der Zimmerthür geben Zeugniß, daß Jemand gekommen sein müsse. Man eilt auf die Post und erfährt hier, daß kein Reisender mit dem Namen Wuffow angekommen, keine Extrapost bestellt sei. Erst am dritten Tage nachher kommt ein Brief aus dem bisherigen Wohnorte Wuffows mit der Nachricht, daß derselbe in derselben Nacht zwischen 12 und 1 Uhr gestorben sei, nachdem er eine heftige Sehnsucht ausgesprochen habe, die Freunde noch einmal zu sehen und wiederholt ausgerufen: „Ich muß hin, ich muß hin!“ Dann sei er zurückgefallen und habe bis ein Uhr wie ein Todter dagelegen. Endlich habe er leise gemurmelt: „Und nun, ihr Brüder, sei's weil's muß — das letzte Glas, der letzte Kuß! — ade — ade!“ die Worte, die die Freunde aus der Kammer gehört hatten; und mit dem letzten „Ade“ sei er gestorben. Wir aber fragen, ist eine solche Erscheinung, mit den sichtbar bleibenden Fußspuren u. dgl. möglich? Ist dem gesunden Menschenverstande nicht zu viel zugemuthet an solchen fast zu realen Spuk zu glauben? — r.

(Ein Traum.) Daß Träume schon häufig zur Entdeckung von Verbrechen geführt haben sollen, wird uns von vielen Seiten versichert, und da hierbei der Träumende zu dem Ermordeten entweder in einem enger verwandtschaftlichen oder eben so zärtlichen Freundschafts-Verhältnisse stand, so läßt sich allensfalls eine seelische Wechselwirkung hierbei annehmen. Daß aber ein Mann, der mit dem Opfer der Barbarei und Nichtswürdigkeit in gar keiner engern Verbindung stand, dennoch durch wiederholte Träume zur Veranlassung der Enthüllung eines Verbrechens wird, das ist gewiß ein Fall, der nur selten vorgekommen sein dürfte. Und doch wird ein solcher Fall erzählt. In B. lebte ein Kaufmann Arnold L., der nicht allein wegen seines großen Reichthums in Ansehen stand, sondern auch wegen anderer guten Eigenschaften allgemeine Achtung genoß. Seine verwittwete Schwester stand seinem Hauswesen vor, weil er selbst nicht verheirathet war und auch wenig Aussicht hatte, eine ihm wünschenswerthe Lebensgefährtin zu gewinnen, denn er stand im Ruße, das ganze weibliche Geschlecht mehr als gerade nothwendig zu verehren. Ungefähr andert-halb Jahre vor dem Beginn des zu erwähnenden Vorfalls war eine junge Verwandte, Helene van Bealen, bei seiner Schwester zum Besuch und als diese kurz vor Weihnachten sein Haus verließ, entfernte sich auch seine Schwester von ihm, wie es hieß, in Folge eines heftigen Streites. In derselben Stadt

wohnte auch ein junger Tischler, der seit seiner Rückkehr von der Wanderschaft die väterliche Werkstatt übernommen hatte und von Arnold bei der Umgestaltung seines Hauses viel beschäftigt worden war. Bruner, der Tischler, war ein intelligenter fleißiger Mann von heiterem Temperament. Um so mehr mußte es seiner Familie, wie seinen nähern Bekannten auffallen, daß ihn plötzlich sein heiterer Humor verließ und einer schwermüthigen verschlossenen Stimmung Platz machte.

Seine Mutter, die diesen Zustand zuerst bemerkte und sich vergeblich bemühte, die Ursache davon zu ergründen, kam nach und nach auf den entsetzlichen Gedanken, ihr Sohn habe vielleicht während seiner Wanderschaft ein Verbrechen begangen und werde von Neuen gefoltert. Sie war daher sehr erfreut, als sie erfuhr, daß ein vertrauter Jugendfreund ihres Sohnes als Beamter in die Stadt versetzt sei, denn sie hoffte, dieser werde bald das Vertrauen ihres Sohnes wieder gewinnen und zu seiner Heilung beitragen können. Ihre Hoffnung ging auch in Erfüllung. Die beiden Jugendgenossen schlossen sich, wenn auch in ihrer Stellung verschieden, schnell aneinander an und liebten es namentlich die Abende mit einander zuzubringen. Schon einige Male hatte der Assessor das Gespräch auf den Gemüthszustand seines Freundes Paul bringen wollen, doch der Letztere war ihm immer ausgewichen. Eines Abends aber, wo sie wieder beisammen saßen, unterbrach Paul von selbst sein Schweigen, indem er den Freund fragte, was er von Geistererscheinungen halte und ob er glaube, daß Tote einem Menschen wieder erscheinen könnten. Der Assessor lachte, und fragte dagegen, ob Paul solche Erscheinungen gehabt; doch bereuete er es schnell, dem Vertrauen seines Freundes nicht besser entgegengekommen zu sein, denn dieser ward wieder schweigsam und zog sich zeitig in seine Wohnung zurück. Des Assessors Neugier war aber so erregt, daß er sich nicht sobald zur Ruhe begeben konnte. Er öffnete das Fenster, das die Aussicht auf eine Reihe von Gärten bot, erfreute sich der friedlichen Stille der Nacht und hing seinen Gedanken nach. Da hörte er im Nachbarhause, das Paul bewohnte, eine Thür öffnen und sah diesen bald darauf im Garten hin- und hergehen. Sofort entschloß er sich, den unglücklichen Freund aufzusuchen und ihn zum Reden zu bringen. Sein Wunsch ging in Erfüllung, Paul erzählte ihm nach einigem Sträuben, folgendes seltsames Ereigniß. Er hatte die Arbeiten beim Kaufmann Arnold vollendet und dabei flüchtig die eben als Gast bei diesem verweilende Helene van Bealen gesehen, die ihn besonders ihrer schönen Augen wegen aufgefallen war. Seit acht Wochen ungefähr hatte er das Haus Arnolds nicht betreten, als er den Auftrag erhielt, für einen eben Verstorbenen einen Sarg anzufertigen. Um seinen Gesellen die Nachtarbeit zu ersparen, hatte er sich selbst noch am späten Abend in die Werkstatt begeben und arbeitete um so fleißiger, da der Ofen die große Werkstatt nur wenig erwärmte, denn es war plötzliche Kälte eingetreten. Schon hatte es elf Uhr geschlagen, als er die Posthür öffnen hörte und bald darauf den Kaufmann Arnold in die Werkstatt treten sah, der ihn bat, keinen

Lärm zu machen, weil er nicht wünsche, daß seine Anwesenheit bemerkt werde. Er erzählte ihm darauf, sein Dienstmädchen Marie sei plötzlich gestorben, ihre Eltern wünschten, sie bei sich zu beerdigen, die Behörden verweigerten aber die Erlaubniß dazu; er wünsche die Eltern trotzdem zu befriedigen und wolle die Leiche in eine gewöhnliche Kiste verpacken, die aber, um Entdeckung zu vermeiden, inwendig ausgepugt sein müsse. Dazu verlange er seinen Beistand.

Paul fühlte zwar eine innere Abneigung, diesen Auftrag zu übernehmen, glaubte aber dem Kaufmann gegenüber zu viel Verbindlichkeiten zu haben, um es ihm geradezu abzuschlagen. Er machte Einwendungen, die von Arnold schnell beseitigt wurden und folgte ihm endlich durch die Gärten nach seinem Lagerhause, in welchem die Leiche liegen sollte. Als Beide in den oben, mit Kisten und Ballen gefüllten Raum traten, sahen sie Arnolds Markthelfer Wildmann schon beschäftigt, vor einem kleinen Ofen Pech flüssig machen und damit die Kiste ansprechen. Während sich nun Paul an die Arbeit macht und sich wundernd äußert, weshalb Wildmann die Arbeit nicht allein beendigt hätte, sagt Arnold: „Ja, Meister, bald hätte ich's vergessen. Sie müssen mir noch einen Sarg für Marie machen, denn sie muß ja wenigstens zum Schein hier begraben werden.“ — Paul will die Leiche sehen und wird von Arnold in einen Seitenverschlag geführt, wo auf einem Bret ein weiblicher Leichnam auf dem Gesichte liegt. Wildmann eilt ihm nach mit der Bemerkung, da die Leiche doch nicht in den Sarg läme, wäre ja auch kein Maßnehmen nöthig und bald darauf wird Paul wieder entlassen. Mit unheimlichen Gedanken kehrt er in seine Werkstatt zurück; es ist ihm, als wenn er bei einem Verbrechen mitgeholfen hätte. Er fühlte keine Lust mehr zur Fortsetzung seiner Arbeit, zündete kein Licht an, sondern warf sich auf einen Haufen Hobelspäne und grübelte über seine peinliche Lage nach. Er mußte darüber eingeschlafen sein, denn gegen 5 Uhr erwachte er fröhlich, weckte seinen Altgesellen, übergab ihm die Vollendung des Sarges und kroch ins Bette. Eine schwere Krankheit suchte ihn heim, an der er Wochen lang darnieder lag.

Der Gedanke an die nächtlichen Begebnisse, mit denen er unwillkürlich den Namen der Helene van Beaken in Verbindung brachte, verließ ihn nicht mehr und vergällte ihm das Leben. Er hatte dem Kaufmann den Handschlag gegeben, gegen Niemand jener Vorfälle zu erwähnen und trug sein Leid deshalb um so schwerer. Seltsam genug übrigens war es, daß Arnold am Morgen nach jener Nacht sich einen Sarg holen ließ, daß der Geselle, den er schickte, um das Maß zu nehmen, die Marie gesehen. Sollte er geträumt haben? — Aber sein Mantel, seine Mütze und seine Stiefeln, die er bei dem Gange nach dem Lagerhause getragen, waren am Morgen noch naß von dem in der Nacht gefallenen Schnee. Und nach Jahresfrist träumte er, er befände sich in einem großen Lagerraum und zwischen den dicht aneinandergereihten

Kisten sehe er eine, die ihm bekannt schien, länglich, stark gefügt, auf der Oberseite wie üblich mit schwarzer Farbe signirt: „A. K. # # 1206,“ den Namen des Orts konnte er nicht entziffern. Neben der Kiste stand aber ein Mann und sagte: „Seht, Meister, darin fanden wir sie. Wir hoben die Kiste auf, ob sich der Verbrecher vielleicht daran entbedt.“ — „Wen fandet Ihr?“ fragte der Träumende. — „Die!“ erhält er zur Antwort und der Deckel der Kiste springt auf und ein Mädchen, wie er es in Arnolds Baarenlager auf einem Brete liegen gesehen, erhebt sich — es ist die Helene van Beaken. Der Träumende erschrickt und ruft: „Um Gott! waren Sie denn schon im December hier, Fräulein Helene?“ und erwacht über seine eigene laute Rede. Aber am Fußende seines Bettes steht der Traum verkörpert. Die Gestalt sieht ihn durchdringend an, wendet sich langsam zur Thür um und schreitet hinaus.

Vergeblich versuchte der Assessor seinem Freund einzureden, daß solche Träume keine weitere Bedeutung hätten, selbst wenn sie sich, wie in dem gegenwärtigen Falle, dreimal ganz in derselben Weise wiederholten; er selbst mußte immer wieder daran denken und suchte endlich den Director seines Gerichts auf, der ihm persönlich befreundet war, um ihm die Sache mitzutheilen. Auch dieser nahm die Sache weit ernster als der Assessor anfangs für nöthig hielt, denn schon vor einiger Zeit war in einem niederrheinischen Blatte eine Aufforderung an eine gewisse Helene, zu ihren Eltern zurückzukehren erschienen und fiel ihm jetzt wieder ein, da die Zeit und Ortsnamen darin seltsam mit dem Traume des Tischlers übereinstimmten. Um sich genaueres Licht in dieser sonderbaren Sache zu verschaffen, schreibt der Assessor an einen Bekannten in Oldenburg und veranlaßt ihn möglichst unbefangen ihm Näheres über die Familie van Beaken mitzutheilen. Es bestätigt sich, daß die Helene seit ihrer angeblichen Abreise von B. im December verschollen ist. Zugleich erscheint aber in dem schon erwähnten niederrheinischen Blatte die Aufforderung, man wünsche Aufklärung über den Absender einer länglichen Kiste, signirt: A. K. # # 1206 N. N., welche seit anderthalb Jahren im Lagerhause der — Compagnie aufbewahrt werde und verspreche Jedem eine Belohnung von 500 fl., der eine genügende Auskunft über den Absender geben könne. Der Director glaubte in diesen schriftlichen Documenten, verbunden mit den Aussagen Pauls hinreichende Indicien eines im Arnoldschen Hause verübten Verbrechens zu besitzen und benutzte die günstige Gelegenheit, die den Kaufmann gerade jetzt in sein Haus führte, so geschickt, daß er denselben zu einem offenen Geständniß bewog. Das Weitere finden unsere Leser in der schon erwähnten Sammlung „Aus der weiten Welt“ betitelt. Das Seltsamste aber ist nach unserer Ansicht, daß sich endlich herausstellt, Paul habe selbst die erste Zusammenkunft mit Arnold und Wildmann in dessen Lagerhause nur — geträumt.

—r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Garibaldi.

Erzählung

von

Arthur Stahl.

(Fortsetzung.)

Das arme Kind verwünscht von Herzen ihre Empfindlichkeit von gestern und hätte die größte Lust etwas recht Tolles zu thun, um Titus nur wieder zu sehen wie früher, wenn ihr nicht das Weinen näher stände als das Lachen. Titus scheint es zu bemerken und ein leichtes Erröthen übersieht seine Züge. Ohne ein Wort weiter zu sagen, steht er auf und verläßt sie.

Gertrud sieht noch ein Weilchen die Thür an, welche sich hinter ihm geschlossen hat, dann fährt sie eifrig fort ihre Bücher in den Schrank zu stellen. Als sie das gethan und auch ihre Schmetterlingsammlung und ihr Herbarium neu geordnet hat, setzt sie sich an's Clavier, denn die Uhr zeigt schon halb Elf, die Unterrichtsstunde wird beginnen und der verwünschte Doppellauf für die linke Hand will noch immer nicht gehen. Um Zeit zu sparen verzehrt sie, während die linke Hand thätig ist, ihr bescheidenes Frühstück bis es klopft und die Lehrerin eintritt. Diese Dame macht durchaus nicht den Eindruck der gewöhnlichen Lehrerinnen. Sie hat Emboupoint, Tournüre, feinste Toilette und

hübsche blonde Locken, die sie sich mit vieler Gemächlichkeit vor dem Spiegel ordnet. Gertrud steht hinter ihr und hilft mit ihren besten Kenntnissen von weiblichem Putz, die aber freilich gering sind. Sie sieht Mademoiselle gern kommen, denn sie ist außer der alten Martha fast das einzige weibliche Wesen, mit welchem sie in Berührung kommt.

Sie setzen sich an den Flügel. Wie Perlenreihen entquellen jetzt Gertruds Fingern die fraglichen Läufe, aber die Lehrerin scheint durchaus mehr mit den Augen als mit den Ohren beschäftigt. Sie hat verschiedene Male nach der Thür gesehen, welche zu Titus Zimmer führt, die Falten ihres Kleides eleganter gelegt, an den Ringen gedreht, die ihre weißen Finger schmücken und mustert nun Gertruds Anzug, die immer geduldig weiter spielt.

„Wie schlecht Du frisirt bist, mein Kind, und das Kleid ist Dir zu klein. Du arondirst Dich,“ sagt Mademoiselle in einem Tone, der andeutet, daß sie es für ihre Pflicht hält, sich des verwaisten Kindes in dieser Beziehung anzunehmen. Sie läßt Gertrud aufstehen, ordnet mit geschicktem Finger ihr Haar und ist eben bemüht ihr vor dem Spiegel begreiflich zu machen, wie sie das Kleid ändern müsse, damit sie nicht so serrée aussähe, als Titus eintritt und etwas erstaunt grüßt. Sie erwiedert verbindlich und Gertrud zieht sie schnell wieder zum Flügel, damit Titus nicht bemerkte wie ungeschickt sie noch in solchen Dingen sei.

Titus bleibt und setzt sich mit einem Buche an's

Fenster. Man könnte leicht glauben, daß Mademoiselle versuche mit ihm zu kokettiren, aber Niemand scheint weniger aufgelegt als er dies zu erwidern, obwohl er wirklich in Gedanken mit ihr beschäftigt ist, leider aber nicht zu ihren Gunsten. Im Gegentheil ist er so ungalant von Herzen zu wünschen, daß sich die Thür des Hauses zum letzten Male hinter ihr schließen möchte. Und dazu muß er gewichtige Gründe haben, denn er ist der weichste Mensch und wünscht gewiß Niemand Böses. Aber so oft er die Lehrerin neben dem Kinde sieht, bemächtigt sich seiner ein ängstliches Gefühl, als müßte er die Hand auf Gertruds Haupt legen, um sie zu schützen vor Gefahr. Das hat ihn veranlaßt genau zu erforschen, wer Mademoiselle ist und wie sie dazu gekommen einen Beruf zu wählen, der scheinbar mit ihrem Wesen contrastirt. Vom Professor konnte er das freilich nicht erfahren; der hat eine Scheu vor allen Frauenzimmern und daß Gertrud eines ist verzeihe ihr Gott, denkt er und er ignorirt es und erzieht sie ganz wie einen Knaben. Mademoiselle ist der jungen Aristokratie im Café merkwürdig bekannt. Nicht daß man dort ihre Verdienste als Lehrerin an's Licht zöge, nein; man bewundert ihre reichen Locken, ihre vornehme Blässe, ihre feine Chauffüre. Man weiß, daß sie von französischer adeliger Abkunft und mit großen Ansprüchen erzogen ist. Man weiß, daß ihre Familie leider bedeutend mehr Ansprüche an das Leben machte, als dieses zu befriedigen Willens war und ihr nichts hinterließ als ein großes Plus unbezahlter Ansprüche. Man weiß, daß sie trotzdem in einem allerliebsten Gartenpavillon höchst comfortabel wohnt ... mit einem Worte, es wird im Café viel von ihr gesprochen. Nur wenn ein älterer Herr eintritt, mit Orden und imponirender Haltung, der Leibarzt des Prinzen, stockt die Unterhaltung plötzlich. Obwohl er unverheirathet ist, das Modell eines eleganten Hagestolzen und ihr Arzt, erwähnt keiner der jungen Cavaliere in seiner Gegenwart den Namen von Mademoiselle.

Ueber den Grund von Titus Anwesenheit in der Clavierstunde schien zwischen ihm und der Lehrerin ein Mißverständniß zu bestehen. Sie war erstaunt über die Ruhe seiner Blicke und die Monotonie seines Benehmens, ahnte aber nicht, daß er gegen sie conspirire, denn er that es vorsichtig wie ein Fremder in einem fremden Hause. Er wußte selbst nicht, woher ihm seit acht Wochen das Interesse für Erziehung gekommen war, da er sich früher sehr wenig damit beschäftigt hatte, aber er beobachtete jetzt lebhaft auf diesem Gebiet.

Er selbst war seit zwei Monaten Gast hier, zum ersten Male wieder seit seiner Kindheit und daher wohl erschien ihm Alles neu, der Professor, welchen er als schüchternen Knabe stets gefürchtet als einen Mann, von dem er sehr vieles lernen, und Gertrud als ein Kind, das — sehr vieles von ihm lernen könne.

Als er den Anfang der Ferien auf dem Gute seiner Eltern zubrachte, hatte ihm sein Vater eine Vergnügungsreise vorgeschlagen zu seinem alten Freunde, dem Professor, von dem man absolut nichts hörte, wenn man ihn nicht selbst aufsuchte. So kam er an und fand eine überaus freundliche Aufnahme von Seiten des alten Herrn, die sich auch stets gleich blieb, wenn er nicht etwa die Wurzel eines hindostanischen Wortes oder den Sinn einer Hieroglyphe suchte, worüber er dann freilich ihn und die ganze Welt vergaß. Die Aufnahme bei Gertrud war zweifelhaft gewesen. Sie hatte ihn mit großen Augen angesehen und war fortgegangen, aber bald wieder gekommen, um ihn zu fragen, ob er Blumen zeichnen könne, sie möchte es so gern lernen und der Onkel verspreche und vergesse immer einen Lehrer. Seine leibliche Wohlfahrt war wie die der beiden Ersteren gänzlich in die Hand der alten Martha gegeben, doch konnte man ihre Regierung eine milde und gerechte nennen.

Während dieser Abschweifung hatte sich Mademoiselle entfernt mit einem letzten Blick auf Titus, welchen dieser mit einer kalten Verbeugung erwidert. Dann war er zu Gertruds Onkel gegangen, um diesem seine eigenthümlichen Bedenken in Betreff der Musiklehrerin, so wie des Hauslehrers vorzutragen, mit denen beiden er durchaus nicht einverstanden war.

Titus' Ferien gingen zu Ende. Nur noch zwei Tage blieben ihm, drei, wenn er den Plan aufgab seinem Bruder auf der Rückreise einen Besuch abzustatten und am Abend des zweiten Tages gab er ihn auf. Nun war ihm den ganzen folgenden Tag als hätte ihm Jemand mit den so gewonnenen vierundzwanzig Stunden ein Geschenk gemacht und er fragte Gertrud, ob es ihr auch angenehm wäre. Sie sagte ja, und ließ sich noch einmal von ihm schaukeln und spielte mit ihm Federball. Auch hatte sie nach Mademoiselles Ermahnung ihr Sonntagskleidchen aus dem Schranke genommen, aber die Hülle war viel zu klein für die schwellende Knospe und von ihrem Haar hatte ihre unkundige Hand einen sonderbaren Bau aufgeführt. Es weigerte sich der ungewohnten Fesseln und ein wildes Lockchen nach dem andern stahl sich hervor.

Jedem fremden Auge würde sie komisch erschienen sein — Titus nicht. Er dachte daran wie leicht die Hand einer zärtlichen Mutter all die kleinen Mängel ihres Benehmens und ihrer äußern Erscheinung beseitigen würde und indem er es dachte und selbst einige schüchterne Versuche wagte, schien sich ein Strahl dieser Zärtlichkeit aus seinem Herzen ins Auge zu stehlen. Tausend Dinge, an welche er früher nie gedacht, gingen seinem Verständniß auf und so Manches hätte er am Abende der Kleinen gern noch gesagt, wäre er nur eine Stunde ihre Freundin gewesen anstatt ihr Freund.

So schlug die Stunde des Abschieds. Er schüttelte dem Professor und der alten Martha die Hand und immer wieder und wieder Gertrud, bis das Posthorn vernehmlich unter dem Fenster schmetterte — denn den Zug hatte er verpaßt.

Gertrud hatte ein Gefühl als möchte sie mit.

Gertruds äußere Verhältnisse waren wieder dieselben, die sie vor acht Wochen kindlich zufrieden gefunden hatten. Nun wurde aber vieles anders. Das Haus erschien ihr einsam, der Garten verödet und die Tage so einförmig, so einförmig! Oft drückte sie den Kopf an die Fensterscheiben, beobachtete wie die Fliegen sich putzten und zählte melancholisch die Kohlköpfe in den Körben der Gemüsefrauen. Oder sie setzte sich in des Onkels Studierzimmer auf einen Schemel in die Ecke und las, aber der Onkel scharrete so monoton mit dem Pantoffel und das Stillstehen in der geschlossenen Stubenluft konnte sie auch nicht vertragen. Dann ging sie in den Garten, da lag der Ball auf dem Beete und grünte sie mit seinem gemalten Gesichte an. Die alte Martha mochte wohl ein instinctives Gefühl haben, daß das arme Kind sich einsam fühle und steckte den behelmten Kopf aus dem Fenster, um zu fragen ob sie mit ihr spielen solle. Aber Gertrud schüttelte den Kopf und oft wenn sie Abends vor ihrem weißen Gardinenbettchen saß und sich die Locken kämnte, ertappte sie sich auf Thränen.

So vergingen Wochen und Monde; sie fühlte sich traurig und krank und es wollte nicht besser werden. Dachte sie an Titus? Nein, nicht viel; er war nicht die Ursache der Veränderung, welche mit ihr vorging, er hatte nur die Veranlassung gegeben, daß der Frühling so plötzlich mit allen Himmeln über sie hereinbrach. Für jetzt brachte er freilich nur Aprilschauer und Sonnenblicke, die durch Thautropfen zittern.

Der Onkel August hatte viel Insekten, aber nie Frauen beobachtet, am wenigsten junge Mädchen in ihrer Entfaltung. Er hätte beim besten Willen diese Art der Entpuppung nicht zu behandeln gewußt. Das Einzige was er gethan hatte darin bestanden, daß er Mademoiselle auf drastische Weise den Abschied gegeben und ihre Stelle durch eine schüchterne, respectable junge Dame wieder besetzt, welche Gertrud entsetzlich langweilig fand. Und zu keiner Zeit sollte man so bemüht sein die Langeweile durch nützliche und fesselnde Zerstreuung fern zu halten. Die Langeweile ist die Mutter der Phantasie und sie begann ihre bunten Schattenspiele in Gertruds Kopfe.

Mademoiselles Umgang war anregend für sie gewesen; sie hatte das Kind wirklich gern, auch nicht im Entferntesten die Absicht ihr Böses zuzufügen und bei der elektrischen Spannung in Gertruds Wesen und der Reizbarkeit ihres Gemüthszustandes fand sie einen geheimnißvollen Reiz darin dieselbe Atmosphäre mit jenem interessanten aber leichtsinnigen Mädchen zu athmen. Indessen besaß Mademoiselle, wenn nicht den Stolz der Unschuld, so doch die Unschuld des Stolzes und besuchte Gertrud von Zeit zu Zeit. Gertrud begann trotzdem ihren Zustand unerträglich zu finden, je mehr sie ihn zu verbergen suchte. Selbst das Studium wurde ihr für den Augenblick durch die Trockenheit und Plumpheit ihres Lehrers verleidet; ihr fähiger Geist erschien befangen von den aufwogenden Fluthen des Gefühlslebens. Sie hoffte und träumte und hoffte auf Neues. Eine Mutter hätte sie jetzt in ihre Arme genommen und ihr leise und zärtlich von der Bestimmung der Frauen gesprochen, sie hätte ihr leichte abwechselnde Beschäftigung, etwas in ihrem Hauswesen zu verwalten gegeben, aus dem Kinde eine Freundin gemacht und sie zu ihrem Leben und ihrer Thätigkeit heraufgezogen. Titus würde aus dem reichen Schatze des Wissens für sie das Beste, das Bewunderungswürdigste ausgelesen und ihr das Kaleidoskop der Weltgeschichte vor das suchende Auge gehalten haben, — Mademoiselle bracht ihre Romane, nicht etwa schlechte Romane von der gewöhnlichen sentimentalen Art. Gertrud hatte bisher nur Schulbücher gelesen. — Die Romane fanden einen empfänglichen Boden. Es wurde ihr besser, so lange sie mit ihren Helden hoffte und litt, aber viel schlimmer, wenn sie aus der erträumten Welt in die wirkliche zurückkehren mußte. Das Unschuldigste erregte ihren Widerwillen, ihre Umgebungen ermüdeten sie, sie verstand nichts mehr zu schätzen; die einfachsten Vorgänge da-

geger, sofern sie nur neu waren, gestalteten sich ihr zum Bilde, an welchem sie Tage lang malte.

Trotz der durchaus protestantischen Richtung ihres Geistes wurde ihr die katholische Kirche der liebste Ort. Dahin konnte sie jeder Zeit allein gehen und die mysteriösen Schauer auf sich niederwehen lassen. Wenn dann die letzten Strahlen der Abendsonne durch die gemalten Fenster fielen, die Orgel brauste und die Weihrauchwolken sinnberauschend emporstiegen, sank sie, in Thränen zerfließend, auf ihre Knie.

Wie die meisten katholischen Frauen verließ sie die Kirche vor der Rede und brachte nichts weniger als geistige Erhebung mit nach Hause, nur Aufregung ohne Namen, Exaltation ohne Gegenstand, ein Schweben und Wiegen in übersinnlichen Regionen ohne sittliches Bewußtsein. Sie lernte jetzt was nur deutsche Frauen zur Perfection gebracht haben, das Schwärmen. Doch war sie nicht von vielen Freundinnen umgeben, unter welchen das lustige Ding erst recht epidemisch wirkt. Noch kamen, wenn auch nur zuweilen, Blitze ihrer frühern Heiterkeit, aber bei den allerprofaischesten Dingen: wenn die graue Katze possirlich war, wenn sie einen Strumpf zu Stande gebracht hatte oder wenn gar die alte Martha sie in der Kunst unterweisen wollte einen Eierkuchen zu backen.

Wünschte sie, daß Titus wieder kommen möchte? Sie brachte es sich wenigstens nicht zum Bewußtsein. Sie sehnte sich nach Erlösung aus diesem unklaren Zustande, aber sie erwartete sie nicht von einer Person. Sie glaubte es müsse etwas Wunderbares geschehen. Kein Alter denkt weniger an den einfachen Lauf der Begebenheiten. Titus Briefe waren das Einzige, was ihren einförmigen Lauf unterbrach, aber sie befriedigten sie nicht und hatten keinen Einfluß auf sie. Sie behielten den frühern Ton und Gertrud wußte nicht wie sie's ihm sagen sollte, daß es so ganz anders mit ihr geworden sei. Und als er selbst zu fühlen begann, welche Veränderung mit ihr vorgegangen, änderte er auch den Ausdruck, aber es fehlte ihm die persönliche Anschauung und selbst das bestimmte Bewußtsein, in welchem Verhältnis er jetzt zu ihr stehen würde, denn schon dreißig Jahre hatte er sich die Freude versagt sie wiederzusehen.

Gertrud wußte nicht, daß es ihn einen Kampf kostete; sie befand sich in dem Alter, in welchem man Interesse nur allzu leicht für Spott hält, vom Außerordentlichen leben will und vom Menschen Ungeheures verlangt. Wenn sie an ihn dachte, so sah sie in ihm den lieben Spielgefährten einer Zeit, die wie ein verlorenes Paradies hinter ihr lag. Sie versuchte

auch Titus' Briefe zu beantworten, aber mit vieler Umständlichkeit: den ersten Brief schrieb sie gewöhnlich in der Ekstase der Weihrauchwolken und ließ die Welt aus ihren Angeln weichen, erröthete aber, wenn sie ihn am Abend wieder las und zerriß ihn. Den zweiten begann sie wohl mit einem hübschen Motto von Schiller und gab ihm mehr die Form einer Abhandlung, worauf er gewöhnlich das Loos des ersteren theilte — bis sie dann endlich am dritten Tage eine Art Schreiben zu Stande brachte wie etwa ein artigcs Mädchen an ihren Großvater zum Neujahr.

Endlich kam etwas Wunderbares: ein Reise. Der Professor glaubte wegen seiner Studien die Bibliothek einer der südlichen Hauptstädte benutzen zu müssen und versprach Gertrud sie mit zu nehmen. Diese war übergücklich und als sie die Koffer gepackt und alles zur Abfahrt bereit sah, fürchtete sie nur, es könnte ein Erdbeben oder etwas Aehnliches kommen die Reise zu verhindern. Doch geschah bis zum andern Tage nichts der Art und die Sonne lachte prächtig.

Der Professor hatte sich, nach der Theorie jener grauen Zeiten, als ein Umsturz des Wagens in den Chausseeegraben zu den Reisenothwendigkeiten gehörte, so schlecht als möglich kostümiert, eine Pelzmütze zum Schlafen aufgesetzt und eine Botanisirbüchse umgehängt. Gertrud würde mit nicht minder sonderbarem Aufzuge dem reisenden Publikum aufgefallen sein, wenn nicht Mademoiselle, in solchen Dingen unübertrefflich, sich ihrer angenommen, ihr den niedlichsten Reisehut von der Welt besorgt hätte und was es sonst noch Hübsches für ein junges Mädchen giebt. Die alte Martha versorgte ihre Waisenkinder mit Provision als ginge es zum Nordpol, bis ein Donnergewitter ihres ältesten Pfleglings Einhalt gebot.

Gertrud sah sich ihrem Onkel im Coupé gegenüber. Er hatte für sie Beide ein besonderes verlangt und sie bemerkte nun erst warum: er wollte es zu einer wandernden Studierstube machen, denn kaum hatte die Locomotive gepufft und es war der Zug davon gebraucht, so lehnte er sich in eine Ecke zurück und schlug ein Buch auf; aber da hatte er sich verrechnet; lesen lassen konnte ihn Gertrud nicht, Alles was sie sah war ihr ja neu, denn nur die vier Wände und die Personen, welche der Leser kennt, machten bis dahin ihre Welt aus. Nun war des Fragens kein Ende und bis zu ihrer Ankunft am Ziele kam er nicht zum Lesen. Leider aber betrachtete der Onkel die Dinge aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten. Je fremder die Form ihrer Erscheinung war, je mehr gefielen sie

Gertrud und der Onkel hing so zärtlich — am M-ten. Ihm wollte früh im Gasthose der Kaffee nicht schmecken, weil er ihn nicht aus seiner alten Tasse trinken konnte und Gertrud fand die Weißbrotchen geradezu köstlich, weil sie lang waren anstatt wie zu Hause rund. So schwärmte die Kleine von Genuß zu Genuß, und als sie erst anfangen die schöne Stadt zu besehen und die Gärten und Umgebungen in vollstem Frühlingschmuck — da verschwand wie mit einem Zauberschlage ihre Mattigkeit. Die Lippen knospeten und die Augen bligten so heiter in die Welt hinein, daß man es ihnen nicht ansah, wie schmachkend sie gewesen waren.

Der Onkel ging systematisch zu Werke. Zuerst ließ er Gertrud einen allgemeinen Ueberblick gewinnen, stieg mit ihr auf Thürme, machte sie aufmerksam auf die Beschaffenheit des Terrains, auf die Ausdehnung des Reichthums, gab ihr statistische Auskunft über die Zahl der Bevölkerung, Zunahme und Abnahme und ging dann niedersteigend zum Einzelnen. Für einen Tag hatte er ihr den Besuch der Bildergalerie versprochen und sie hatte in der Erwartung die ganze Nacht nicht geschlafen. Welch geheimnißvoller Reiz in dem Worte!

Sie waren da. Der Professor führte Gertrud eine Weile umher, dann ermüdete es ihn und er ging in einen andern Saal zu Versteinerungen und Schnecken. Gertrud blieb allein. Es war Nachmittag. Sie befand sich in einem Zauber, den sie nicht zu lösen vermochte. Ihr Herz jauchzte. Hier war ja das geträumte Leben, das sie für eine Krankheit ihres Gehirns gehalten hatte, in Wirklichkeit und der Eindruck des bildlich Dargestellten neben den Gebilden der Phantasie war so greifbar, so körperlich, daß sie Menschen zu sehen glaubte aus idealem Stoffe gebildet, von göttlicher Vollkommenheit angehaucht; — Landschaften, die nie ihr Fuß betrat, aber deren Sonnenschein sie zu wärmen schien, deren Quellen sie rauschen hörte, die ihr bekannt waren wie ihr heimatliches Gärthen, — heilige Wälder, in deren Schatten sie eintreten durfte und mit dem glühenden Antlitze niederstinken zu den üppig wilden Blumen, sie an die Lippen drücken und ihnen erzählen von ihrem seligen Schauen.

Sie blickte wieder auf und fuhr erschrocken zurück — ein Blick hatte sie getroffen, — ein Blitz aus glühendem Auge. Er schien auf ihr zu haften bit-tend, befehlend, spottend, schmeichelnd und vor dem schönsten Männerantlitze stand sie scheu und erröthend.

Es war ein gemaltes und weil es ein gemaltes war, fand sie den Muth es noch einmal anzusehen und noch einmal und — noch einmal.

Der Saal war leer geworden von Besuchenden, es begann zu dämmern, da kam Gertrud der Gedanke an die Wirklichkeit und den Heimweg. Sie sah sich schnell um, aber da war in dem weiten Raume Niemand zurückgeblieben als sie selbst und ein Herr, der sie eben so aufmerksam beobachtet hatte als sie das Bild. Was aber viel merkwürdiger war, er schien das Original zu dem Bilde sein, — dieselben forschenden braunen Augen, das Lächeln, das reiche Haar, derselbe Zauber des Ausdrucks, mit welchem er sie zwang stehen zu bleiben wie vorher das Bild.

„Der Kopf scheint Ihnen außerordentlich zu gefallen, mein Fräulein,“ sagte der Fremde. Gertrud war etwas verwirrt und antwortete: „ja, sehr.“

„Es ist Portrait,“ sagte der junge Mann wieder und indem er sprach belebten sich seine Züge so sehr, daß die Ähnlichkeit noch täuschender wurde und — Lezer — hier beging Gertrud eine unaussprechliche kleine Dummheit, sie fragte ob es sein Portrait wäre!

„Nein,“ sagte der Fremde lächelnd, „es ist Rembrandt,“ und ein Zug von Eitelkeit und Schelmerei flog um seine Lippen als er Gertrud ansah, die es nicht bemerkte, weil sie glühend roth die Augen gesenkt hatte. Er versuchte sie auf ein anderes Bild aufmerksam zu machen und in ein Gespräch zu ziehen, aber Gertrud fühlte sich zu unsicher und ängstlich, um darauf einzugehen. Sie machte ihm bald eine Verbeugung und suchte ihren Onkel auf, den sie hastig fortzog ins Freie.

Die folgenden zwei Stunden ärgerte sie sich mit dem ganzen Stolze eines Backfisches, der sich in den Augen eines Menschen verloren glaubt; die nächsten sah sie das Ereigniß in etwas mildern Lichte an und am andern Morgen wachte sie getröstet auf.

Das waren aber auch Tage, die folgten! „Um Frieden zu schließen mit Gott und aller Welt.“ Lauter Frühlingspracht, wohin das Auge blickte, wonneathmend Alles umher, und sie selbst getragen von dem knospenden, drängenden Frühlingsleben. Sie war viel allein. Des Onkels Studien hielten ihn fest, er konnte sie nicht umherführen; doch war es ihr fast lieb, denn sie wußte die empfangenen Eindrücke kaum zu bewältigen.

Das Haus, welches sie bewohnten, lag auf der Höhe, an einen Park grenzend und aus den Fenstern

hatte man die Aussicht auf die Terrassen und die schöne Stadt. Da saß Gertrud viele Stunden und blickte hinaus... Von der andern Seite des Hauses sah man in ein Dörfchen hinab, das in seinem Kranze von schneeigen Obstbäumen und dem silbernen Bergquell wie zum Schmuck der Landschaft dalag. Die letzten Hütten klangen den Rücken des bewaldeten Berges empor, der für das Auge den Horizont begrenzte und dessen Spitze von den Ruinen einer mittelalterlichen Burg gekrönt war. Es standen noch Bruchstücke der mächtigen Mauern, welche die Burg und den größten Theil des Dorfes umfaßt hatten. Jetzt dienten sie den Hütten sich daran anzulehnen oder sich Steine daraus zu brechen als Fundamente für ihren leichten Bau; auch als Dämme gegen die Gewalt des Steingerölls, das die Regengüsse dem beschwerlichen Leben des Bergbewohners so gern ungestüm in den Weg rollen, mußten sie dienen, und wo die Menschen sie nicht benutzt hatten, waren sie mit Ephen und allerlei bescheidenem Grün überwuchert, das sein kleines Leben in die Spalten drängte und langsam aber sicher auch diese Riesenarbeit der Menschenhand lockerte und zerstörte. Diese Burg und dieses Dörfchen erschien dem romantischen Köpfchen Gertruds idealisch schön und die todtten Schätze mittelalterlicher Geschichte wurden vor ihren Augen lebendig. Nicht daß sie sich die Sache gerade dachte wie sie wahrscheinlich gewesen war, die Burg bevölkert von unsaubern Raubgesellen und armen Gefangenen — sie verweilte auf dem Söller bei dem Burgfräulein mit Laute und Spinnrocken und sah aus den Fenstern Brieftauben fliegen. Außerdem hatte sie auch Politik zu treiben begonnen mit dem glänzenden Namen Garibaldi, von dem Europa wiederhallte und zu dessen Füßen junge italienische Mädchen ihre Zöpfe und ihre Sparbüchsen niederlegten. Schon oft hatte sie den Dunkel gebeten mit ihr den Burgberg zu bestaigen; aber immer war es zu warm oder zu kalt oder zu regnig, oder windig — und die Zeit verging. Jeden Tag fast hatte sie sich hinunter in das Dorf gewagt, immer ein Stück weiter, doch nur bis an den Fuß des Berges. Wenn sie dann eine Weile auf der alten Mauer geseßen und ihren Hut mit Ephenranken umwunden hatte, war sie mit einem traurigen Scheidblick auf das geheimnißvolle Gemäuer, zurückgekehrt.

Endlich aber, eines „zu warmen“ Tages, wurde die Lust so übermächtig, daß sie beschloß, die Expedition allein zu unternehmen.

Sie füllte die Botanisirbüchse mit Lebensmit-

keln, nahm einen Band Gedichte und machte sich etwas jagend auf den Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Die Sprache des Theatervorhanges.) Wir lasen jüngst das „Europäische Slavenleben“ von Hadländer. Es ist ein altes Buch, wird die Mehrzahl unserer Leser sagen. Wir geben das gern zu. Leider veraltet in unserer schnell lebenden Zeit die Literatur in einer erschreckenden Weise, obgleich von den hadländerischen Productionen dieser Ausdruck sich weniger gebrauchen läßt, da die wiederholten Ausgaben seiner Romane darauf hindeuten, daß ihr Reiz nicht so leicht durch die nachgeborenen Romane anderer Schriftsteller verdrängt wird. Wir lesen also diese tieferegreifenden Schilderungen, die ihr Entstehen offenbar dem „Onkel Tom“ der Mrs. Beecher-Stowe verdanken, und gestehen gern, daß wir bisher weder Zeit noch Gelegenheit fanden, davon Notiz zu nehmen. Aber wie vielfach es auch gelesen sein mag, wir hoffen doch, aus ihm Manches hervorheben zu können, was der Mehrzahl der Leser entgangen sein wird, weil sie sich eben nur mit Thatsachen beschäftigt und alles Dazwischenliegende als leeres Papier übersieht. Dazu gehört wahrscheinlich auch das, was wir oben „die Sprache des Theatervorhanges“ nannten. „Geneigter Leser,“ sagt Hadländer, „wenn Du Dich im Theater befindest, und der Vorhang niedergefallen ist, so erscheint Dir an demselben alles so einfach und unschuldig. Der langweilige rotze und blaue Faltenwurf, die Masken oder Köpfe, die darauf gemalt sind, das Alles kommt Dir außerordentlich harmlos vor; für Dich ist die Hauptgardine nichts weiter als ein Vorhang, der das Publikum von der Bühne vollkommen scheidet. Du bemerkst keine Bewegung an demselben, durchaus nichts Auffallendes, wenn Du natürlich kein Eingeweihter bist. Wir schauen das Ding schon mit ganz andern Augen an, heften unsern Blick genau auf den großen Vorhang und sehen, daß derselbe in Zeichen spricht wie der beste Telegraph. In jeder anständigen Gardine befinden sich, zwei Löcher mit einigen schwarzen Flecken umgeben, die von weitem einem Gesichte nicht unähnlich sehen, wie man sie denn auch den Abdruck eines Gesichtes nennen könnte, denn die dicken pomadisirten Augenbrauen, die sich beständig dagegendrücken, dunkeln nach und nach durch, ebenso die Schnurr- und Kinnbärte, und treten so allmählig an der andern Seite hervor. Durch diese beiden Löcher nun wird eine fortwährende und allmähliche Conversation mit Diesem oder Jenem aus dem Publikum unterhalten; natürlich hat Jeder seine Zeichen, die er versteht. Eine neue Person, die hinter dem Vorhange an jene Stelle tritt, ist dadurch bemerkbar, daß sich dieselbe sanft bewegt, was so viel heißt, als „Habt Acht!“ Nun wird ein Finger durchgestreckt, mit oder ohne Handschuh, denn das hat Beides seine Bedeutung. Der Finger bewegt sich nach rechts oder links, nach oben oder unten, vier neue Zeichen, die wichtige Dinge tele-

graphiren. Der Finger bewegt sich auf- und ab und erzählt so eine ganze Geschichte; der Finger verschwindet mehrmals und kommt mehrmals wieder und erklärt damit was und wann es nach dem Theater geschehen könnte. Oft erscheint die Oeffnung ganz schwarz, dann wird sie plötzlich weiß; man hält ein Sacktuch daran, ein Zeichen von außerordentlicher Bedeutung. Spricht das Loch im Vorhang nicht, so spricht sie selbst, die sonst so langweilige Gardine. Man bemerkt an irgend einer Stelle, wie sie ein Finger berührt, der sich längs eines Theils der Bühne fortbewegt oder hinter der Leinwand allerlei Figuren macht. Man entdeckt ein Paar Füßchen, die den Versuch machen, sich unter der Bordüre einzubohren; man sieht endlich, wie der Vorhang an den beiden Seiten zuweilen, anscheinend ohne alle Absicht, eine kleine Bewegung macht. Alles das hat seinen Grund, lieber Leser, und wenn Du Dir einmal zufällig die Mühe nehmen willst, diese Zeichen und die dabei strahlenden Blicke Deiner Nachbarn und Nachbarinnen sowie auch andere Zeichen zu beobachten, welche diese gegen den Vorhang machen, so hast Du im Zwischenact viel Vergnügen und Du amüßest Dich während desselben oft weit besser als in manchen langweiligen Stücken.“ Wer wollte einen offenbar so alten Praktikus für seine Unterweisungen nicht dankbar sein, die uns halb und halb einen Schlüssel zu so manchen geheimnißvollen Vergnügen darbieten. — r.

(Zwei Verbannte.) Zur Zeit, als unter dem Kanzler Maupeou die Parlamente ins Exil geschickt wurden, erfuhr Herr von Montbelin, eines der ältesten und achtbarsten Mitglieder des Pariser Parlaments, eine um so strengere Behandlung, je mehr sein Einfluß zu der Festigkeit beigetragen hatte, mit der die vom Ministerium projectirten Neuerungen zurückgewiesen wurden. Er wurde nach Isle-Dieu verwiesen, einer kleinen wüsten Insel, wo er nur ein armseliges Fischerdorf und in der Pfarrwohnung die einzige etwas erträgliche Wohnung fand, in welcher er denn auch provisorisch seinen Aufenthalt nahm, ohne dem Pfarrer den Grund seiner Anwesenheit an einem so ungestlichen Orte zu sagen. Die freundliche Aufnahme, die er bei dem Pfarrer fand, überraschte ihn weniger als dessen reiche und umfassende Kenntnisse und eine geistige Bildung, die, wie er sich selbst gestand, er an einem so armseligen Orte schwerlich aufgesucht oder erwartet haben würde. Aber auch der Pfarrer hatte bald in seinem unerwarteten Gaste einen Mann von seltener Gelehrsamkeit und einer Weltbildung erkannt, die gewöhnlich nur in den höhern Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft zu finden ist. Auch er war begierig zu erfahren, welchem Zufall er das, wenn auch vorübergehende, Glück seines Umganges verdanke. Herr von Montbelin hatte keinen Grund sein Mißgeschick zu verheimlichen. „Nicht aus Laune,“ sagte er, „sondern auf höhern Befehl bin ich hier. Als Mitglied des Parlaments von Paris gehöre ich einer Behörde an, die bei Erfüllung ihrer Pflichten das Unglück hatte, dem König zu mißfallen. Aber Sie, Herr Pfarrer, wie kommen Sie mit Ihren seltenen Kenntnissen und einer Bildung, die Ihnen überall einen bevorzugten Platz an-

weisen würde, in einen Ort, der sich für Sie so wenig eignet?“ — Der Pfarrer zuckte leise die Schultern und sagte lächelnd: „Er ist nicht meine Wahl, sondern Nothwendigkeit. Als Jesuit gehöre ich einem Orden an, der bei Erfüllung seiner Pflichten das Unglück hatte, dem Parlamente zu mißfallen.“ — So waren Beide Verbannte.

(Ein Betrug.) Der „Hamburger Correspondent“ erzählt folgenden mit seltener Redlichkeit ausgeführten Betrug. Bei der Hamburger Vereinsbank war vor Kurzem in Folge eines überaus günstigen Zeugnisses von einem angesehenen Berliner Bankierhause ein aus Berlin gebürtiger Commis, Namens Zepfelseldt, in gleicher Eigenschaft als Commis angestellt worden. Bald darauf erschien in der Bank ein gewisser Peterson, der sich ein Conto anlegen und auf dasselbe durch die Geldwechsler Wittwe und Kimmel den Gegenwerth 20,000 Mark Cassenanweisungen stellen ließ. In der vordorigen Woche machte denn dieser Peterson in der Vereinsbank die Anzeige, daß er am Sonnabend Morgen 10,000 Thlr. in preussischen Cassenanweisungen gebrauchen werde, wofür die Baluta vorher eingehen würden. Am Sonnabend Morgen war für Herrn Peterson noch nichts weiter eingegangen und in Gegenwart des Commis Zepfelseldt wurde von den Directoren der Bank befohlen, dem Peterson, wenn er sich einsinden sollte, durchaus nichts mehr zu zahlen, als er auf seinem Conto habe. Zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags entfernte sich Z. aus dem Comptoir und bald darauf stellte sich Herr Peterson ein und wies einen von dem Procuristen des Herrn Thomas Nabs u. Comp., Herrn Suhrberg, zu seinen Gunsten ausgestellten Vergütungszettel über circa 20,000 Mark Vco. vor, der von einem der Discontoführer geprüft, in Ordnung gefunden und contrasignirt wurde, worauf der Peterson nicht allein 10,000 Thlr. in Cassenanweisungen, sondern auch seinem Wunsche gemäß noch 2000 Thlr. auf sein Guthaben bei der Bank ausgezahlt erhielt. Am Montag Vormittags arbeitete der Commis Zepfelseldt wie gewöhnlich in der Vereinsbank, ließ sich aber am Nachmittag als unpäßlich entschuldigen. Das fiel ansaugs nicht auf. Als aber am Dienstag Morgens der von dem Procurist Suhrberg ausgestellte und von Peterson am Sonnabend vorgezeigte Vergütungszettel in dem Bureau des Herrn Nabs u. Comp. vorgelegt und Herr Suhrberg erklärte, daß er gewiß wisse, ihn nicht ausgestellt zu haben, obgleich er zugestehen müsse, daß seine Handschrift so täuschend nachgeahmt sei, daß er nicht behaupten könne, ihn nicht geschrieben zu haben, fiel sogleich der Verdacht in der Vereinsbank auf den Commis Zepfelseldt, indem er, der Cassirer der Bank, meinte, es sei ihm stets eine Aehnlichkeit der Stimme des Peterson mit der des Commis Z. aufgefallen; auch der Umstand auffiel, daß Z. stets zuvor die Bank verlassen habe, ehe Peterson erschienen sei. Der Director der Bank Herr Haste begab sich in Folge dessen zu dem Commis Z. und erkundigte sich bei ihm nach der Person Peterson, von dem aber Zepfelseldt nichts zu wissen behauptete. Erst jetzt wandte man sich an die Polizei und machte Anzeige von dem vorgefallenen Betrug. Ein seltsamer Zufall wollte, daß

der damit beauftragte Cassirer der Bank in dem Vorzimmer des Polizeiherrn den beargwöhnten Commis traf. Dieser hatte sich nämlich zum Bürgerwerden gemeldet, aber das von ihm verlangte Sittenzeugniß aus Berlin nicht beibringen können. Die Hamburger Polizei hatte inzwischen sich an die Berliner Behörde gewendet, von dort aber in Begleitung der betreffenden Acten die Auskunft erhalten, daß Zeppelsfeldt dort bereits zwei Mal wegen Diebstahls bestraft worden sei. Ohne ihn von diesem Schritte und der erlangten Auskunft in Kenntniß zu setzen, war er aus Rathhaus citirt worden und wurde sofort verhaftet, als der auf ihm lastende Verdacht zur Kenntniß der Polizei kam. Zeppelsfeldt läugnete zwar anfangs hartnäckig, bei demselben betheiligte zu sein; als aber ein Commis von Witte und Kummel ihn als denjenigen recognoscirte, der als Peterson mit blauer Brille und falschem Barte am Comtoir die 2000 Thlr. eingezahlt hatte, als durch die Thätigkeit der Polizei noch weitere Nachweisungen aufgebracht wurden, daß er und Peterson eine und dieselbe Person gewesen, da legte er endlich ein vollständiges Geständniß seiner Schuld ab und constatirte auch die von ihm ausgeführte Fälschung der Unterschrift der Firma Thomas Maas u. Comp. dadurch, daß er vor dem Inquirenten ein Avis jener Firma ausstellte. Seit seiner Verhaftung hat der Betrüger, außer einigen Gläsern Wasser, keine Nahrung zu sich genommen und ist in Folge dessen sehr entkräftet. Das der Vereinsbank entzogene Geld ist vollständig wieder erlangt worden. In dem Gewahrsam seiner Braut befanden sich 2000 Thlr., ohne daß diese den Ursprung des Geldes kannte, den Rest der Cassenanweisungen hatte er zwischen den Blättern eines noch nicht aufgeschrittenen Buches verborgen, das er ebenfalls in das Haus der Eltern seiner Braut gebracht, ohne daß, wie er sagte, dieselben eine Kenntniß von dem darin geborgenen Schatz hatten, und 350 Louisd'or hatte er in seiner bereits zu seiner Verheirathung gemietheten Wohnung versteckt.

—r.

(Eine Hochzeit.) Georg Hefeliel führt uns in seiner historischen Skizze „Die Zunftgenossen,“ die bereits zum dritten Male aufgelegt erscheint, in das deutsche Mittelalter zurück und sucht die Ehrenhaftigkeit unserer Vorfahren selbst in ihren Fehlern und Schwächen nachzuweisen. Interessant sind hier so manche Gebräuche jener Zeit, die der Verfasser wieder in Erinnerung zu bringen nicht verfehlt. Es sei uns erlaubt die Feier der Hochzeit Hans Fuggers, des Ahnherrn der Fürsten und Grafen Fugger, damals nur ein thätiger Weber Augsburgs, in kurzen Zügen zu schildern. Ein solcher Ehrentag eines begüterten Mannes war damals zugleich ein Festtag der ganzen Stadt, doch fanden dabei Ceremonien statt, die jetzt längst vergessen sind. Nachdem der Bräutigam mit den Gästen das Haus der Braut betreten und diese begrüßt hatte, trat er zurück um die Schuhe zu vertheilen. Es war nämlich Gebrauch allen gegenwärtigen Frauen ein Paar neue Schuhe zu verehren, wogegen die Braut den männlichen Gästen Hem-

den darreicht. Darauf ordnete sich der Zug, um unter dem lustigen Klange der Musik zum Brautbade zu gehen. Voran zogen die Stadtpfeifer, sechs an der Zahl, dann kamen die männlichen Hochzeitsgäste paarweise, von denen die, welche mit Hemden beschenkt waren, dieselben auf den Schultern trugen, ihnen folgten die Frauen in ihren neuen Schuhen; die Straßensjugend umtanzte den Zug und eigens zu diesem Zwecke angenommene Lustigmacher oder Pöckelhäringe, in alle Farben des Regenbogens gekleidet, erheiterten die Gäste, indem sie allerlei derbe Pöffen trieben. Vom Bade ging der Zug zurück in das Haus des Brautvaters, wo ein mäßiges Mahl eingenommen wurde und die Männer abgeseondert von den Frauen in einer andern Stube speisten. Erst nach diesem Mahle begann die eigentliche Hochzeit. Zuerst wechselte der Bräutigam mit der Braut das Hemd, das ihm von der Brautmutter durch die Knapp geöffnete Thür gereicht wurde, wogegen sie das feine empfing. Waren Braut und Bräutigam wieder festlich geschmückt, so begaben sich die Männer in die Brautstube und der Bräutigam brachte der Braut das Kränzlein, ein frischer Rosmarinweig mit Goldschnur und Blättern von Goldblech durchwunden; dann befestigten die verheiratheten Frauen an den Gürtel der Braut ein Schlüsselbund, auf die Würde der Hausfrau deutend. Darauf wurden vier Wachskerzen angezündet, vier der nächsten Freunde des Bräutigams traten an die Seite der Braut, welche die Augen schließen mußte und der Bräutigam sprach: „Deffne Deine Augen! Ich habe die Lichter anzünden lassen zum Zeichen, daß Du hinfort nur sehen sollst in meinem Lichte.“ Die Braut öffnete ihre Augen und empfing aus der Hand ihrer ersten Brautjungfer einen Becher Weins; der Bräutigam aber sprach: „Laß uns diesen Becher gemeinsam leeren zum Zeichen, daß wir von Stund an Alles, Böses und Gutes, gemeinsam genießen wollen, was uns Gott der Allmächtige spendet!“ Die Braut leerte den Becher zur Hälfte und reichte ihn dem Bräutigam, der ihn austrank und ihn dann dem nächsten Verwandten der Braut zum Geschenk machte. Nachdem nun die Braut noch die Hochzeitskronen vertheilt hatte, ordnete sich der Zug zum Kirchgange. Bei der Fuggerschen Hochzeit geschah dies in folgender Weise: Voran schritt der Pfalzmeister in langem Mantel, ihm folgten vier vornehme Geschlechter von Augsburg mit brennenden Fackeln; ihnen folgte die Braut von der ersten Brautjungfer geführt; hinter ihr schritten die übrigen Brautjungfern, dann alle anwesenden Frauen paarweise. Hinter den Frauen gingen die Pfeifer, dann der Bräutigam, dann alle übrigen Männer paarweise und zwar immer ein Verwandter oder auswärtiger Edelmann mit einem künstlichen Manne zusammen. Nach der Kirche ward das Beilager gefeiert, indem sich Braut und Bräutigam in vollem Staate auf ein zuvor hergerichtetes Bett legten. Dann erst kam das eigentliche Hochzeitsmahl, das mit viel Pracht und Fülle der Speisen hergerichtet war.

—r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Garibaldi.

Erzählung

von

Arthur Stahl.

(Fortsetzung.)

Gleich zu Anfange schienen sich Gertruds Unternehmen Schwierigkeiten in den Weg legen zu wollen, denn das sonst so stille Dörfchen war in einer sonderbaren Aufregung. Sie bemerkte einen großen Menschenauflauf vor der Thür der Dorfschenke und hörte verworrenes Rufen. Doch hatte die Sache kein feindseliges Ansehen, sondern vielmehr ein frohlockendes und als sie näher kam, unterschied sie deutlich die Rufe: „Garibaldi, Garibaldi, heraus! heraus!“ —

Sie war überrascht und verwirrt und wußte nicht was sie von dem Rufen denken sollte, aber der Name elektrisirte sie, besonders an diesem Tage, da ihre Phantasie ohnehin mit Rittern und Helden beschäftigt war. Sie wagte einen Knaben am Aermel zu zupfen und zu fragen was der Auflauf zu bedeuten habe.

„Garibaldi ist hier,“ sagte der Knabe aufgeregt nach der Schenke deutend. „Gleich wird er herankommen. Er ist geflohen!“

Gertrud sah ihn an als wenn er ihr ein Märchen erzählte und wußte nichts Besseres zu thun als

was Alle thaten: die Thür der Schenke anzustarren, aus welcher sich das Wunder entwickeln sollte. Doch vergebens vergrößerte sich der Tumult, dem Gertrud neben einigen Frauen von dem sichern Standort einer Haustreppe zusah; vergebens ermunterte die Volksstimme den Helden seine Erscheinung zu beschleunigen, er that es nicht. Bis zu der hochweisen Dorfbroderkeit war der Lärm gedrungen und sie kam in der Person des Schulzen mit einem großen Stock und drohender Miene, bahnte sich einen Weg durch die Menge, schritt auf das Haus zu und verschwand in demselben.

Schwüle erwartungsvolle Stille — aufgerissene Augen — Ungebuld — Zischen — Lärm — Tumult — prügelnde Buben — schreiende Kinder und endlich auf der Schwelle — Garibaldi, ein Savoyardenknabe mit seinem Affen.

Geängstigt sah der arme Kleine mit seinen großen unwissenden dunklen Augen die schreiende Menge an und drückte seine braune Wange fest an den Kopf seines Affen, des einzigen Wesens vielleicht, dessen Zuneigung er gewiß war. Augenscheinlich verstand er nicht das Geringste von dem was die Leute so aufregte und sehr wenig von dem was der Schulze zu ihm redete, vielleicht weil es in zu gutem Deutsch geschah. Nur der Ausdruck der Angst und des Wunsches sich wieder in die Sicherheit des Hauses zurückflüchten zu dürfen, war aus seiner Haltung ersichtlich. Aber da hätten große Leute nicht Narren und Bauerbuben nicht Bauerbuben sein müssen! Um sich für die Enttäu-

schung schadlos zu halten, vermehrte sich die Aufregung erst recht nachdem der Schulze gegangen war und begann den unschuldigen Gegenstand derselben auf jede Weise zu necken und zu quälen. Gertrud sah wie das geänstigte Kind nach keiner Seite hin ausweichen konnte und mit den Armen fest das Thier umklammernd durch flehende Blicke die Rohheit von sich abzuhalten suchte. Glühend von Aufregung stieß Gertrud einen vierschrotigen Bauerjungen an und sagte: „Hilf ihm doch!“ Der aber grinste sie dumm an und nahm nun erst recht eine Hand voll Sand, um nach dem Fremden zu werfen.

Was hätte Gertrud in diesem Augenblicke um ein Paar solcher Arme gegeben wie der böse Schlingel neben ihr besaß! Aber indem sie die kleinen Hände zusammenballte, fühlte sie nur, daß recht machtlose weibliche Thränen über ihre Wangen stürzten und als sie gar sah, daß der arme Savoharde sich auch zu diesem letzten Trost der Schwachen geflüchtet hatte und bitterlich weinte — rannte sie wie außer sich davon und den Burgberg hinauf.

Da saß sie nun auf einem Steine am Fuße des Thurmes und — wie es so oft im Leben geht — das erreichte Ziel befriedigte sie nicht. Doch trug die Schuld in diesem Falle nur die große Reizbarkeit ihres Gefühls, die sie alle Schönheit vergessen und nur an den gemißhandelten Knaben denken ließ. Ja sie malte sich seine Hilflosigkeit und seine Leiden in so grellen Farben aus, daß sie herzlich wünschte sie wäre zu Hause geblieben.

Indessen war sie doch eine zu elastische Natur als daß nicht der Zauber des Orts, an welchem sie sich befand, endlich über ihre Thränen gesiegt haben sollte. Als sie nur erst einmal den Kopf erhoben und nach allen Seiten ausgeschaut hatte, mußte sie sich ihm hingeben. Die drei festen Thürme der Burg hatten der Zerstörung der Zeit getrotzt, und standen als sollten sie aus den Faustrechtzeiten hinüberdauern in das Reich ewigen Friedens, das alle Idealisten hoffen. Nur wo sich zwischen den behauenen Steinen kleine Spalten gebildet hatten, sproßte Gesträuch hervor und bildete hoch oben an den Zinnen einen Kranz von frischem Grün. Gertrud dachte nicht daran, wie mancher Todesseufzer in diesen furchtbaren Gefängnissen der Feudalzeit ungehört verhallt sein mochte — sie sah nur wie prächtig die Sonne sie vergoldete und wie zwischen den umrankten Zinnen der Himmel blaute. Zwei der Thürme hatten keine Zugänge von Außen und mußten durch unterirdische Verbindungen zugäng-

lich gewesen sein; in den dritten schien gewaltsam ein Eingang gebrochen und Gertrud wagte sich mit einigem Zagen hinein.

Unheimliches Gewögel flog kreischend bei ihrem Eintritt auf und am Boden kroch allerlei häßliches Gewürm — glaubte sie. Sonst war der Thurm ganz leer und oben sah der Himmel hinein. An den herausgebrochenen Steinen konnte man die Spur einer Treppe und Balkenlagen verfolgen und in einer Ecke die Reste eines großen Kamins. Unter dem Eingange, der einige Stufen in den Thurm herabführte, sah man eine halb verschüttete Oeffnung, welche wahrscheinlich unter der Erde die Verbindung mit den andern Thürmen ermöglicht hatte. Die Luft war moderig und kalt; Gertrud schauderte ein wenig und neben dem Kamin glänzten weiße Steine wie gebleichte Schädel. Sie beeilte sich wieder in Gottes Sonne zu kommen, nicht ohne einige Male sich umzusehen. An die Thürme schlossen sich, große unregelmäßige Oeffnungen bildend, die Bruchstücke der Ringmauern und die fast ganz erhaltene Vorderwand des Baues. Sie enthielt viele Fensteröffnungen mit halb stehen gebliebenen Kreuzen, in welche man hineintreten und die weite Landschaft übersehen konnte. Der Burghof selbst war zwischen Steingeröll und Gestrüpp überwuchert vom üppigsten Grün und eine Buche neigte sich über den Rand des verfallenen Brunnens.

Gertrud kletterte, lief, suchte wie eine frei gewordene Gefangene und ruhte von Zeit zu Zeit auf einem erhöhten Plage am mittleren Thurme, der mit Beischnen und blühenden Erdbeeren wie übersät und von einem wilden Kirschbäumchen in voller Blüthe beschattet war.

Im Westen vergoldete die niedergehende Sonne die üppigste Landschaft, Buchwald so weit das Auge reichte und am Hange des Berges Hütten, von Blüthenbäumen umgeben, grüne Matten und Felder mit dem ersten Wogen des Kornes oder der gelben Rapsblüthe. Fern lag die Bergkette im Abendglühen mit immer wechselnden Tinten und auch in den Schloßhof schickte die Sonne freundliche Strahlen, beleuchtete die Hälfte des Thurmes und den verfallenen Theil der Ruine so glänzend, als hätte sie Freude an der Zerstörung des alten Raubnestes.

Im vollsten Gegensatz zu diesem lachenden Bilde machte die Landschaft, welche man durch ein großes Bogenthor der entgegengesetzten Mauer sah, einen düstern Eindruck. Der Rücken des Berges wurde hier sandig und trug nur Nadelhölzer, die sich in dun-

keine Gruppen am unbebauten Abhange herabzogen. Kein Dorf, kein Haus — die Berge schoben sich vor einander und bildeten Schluchten, die schon in tiefem Schatten lagen.

Vor kurzer Zeit noch würde Gertrud dieser düstern Landschaft den Vorzug gegeben haben, denn bekanntlich ist jungen Damen von sechszehn Jahren keine Schlucht tief und kein Weg melancholisch genug, — die Eindrücke der Reise aber hatten schon so viel gesundes lebensfrisches Element in ihr Wesen gebracht, daß sie sich wegwandte von dem Schatten, um das Licht zu suchen. An jede Oeffnung, durch welche die Strahlen hereinglitten, trat sie und grüßte die Sonne. Und wie sie Gedeihen niederströmte auf die Felder, so daß Thiere und Pflanzen unbeschreibliches Wohlbehagen einzuathmen schienen, durchströmte das heilige Feuer auch ihre Glieder und goß neues Licht in ihre Seele und ihre Augen, daß sie sich ihres innigen Zusammenhanges mit der Natur bewußt wurde und herausgehen mußte ein stilles Dankopfer zu bringen in der neu gefundenen Heimath. Ihr ganzes Wesen war gehoben und emporgetragen von neu gewachsenen Schwingen der Lebenslust. Das Gefühlsleben stuhete übermächtig in ihr, aber es hatte sichern und natürlichen Boden gefunden, darauf es gedeihen konnte, blühen und reifen.

Sie kam zurück auf ihren hübschen Platz im Burghof und in der Heiterkeit ihres Genusses dachte sie nicht an Zeit und Stunde. Mit glühenden Wangen und gefalteten Händen saß die junge Sonnenanbeterin da und sah das königliche Gestirn herabsteigen. Nach und nach lag die ganze Ruine im Schatten und der Bau thürmte sich grauer und massiger vor ihr auf. Dohlen und Raben umkreisten die Thürme mit solchem Geschrei als wären sie jetzt unumschränkte Besitzer der Burg; auch waren sie es wirklich und nur einige Eulen machten sie ihnen streitig. Gertrud war erfreut die Bekanntschaft einer solchen zu machen, die sie bis jetzt bloß ausgestopft gesehen hatte. Sie dachte jetzt an den Heimweg, doch so oft sie gehen wollte, fiel ihr noch ein kleines Capriccio des Vergnügens ein und zuletzt fühlte sie Lust noch einmal in den vier-eckigen Thurm zu steigen. Als sie sich dem Eingange näherte, wich sie entsetzt zurück, denn der Ton einer menschlichen Stimme schien aus demselben hervorzukommen.

Der kleine Poltron wartete zehn Minuten ehe er den Entschluß faßte sich wieder zu nähern — denn wenn es Räuber wären, die sich in dem großen Ra-

mine ein gestohlenes Kalb brieten? Freilich kam ihr zugleich der beruhigende Gedanke, daß sie nicht das geringste Stückchen Gold oder Silber an sich trüge und daß sie selbst in ihrem köstlichen Schmuck frischer Jugend stehenswerth sei, fiel ihr nicht ein. Sie begann also sich ihrer Furcht zu schämen und näherte sich abermals — Vögel und junge Mädchen sind bekanntlich neugierig. Sie hörte wieder die Stimme, doch eine sehr sanfte, daß sie eher aus der Kehle eines Kindes zu kommen schien als aus der eines Raubgesellen. Nun verstand sie einzelne Worte, und, da sie auch etwas Italienisch gelernt hatte, daß es italienische waren.

„Povero piccolino,“ sagte die Stimme und mit einem Satz stand Gertrud im Thurme. Da saß „Garibaldi“ und aß friedlich mit seinem Affen ein Stückchen schwarzes Brot. Gertrud war fast entzückt den Knaben zu sehen, der sie so viele Thränen gestiftet, und allem Anschein nach frisch und gesund. Sie trat dicht zu ihm hin, doch hatte ihn die überstandene Angst so scheu gemacht, daß er in die äußerste Ecke zurückwich, bis er einmal wagte den Blick zu ihr aufzuschlagen und in ein Paar so unwiderstehlich freundliche Augen sah, daß er sogleich ihren Ausdruck verstand, denn sie redete die einfache Universalprache der Menschheit, in welcher sie alle ihre Moralgesetze ausdrückt, — die Sprache des Mitleids.

Ungemessen hätte Gertrud gern das dem Knaben von der Rohheit zugefügte Leid wieder gut gemacht, und mit der Freigebigkeit siebzehnjähriger Großmuth überschwängliche Wohlthaten auf sein Haupt gehäuft — in Wirklichkeit aber war dem freien Wandervogel mit gewöhnlichen Wohlthaten gar nicht beizukommen und, etwas herabgestimmt, wußte Gertrud in diesem Augenblicke nichts zu thun als kleinlaut zu fragen, ob Garibaldi Hunger habe?

Das deutsche Wort „Hunger“ schien er vortrefflich zu verstehen, eben so der Affe, nur gewannen sie ihm eine den Deutschen unbekanntes humoristische Seite ab und knabberten höchst vergnüglich an ihrem schwarzen Brote. Gertrud ward sich mit Freuden einiger Apfelsinen und Zuckertörtchen in ihrer Botanischbüchse bewußt und es gelang ihr mit schmeichelnden Worten den Knaben zutraulich zu machen und ihn aus dem häßlichen Thurme ins Freie zu ziehen. Hier setzte sie sich unter das Kirschbäumchen und packte ihre Schätze aus. Der Savoyarde sah sich scheu nach allen Seiten um und fühlte sich augenscheinlich weniger sicher als in dem Bollwerke; doch ließ er sich

zureben und setzte sich mit natürlicher Grazie zu ihren Füßen nieder.

Ein rechtes Stück Poesie des Südens war dieses Kind mit seinen goldigen ungelämmten Locken, dem Sammet seiner braunen ungewaschenen Haut und seinen malerischen Lumpen. Gertrud betrachtete ihn mit Entzücken, aber nicht ohne den echt weiblichen Wunsch, sich sofort mit Beseitigung dieser Fragezeichen seiner natürlichen Schönheit beschäftigen zu dürfen. Doch ging das nicht gleich nach so kurzer Bekanntschaft und sie mußte sich ihm vorläufig auf geistigem Gebiete nähern. Sie that es in ihrem besten Italienisch in der Hoffnung ihm begeisterte Schilderungen seines Vaterlandes zu entlocken, aber vergebens. Was wir von der Cultur beleckt nennen, war er in keinem Stück, sondern von primitiver Unwissenheit, denn er kam aus einem Lande, wo es keinen Schulzwang und keine Regulative giebt. Er kannte den Namen seines Dorfes, seiner Eltern und Geschwister und deren Affen und Murmelthiere, das war Alles. Er hatte sich nicht im Mindesten darum gekümmert ob er annexirt war, er wußte nichts von der Welt, die er halb durchwandert, nichts von dem berühmten Namen, den er trug; er besaß nichts als seine makellose Schönheit und seinen Affen.

Gertrud glaubte, daß sich vielleicht eine sentimentale Seite bei ihm anschlagen ließe und fragte ihn, ob er seine Mutter oder seine Schwesterchen oder sonst Jemand in der Welt recht lieb habe; als er ihr aber antwortete „mein Aff“ und diesen zärtlich ans Herz drückte, da konnte sie nichts thun als diesem ein Stück Zucker geben, dem Herrn eine Apfelsine und sie Beide still betrachten.

Wie Manchen hat das Reden schon enttäuscht! Wer mit den Augen Vollkommenes genießt, der lasse sich genügen! Gertrud begriff die goldene Lehre und schwieg.

Nun standen in den großen braunen Augen des Knaben wieder wundersame Märchen und auf seinen halbgeöffneten Lippen knospete ein ganzer Frühling. Und während sich das träumerische Mädchen in diese Märchen versenkte, mußte sie plötzlich das Kind an sich ziehen und einen Kuß auf seine Lippen drücken, Leserin von gutem Ton — einen Kuß!

Und als schickte die fashionable Gesellschaft einen Protest gegen solche Herabwürdigung, begannen die Bäume zu rauschen, zwei Eulen flogen auf, die Raben krächzten, es war ein Steingeröll-Geräusch und Geschiebe, ein Sprung, ein Fall, aus dem Staube

entwickelte sich eine männliche Gestalt und stand vor ihnen.

Garibaldi machte unverzüglich Miene die Flucht zu ergreifen, Zocko vergaß seine Kunst auf zwei Beinen zu gehen und sprang auf allen vieren und Gertrud blickte erstaunt den durchs Fenster gekommenen an. Der sah nichts weniger als gefährlich aus und war eben beschäftigt den Staub von sich abzuschütteln und eine kleine Schramme an seiner Hand zu besehen. Darauf verbeugte er sich vor Gertrud und suchte mit der Hand das fliehende Paar aufzuhalten, jedoch vergebens — es saß schon im Thurne. Gertrud dagegen mußte einem Lächeln Stand halten, an welchem sie augenblicklich den Fremden aus der Bildergalerie erkannte.

„Ich hatte bereits einmal das Vergnügen, mein Fräulein,“ sagte er sich abermals verbeugend und mit demselben unerbittlichen Lächeln. Woher nahm Gertrud, das unerfahrene Kind, die kleine List zu thun als ob sie sich dessen nicht erinnere? „Sie erwiesen mir die Ehre mich für Rembrandt zu halten,“ fuhr er fort und zwang sie mit einem Zaubermittel seiner schelmischen Augen ihn anzusehen.

Die Gluth der Erinnerung und Beschämung flog über ihr Gesicht; sie stand auf und nahm ihren Hut. Doch lag in der Erscheinung des jungen Mannes ein Ausdruck so übermüthiger Lebenslust und Heiterkeit, daß das Gleichartige in Gertruds Wesen sich unwillkürlich angezogen fühlte und sie lachend sagte, daß sie sehr um Entschuldigung bitten müsse wegen jenes Irrthums.

„Das genügt nicht, mein Fräulein. Sie sind mir für Ihren grausamen Spott Satisfaction schuldig,“ sagte er.

Gertrud war im Geheimen nicht ganz unzufrieden damit, daß er ihre Unwissenheit für Spott gehalten hatte.

„Die Aehnlichkeit war wirklich vorhanden,“ sagte „sie, und da Sie ohne Zweifel ein Maler sind...“

„Ein Maler? Ja ein Maler,“ antwortete er, denn er malte wirklich, was aber nicht ausschloß, daß er Gutsbesitzer und, um das Leben recht comfortabel zu genießen, augenblicklich Gardeoffizier war. „Und weil ich ein Maler bin, müssen Sie mir einen Wunsch verzeihen, der sich meiner Phantasie bemächtigt hat, mein Fräulein, Sie wissen, wir sind wunderbar...“

„Und der wäre?“

„Ich möchte Sie mit dem Savoyardenknaben auf

einem Bilde haben und in der Situation, in welcher ich das Glück hatte unsere Bekanntschaft zu erneuern.“

„Ich denke der Knabe und sein Affe aßen meine Apfelsinen und ich sah ihnen zu.“

„O nein, mein Fräulein, als ich zuerst von Außen jenes Fenster dort erreicht hatte und in den Burghof sah, gaben Sie dem kleinen Burschen etwas unendlich Werthvolleres als eine Apfelsine — einen Kuß, glaube ich. Im Augenblicke rutschte der Stein, auf welchem ich fest zu stehen glaubte und bereitete mir das Unglück, Sie durch meine plötzliche Ankunft zu erschrecken.“

Gertrud war aufgesprungen und antwortete nicht. Es erfaßte sie eine unbestimmte Angst vor diesem Manne und zugleich erschien er ihr größer, schöner und ein Anderer als zuvor. In der Unsicherheit dieses Gefühls fanden ihre Gedanken keine andere Zuflucht als den Savoyarden und als der Maler, schnell bereuend, daß er zu weit gegangen, etwas Beruhigendes sagen wollte, fragte sie mit geängstigter Stimme, wo Garibaldi geblieben sei. Jetzt war die Reihe an ihm erstaunt anzusehen und das beunruhigende Lächeln, welches einer ernstern Protectormiene gewichen war, kehrte verstärkt auf seine Lippen zurück.

„Garibaldi? Was kümmert er Sie in diesem Augenblicke, mein gnädiges Fräulein? — So viel ich weiß, ist er in Italien und befindet sich wohl.“

Gertrud freute sich der Wendung und fand sogleich einen Theil ihrer frühern Heiterkeit wieder.

„Hier ist aber auch einer, den ich beschützen muß,“ sagte sie und erzählte dem Maler die Geschichte des Knaben, welche den Unbarmherzigen in demselben Grabe ergözte als sie Gertrud empört hatte.

— So sind die Männer! — dachte sie und Beide traten in den Thurm.

„Komm, Garibaldi, ich will Dich zu meinem Onkel bringen,“ sagte Gertrud, die daran dachte, daß es hohe Zeit sei den Rückweg anzutreten. Aber mit den Flüchtlingen war nichts anzufangen. Sie hatten sich versteckt. „Komm, Garibaldi!“ sagte Gertrud abermals.

„Nicht ins Dorf! Nicht ins Dorf! Sie schlagen mich,“ sagte zitternd der Held ohne sich umzusehen.

„Ich werde Dich schützen, komm nur,“ sagte der Maler.

„Wollen Sie das wirklich?“ fragte Gertrud.

„Gewiß. Zweifelnd Sie?“

„Dann kann ich gehen,“ sagte Gertrud getröstet,

setzte ihren Hut auf, nahm ihre Botanisirbüchse und machte dem Maler ein Verbeugung.

„Und Sie, mein Fräulein, wollten allein gehen?“ fragte er verwundert. „Sie scheinen des Schutzes mehr zu bedürfen als der Knabe.“

„Ich? Was kam mir geschehen?“ fragte sie beunruhigt, denn sie hatte sich auf den einsamen Heimweg gefreut und es war nichts weniger als Koketterie, wenn sie wiederholt die Begleitung des jungen Mannes ausschlug.

Dieser hielt es aber dafür, denn er gehörte zu der großen Zahl derer, die an jedem Menschen zweifeln, bevor er sie eines Bessern belehrt hat und was Frauen betrifft, so kannte er zwar viele, aber nur Frauen großer Städte. Seine Meinung von diesen stand nicht hoch nach der bekannten Theorie, daß wer den Ruf der Frauen am leichtsinnigsten gemißbraucht hat, sie am strengsten beurtheilt. Zwar machte ihm Gertrud einen ganz neuen, ganz besondern Eindruck, aber seiner Ansicht nach wußte sie sich doch über ihren Werth auszuweisen. Indes ließ er es sich angelegen sein nicht wieder in den Ton zu verfallen, der sie erschreckt und verschüchelt hatte, und bat sie mit gesenkten Augen und sanfter Stimme nochmals um die Gnade, die Gefahren des Weges mit ihr theilen zu dürfen.

Gertrud wurde bei diesem neuen Klange unwillkürlich an Titus erinnert und beruhigt. Sie bewies es stillschweigend dadurch, daß sie mit ihm und dem überredeten Paare den Heimweg antrat.

In den ersten Seitenweg mit einem Meilenzeiger bog der Savoyarde, ohne ein Wort zu sagen, ein.

„Was willst Du thun?“ fragte Gertrud.

„Weiter wandern,“ sagte Garibaldi.

„Unter einem weniger berühmten Namen, rathe ich Dir, Knabe,“ antwortete der Maler.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein deutscher Philosoph über die Crinoline.) Der berühmte Aesthetiker Vischer theilt im 3. Hefte seiner „Kritischen Gänge“ (Stuttg., Cotta) „vernünftige Gedanken über die jetzige Mode“ mit und zieht namentlich gegen die Crinoline zu Felde: „Geopfert, in Mißform verkehrt wird der unendliche ästhetische Vortheil der weiblichen Gewandung überhaupt; er liegt im Faltenstufte des langen Kleides. Der ungebogene Zug der

reichlich ergoffenen Falten läßt die Gestalt größer erscheinen, als sie ist, wirkt wie ein erhaltener Rest der stylvollen antiken Gewänder, hat daher einen idealen Charakter und ist nicht die kleinste der Ursachen, warum das Weib dem Manne zum Symbol des Harmonischen, zum Idealbild wird und ihm festlich, wie ein Geist aus milderen und reineren Regionen, vor Augen tritt. Schon die Befestigung der Kleider mit breiten Volants stört, bricht dieses schöne Ganze und hebt die scheinbare Erhöhung der Gestalt auf, indem das Auge mit jedem neuen Stodwerk zu einer neuen Figur überzugehen glaubt. Sene wüßten Schreierinnen vollends, die für kurzen Rock und Hosen in Amerika aufgetreten sind, verdienen den ganzen Abscheu ihres Geschlechts. — Das lange Kleid verhüllt nun zwar die Formen, aber nicht ohne sie errathen zu lassen; bei manchen Bewegungen und Stellungen prägt sich die Bildung der Hüfte, des Beines im Gewandstoffe aus, bei Anstrengungen oder wenn ein schallhafter Bote des Aeolus ihn fest an die Formen preßt, oft in aller Anmuth der plastischen Linie. Eine besondere Schönheit bringt die Bewegung hinzu. Hat ein Weib den rhythmischen, schwebenden, musikalischen Gang, das unbefschreibliche Reigen und Beugen, das sich so rührend in Sinn und Phantasie einschleicht, so erscheint der große, schwungvolle Faltenzug wie eine poetische, reizende Fortsetzung und Erweiterung des schönen Bewogens der Glieder, wie eine Variation über das Thema. Und nun die Crinoline! An die Stelle des schwungvollen Faltenflusses nach der Tiefe setzt sie die Aufbausung in die Weite, an die Stelle des Hohen das Runde und Breite, die Ausspannung nach allen vier Weltgegenden, an die Stelle der schönen Natur das Faß, den Hühnerkorb, die Glocke. Keine Form kann sich darin ausdrücken, weil keine an das weite Gehäuse anzuliegen kommt, und nebenbei ist nicht zu übersehen, daß das Gestell einen geometrischen Kreis darstellt, die Figur also, von der Seite gesehen, nicht bloß nach hinten (was, mit einiger Maßhaltung bewerkstelligt, ganz in der Ordnung wäre), sondern auch nach vorne aufgetrieben, aufgebauht erscheint. Nun fällt aber natürlich auch das schöne Echo der Gliederbewegung im Gewande weg, keine schwebenden Falten begleiten sie, führen sie weiter, vervielfältigen sie, ja das Kleid folgt nicht nur dem Leibe, sondern zum selbstständigen Mechanismus geworden, agirt es nach dem ersten Anstoß, den es durch die Bewegung erhalten, für sich, schwingt sich nach seinen eigenen Gesetzen hin und her; das Weib geht vorwärts, die Glocke, worin sie steckt, dreht im Kreise. Wie man nur aushalten kann! Soll durchaus der Rock sehr weit abstehen, warum blieb man denn nicht bei der eigentlichen Crinoline, dem Unterleibe von Kopshaar, das den Rock doch wenigstens nicht wagrecht aufbauschte, sondern immer noch etwas Fall hatte!

Wir möchten hier noch etwas anmerken; es ist ein zarter Punkt, den wir schwer in das bestimmte Wort zu fassen vermögen. Es giebt gewisse plötzliche Schwenkungen im weiblichen Gang, recht merkwürdig tolett, und doch braucht eine Dame noch lange keine Kolette zu sein, um mit dieser furchtbaren Waffe

die Männerherzen schockweise zu erobern. Kennern brauchen wir nicht zu sagen, daß sie nur im Vorübergehen, im Abgehen, daß sie nicht von der Vorderseite, sondern von der Rückseite sich präsentiren; die Spanier legen einen ungeheuren Werth darauf, haben einen eigenen Namen dafür, der uns entfallen ist, und flüstern gern einer vorübergehenden Schönen ein Wort der Bewunderung zu, um zum Dank eine solche Lazertenbewegung als Augenschmauß zu bekommen. Wie sollte in einer Crinoline diese reizende Schwenkung, Schwankung, Wackelung möglich sein? Es würden nur einige Reifen in unorganische, geometrische Drehung versetzt.

Wir halten uns nun nicht weiter bei dem Ueherlichen dieser Kreisbewegungen auf, sondern schreiten in ordentlicher logischer Methode zu unserem zweiten Satze fort: die Crinoline ist impertinent. Impertinent natürlich schon wegen des großen Raumes, den sie für die Person in Anspruch nimmt. Allein das ist noch viel zu allgemein, zu abstract gesprochen; nein, impertinent wegen der ungeheuer herausfordernden, augenfälligen Beziehung auf den Mann. „Willst Du,“ so spricht die Crinoline zum Individuum männlichen Geschlechts, das ihr in die Nähe kommt, „hinunter über's Trottoir, oder willst du's wagen mich anzustreifen, zu drücken? Willst du da neben mir auf dem Parkett mein Kleid auf den Schoß nehmen oder darauf sitzen? Fühlst du die eisernen Reife? Fühlst du die uneinnehmbare Burg, den Malakofftranz, den entsetzlichen Gürtel der Tugend, der an deine Waden drückt?“ — Wir werden freivol? — O, reizende Leserin, für so unschuldig wirst du selbst uns dürre Gelehrten nicht halten, daß du glaubtest, wir wüßten nicht, was Kleider bei dem schönen Geschlechte sind und bedeuten, wir meinten, sie könnten je etwas anderes sein als eine Welt von Beziehungen, Andeutungen, eine schweigend beredte Sprache, eine Kistkammer sanfter Fragen, furchtbarer Abweisungen, rührender Bitten, grausamer Drohungen, glühender Geständnisse, kalter Verschließungen, oder es wäre uns verborgen, welche unter diesen Kistzeugen die mehr verführerischen seien, die entgegenkommenden oder die abschreckenden, wir zweifelten, was den Mann kühner mache, wenn man ihn lockt oder wenn man ihn in eine Ecke drückt. — „Aber, unsittlicher Mensch, erkennst du denn nicht, daß ein Kleid, das von den wirklichen Körperformen so weit absteht, daß es gar kein Bild von ihnen giebt, das allersittsamste ist?“ — Au contraire, im Gegentheil, anzi, anzi! Der Contrast ist es, der reizt, die Entstellung, welche über die wahre Gestalt, über die Naturgeheimnisse mit geschärfter Neugier nachzudenken nöthigt u. s. w.“

(Erinnerungen an Rossini.) Ed. Hanslick hat in das Feuilleton der Wiener „Presse“ die Eindrücke wiedergegeben, die ihm Besuche bei berühmten Componisten in Paris hinterlassen haben. Namentlich ist eine eingehende Schilderung Rossinis von hohem Interesse. Man weiß, daß der Vater der neuern italienischen Composition nach einer überaus glänzenden, aber kurzen Laufbahn seiner Productionskraft unerwartet eine Schranke setzte. Mit 21 Jahren trat er 1813 mit

seiner Oper „Tancredi“ auf und ward plötzlich der gefeiertste Operncomponist Europas und mit 37 Jahren schloß er 1829 ebenso plötzlich seine Thätigkeit für immer ab und zwar mit einem Werke, das ihn auf dem Höhepunkte seiner Schöpferkraft und seiner Kunst darstellte, mit „Wilhelm Tell.“ Hanslick meint, die echt italienische Arbeitscheu Rossinis habe gewiß nur theilweise diesen Entschluß herbeigeführt. Der einsichtsvolle Mann, der sein Talent niemals überschätzte, möge wohl gefühlt haben, daß er von der übermäßigen Productivität früh erschöpft und nicht mehr im Stande sei, eine Reihe von Werken wie „Tell“ zu schaffen oder dies eine zu über-treffen. Vielleicht könne wohl auch der Umschwung, der um das Jahr 1830 in den ästhetischen Anschauungen und Bedürfnissen eintrat, Rossini nicht verborgen geblieben sein, so wie das immer raschere Verwelken seiner ältern italienischen Opern. — Als der Reisende das kleine Arbeitszimmer Rossinis in seiner Villa zu Passy betrat, fand er ihn mit Notenschreibern beschäftigt. „Rossinis Kopf,“ sagt Hanslick, „so wenig er jetzt den bekannten Bildnissen aus seiner Glanzperiode gleicht, macht noch immer den Eindruck des Bedeutenden und Anmuthigen. Unter der philiströsen braunen Perücke wölbt sich noch immer eine heitere Nare Stirn, geistvoll und freundlich glänzen die braunen Augen, die etwas lange, aber schön modellirte Nase, der seine sinnliche Mund, das runde Kinn sprechen noch von der einstigen Schönheit des alten Italieners. Man stellt sich Rossini nach dessen Portraits größer vor als er ist und allerdings ließe sein mächtiger Kopf einen höhern Körperbau vermuthen.“ Durch Corpulenz und zunehmende Widerspenstigkeit der Fäße etwas gehindert, ließ es sich Rossini doch nicht nehmen, die Honneurs von seinem Besitzthum zu machen. Wände und Plafond des Salons sind mit hübschen Fresken geschmückt, deren (durchweg musikalische) Sujets Rossini selbst angegeben und durch italienische Künstler hat ausführen lassen. Da zeigt uns ein Bild, wie Kaiser Joseph II. nach der Vorstellung von „Figaros Hochzeit“ Mozart in die Hofloge kommen läßt; ein anderes giebt uns Palestrina im Kreise seiner Schüler etc.; zwischen den größeren Bildern finden sich Portrait-Medaillons von Haydn, Cimarosa, Pajello, Weber und Boieldieu.

So viel über die Persönlichkeit und die Umgebungen des berühmten Meisters. Man hat in der neuesten Zeit wieder manche witzige und geistreiche Aussprüche Rossinis durch die Presse vervielfältigt. Auch Herr Hanslick führt einige derselben an, die charakteristisch für Rossinis Stellung zu den ältern und neuern Componisten sind. Es sei uns deshalb erlaubt, einige davon anzuführen. Seine begeisterte Verehrung für Mozart ist bekannt. Den „Barbier von Sevilla“ will er neben „Figaros Hochzeit“ nur als musikalische Possen gelten lassen, denn Mozarts komische Opern seien wahre „dramma giocoso“, während Alles was er selbst nach dem Vorgange der Neapolitaner componirt habe, im engsten Sinne „opera buffa“ sei. Wie hoch er übrigens Mozart stellt, geht aus einer andern Aeußerung noch deutlicher hervor. Als er von einem Touristen gebeten wurde, ein Urtheil über Haydn, Mozart und

Beethoven abzugeben, erwiederte Rossini, daß ihm die Annahme fern sei, drei solche gewaltige Erscheinungen mit ein Paar Worten abschätzen zu wollen. „Wünschen Sie aber zu wissen, was diese drei Meister ganz individuell mir sind, so verrathe ich Ihnen, daß ich Beethoven wöchentlich zwei Mal spiele, Haydn vier Mal, Mozart aber alle Tage.“ Weniger günstig beurtheilt er die Componisten der neuern Zeit und seine Aeußerungen sind meist so originell und niederschmetternd, daß sie sobald nicht vergessen werden. So soll er nach der Durchsicht einer Verliozischen Partitur ausgerufen haben: „Welches Glück, daß das keine Musik ist!“ — Eines Tages spielte ihm der berühmteste Clavier-Virtuos unserer Zeit eine sehr kühne „Phantastie“ vor. „Ach, mein Herr,“ sagte Rossini tiefausathmend, „und welche Mühe mußte sich Haydn geben, das Chaos musikalisch darzustellen!“ — Auch über Rich. Wagners Musik circulirten manche beißende Bemerkungen des alten Meisters. Zwar läugnerte er gegen Herrn Hanslick entschieden, den Anspruch gethan zu haben, „sie sei Fischsauce ohne Fisch;“ doch hatte er kurz vorher, nachdem ihm der Gast auf seinen Wunsch das Sujet des „Lohengrin“ kurz und bündig erzählt hatte, geäußert: „Ah, je comprends, c'est un Garibaldi, que s'en va aux nues!“ Treffend übrigens ist folgende Ansicht. Wagner hatte dem alten Herrn einen Besuch gemacht und sich ihm gleich mit der beruhigenden Versicherung vorgestellt, er sei weit entfernt, die bisherige Musik umstürzen zu wollen, wie man ihm nachsage. „Bester Herr,“ unterbricht ihn Rossini, „daran liegt ja gar nichts. Wenn Sie mit dem Umsturze reüssiren, dann waren Sie im vollen Rechte; fallen Sie aber durch, dann haben Sie sich in jedem Falle verrechnet, mit oder ohne Umsturz.“ — Komisch ist auch folgende Anekdote. Der Spielpächter Benazet ersuchte Rossini, ihm für die Concerte in Baden-Baden eine Sängerin zu empfehlen. Der Maestro schickt ihm irgend eine Anfängerin, die durchfällt. „Aber wissen Sie denn, Herr Rossini,“ klagt Benazet, „daß Sie mir eine Person recommandirten, die kein Talent hat?“ — „Gewiß, lieber Freund, wenn sie Talent hätte, brauchte sie ja keine Empfehlung.“ — r.

(Wachtgespenster.) Wir haben neulich von unheimlichen Erscheinungen gesprochen und fühlen uns gedrungen auch die andere Seite dieses Gegenstandes zu erwähnen, wäre es auch nur des Contrastes wegen. Wenn wir dabei in die Fußstapfen jenes Philanthropen treten, der ein ganzes Buch mit gespenstigen Erzählungen füllte, aber auch hinter jeder den natürlichen Zusammenhang der Dinge enthüllte, so ist das nicht unsere Schuld, sondern die unserer Quelle, des Grafen Stanislaus Grabowski, dem wir die Mittheilungen entlehnen. In seinen „Bilder aus dem Soldatenleben“ berührt er auch die mancherlei unheimlichen Gerüchte und Sagen, welche im Munde der Soldaten umgehen, Wachen auf entfernten, einsamen Posten bis zum Tode erschreckt haben etc. und erzählt nur zwei derartige Ereignisse, die er selbst erlebt hat, und in der That geeignet sind, die Wahrheit des Satzes zu erhärten, daß Unerforschlichkeit und Klarheit der Sinne meist hinreichen, solche

Erscheinungen in ihren wahren Werth umzugestalten. In Königsberg in Preußen kamen eines Nachts zwei Studenten in weinseliger Laune an der Hauptwache im Schlosse, das auf einem der sieben Hügel der alten Hauptstadt liegt, vorbei und der Eine, der gewaltig schwankte und nebenbei die Schildwache vor dem Gewehr mit Worten höhnte, fühlte sich bewogen, sich an das Schilderhaus zu lehnen. Der ehrliche ostpreussische Musketier war über solchen Unfug sehr empört und schien nicht gesonnen, mit dem Betrunknen viel Umstände zu machen, aber dessen Begleiter, der sehr nüchtern und gesetzt erschien, gab dem Soldaten so viel vernünftige und beruhigende Worte, daß dieser sich nachsichtiger zu bezeigen anfing und nur darauf bestand, der Nüchterne solle den Betrunknen fortschaffen. Das geschah auch und der kleine Wortwechsel störte nicht den süßen Schlaf der Wache im Innern, die beiden Studenten zogen ab und zwar die steile, gepflasterte Straße nach dem Pregel hinunter. Fünf Minuten später aber schrillt wie ein marlerschütternder Hilfeschrei der Ruf: „Rrrr—aus!“ durch die stille Nacht und bringt mit seinem ganzen entsetzlichen Ausdrucke in die Ohren der Schläfer auf den hölzernen Bänken, wie der Offiziere, die in der Wachtstube am Whistische sitzen. Man fährt auf, man stürzt hinaus — draußen steht aber die Schildwache wie angewurzelt, mit glanzlos stieren Augen, offenem Munde, das Gewehr gefällt; man würde sogar haben bemerken können, wie sich ihr die Haare sträuben, hätte der Mann nicht den Helm aufgehabt. Und, o Schrecken, bei dessen Anblick Jedem das Blut zu Eis erstarrt! — Da läßt die Trommel, die sonst ruhig auf ihrem Boche neben dem Schilderhause zu liegen pflegt, von keiner Hand berührt, mit dumpfem Rasseln, als schlage sie zum Todtenmarsche, die Straße hinab, die zum Pregel führt, sie verschwindet in der Dunkelheit der Nacht, aber noch hört die grausige Todtenklage fort. Die ganze Wachtmannschaft ist außer sich. Der Tambour, der mit ganzem Herzen an dem Palladium seiner Ehre hängt, ermannt sich zuerst. Sich die Haare rausend, stürzt er wie rasend in den dunkeln Bereich des Gespensterlebens hinein, der Trommel nach; auf Befehl des Offiziers folgt ihm eine Patrouille, das Gewehr im Arme, im Lauffschritt. Die Jagd zieht durch die dunkle Straße und ruht nicht eher, bis die lebendig gewordene Trommel auf eine vorstehende Straßenecke stößt und freiwillig Halt macht. Da liegt sie schweigend, der Zauber ist gebrochen. Nun findet freilich der Tambour, als er seinen Liebling wieder fest im Arme hält, daß ein dünner Bindfaden sich eng mit ihm verknüpft hat, und die Schildwacht, noch starr vor Schrecken, fängt an zu begreifen, daß er von den Studenten überlistet ward, die vorher denselben Weg wie die Trommel genommen haben. Der Soldat schlägt sich vor die Stirn und murmelt: „Die verfl— Studentensch!“ Man lacht herzlich über den nächtlichen Spuk, aber ein Spuk war es doch.

Fast in ähnlicher Weise endete eine andere Gespenstergeschichte, die sich in einer preussischen Grenzfestung zutrug. Schon

seit einigen Monaten sprachen die Leute davon, daß es an der Lunette 5 nicht mit rechten Dingen zugehe. Diese Lunette lag auf dem äußersten Rande des Bergplateaus nach der Grenze zu, etwa 1500 Schritt von dem äußersten Graben entfernt. In der Mitternachtsstunde wollten einzelne Schildwachen eine übermenschlich hohe weiße Gestalt wahrgenommen haben, die auf keinen Ruf stand und den Verfolgenden auf unbegreifliche Weise verschwand. Mehrere Soldaten, die das Hasenpanier vor dem Gespenste ergriffen hatten, waren vom Standgericht mit empfindlichen Strafen belegt, andere ohnmächtig auf dem Posten gefunden worden. Merkwürdig übrigens war es, daß, wenn Offiziere, welche die Runde zu machen hatten, an dem Posten verweilten, das Gespenst sich nicht zeigte, aber später erschien, obgleich die eigentliche Gespensterstunde schon längst vorüber war. Dieser Umstand trug wohl dazu bei, daß namentlich die Offiziere das ganze Factum stark in Zweifel zogen, was aber auf die Soldaten keinen Eindruck machte. Der Posten an der Lunette 5 blieb bei ihnen verrufen und wenige gingen freiwillig dahin. Da entschloß sich endlich ein Offizier die Sache gründlich zu untersuchen. Als die Runde ihn traf, richtete er es so ein, daß die Lunette 5 von ihm zuletzt besucht ward. Der Wachtposten tauschte mit ihm die Parole und meldete, daß bis jetzt sich nichts Unheimliches habe blicken lassen. Darauf trat der Lieutenant mit seinen Begleitern in das Pulvermagazin und schärfte der Schildwache ein, das Gespenst, wenn es kommen sollte, nur anzurufen, es nicht zu verfolgen. Sie mußten eine halbe Stunde warten, da ertönte der von Furcht merklich gedämpfte Ruf des Postens. Der Lieutenant stürzt aus seinem Berstedt heraus und sieht in der That eine weiße Gestalt in kurzer Entfernung vorüber schweben. Sofort macht er Jagd darauf, seine beiden Begleiter folgen ihm, doch kaum sind sie hundert Schritt hinter dem seltsamen Wesen hergelaufen, so schwindet es vor ihren Blicken hin und unter ihnen selbst weicht der Boden. Ueberraschung, vielleicht auch Schreck benimmt ihnen für einige Augenblicke die Besinnung und als sie endlich um sich sehen, ist der Anblick eines hohen schwarzen Kreuzes, das dicht vor ihnen steht, nicht eben geeignet, sie zu beruhigen. Doch der Lieutenant nimmt bald die wahren Verhältnisse wahr, dann besinnt er sich, daß hier der Militair-Gottesacker sich befindet und daß er mit seinen Leuten in der Hitze der Verfolgung den schroffen Abhang nicht beachtet habe, der sich hier befindet. Von dem Gespenst war begreiflicher Weise nichts mehr zu sehen. Als der Lieutenant acht Tage später wieder den Rundgang zu machen hatte, benutzte er die gewonnene Erfahrung. Er verfolgte vorsichtiger und deshalb nachhaltiger die Erscheinung und als diese sah, daß der steile Abfall der Höhe sie nicht mehr vor der Verfolgung schützte, warf sie sich um Schonung stehend nieder und man entdeckte in ihr den Marktentender der Festung, der sich auf diese Weise zollfrei seine Vorräthe aus dem Grenzlande geholt hatte.

—r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Garibaldi.

Erzählung

von

Arthur Stahl.

(Fortsetzung.)

„Sie wollten ihn wirklich nach dem was heute geschehen ist ohne Schutz weiter gehen lassen?“ fragte Gertrud und auf ihrer Stirn stand Philanthropie genug, die ganze Menschheit zu retten.

„Ich wußte nicht, daß Sie im Ernst die Absicht hatten den Knaben mitzunehmen. Unter wessen Schutz gedenken Sie ihn zu stellen?“

„Ich will meinen Onkel fragen,“ sagte Gertrud eine Schwingung flehlaute.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ erwiderte der Maler, sich auf den unbekanntenen Onkel verlassend, und redete nun Garibaldi eifrig zu, sich muthig noch ferner der jungen Dame anzuvertrauen. Dieser that es nach einigem Zögern und einem Austausch von Blicken mit seinem Assen.

„Und nun, mein Fräulein,“ fuhr der Maler fort, nachdem sie einen Seitenspfad eingeschlagen hatten, um das Dorf zu umgehen, „darf ich vielleicht meinen Wunsch, Sie malen zu dürfen, noch einmal aussprechen? Sie haben mir nicht darauf geantwortet.“

Gertrud wäre auch jetzt am liebsten die Antwort

schuldig geblieben, doch ging das nicht an und sie sagte wieder: „ich will den Onkel fragen.“

Nun ist aber nichts unangenehmer als von Jemand eine persönliche Ansicht zu erwarten und sich an eine unbekanntene Autorität verwiesen zu sehen. Der Maler sprach das indessen nicht aus, sondern fragte nur, ob der Onkel bereits ein Bild von ihr besitze.

„Nein,“ sagte Gertrud, „er wollte mich nur in Knabenkleidern malen lassen, und als ich mich weigerte und sagte, ich könne nichts dafür, daß ich ein Mädchen sei, ließ er es ganz.“

„Er wünscht also, daß Sie ein Knabe wären?“

„Ja sehr,“ sagte Gertrud betrübt.

„Das wäre sehr schade,“ dachte der Maler, immer noch zweifelnd, ob er Originalität oder Koketterie vor sich habe.

„Wenn wir nun den Onkel mit einem Bilde überraschten, mein Fräulein? Einmal vorhanden, würde es ihn gewiß freuen.“

„Glauben Sie? Ich will ihn fragen.“

„Dann wäre es ja keine Ueberraschung und er könnte wieder Bedingungen machen. Willigen Sie ein! — Sie wenden sich ab — Sie schwanken — und könnten doch mit einem Worte drei Menschen erfreuen.“

„Drei?“ fragte Gertrud naiv.

„Garibaldi zählt mit. Sehen Sie, wie vergnügt er aussieht,“ sagte der Maler, nachdem er ihn einen Augenblick bei Seite gezogen und ihm ein Goldstück

versprochen hatte, wenn er morgen mit der Dame eine Stunde zu ihm komme.

„Ihn würde Ihr Nein fast eben so sehr betrüben als mich, was Ihnen vielleicht gleichgiltig ist. Fragen Sie ihn selbst.“

„Willst Du Dich von dem Herrn malen lassen, Kleiner?“

„Ja, Signora, mit mein' Aff'.“

„Sehen Sie — drei Menschen!“

Gertrud schwieg noch immer. Der Mann führte ihre Phantasie in neue Regionen, aus welchen sie sich nicht herauszufinden wußte, und er imponirte ihr wider ihren Willen. Er fühlte das schnell vermöge seiner Eitelkeit und wußte, daß es nur darauf ankomme diese Ueberlegenheit richtig zu benutzen. Vor Allem lag ihm daran dem wunderlichen Kinde, das wirklich anfang ihm Interesse einzulößen, über seine Befangenheit fortzuhelfen, und doch gab gerade diese Befangenheit der freien Intelligenz ihrer Züge und der fast knabenhaften Reckheit ihrer Bewegungen eine gewisse Sänftigung, die sie weiblicher und entwickelter erscheinen ließ. Er sah sie also nur an. Und wenn schöne Augen, die gewohnt scheinen zu befehlen oder zu spotten, sich einmal herablassen zu bitten, soll ihnen nicht zu widerstehen sein — bekennen die Frauen. Gertrud erfuhr das auch, als ihr Blick nach vergeblichen Versuchen, dem feinen zu entfliehen, ihm dennoch begegnet war. Sie fühlte ihn aufleuchten, als sie leise „ja“ gesagt hatte und bereute schon — und wünschte doch — ganz wie eine Träumerin von siebzehn Jahren.

„Und wann darf ich Sie morgen in meinem Atelier erwarten?“ fragte der Maler erfreut. — Eine neue Verlegenheit.

„Können Sie nicht zu uns kommen?“

„Leider nicht,“ sagte der Maler ziemlich bestimmt; „es würde zu viel Zeit und Umstände erfordern. Auch weiß ich nicht, ob ich das rechte Licht fände. Alle Damen, welche von mir gemalt sein wollen, entschließen sich dazu und Ihnen würde ich es als besondere Gunst danken.“

Bei diesen Worten waren sie an des Professors Wohnung angekommen und ohne eine Antwort abzuwarten beschrieb der Herr ihr genau den Weg, welcher durch den Park nach seinem Hause führe.

„Sie werden kommen, mein Fräulein?“

„Ja, mit Garibaldi,“ sagte Gertrud und der Maler empfahl sich mit einem dankbaren Blicke.

Gertrud fand den Onkel noch nicht zurückgekehrt und beschäftigte sich einstweilen damit, für Garibaldis leibliches Wohl und Nachtquartier zu sorgen. Er besand sich sehr wohl dabei und ließ, auf der Erde sitzend, seinen Affen die schönsten Kunststücke machen. Indessen kam der Onkel und theilte sogleich Gertruds Mitleid für den Knaben. Er brachte ihr zum Trost für seine lange Abwesenheit hübsche Bernsteinohrringe mit versteinerten Fliegen, erklärte ihr wie sie hineingekommen wären und sagte, daß er nun gewiß bald Zeit finden werde mit ihr die Burg zu besteigen. Gertrud aber gestand ihm ihre Kühnheit und malte ihre Abenteuer mit glänzenden Farben. Nur des Malers erwähnte sie nicht. Sie empfand das nicht als Unrecht, obwohl sie Abends noch an ihn dachte; er erschien ihr wie der Held eines Romans. Und indem sie sich seine Worte und seine Erscheinung zurückrief, kam ihr auch die Stimmung, in welche eine Fiction versetzt und in welcher die meisten Thorheiten der Wirklichkeit ohne Scrupel begangen werden.

Mademoiselle hatte dem Kinde einen schlechten Dienst geleistet, denn in das einförmige Dasein eines erregbaren Mädchens statt praktischer Thätigkeit das Traumleben des Romans bringen, heißt einen Schleier über das Auge legen.

Die meisten Autoren sind sich des Egoismus kaum bewußt, welcher darin liegt, die Träume und Wünsche ihrer Phantasie auf das Gebiet des Romans zu übertragen, um den Gefahren der Verwirklichung derselben zu entgehen. Eine große Zahl unmündiger Leser wird den umgekehrten Prozeß versuchen und dann unschuldig leiden für den Schuldigen.

Gertrud befand sich mit dem fremden Knaben auf dem bezeichneten Wege im Park und war nicht lange gegangen, als ihnen bereits der Maler entgegen kam. Er schien freudig überrascht zu sein und dankte ihr. Gertrud war ein Wenig verwirrt, doch erkannte er mit klugem Auge ihre Stimmung sogleich und wußte sie durch seine Unterhaltung geschickt zu zerstreuen. Sie gingen auf einem Waldpfade, der so versteckt lag, daß er Gertrud, welche den Park bereits nach verschiedenen Seiten hin durchstreift hatte, völlig entgangen war. Eben so unerwartet traten sie auf einen freien Platz vor dem Pavillon, welchen der Maler bewohnte. Die Front desselben ruhte auf Säulen und ließ eine Veranda frei, umblüht und umrankt wie eine Laube. Den freien Rasenplatz umstanden alte Bäume so dicht

als wäre es die grüne Mauer, welche Dornröschens Schloß umgab. Auch war es hier so still wie dort. Goldfischchen schwammen in dem Bassin des Springbrunnens in der Mitte des Rasens und großblättrige Wasserpflanzen nickten und grüßten hinein. Bekränzte Statuen schauten still von ihren Postamenten herab und die ersten Rosen schickten ihre Düfte als Frühlingsopfer zu ihnen empor. Das Ganze in der Frische des Morgens, von der strahlendsten Sonne beschienen, machte auf Gertrud einen zauberhaften Eindruck. Sie hatte natürlich keine Ahnung davon, daß sie sich in dem versteckten Feenschlößchen eines jungen Hofcavaliers befand, der es seinem Freunde, dem Maler, für einige Sommermonate abgetreten hatte.

Der Maler schien hoch erfreut zu sein, Gertrud so überrascht zu finden und bot ihr den Arm sie in den Pavillon zu führen. Garibaldi folgte. Sie traten durch eine lustige Vorhalle mit Mosaikfußboden, schönen Wandgemälden und verzierten Nischen in das Atelier. Wäre Gertrud je in einem solchen gewesen, so würde sie in diesem Boudoir sogleich das Atelier des Dilettanten erkannt haben, aber es ist zu bezweifeln, ob es ihr besser gefallen hätte. Sie dachte nicht daran, daß die Fenster mit Laubbekleidung, deren Ranken so reizend köstlich dem spielenden Sonnenstrahl wehrten, ein schlechtes Licht geben mußten und daß diese schwellenden Divans, diese Teppiche, die Spielereien des raffiniertesten Luxus wohin das Auge blickte, mit Recht an dem Ernst des Künstlers einen Zweifel erlaubten; zum Ueberfluß ließ der Maler noch die purpurnen Seidenvorhänge herab, so daß er nun in dem künstlichen Abendglühen Gefahr lief rothe Bäume zu malen.

Er führte Gertrud zu einem Tischchen am Fenster, das auf einem Teppich natürlicher Blumen stand, so hübsch geordnet in Gertruds Augen, daß sie, anstatt die Füße darauf zu setzen, hinkniete und ihn mit naive Entzücken betrachtete.

„Er ist für Ihre Füße bestimmt, mein Fräulein,“ sagte der Maler mit einem Anfluge seiner frühern Galanterie, die er bisher sorgfältig gemieden hatte. Doch als er an ihrem schnellen Aufstehen und dem Ausdruck ihres Gesichtes bemerkte, daß ihre Unbefangenheit im Begriff war wieder zu entfliehen, änderte er sogleich den Ton.

Wahrscheinlich hatte er auch beabsichtigt ihr eine prachtvolle Rosenknospe, welche in einem Glase auf dem Tischchen stand, in dieser Weise zu überreichen, aber nun unterließ er es mit richtigem Verständniß

scheuer Mädchennatur; denn kaum hatte ihr für das Schöne so überaus empfängliches Auge sie bemerkt, als sie anfing sie zu betrachten, während sie den Teppich nicht mehr ansah. Als er die Rose in ihrer Hand erblickte, wandte er sich, um Zeichnungen, Aquarelle und Kupferwerke aus dem Bücherschranke zu nehmen, und hätte Gertrud ihn ansehen können, so würde sie den schelmischen Zug bemerkt haben, der um seine Lippen spielte. Dieser war verschwunden als er wieder zu ihr trat und ihr die Blätter hinlegte.

Sie erweckten ihr Interesse in so hohem Grade, daß sie bald anfing so unbefangen zu plaudern, als wäre sie Titus oder ihrem Lehrer gegenüber. Der Maler antwortete einfach, fing aber bald an sich mit Garibaldi zu beschäftigen und sie scheinbar außer Acht zu lassen.

Gertrud unterhielt sich indessen vortrefflich. Nachdem sie die Blätter durchgesehen, in den Büchern geblättert, durch die bunten Fensterscheiben den Rasenplatz betrachtet, stellte sie sich in die Nähe des Malers und sah den Stellungen zu, welche er den Knaben annehmen ließ. Er hatte seine Noth mit ihm, denn Garibaldi besaß so viel natürliche Grazie als je ein bildschöner Knabe, aber daß man daraus eine bewußte Kunst machen könne, war nie in seinen armen Kopf gekommen. Er benahm sich unausstehlich unbeholfen, denn jede neue Stellung glich einer Verrenkung seiner herrlichen Glieder und sein Gesicht sah beängstigt aus wie auf der Flucht. Der Maler sah sich genöthigt zu einem andern Mittel zu greifen. Er lenkte die ganze Aufmerksamkeit des Knaben auf den Affen; da erst nahmen seine Züge wieder die frühere Lieblichkeit und seine Augen den Ausdruck geduldiger Intelligenz an.

Während dieser Lection begann der Maler schnell zu skizziren, denn dem Knaben mußte man seine Schönheiten ablauschen, er gab sie nicht freiwillig. Der Affe benahm sich wild und ungeberdig, das röthete im Eifer Garibaldis Wangen, öffnete seine schwellenden Lippen und schob das Hemd von der braunen Brust, daß man ihren köstlichen Bau sehen konnte.

Gertrud näherte sich unwillkürlich dem Knaben, so daß der Maler sie Beide im Auge hatte. Sie betrachtete ihn mit unverholnem Entzücken und vereitelte dadurch unbewußt des Malers Plan. Auf dem Genrebilde hatte sie die Rolle einer vornehmen Dame spielen sollen, die am Eingange ihres Parks steht und dem armen Knaben, der vorbeikommt, gleichgiltig ein Almosen zuwirft; aber wo war in diesem Gesichte auch nur ein

Zug von Gleichgiltigkeit oder Herablassung oder in dieser Haltung ein Schein frostiger Bornehmheit? Nein — sie erschien vielmehr plötzlich dem Knaben verwandt in der naiven Ursprünglichkeit ihres Wesens und der reizenden Kunstlosigkeit ihrer äußern Erscheinung. „Als Zigeunerin muß ich sie malen,“ dachte der Maler und zu diesem Gedanken bildeten die modernen Kleider, welche sie trug, vollends einen seltsamen Contrast. Er hätte viel darum gegeben sie so gleich in dem phantastischen Anzuge der Zigaretten zu sehen, mit dem Tamburin in der Hand, doch sprach er den Wunsch noch nicht aus, sondern bemühte sich eifrig auch Gertruds Gestalt festzuhalten, bevor sie es ahnte, denn ohne Zweifel hätte sie ein Sonntagsgesicht gemacht wie Garibaldi.

Mit dem Erfolge für die erste Sitzung befriedigt, erhob sich der Maler und bedeckte das Bild. Gertrud wollte es sehen, doch wehrte er es ihr und sie dachte nun an den Heimweg. Er hielt sie nicht zurück unter der Bedingung, daß sie am nächsten Tage wiederkomme, begleitete sie bis zum Ausgange des Parkes und unterhielt sie so leicht und einfach, daß sie sich angezogen fühlte und gern denselben Weg ging am andern und an manchem folgenden Tage.

Sie wußte es nicht, daß es ihr ein Opfer gekostet haben würde es nicht zu thun; sie überließ sich dem unbewußten Zuge und dachte nicht darüber nach. Nur als ihr an einem Abend der Onkel sagte, daß seine Arbeiten in Kurzem beendet seien und sie dann abreisen könnten, wurde sie traurig und ging am folgenden Morgen mit veränderten Gefühlen den vertraut gewordenen Pfad.

Der Maler empfing sie an der Grenze seines Gebietes und seinem Auge, das in demselben Grade forschender geworden war als sein Interesse für das junge Mädchen zugenommen hatte, entging das nicht, denn Gertruds Gesicht war ein so treuer Spiegel ihres Innern, daß sie auch mit der besten Absicht nicht im Stande gewesen sein würde etwas zu verbergen. Und sie wußte nicht, daß sie etwas zu verbergen hatte! Die geheime Trauer gab ihrem Wesen eine gewisse Sicherheit und vielleicht zum ersten Male ein Verständniß für den Werth des Augenblicks.

Der Maler fragte sie nicht nach der Ursache; er erschien ihr nur weicher, aufmerksamer und zurückhaltender.

Gertrud verlangte das Bild zu sehen und so dringend, daß er sie ihrer Neugierde wegen zu verspotten anfing. Das reizte ihr ohnehin erregtes Ge-

fühl und sie sagte mit unsicherer Stimme, daß sie es sehen wolle, weil sie in wenigen Tagen abreisen müsse. Der Maler erwiderte kein Wort, aber sie begegnete einem so erschrockenen Blicke, daß sie erröthend die schimmernden Augen senken mußte. Er setzte sich an die Staffelei, wie um die Arbeit zu beschleunigen und Gertrud ging zu ihrem Tischchen am Fenster. Dort stand, wie an jedem Morgen, eine einzige frische Blüthe in dem Krystallgase und zum ersten Male nahm sie die Blume und behielt sie in der Hand als wäre sie ihr geschenkt.

Garibaldi war schnell abgefertigt und der Maler sagte ihm, er könne in den Park gehen, sich auf jede Weise belustigen und brauche nicht wieder zu kommen da sein Bild fertig sei. Gertrud sah auch wie der Maler ihm ein Goldstück gab und wie sich in Folge dessen sein Gesicht verklärte, was sie etwas herabstimmte in Bezug auf ihn.

„Nun will Ihnen auch des Knaben Bild zeigen,“ sagte der Maler und trat neben sie hin, um die eine Hälfte des Bildes zu verdecken. Sie konnte sich eines Ausrufes der Bewunderung nicht enthalten. Da stand Garibaldi mit seinem Affen auf der Schulter ganz wie er lebte, nur schien es als wäre seine reizende Gestalt vom Sonnenlicht verklärt und als leuchte derselbe Strahl aus den unschuldigen braunen Augen.

„Bin ich auch so hübsch geworden?“ fragte Gertrud naiv.

„Mindestens eben so hübsch. Nur ist das Bild nicht ganz fertig und ehe ich es vollenden kann, muß ich Sie um ein Versprechen bitten, mein Fräulein. Wollen Sie mir morgen eine Stunde in dem Anzuge einer Zigeunerin sitzen?“

„Ich habe keinen,“ sagte Gertrud.

„Ueberlassen Sie die Sorge mir. Sie brauchen nur einzuwilligen.“

Gertrud fand die Idee so spaßhaft, daß sie ja sagte ehe sie noch gedacht hatte. Dann setzte sie sich.

„Aber Sie vermeiden es mich anzusehen,“ sagte der Maler aufhörend nach einer Weile. Er trat einige Schritte auf sie zu, blieb wie sich besinnend stehen und setzte sich wieder. Gertrud machte einen scheuen Versuch, aber sie blieb zerstreut und ihre Züge gespannt. Hätte sie dem Pinsel des Malers folgen können, so würde sie entdeckt haben, daß er dieselbe Stimmung verrieth. Er öffnete ein Fenster. Die milde Luft strömte herein und er fragte Gertrud ob sie dieselbe nicht einen Augenblick draußen genießen wolle. Sie

that, es gern; es war ihr schwül und beengt im Zimmer. Der Maler gab ihr den Arm. Sie gingen die schattigen Wege entlang, blieben am Springbrunnen stehen, betrachteten die Blumen und Alles zwar so still als hätten sie das Gelübde des Schweigens abgelegt. Er fühlte, daß sie den Zauber des Augenblickes empfand wie er, doch wenn es ihn drängte ihm Worte zu geben, so fürchtete er zugleich ihn dadurch zu zerstören. Diese Rolle passiver Sentimentalität entsprach aber weniger seiner stürmischen Natur und je länger er sie geduldig ertrug, desto mehr wunderte er sich über den Grad von Interesse, welches dieses „kleine Mädchen“ ihm eingeflößt. Und da alles Ertragenmüssen die Männer reizt, so fiel es ihm ein, ihr die Schuld beizumessen. Sie erschien ihm plötzlich älter, bewußter und das frühere Mißtrauen, sie sei bereits kokett, kam wieder. Sie quälte ihn, das war klar, ihn, der so viele Frauen gequält! Und das sollte er geschehen lassen? Unmöglich! Er öffnete die Lippen, aber in demselben Augenblicke sprang sie von seinem Arme fort, einem Schmetterlinge nach. Reizte sie der Schmetterling wirklich? Oder war sie gewohnt mit Männern zu spielen? Sie verfolgte den Flüchtling. Er hatte sich auf den Arm einer Statue gesetzt, eines Amors, der in der einen Hand eine brennende Fackel hielt, in der andern einen Schmetterling dicht über der Flamme.

„Er wird den Schmetterling verbrennen, wenn er ihn noch länger der Flamme so nahe bringt,“ sagte der Maler, entschlossen selbst die Rolle Amors zu übernehmen.

„Sehen Sie, er fliegt davon,“ sagte Gertrud lachend und sah dem schillernden Falter nach, der im Fluge den marmornen in Amors Hand berührte und sich dann auf der nächsten Blume wiegte. „Und er forderte den gequälten auf ihm in die Freiheit zu folgen; haben Sie es gesehen?“

„Ja, aber er konnte nicht, weil er gefesselt war,“ sagte der Maler mit etwas mehr Ernst als er beabsichtigt hatte und mit einem bittenderen Blick als er selbst wußte. Doch Gertrud verstand den Sinn seiner Worte nicht und er glaubte sie wolle ihn nicht verstehen. Ihre Seele wiegte sich auch in einem seligen Traume, aber solche ersten Mädchenträume sind so ätherischer Natur, daß der Uebergang zur Wirklichkeit sie ihnen oft unkenntlich macht und der Gegenstand, der sie hervorrief, bei Weitem mehr in ihrer Vorstellung als wirklich existirt. Gertrud mochte ein Gefühl der Zerstörbarkeit dessen was sie empfand überschleichen. Sie

wollte allein sein, sie wollte fort, denn sie fürchtete die Nähe des Malers — um sich nach ihr zu sehnen sobald sie die Bäume des Parks trennend zwischen ihr und ihm wußte. Er konnte sie nicht zurückhalten und sah sich allein in größerer Unbehaglichkeit und Aufregung als er sich der gefeiertsten Dame der Gesellschaft gegenüber jemals verziehen haben würde.

Garibaldi war, von dem Maler entlassen, vergnüglich in den Park gegangen, hatte sich ins hohe Gras auf den Rücken gelegt so nah an dem Rande der Fontaine, daß ihm die Tropfen gelegentlich in den offenen Mund fielen und hier, von Gottes schönster Sonne beschienen, eine Stunde so philosophischen Glückes genossen als nur je Diogenes in seiner Tonne.

(Vorfahrung folgt.)

Feuilleton.

(Die Macht des Wortes.) Herr Ed. Bengler (Buchhändler in Leipzig) hat vor einiger Zeit einen öffentlichen Vortrag gehalten „über das Loos der Schriftsteller“ und denselben jetzt drucken lassen. Darin heißt es u. A. „die Schriftsteller sind die Erfinder des Wortes und das Wort ist gewaltiger als Pulver und Blei, des Wortes Wirkung geht weiter als die größte der gezogenen Kanonen. Die Gewaltigen, die Herrscher dieser Erde können wohl durch Pulver und Blei sich Nationen unterthänig machen, sie können Festungen, Städte, ja ganze Länder erobern, — sie können die Leiber beherrschen oder zerstören — aber das Wort ist dennoch gewaltiger, es erschüttert die Geister und macht sie sich unterthan und doch auch wieder frei, es siegt über die Unvernunft und was das Höchste ist: es gewinnt die Herzen! Der Macht des Wortes ist es oft allein zuzuschreiben gewesen, daß hier Throne stürzten und dort wieder aufgebaut wurden. Die Kraft des Wortes ist weitwirkend und dazu beinahe unvergänglich zu nennen, denn durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende hindurch erhält es sich ungeschwächt; es fliegt von einer Nation zur andern mit gleicher Kraft, es umkreiset den Erdball schnell wie der Blitz und, — den empfänglichen Stoff berührend, entzündet es wie er! Darum sagt auch Luther: Das Wort, das sollen sie lassen stahn, d. h. es kann, einmal geboren, nicht mehr von der Erde vertilgt werden.

Und wer hat uns dieses Wort gegeben für unser Denken, Hoffen und Regen? Es sind diejenigen, die eigentlich die geborenen Lieblinge der Nation sein sollten, es sind, ich sagte es schon eben, die Schriftsteller und Dichter! Den Ursprung solcher Worte, die ich meine, sucht Ihr fast vergebens in Palästen, wo Ordensstern und Ordensband antichambriren, Ihr findet ihn auch selten da, wo der Reichthum schwelgt; wollt Ihr ihn aber sicher finden, so tretet ein in die einsame Studirstube der Gelehrten, der Dichter, steigt hinauf in einem Hause

bis unter's Dach, wo vielleicht bei Wasser und Brot und tief herabgebrannter Kerze ein Dichter sich abmüht, das richtige Wort für Euch zu finden — nur da ist die Geburtsstätte des Wortes!

Es würde mir nun leicht sein, Ihnen durch zahlreiche Beispiele die Thatsache zu belegen, daß das, wie eben geschildert geborene Wort angethan ist, allen Menschen zu dienen, welchem Stande, welchem Berufe, welcher Altersstufe er auch angehören oder welcher Richtung er huldigen mag, daß es angethan ist ihm zu dienen in den verschiedensten Wechselfällen des Lebens. Indes würde das hier zu weit gehen, meine Aufgabe und die mir hier bemessene Zeit überschreiten, darum will ich nur erwähnen: daß den Fröhlichkeit Suchenden, daß den Hilfsbedürftigen, den Trostarmen, den nach Erhebung und Begeisterung Verlangenden, den gläubig Vertrauenden das Wort bereitwillig diene, ja daß selbst dem Verzweifelnden ein Wort, eine Stelle, eine Strophe, zur rechten Zeit hinein gegossen in sein Herz oder über die Lippen gebracht, vom nahen Abgrund errettete und deshalb gewaltigere Wirkung oft hatte als alles Geld des Welt!

Aus allem diesem folgert sich leicht, daß ein Mensch wohl mit vielen andern Menschen in gleichen Lagen und Verhältnissen die gleichen Gedanken, die gleichen Empfindungen und Gefühle theilen kann, aber es nicht jedem gegeben ist, denselben Worte zu verleihen und hier helfen uns unsere Schriftsteller und Dichter aus, denn sie haben ja für unser inneres Leben und Regen das richtige Wort gefunden und erfunden.

Ohne dieses für uns gesundene oder erfundene Wort würden wir uns in manchen Lagen des Lebens sehr in Verlegenheit befinden, wir würden da statt der Worte zu Mienen, Geberden und Gesticulationen die Zuflucht nehmen müssen, wodurch wir sicherlich uns entweder ganz falsch oder doch nur unvollkommen ausdrücken würden, oder wodurch wir uns gar lächerlich machen könnten.

Was würden Sie, verehrte Damen, z. B. wohl sagen, wenn ein junger Mann vor Sie hinträte, um Ihnen eine Liebeserklärung zu machen, für die er aber nicht die richtigen, einschmeichelnden, für Sie überzeugenden Worte finden könnte? Oder wenn er einen Liebesbrief schriebe, ohne sich darin über den alltäglichen Geschäftsstyl erheben zu können? Sie würden ihn sicherlich für einen lächerlichen oder verstandeschwachen Menschen halten und auch seiner Erklärung der Liebe kaum trauen.

Wie überhaupt, so in diesem speciellen Falle, leisten uns die Schriftsteller und namentlich die Dichter den besten Beistand, denen es glückte, in stiller Einsamkeit die passenden, überzeugenden, einschmeichelnden, zugleich beglückenden und berausenden Worte für eine solche Gelegenheit zu finden.

Das einfache Wort: „Marie, Du gefällst mir, ich liebe Dich,“ gesprochen oder geschrieben, dürfte wohl nur in den seltensten Fällen genügen; man will eine Ausschmückung, eine süße Umschreibung darüber haben, und deshalb würde es ganz anders für die Angebetete klingen, wenn man mit einem Dichter spräche oder schriebe:

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein —
Ich schau' Dich an und Behmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.
Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt Dir legen sollt',
Betend, daß Gott Dich erhalte
So rein und schön und hold.

oder bei einem etwaigen Zweifel über die Liebe, wenn man spräche oder schriebe:

Ob ich Dich liebe? Frage die Sterne,
Denen ich oft meine Klagen vertraut.
Ob ich Dich liebe? Frage die Rose,
Die ich Dir sende von Thränen bethaut.
Ob ich Dich liebe? Frage die Wolken,
Denen ich oft meine Botschaft vertraut.
Ob ich Dich liebe? Frage die Wellen,
Ich hab' in jeder Dein Bildniß geschaut.
Wenn Du mich liebst, himmlisches Mädchen!
O! dann gestände ich Dir es, auch laut:
Wie ich Dich liebe — daß ich Dich nenne
Stets meinen Engel und bald meine Braut.

Und selbst das Volkslied, wie einschmeichelnd, wahr und eindringend versteht nicht auch dieses durch seine Dichter zu reden; wie sunnig innig weiß es der misstrauenden Geliebten jeden Zweifel zu benehmen, wenn es sagt:

Stell Du mir einen Spiegel in's Herze hinein,
Damit Du kannst sehen, wie treu ich es mein'.

(Der alte Shadow.) Die Neue Preussische Zeitung enthielt jüngst eine Mittheilung über den berühmten Berliner Akademie-Director Shadow. Es sei uns erlaubt ihr einige interessante Charakterzüge zu entlehnen. Zuerst werden wir in die Werkstatt des Schneidermeisters Shadow in dem Dorfe Saalow geführt. Der Meister steht an dem Zuschneidetische, ein Stück Kreide in der Hand und tupft bald hier bald da auf dem vor ihm aufgerollten Stück Tuch; mustert die weißen Täpfelchen, die er gemacht, und zieht dann zwischen den Punkten die geraden und die geschweiften Linien, wie es Schoß und Rückenstück verlangen. In dem halbdunkeln Ofenwinkel hockt auf der Ofenbank ein sechsjähriger Blondkopf, der die beiden Beinchen wie ein schräges Pult vor sich hält, auf ihnen eine Schiefertafel, tupft, ganz nach der Art seines Vaters, allerhand Markirpunkte auf dieselbe und zieht dann zwischen den Punkten die geraden und die geschweiften Linien. Aber die Punkte und Linien, die er macht, beziehen sich weder auf Schoß noch Rückenstück, sondern auf das Gesicht des Vaters selber, dessen markirtes Profil er wie einen scharfgegebenen Schattenriß in aller Deutlichkeit vor sich hat. Den vorspringenden Stirnbüchel, die römisch geschwungene Nase, den tiefen Mundwinkel, Alles hat er getroffen — und einen Augenblick haftet der Blick des Knaben auf dem Bilde als freue er sich seiner Schöpfung. — Das war im Sommer 1770, aber die Scene verändert sich und in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts

sehen wir nicht mehr die Schneiderwerkstatt in Saalow vor uns, sondern den Actsaal des Berliner Akademiegebäudes. Die Schüler sind bereits versammelt, ein helles Lampenlicht fällt von oben her auf die Tische und Alles scheint voll Ernst und Aufmerksamkeit, denn der „Alte“ ist eben eingetreten, um nach dem Rechten zu sehen. Der Alte, ein Achtziger, kräftig, breit-schulterig, so recht ein Mann aus dem Vollen, schreitet langsam von Platz zu Platz, von Bank zu Bank, nur dann und wann bleibt er stehen und blickt musternd über die Schulter des Zeichnenden. „Das is gut,“ sagt er zu dem Einen und klopf ihm zum Zeichen des Beifalls mit seinen mächtigen Handschlägen auf den Kopf; „das is nisch,“ sagt er zum Andern und geht weiter. Ein Dritter müht sich eben die Umrisse einer menschlichen Figur festzuhalten, aber die Linien sind nicht sicher gezogen und die Proportionen sind falsch. Der Alte heist ihn aufstehen, setzt sich auf den leer gewordenen Stuhl und sagt dann lakonisch: „Paß' auf, id mach' det so!“ Dabei nimmt er dem Schüler den Kreidestift aus der Hand, tupft Punkte mit fester Hand auf das graue grobkörnige Zeichenpapier und während er jetzt die markirten Stellen mit festen und sicher gezogenen Linien untereinander verbindet, brummt er vor sich hin: „Det hab' ich von meinem Vater, det war 'n Schneider.“

Wie Gottfried Schadow, des Saalower Schneiders Sohn, dessen Ruf ganz Europa füllte und dessen Wort keine Ansehung mehr litt, wenn er auch früher, um ihm unbedingte Anerkennung zu sichern, Exempel statuiren mußte, in seinem Reich waltete, mag folgende Anekdote lehren. Es ist eine Abend-sitzung. Der akademische Senat hat sich versammelt, Director und Professoren — es fehlt keiner. Der Saal ist hell erleuchtet und das Licht fällt auf die schönen Blecherschen Zeichnungen, die an den Ständern und Wandschirmen befestigt sind. Am obern Ende des Ovale sitzt der alte Schadow, die Arme auf die Seitenpolster eines Lehnsuhls gelegt, während seine Füße in hohen Pelzstiefeln stecken und ein mächtiger grüner Schirm mehr als die Hälfte seines Gesichts bedeckt. Es ist heute Annahme neuer Zöglinge. Professor Stabbsfuß steht am entgegengesetzten Ende des Saales und controlirt die sich zur Ausnahme Meldenden. Wessen Zeugnisse nicht in Ordnung sind, wer zu jung ist oder zu alt, wird unerbittlich zurückgewiesen. Heitere und verblüffte Gesichter wechseln in rascher Reihenfolge ab. Da tritt ein Bürschlein ein, den wir Lindenolt nennen wollen, keiner aus der Provinz, dem sich die Berlegenheit wie ein Alp auf die Zunge legt, sondern ein Berliner Kind, dessen kraus aufrechtstehendes, blondes Haar gegen alle Aengstlichkeit in der Welt zu protestiren scheint. Es hat freilich noch besondern Grund, an dieser Stelle mit Sicherheit aufzutreten, denn Schadow ist ein Hausfreund seiner Eltern und kein Geburtstag des alten Herrn ist seit zwanzig Jahren vorübergegangen, wo nicht Lindenolts Mutter, eine heitere thüringische Frau, dem Herrn Director seinen Lieblingskuchen (wir werden gleich sehen welchen) als Geburtstags-geschenk überschießt hätte. Lindenolt kennt die Welt; die Macht der Connexionen ist kein Geheimniß mehr für ihn und auf

Professor Stabbsfuß's wiederholte Fragen nach Zeugnissen und allerhand andern Papieren entgegnet er mit äußerster Unbefangenheit, daß er keine habe. Die Ruhe, mit der diese Erklärung abgegeben wird, hat etwas Beleidigendes und der Professor beginnt seinem Aerger Luft zu machen. Lindenolt antwortet. Der Lärm wird immer größer und der alte Schadow, dessen schläfrig scheinender Aufmerksamkeit nichts entgangen ist, ruft endlich über den Tisch hin: „Was is denn los?“ Statt eine directe Antwort zu geben, tritt Stabbsfuß jetzt an den Alten heran, zeigt auf Lindenolt, der ihm gefolgt ist und spricht im Tone wenig verhehlten Aergers: „Herr Director, hier ist einer von den Lindenolts; er will in die Gypsclassen, aber nichts ist in Ordnung.“ — „So!“ brummelte der Alte, hebt den Augenschirm halb in die Höhe, mustert den jungen Aspiranten für die Gypsclassen und sagt dann: „J, det is ja der Hermann von nebenan.“ Der Angeredete verbengt sich zustimmend. „Höre, Hermann, sage Müttern, der letzte Käsekuchen war jut, aber vergiß es nich.“ Die Professoren, längst an Intermezzos dieser und ähnlicher Art gewöhnt, lächeln behaglich; nur Stabbsfuß beißt sich auf die Lippen, denn er erkennt sofort, daß seinem Ansehen eine neue Niederlage bevorstehe. „Na,“ fährt der Alte fort, nachdem er sich inzwischen in seinem riesigen Taschentuche geschneuzt hat, „na, Hermann, Du willst in die Gypsclassen?“ — „Ja, Herr Director.“ — „Haste denn ooch Lust?“ — „Ja, Herr Director.“ — „Haste denn ooch schon gezeichnet?“ — „Ja, Herr Director.“ — „Na, denn zeechne mal'n Ohr, aber aus'n Kopf. Stabbsfuß jeben Se mal Papier her un'n Bleistift.“ Stabbsfuß gehorcht mit süßsaurem Gesichte. „So, na nu seht' de Dir hier an'n Tisch und zeechne.“ Lindenolt setzt sich, zeichnet ein Ohr und überreicht es dem nebenstehenden Stabbsfuß. Dieser, natürlich in höchst kritischer Laune, beginnt zu mäkeln. „Geben Se mal her!“ unterbricht ihn der Director, klappt den grünen Schirm in die Höhe, befüßt und beguckt das Papier von allen vier Seiten und sagt dann: „Stabbsfuß, bedenken Se — aus'n Kopf! Det Ohr is jut; schreiben Se ihn man in.“ So kam Lindenolt in die Gypsclassen.

Schadow war kein Freund vieler Worte, im Gegentheil trieb er die Kürze des Ausdrucks gelegentlich bis zur Unverständlichkeit und nur Eingeweihte konnten ihm folgen. Ein Jugendergebniß, das er gern erzählte und das ihm praktisch gezeigt hatte, mit wie wenig Worten sich auskommen lasse, schien eine Nachwirkung auf sein ganzes Leben ausgeübt haben. Als er 1791 über Schweden nach Petersburg reiste, fand er an der russischen Grenzstation Kymen einen ehemaligen russischen Corporal als Posthalter. Schadow fror bitterlich und hatte Hunger und Durst. Er wußte kein Wort Russisch und um sich möglichst gut zu introduciren, sagte er blos: Tottleben, Tschernitschew, Zarewna. Der Corporal antwortete: Belling, Zietzen, Friedericus Rex. So wurde mit Hilfe des siebenjährigen Kriegs Freundschaft geschlossen. Man schüttelte sich die Hände, der Russe schaffte Thee und Speisen herbei und trat dann unserm Schadow sein Bett ab, das das einzige in der ganzen Gegend war. Er hatte hier praktisch erfahren, daß es nur

darauf ankomme, das rechte Wort zu treffen. Schadow war übrigens eine echte große Künstlernatur. Voll Selbstbewußtsein, war er doch frei von jeder kleinlichen Eitelkeit. Niemals dachte er daran, fremdes Verdienst zu verkleinern und selten mag wohl ein Künstler mit größerer Unbefangenheit über seine Werke zu Gericht geseffen sein. Eine ungeheure Productionskraft und bis ins späte Alter hinein, eine gewisse Leichtigkeit des Schaffens machten ihn dadurch auch gleichgiltig gegen das Einzelne und ließen ihn nicht ängstlich bei jedem Schnitzelchen auf Ruhm und Unsterblichkeit bedacht sein. Unter den vielen Statuetten, die in seinem Zimmer auf Consolen und Simsen umherstanden, befanden sich auch die Modellgestalten zweier Grazien, die er in grüner Wachsmaße ausgeführt hatte. Es waren Arbeiten aus seiner besten Zeit, kleine Meisterwerke, die mehr als einmal die Bewunderung eintretender Künstler und Kenner erregt hatten. Durch eine Unvorsichtigkeit waren während des Winters 1840 beide Modell-Figuren in die Nähe des Ofens gestellt worden und das halbgeschmolzene Wachs überzog seitdem, wie eine Fidelehaut, die Oberfläche der graziosen Gestalten. Ein Tausendkünstler aus Schadows Bekanntschaft erbot sich mit Hilfe von Naphtha oder Aether die alte normale Schönheit wieder herzustellen. „Ne, ne!“ hatte der Alte anfangs abgewehrt, ließ sich aber doch schließlich bestimmen. In einem Zustande ungeahnter Schlantheit kehrten nach kaum acht Tagen die Aethergebabeten in das Schadowsche Haus zurück. Der Alte ging musternd um seine Lieblingsgestalten herum, schmunzelte einen Augenblick und sagte dann ruhig zu den erwartungsvoll Dastehenden: „De Pöckeln sein weg, aber de Pelle ooch.“ Wenige hätten gleich ihm Beherrschung genug gehabt, mit einer humoristischen Bemerkung von einem Paar Lieblingsgestalten wie diese auf immer Abschied zu nehmen.

—r.

(Wie der Scherz, so die Antwort.) Ein Professor der Mathematik, der, wie man es vielen getreuen Anhängern dieser Wissenschaft nachsagt, nur geringe gesellige Talente hatte, besuchte nach seiner Pensionirung eine geschlossene Gesellschaft in der Stadt, die er sich zum Ruhefize ausersehen hatte, fast regelmäßig jeden Abend. Er that es vielleicht nur, um für einige Stunden von seinen Büchern wegzukommen, die so viel Anziehungskraft für ihn besaßen und andere Gesichter zu sehen, denn er sprach mit Niemanden, knüpfte keine Bekanntschaft an. Stundenlang konnte er vor dem Billard stehen und den Lauf der Kugel, so wie die Winkel, die von den anprallenden beschrieben wurden, aufmerksam verfolgen und sich daraus allerlei mathematische Figuren zusammensetzen. Dann setzte er sich in eine Ecke des Zimmers, nahm eine Tasse Thee und schloß darüber ein, bis ihn gegen 10 Uhr das Geräusch des Hingehens und des Zuschlagens der Thüren erweckte. Einige junge Leute, die sich vielleicht dadurch beleidigt fühlten, beschloßen, ihm diese üble Gewohnheit zu verleiden, und andere Mitglieder gingen auf den angeblichen Scherz ein. Eines Abends, wo der Professor sich wieder in seinen Stuhl zurück-

gelegt hatte und eingeschlafen war, wurden die Thüren zum anstoßenden Zimmer verschlossen, die Lichter ausgelöscht und Alles verhielt sich einige Zeit schweigend. Dann rüdte man plötzlich mit den Füßen und Stühlen, scharpte mit den Füßen, machte Thüren auf und zu, so daß der Professor erwachte. Betroffen aber horchte er auf, denn in seiner Nähe hörte er die Kartespielenden ihre Partien fortsetzen, an einer andern Stelle die Dominoe klappern und aus dem Billardzimmer erscholl das Klappen der Billardkugeln und das Sprechen und Gelächter der Spielenden. Der Professor rieb sich bestürzt die Augen, als er erwachte und sich in tiefer Nacht befand, und dazu vernahm, wie um ihn herum Alles seinen gewöhnlichen Gang geht. Er reißt die Augen weit auf, bringt seine Hände dicht vor das Gesicht, sieht aber in dem festverschlossenen Gemach keinen Schimmer. Da wird er ängstlich. „Um Gotteswillen,“ denkt er, „ich bin ja blind.“ Er erhebt sich von seinem Stuhle und stößt einen Danebenstehenden beinahe über den Haufen. „Ei, ei,“ sagt dieser, „beinahe hätten Sie mich umgerannt, Herr Professor.“ — „Aber, theuerster Herr und Freund,“ erwidert dieser mit unsicherer Stimme, „ist ein solches Anrennen wohl seltsam zu nennen, da in diesem Zimmer die tiefste Dunkelheit herrscht?“ — „Die tiefste Dunkelheit?“ fragen mehrere mit erstaunter Stimme, „es ist ja heute Abend so hell hier wie immer.“ — „Sie spaßen, mein Herr, ich sehe gar nichts,“ ruft der Professor mit lauter Stimme. Auf dieses hin erhebt man sich von allen Tischen und stellt sich in dichtem Kreis um den angeblich Blinden. Ein junger ihm bekannter Arzt behauptet sogar, seine Augen zu untersuchen und daran nichts Auffälliges zu bemerken. Da hört der Professor aus der Ecke des Zimmers ein unterdrücktes Richern und Lachen. Schnell ergreift er neben sich an der Wand eine Klingelschnur und läutet heftig nach dem Kellner. Als aber auch dieser erscheint und von einer Verdunkelung des Zimmers nichts wissen will, beginnt der Professor an sein Erblinden zu glauben, als plötzlich aber die Thür aufgeht und ein neuer Gast eintritt, der erstaunt fragt, warum es so dunkel sei. Der Professor, ruhig und besonnen wie immer, nimmt von dem Plaze neben sich seinen Hut und sein spanisches Rohr und sagt: „Meine Herren, einem Blinden muß man es schon zu Gute halten, wenn er nicht sieht, wohin einige wohlangebrachte Schläge, die er auszuthellen für unumgänglich nothwendig findet, treffen.“ Nach diesen Worten erhob er den Stock und beginnt lächtig auf den vor ihm befindlichen Kreis einzuhauen. Anfangs wollten sich Einige widersetzen, doch die Besonnensten, die mit dem ganzen Spaß nie einverstanden waren, geboten flüsternd Ruhe und man ließ den Professor ziehen. Am andern Morgen schrieb er ein Billet an die Gesellschaft, worin er seinen Austritt anzeigte, und zugleich diejenigen Herren, die er gestern mit seinem Stöcke getroffen, ersuchte sich ihm zu nennen, indem er entschlossen sei, ihnen die vollkommenste Genugthuung zu geben; doch meldete sich Niemand.

—r.

Allgemeine Moden-Beilage



Preis für 104 hohe Quartbogen mit 58 illuminierten Stahlstichen, gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Plakaten mit Mustern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Thlr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12 Plakaten u. 52 schwarzen Stahlstichen: Portrait interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Gegenden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Garibaldi.

Erzählung

von

Arthur Stahl.

(Fortsetzung.)

Auf lange Zeit hinaus schien selbst ein solches Glück nicht von Dauer zu sein, denn Garibaldi richtete sich plötzlich auf und sah beunruhigt aus. Er nahm das Goldstück aus der Tasche und betrachtete es nachdenklich von allen Seiten, sah mehrere Male fragend seinen Affen an, der mit dem Kopfe nickte, blickte nach dem Pavillon zurück, dachte an den alten Professor, der ihn immer so vieles fragte was er nicht verstand und der ihn nicht verstand, wenn er zu antworten versuchte, dachte an das freundliche Mädchen, das ihm so viele Leckerbissen gegeben, erwog Alles, stand auf, drückte den Affen fest in seine Arme und rannte davon.

Als Gertrud nach einer Weile kam ihn mitzunehmen und ihn lange vergeblich gesucht hatte, blieb kein Zweifel, er war weiter gewandert. Und doch hatte der Onkel ihm schöne neue Kleider geschenkt und versprochen ihn in die Schule zu schicken! Garibaldi — Wilber — Undankbarer! — Gertrud ging betrübt allein nach Hause.

Sie dachte nicht ganz so viel an den Verlorenen

als man hätte vermuthen sollen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil mächtigeres Interesse in ihr Leben getreten war, das jenes verdrängte. Konnte man es Liebe nennen? Wohl kaum. Eine heiße erste Leidenschaft war es aber, die wie ein leuchtendes Meteor vom Himmel fällt und schnell erlischt. Sie war noch nicht entwickelt genug für eine tiefe Neigung und vielleicht aus demselben Grunde fähig ihr gesamtes Gefühlleben auf einen Augenblick des Glücks zu concentriren. Sie knüpfte keine bestimmte Hoffnung daran, sie dachte überhaupt nicht darüber nach; ihr zitterndes junges Herz bangte nur für den folgenden Tag, den letzten Tag! Wenn sie ihn nicht wieder sehen konnte, wenn der Onkel abreisen wollte! Mit den unwahrscheinlichsten Möglichkeiten quälte sie sich, bis ihr die Augen zufielen und sie das Antlitz sah mit dem wunderbaren Lächeln.

Und der Maler, Rittergutsbesitzer und Garde-lieutenant?

Während sich Gertruds braune Wimpern zum Schlummer senkten, saß er in einem bequemen Fauteuil, rauchte eine Havannacigarre, lehnte den Kopf auf die weiße Hand und dachte an sie. In der ersten Eigenschaft, als Maler, dankte er dem Zufalle, der ihm zu einem so reizenden Bilde verholfen; — in der zweiten überlegte er einen Augenblick, ob ein so phantastisches Ding von einem Mädchen mit so viel Geist und so wenig Tournüre wohl jemals eine Dame werden könne, die zu repräsentiren verstehe — in der dritten beantwortete er es sich mit einem fröh-

lichen Rein, und zog daraus den Schluß, ohne Scrupel genießen zu können was die freundlichen Stunden ihm an Gunst noch zugebacht...

Gertruds Fuß schwebte am folgenden Morgen so leicht über die Wirklichkeit hin als wäre sie eine Prinzessin im Märchen. Als sie in den Wald kam, schien es ihr als wenn ein neues Licht auf allen Gegenständen läge; die Farben waren glänzender, der Sonnenschein goldener, ein geheimes Neigen und Grüßen von Bäumen und Blumen und Vogelgesang dazwischen. Sie sah mit glänzenden Augen umher als spräche Alles vernehmbar zu ihr und sie wußte nicht, daß von ihr der Zauber ausging, den sie hinauslegte in die Natur. So voll und heiß strömte der Lebensquell ihr zum Herzen, daß sie in dem wonnigen Genügen des Augenblickes selbst das Wiedersehen zu verzögern wünschte. Sie setzte sich auf eine Rasenbank, die Augen geschlossen und die Hände gefaltet auf dem Knie.

So fand sie der Maler, der sie bereits gesucht auf allen Wegen und als sie mit halbgeöffneten Lippen zu ihm auffah, war in seinen Zügen dasselbe Licht wie ringsumher. Er legte seine Hand auf ihre dunkeln Locken, sie empfand es ohne Erschrecken wie das schmeichelnde Anschmiegen der Luft an ihre Schläfen. Doch stand sie auf und ging auf seinen Arm gelehnt weiter. „Der letzte Tag!“ flüsterte er und eine stille heiße Bitte lag in den Worten. „O nein, der erste!“ sagte Gertrud schnell und selbst mehr fühlend als wissend was sie sagte. Aber aus seinen Blicken leuchtete ein Glühen und Verstehen, daß sie zusammenzuckte wie die Mimose bei der Berührung. Sie bereute schnell, sprach lebhaft, beschleunigte ihre Schritte, zog ihren Arm aus dem seinen und entfloß gewissermaßen den Worten, die auf seinen Lippen schwebten.

So kamen sie im Atelier an. Es war noch schöner als sonst mit Blumen geschmückt und ganz erfüllt vom Duft der Rosen und des Jasmins.

„Darf ich Sie nun an Ihr Versprechen erinnern, liebe Gertrud?“

Wie hübsch ihr Name aus seinem Munde klang! Sie zögerte ein wenig, doch war der Reiz der kleinen Masquerade zu groß. — Der Maler benutzte schnell den zweifelnden Ausdruck ihres Gesichtes sie in ein anstößendes Zimmer zu führen, wo er sie allein ließ. Es war ein kleines Boudoir mit einem Toilettentisch und vielen Spiegeln, aus welchen sie sich verwundert zehn Mal ansah. Auf dem Tische lag der Anzug. Der rothe Rock mit schwarzen Hieroglyphen besetzt, das

schwarze Mieder, die Schuh mit Absätzen, der silberne Schmuck — nichts fehlte. Sie legte schnell die Sachen an; sie konnten nicht genauer passen. Nur das Netz von rother Seide wußte sie nicht zu befestigen und eingedenk ihrer Ungeschicklichkeit in Hinsicht der künstlichen Coiffüre trat sie mit natürlich herabhängenden Locken wieder in das Atelier, das Netz in der Hand.

Der Maler wandte sich bei ihrem Eintritte schnell nach ihr um und betrachtete sie entzückt. Sie sah wirklich so hübsch aus wie nie zuvor und wahrscheinlich nie wieder in ihrem Leben, denn kein Anzug konnte besser passen zu den ausdrucksvoll geschnittenen Zügen ihres Gesichtes, ihrem etwas dunklen Teint und der schlanken Geschmeidigkeit ihrer Glieder.

„Wie reizend sind Sie so, Gertrud!“ sagte er und führte sie vor den Spiegel, doch hatte sie keine Zeit zur Eitelkeit jetzt. Sie empfand etwas wie der Schauspieler in Costüm, der mit den eigenen Kleidern einen Theil der eigenen Persönlichkeit ablegt und den Geist der Rolle auf sich übergehen fühlt. Gertrud überkam ein köstliches Gefühl der Freiheit.

„Ich wußte nicht wie das Netz befestigt würde,“ sagte sie.

„Darf ich es versuchen?“ fragte der Maler. Sie hielt ihm das Netz mit den silbernen Nadeln hin und setzte sich. Der Maler ließ die weichen Ringeln öfter durch seine Hand gleiten als unumgänglich nöthig war, betrachtete, versuchte, zog hier eine Locke hervor, schob da eine zurück, bis er endlich alle in dem rothen Gewebe gefangen hielt und dies leicht in den Nacken hinabfiel. In dem Glase auf Gertruds Tischchen stand heute ein Strauß Granatblüthen. Er nahm sie heraus und steckte sie ihr ins Haar; die zwei schönsten aber behielt er zurück und befestigte sie ihr an der Brust.

Gertrud hielt ganz ganz still und hatte daran eine etwas — ja, Leser, eine etwas kindische Freude. Doch stand auch etwas der Art in den Zügen des Malers und er war doch gar nicht kindisch mehr.

„Nun fehlt nur noch das Amulet,“ sagte er und nahm aus einem Kästchen ein kleines Herz von Carnool mit einem goldenen Schlüsselchen daran. „Verstehen Sie was es bedeutet?“ fragte er, indem er es ihr umlegte.

„Das ist nicht nöthig; man braucht es nur zu tragen,“ sagte Gertrud schnell und verbarg es unter den Blumen.

Nun war es aber eine Eigenthümlichkeit des Malers, daß er im Laufe der Zeit alles Verständniß für Naivetät verloren hatte und stets einen weitem Sinn

in die Worte der Kleinen legte als diese selbst; denn die Sprache des Herzens bildet sich schnell dem Verstande voraus und hat ihre eigenen Laute, Biegungen und Fülle, die in keiner andern Schule gelernt werden können als in der Schule der Natur.

„Sie sind nun durch das Amulet geschützt, Gertrud, aber ich ... Wollen Sie mir nicht die Hälfte wiedergeben, den Schlüssel?“ sagte er bittend, näherte sich Gertrud und streckte die Hand aus.

„Warum haben Sie ihn nicht zurückbehalten?“

„O sehen Sie! Sie verstehen den Sinn des Amulets doch noch nicht, kleine böse Quälerin! Man muß es geschenkt bekommen aus lieber Hand. Den Schlüssel, Gertrud!“

Aber Gertrud sagte, sie müsse erst versuchen ob das Amulet Kraft habe und sie glaube, daß es jetzt Zeit zum Malen sei, wenn das Bild noch fertig werden solle. Der Maler mußte es einsehen und begann schnell. Er verrieth die Wärme seiner Empfindung durch die Wärme und Wahrheit seines Colorits. Sein Interesse war getheilt zwischen dem des Mannes für ein reizendes Mädchen und dem des Künstlers für ein reizendes Bild und aus beiden vereinigte sich ein so gesättigtes Gefühl des Gelingens, daß sein Pinsel ihm beflügelt erschien.

Und Gertrud? O bewegliches, ungeduldiges, veränderliches Mädchenherz! Immer hin- und herschwankend wie die Magnetnadel, ehe sie den Pol gefunden hat, der sie beruhigt. So oft er sie ansah, wendete sie den Blick ab und wenn er es nicht that, wenn er sich eine Weile ernsthaft mit dem Bilde beschäftigte, dann glaubte sie zagend, er habe sie vergessen und heftete das Auge groß und fragend auf ihn. Und als er sie in einem solchen Moment überraschte, da war alle Fassung und Zurückhaltung hin — er sprang auf und lag zu ihren Füßen.

„Süßes Mädchen, sag, hast Du schon geliebt? Wer lehrte Dich so blicken, wer so wunderbar wild bestricken? Bist Du ein Kind? Bist Du ein Weib? Sprich ein Wort! Du tödtest mich, wenn Du mich länger quälst!“

Sie aber neigte den Kopf und ihre Lippen bebten. Es erhob sich ein Sturm in der jungen Brust, der ihre Besinnung raubte. Er küßte ihr die Schleier von den Lippen und Augen, daß sie das wunderbare Mysterium der Liebe schaute... Dann nahm er das Amulet von ihrem Busen und fragte ob sie es ihm nun geben wollte. Aber Gertrud richtete sich auf; sie ertrug es nicht mehr; es war als ob das Leben ihr

schwände. Sie neigte sich zurück und sah ihn flehend und geängstigt an. Verstehend ließ er sie aus seinen Armen, öffnete die Fenster und ließ die Vorhänge herab, so daß ein kühlender Lufthauch in das rosige Dämmer spielte. An das Fensterkreuz gelehnt forschten seine Augen zu ihr hinüber...

Gertrud hatte ihr Gesicht verborgen, aber als sie aufsaß und bemerkte, daß er zu ihr kam, sprang sie auf und ging ihm einige Schritte entgegen. Er legte den Arm um ihren schlanken Leib, doch sie wehrte ihm leicht und trat mit ihm vor die Staffelei.

„Es ist schon nicht mehr ähnlich,“ sagte der Maler abwechselnd sie und das Bild betrachtend.

„Nicht mehr?“ fragte Gertrud.

„Es standen noch keine Küsse auf Deinen Lippen, süßes Liebchen,“ sagte er leise und zog das erröthende Mädchen an sich; aber er fand einen widerstrebenden Mund und Augen, die von Thränen blizten. Ein leiser Vorwurf dämmerte in ihm auf, doch glaubte er es fehle dem zagenden Kinde nur der Muth, den Reiz des flüchtigen Augenblicks zu genießen. Doch irrte er sich. Wider ihren Willen erglühete sie bei den schmeichelnden Worten, die er ihr ins Ohr flüsterte, aber ihren Widerstand besiegten sie nicht. Sie konnte seiner Erregung nicht mehr folgen und wenn ihre erste Empfindung in dieser Stunde Entzücken gewesen, so war ihre zweite Angst und Verwirrung. Sich aus seinen Armen losreisend floh sie in das kleine Toilettenzimmer kämpfend mit der Ahnung dessen was sie gewagt.

„Kleine Thörin!“ sagte der Maler halb lachend, halb gereizt, indem er ihr nachsah und einige Mal im Zimmer auf- und abging. Dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, setzte sich an die Staffelei und begann zu malen. „Dieser reizende Troß verschönert Deine Lippen und jetzt kenne ich erst das Feuer Deiner Augen!“ Er versuchte den flüchtigen Strahl zu fixiren, den er in der Erinnerung bewahrt. Gertrud ließ ihm Zeit. Endlich trat sie leise ein. Er regte sich nicht, er hob nicht einmal den Kopf. Sie blieb unschlüssig an der Thür stehen. Nun sah er mit ruhigem Blick einige Male zu ihr auf ganz so wie man eine Person ansieht, die zum Portraitiren sitzt. Gertrud war von seinem unerwarteten Benehmen so in Erstaunen gesetzt, daß sie wirklich einige Minuten wie gebannt still stand.

Der Maler war auf dem Gipfel der Heiterkeit über ihr erstauntes Gesicht und hätte sein kokettes Spiel gern fortgesetzt, wenn ihn nicht zweierlei daran

gehindert: zuerst, daß Gertrud schnell ans Fenster trat, um ihren Hut zu nehmen und dann, daß es an der Außenthür klopfte. Noch ehe der Maler aufstehen konnte, öffnete sie sich und es trat ein Herr ein, der Gertrud nicht sogleich bemerken konnte, weil die Staf- felei sie verbarg.

„Ah, Leo, finde ich Dich!“ rief der Eingetretene den Maler freudig umarmend. „Wie lange sahen wir uns nicht, lieber Bruder! Und Du bist gesund, heiter wie immer und hier in reizender Verborgenheit?“ ...

In diesem Augenblicke, bevor noch der Maler ein Wort erwidert, fielen die Augen des Fremden auf Gertrud. Wäre der Blitz vor ihr niedergefahren, sie hätte nicht überraschter sein können, denn Titus stand vor ihr.

„Gertrud, Sie hier?“ sagte er mit zweifelndem Ausdruck und sah bald Gertrud, bald seinen Bruder an mit einem Gesicht, aus welchem schnell jeder Aus- druck der Heiterkeit gewichen.

War es nun die Erregung in Beider Blicken, oder die Gluth auf ihren Wangen, oder ein gewisses elektrisches Etwas in der Luft, genug es überkam ihn eine Ahnung und sie schmerzte ihn bis ins innerste Herz.

„Eine Dame, die so freundlich war mir zu einem Bilde zu sitzen,“ sagte Leo wie vorstellend.

Titus warf einen fast verächtlichen Blick auf das Bild, sein feines Gefühl wies aber, so lange Gertrud anwesend, jede Erklärung zurück. Er trat auf sie zu, verneigte sich und bot ihr den Arm.

„Sie schienen im Begriff zu sein fortzugehen; darf ich Sie begleiten, Gertrud?“

Sie legte schnell ihren Arm in den seinen und ehe noch Leo wußte wie die Entführung geschah, wa- ren die Beiden im Freien. Sie gingen lange schwei- gend im Park weiter und Gertrud fand Zeit sich zu sammeln. Wenn Titus ihr Vorwürfe gemacht hätte, so ist zu vermuthen, daß sie einen kleinen Troß auf- gefeßt und geschwiegen haben würde; so aber löste sich ihre Aufregung in einen Strom wohlthuender Thrä- nen, die Titus ungehindert fließen ließ.

„O Gertrud, was haben Sie mir gethan!“ sagte er endlich leise und innig. „Wußten Sie, daß er mein Bruder war?“

„Nein, nein!“ schluchzte Gertrud und ließ sich von ihm auf einen Rasensitz niederziehen. Sie lehnte den Kopf an seine Brust und er sah mit den stillen Augen zu ihr nieder, die schon früher so oft den Sieg über ihr leidenschaftliches Temperament davon getra-

gen hatten. Wie zog es ihm seine Arme um das reizend erblühte Mädchen zu legen, das schon als Kind seine Neigung erweckt!.. Aber er wagte es nicht; es war ihm als müsse er durch die zartesten Beweise der Achtung wieder gut machen was der Bruder gefehlt.

Sie wußte freilich nicht mit wie bewegtem Herzen er ihrer allezeit gedacht und hatte in ihrer völligen Unerfahrenheit keine Ahnung davon, wie es ihm er- schrecken mußte, sie an einem Orte zu finden, der ganz allgemein als das Asyl geheimer Liebesabenteuer der jungen Hofwelt bekannt war.

„Wollen Sie mir sagen wie es kam, Gertrud?“

„Ich konnte ihm nicht widerstehen, Titus,“ sagte Gertrud tief erröthend, aber unfähig schon jetzt durch ein weiteres Wort die Illusion zu zerstören, von wel- cher noch ein Hauch ihr Wesen durchglühte.

Titus fühlte sich durch dieses Geständniß unend- lich mehr erleichtert als durch ein entschuldigendes oder umgehendes Wort; er hatte ihr ja nichts zu verzeihen, denn sie war ihm nicht verpflichtet; aber es lag ihm Alles an ihrem Vertrauen, damit er erforschen könne ob er noch hoffen dürfe dieses bewegliche Herz zu ge- winnen. Und wie echte, tiefe Neigung leicht das Rich- tige findet, erwähnte er während sie weiter gingen der Sache mit keinem Worte mehr, sondern erzählte ihr so ruhig und unbefangen von seinen Erlebnissen, daß es fast wie früher war und Gertrud gefaßt und beruhigt an ihrer Wohnung ankam. Titus, ob- wohl erst vor wenigen Stunden angekommen, kannte sie bereits. Seine ersten Schritte hatten sich ihr zu- gewandt und erst nachdem er Gertrud und den Onkel verfehlt, hatte er die Wohnung seines Bruders auf- gesucht. Von Leos Anwesenheit wußte er seit kurzem und er hatte sich ihr Zusammenleben hübsch genug ausgemalt... Nun war es gestört, das fühlte er und während er in ruhigem Gespräch mit seinem Schütz- ling das Haus betrat, bestürmten ihn Ahnungen und Befürchtungen.

Der Professor empfing ihn herzlicher denn je. So spärlich er auch mit äußern Zeichen der Freund- schaft war, so treu war er im Festhalten derselben, und Alles was zur Familie seines alten Freundes ge- hörte, hielt er theuer. Außerdem besaß der junge Mann ein so gediegenes Verständniß für wissenschaft- liche Fragen und endlich hatte er ein so lebhaftes Ge- fühl seiner Unzulänglichkeit als Erzieher und Gesell- schafter Gertruds, daß es ihn stets erfreute einen Menschen an ihrer Seite zu sehen, der ihr Wohl- wollen erzeugte. Daß Titus eine wärmere Empfin-

„bung mitbringe und daß aus dem muntern Ferienbesucher ein treuer Schützer seines lieben Kindes für das ganze Leben werden könne, war ihm noch nicht in den Sinn gekommen. Er gab sich einfach der Freude des Wiedersehens hin und so Titus und Gertrud. Wenn auch zu viel über Beider Herzen gegangen war, um den neckischen und kindlichen Ton von früher wiederzufinden, so lag dafür in Titus Erscheinung etwas so Reines und Friedenverheißendes, daß es wunderbar stille wurde in ihr. Es dämmerte ihr das Bewußtsein auf, womit sie ihm weh gethan und das legte eine Weichheit und Demuth in ihr Wesen, die ihn heimlich entzückte.

Früher hatten sich ihre großen Kinderaugen nicht vor ihm gesenkt, sondern keck und lustig in die seinen geschaut, die Hände sich ihm freiwillig geboten, das Mädchen wie ein Knabe mit ihm gespielt — nun lag in dem schüchternen Aufblick und der bewußten Zurückhaltung ihrer Bewegung etwas, das ihn süß verheißend durchbebt.

Sie sprach nicht viel und er blieb nicht lange. Es drängte ihn seinen Bruder zu sehen und Rechenschaft von ihm zu fordern. Rechenschaft? Konnte Leo wissen, daß der Bruder ein Anrecht auf das Kleinod zu haben glaubte, nach welchem er die Hand ausgestreckt? Konnte er nicht mit Gertruds voller Zustimmung gehandelt haben? War es unmöglich, daß in ihr eine Neigung für Leo erwacht und für ihn auf immer verloren sei? O wenn das wäre! Er mußte sich auf die Rasenbank im Park niederlegen, auf welcher sie vor Kurzem neben ihm geruht. Ein Sturm von Leidenschaft und Eifersucht fauste über ihn hin.

War je eine andere Liebe in sein Herz gekommen? Hatte er je in seinem Zukunftsraume ein anderes Frauenbild an seinem Herde gesehen? Nein, nie. Sie war sein Ein und Alles gewesen. Und Leo? Wie manche Neigung hatte er erweckt und wie manche flüchtig weggeworfen! Wenn das wäre? Warum hatte er sie nicht hier an sein Herz gerissen, um eine Sekunde der Täuschung glücklich zu sein? Warum hatte er nicht in ihre Kinderspiele das süße: wach auf! geflüstert und sie in der Sonne der Liebe schnell erblühen lassen!

Weil er eine zu ernste und edle Natur war. Er wollte nicht eine verfrühte Blüthe frühzeitig wellen sehen und eine Gabe von ihr fordern, ehe sie deren Werth zu schätzen vermochte. Nun war er gekommen sie zu fragen...

„Der Onkel weiß noch nichts von dem Bilde,“ hatte Gertrud gesagt, der Professor der Anwesenheit seines Bruders mit keiner Sylbe erwähnt — das gab ihm noch mehr Sicherheit für seine Muthmaßungen und bitterer Groll gegen den Bruder stieg in ihm auf. Er wanderte lange im Parke umher, damit er das volle Maß der Selbstbeherrschung wiederfände bevor er ihn wiedersähe.

Mußte etwas zwischen ihn und diesen einzigen Bruder treten, zu dem er als der jüngere so lange Zeit verehrend aufgesehen? Wohl ruhte das heilige Gefühl der Verwandtschaft sicher auf dem Grunde seines Herzens, aber aus der Verschiedenheit ihres Naturells und ihrer Erziehung hatten sich so verschiedene Lebensanschauungen gebildet, daß neben der brüderlichen die rechte geistige Einheit nicht recht gedeihen wollte.

Leo war das Kind großer Städte, Titus in der Stille des Landlebens aufgewachsen; das hatte die individuelle Begabung Beider glänzend entwickelt, aber es hatte sie getrennt. Leo war lebhaften Geistes, witzig, gewandt, die Vorzüge eines schönern Aeußern und hervorragender Stellung fein benutzend, ein Mann der Gesellschaft und des Genusses. Mit sorgloser Freigebigkeit verschwendete er an Alle von seiner sprudelnden Laune und seiner galanten Liebenswürdigkeit...

Titus forderte wenig von Vielen, aber von Wenigen viel und gab auch so. Er erschien zurückhaltend und selbst kalt, aber die, welche ihm näher traten, fühlten sogleich, welche Schätze unter der einfachen Bescheidenheit seines Wesens geborgen lagen. Er hatte wärmere Freunde. Die Eltern waren stolz auf die Persönlichkeit Leos, sie freuten sich seiner Erfolge, aber ohne daß sie es sich gestanden, liebten sie Titus mehr. Wenn Leo seinen Besuch auf dem väterlichen Gute anmeldete, veranstaltete der Vater große Jagden, Dinners, Feste, die den Glanz des Hauses repräsentirten; — wenn Titus kam, merkten die Nachbarn nichts davon, die Rehe und Hasen wurden früh Morgens am Weiher nur von einem Spaziergänger ohne Jagdtasche und Büchse gestört, aber im Hause und auf dem Hofe hatte Alles ein sonnigeres Aussehen, die Eltern erschienen verjüngt und alle Gesichter waren heiterer bis herab zur kleinsten Gänsomagd.

Titus klopfte zum zweiten Male an die Thür des Pavillons und trat ein. Leo ging ihm lebhaft entgegen und bewillkommte ihn.

„Was in aller Welt bewog Dich, Titus, mir mein Original zu entführen?“ rief er lachend. „Ich kann mich noch nicht von meinem Staunen erholen.“

„War sie mit Einwilligung ihres Onkels hier?“ fragte Titus ernst statt der Antwort.

„Sie? Onkels? Kennst Du das allerliebste Mädchen? Geh, Titus, behandle ein unschuldiges Abenteuer nicht mit Deiner gewöhnlichen Ernsthaftigkeit. Es hat mich höchlichst unterhalten und mir dieses reizende Bild verschafft. Schau hier!“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein Bild aus Mähren.) In Kolatscheks Wochenschrift „Stimmen der Zeit“ Nr. 21. beginnt eine Schilderung „auf einer mährischen Mühle“ also: Es ist Sonntag; der „Segen“ ist zu Ende. Die strammen hohen Bauernburschen und die drallen reich geputzten Dirnen gehen truppweise in das hoch-geräumige Wirthshaus, aus dessen geöffneten Fenstern die ersten Töne der gut zusammengreisenden aus Hörnern, Hoboen und Clarinetten bestehenden Tanzmusik lockend herausschmettern; einzelne reichere und ältere Bauern lehren auf leichten Brittschen, von muthigen Pferden gezogen, aus der Nachmittagsandacht des nahen Städtchens zurück und schlendern gleichfalls in das Wirthshaus zum Bier und auf einen Pilsch. Weitans das schönste Gebäude des Dorfes ist die Mühle; heute feiern die meisten ihrer zehn Gänge, auch die Bretsäge stört nicht mit ihrem hastigen Kreischen die Sonntagsruhe und träumt von den riesigen Eichstämmen, die neben dem Wasser zu Haufen liegen und selbst in Holsteins Marschen nicht umfangreicher gefunden werden. Aus dem nächsten Städtchen nähert sich durch die wohlbestellten Felder eine kleine Gesellschaft von Herren und Frauen zu Fuß der Mühle, in welcher heute ein großer „Kaffee“ gegeben wird; aus den entfernteren Städtchen und Dörfern rollen auf den herrlichen Landstraßen zierliche Wagen heran. Von den Sitzen steigen die Honoratioren der Umgebung ab; die Frauen und die meist hübschen Mädchen glänzen in reichem aber gewähltem Staate. Zwei schöne Zadhunde, die unter den hohen Pappeln der Mühle geschlafen, gehen freundlich bellend den Gästen entgegen und zeigen ihnen dann schmeichelnd den Weg in den großen Hof, der an Reinlichkeit mit einem Zimmer wetteifern könnte. Aus dem sorgfältig gepflegten Garten bringen Wohlgerüche von den bunten geschmackvollen Beeten; die gefälligen Lusthäuser und Lauben, die festgestampfte Regelsbahn, das reichgefüllte Taubenhans, die Scharen von Federvieh aller Art, Alles zeigt von Wohlstand und gesundem Lebensgenuß. Durch die „Bauernstube“, in welcher die Mahlgäste mit dem Müller verkehren, tritt die Gesellschaft in die Wohnzimmer des Erdgeschosses, die überall das Walten einer Kernhausfrau zeigen und sogleich jenes Behagen dem Zuschauer mittheilen, das geordneter Wohl-

stand, wo er nicht bloß zur Schau gestellt wird, unfehlbar in uns hervorruft. Noch reicher aber sind die Zimmer des obern Stockwerkes, in welche die Gesellschaft sich alsbald begiebt. Die schön gemalten Wände sind mit großen Stahlstichen, die hohen Fenster mit prächtigen Vorhängen, der blendend weiße Boden mit schönen Teppichen geschmückt, der Glaskasten prangt mit einer Hülle von Schmuck und Silber, die Kästen ringsum bergen den Schatz der mährischen Hausfrau, das feinste Linnen, den schwersten Damast, die künftige Ausstattung ihrer Töchter. Das Gastzimmer und die beiden Gastbetten sind nicht die schlechtesten Stücke des Hauses, das, wie alle wohlhabende Häuser auf dem Lande und in den Städtchen, prunklose aber herzliche Gastfreundschaft übt. Die Büchersammlung enthält vorzüglich deutsche Bücher, darunter die meisten Klassiker und man sieht bald, daß sie auch gelesen werden. Alles im Hause (die Dienstleute etwa abgerechnet), auch die gebildete Sprechweise und das schöne Deutsch des Hausherrn und seiner Familie macht den Eindruck eines deutschen Hauses, und doch ist der Hausherr ein Slave, einer jener wohlhabenden Müller Mährens, welche nicht selten das Gymnasium besuchten oder in den letzten Jahren technische Studien in Wien oder Prag trieben und durch Lectüre und Urtheil sich bilden gelernt haben. Nirgends sonst, wo Deutsche mit Stämmen anderer Zunge auch seit Jahrhunderten wohnen, außer in Mähren und Schlesien findet man unter Nichtdeutschen jenes sinnige, gemüthliche Führen des Lebens, das der Deutsche in der Fremde noch lebhafter als in der Heimath als einen Grundzug seines Wesens fühlt und erkennt.

Auf Tischen erheben sich auf Silber und dem feinsten Porzellan Berge von Zucker- und Backwerk; die Männlein und Weiblein nehmen an dem endlos ausgebreiteten Familientische Platz und beginnen ihre Nachmittagsunterhaltung mit dem in Mähren allüberall stark und gut zubereiteten Kaffee. Es wäre schwer zu entscheiden, ob die völlig zwanglose Gesellschaft mehr dem Essen, auf das man in Mähren Etwas hält, ohne Völlerei zu begehen, oder der Unterhaltung huldiert, denn sie ist in keinem dieser Stücke lässig, und sollte das Gespräch zu stocken drohen, so wissen Wirth und Wirthin die Pause mit einem wohlgemeinten Zumessennüthigen auszufüllen. Nachdem die Versammlung das Herz der Hausfrau dadurch gerührt, daß sie von allen Kunstwerken ihrer Küche, die selbst einen Zuckerbäcker eiferfüchtig machen könnten, wenigstens gekostet, wird die Sitzung einstweilen vertagt. Die Mädchen und einige junge Frauen suchen den Garten auf, um „frische Luft zu schöpfen“, beschäftigen sich eine Weile mit den Pfauen auf der tabellosen Gartenmauer und ziehen wie billig die jüngeren Männer nach sich, von denen der eine und der andere sich mit einigen schmucken Müllertöchterlein, die als Goldfische bekannt sind, angelegentlich zu thun macht; die älteren Frauen bleiben wie festgezaubert um den Kaffeetisch und verhandeln über Allerhand, gleich den Frauen in aller Herren Ländern, sobald sie nur unter sich sind.

(Historische Merkwürdigkeit.) An der nordwestlichen

Grenze des Königreichs Sachsen, in der großen Ebene im Norden, Westen und Süden Leipzigs, wurden acht Schlachten geschlagen. Die erste fand bei Merseburg 933 statt, Heinrich der Finkler brachte hier den Ungarn eine Niederlage bei; die zweite 1080 bei Mülsen, zwischen Weissenfels und Merseburg, Heinrich IV. schlug dort das Heer Rudolfs von Schwaben; die dritte 1631 bei Breitenfeld nördlich von Leipzig, in welcher Gustav Adolph das Heer der Liga unter Tilly bis auf wenige Ueberbleibsel vernichtete; die vierte 1632 bei Lützen, wo bekanntlich der große Schwedenkönig gegen Wallenstein sein Leben verlor; die fünfte 1642 bei Leipzig, in welcher Torstenson abermals das kaiserliche Heer unter dem Erzherzog Leopold aus dem Felde schlug; die sechste 1757 bei Roszbach zwischen Merseburg und Weissenfels, wo Friedrich II. über die Franzosen und die Reichsarmee siegte; die siebente 1813 bei Großgörschen, südöstlich von Lützen, in welcher Napoleon die Russen und Preußen unter Wittgenstein zurückdrängte und endlich in demselben Jahre die achte, bei Leipzig, die Völkerschlacht genannt, die das große Reich Napoleons I. zertrümmerte. Sämmtliche Schlachtfelder überblickt man auf der Plattform des Schloßthurms zu Leipzig und jedem Freund der Geschichte, jedem Denkenden giebt der Anblick dieser großen Ebene, wo so viele Tausende im Laufe der Zeit und Dinge vom Engel des Todes hinweggenommen wurden und wo die politische Lage Deutschlands mehrere Male umgestaltet wurde, Stoff zu interessanten Betrachtungen.

(Die Wiener als Bundesgenossen.) Es war im Jahre 1626. Die Schlacht am weißen Berge hatte der kurzen Herrlichkeit des zum König von Böhmen erwählten Kurfürsten von der Pfalz ein schnelles Ende gebracht, der Kaiser hatte ihn in die Acht erklärt und die Ausführung derselben dem Herzog von Bayern und der Krone Spanien übertragen, in Folge dessen spanische Truppen unter Spinola und Bayern unter Graf Tilly in die Pfalz einrückten und ein Schreckensregiment sonder Gleichen mit sich brachten. Die Leiden des armen geplagten Volkes waren zu einer Höhe gestiegen, wo eine Steigerung fast nicht möglich schien, als sich die Nachricht verbreitete, daß der aus Böhmen vertriebene Graf Mansfeld sich erboten habe, die wilden Scharen der Liga aus der Pfalz wieder zu vertreiben und gleichzeitig auch der Markgraf von Durlach-Baden ein Heer rüste, um Mansfeld in seinem Beginnen zu unterstützen. Wirklich erreichte diese Combination ihren Zweck, die Spanier und Bayern, zur Zeit ohne Aussicht auf Zuzug, wandten dem ausgezogenen und ausgeplünderten Lande den Rücken und die Mansfelder zogen ein. Doch bald sollten die Pfälzer die Erfahrung machen, daß sich nur der Name der Blutsauger geändert habe, denn die Scharen des Grafen von Mansfeld verfahren nicht säuberlicher mit dem Gute und Leben der Bewohner des Landes, obgleich sie als Freunde ihres Fürsten und Befreier des Landes sich angekündigt hatten. In dem kleinen Städtchen Erbach, dem Hauptort der gleichnamigen reichsunmittelbaren Grafenschaft, vernahmten die Bewohner die Kunde von den Gewaltthatigkeiten, denen sich auch die mansfeldischen Truppen hinga-

ben, mit um so größerem Entsetzen, als sie zugleich hörten, daß auch ihnen ein solcher Besuch bevorstehe. Bisher hatte das Städtchen nämlich seine fern vom Kriegstheater befindliche Lage, und zugleich der Einfluß ihres Grafen am kaiserlichen Hoflager in Wien von einem Besuche der Executionstruppen bewahrt. Dies sollte jetzt anders werden. Die Bürger der Stadt beriethen sich daher, was unter solchen Umständen zu thun sei und kamen endlich zu dem Beschlusse, der zu erwartenden Einquartierung zwar Alles bereitwillig zu gewähren, was sie zu fordern berechtigt sei, aber jeder Gewaltthat sich wo möglich mit aller Gewalt zu widersetzen, denn, meinten sie, wenn die Gedulbigen und Frommen die Soldatesca zu keinem Mitleid bewogen hätten, so könne vielleicht eine energische Haltung auch zu keinem größern Uebel führen. Die Grafen von Erbach bestätigten sie in diesem Entschlusse, nahmen bereitwillig die besten Schätze der Bürger in ihr festes Schloß, und versprachen ihnen im Nothfall möglichste Unterstützung. Noch in derselben Nacht, wo dieser Beschlusse von der Bürgerschaft gefaßt worden war, näherte sich ein Fähnlein mansfeldischer Reiter den bereits geschlossenen Thoren der Stadt und begeherten Einlaß. Es wurde ihnen abgeschlagen und für den folgenden Morgen versprochen, für den der Oberst der ganzen für das Städtchen bestimmten Truppenabtheilung angemeldet war. Schon dieser Bescheid ergrimmte den Rittmeister Köhler, der die Reiterfahne befehligte, und er nahm sich vor, wenn irgend möglich sein Mithüben an den Bürgern zu fühlen. Zu seinem Quartier wählte er das Haus eines wohlhabenden Bierbrauers List, von dem er in Erfahrung gebracht hatte, daß er eine schöne Enkelin und einen wohlgepflegten Weinkeller habe, zwei Dinge, die er für sein Wohlfeyn als unerläßlich hielt. Doch auch List hatte von den Lieblingslastern gehört und beschloß noch am Abend nach dem Einzuge der Truppen sein schönes Enkelkind, das er im Hinterhause verborgen hielt, auf das Schloß zu retten. Um die Person seiner Enkelin bei diesem abendlichen Gange möglichst zu sichern, hatte er einige Nachbarn und Freunde eingeladen, ihr das Geleit zu geben, wozu sich diese auch gern bereit zeigten. Rittmeister Köhler mußte aber auch von diesem Vorhaben seines Wirthes Kenntniß erhalten haben, denn am Abend ließ er das Haus von seinen Leuten umstellen und jedem Bewohner desselben den Ausgang verweigern. Rathlos standen die Freunde List's in dessen Wohnzimmer und überlegten, was nun weiter geschehen solle, als der Rittmeister gewaltsam Einlaß begehrte, und da dieser ihm verweigert wurde, die Thür einschlagen ließ. Es kam zum blutigen Handgemenge und vielleicht würde der Sieg, trotz der kräftigen Gegenwehr der Pfälzer, sich doch auf die Seite der Soldaten geneigt haben, wenn nicht plötzlich der Oberst erschienen wäre und dem Kampfe ein Ende gemacht hätte. Der Rittmeister, dessen gewaltthätiges Benehmen sein Chef recht gut kannte, ward auf die Hauptwache in Arrest geführt, das Mädchen glücklich aufs Schloß gebracht und die Sache schien abgemacht. Leider erhielt der Oberst noch in der Nacht den Befehl mit dem größern Theil seiner Truppen wei-

ter vorzurücken und nur den Rittmeister mit seinen Reitern als Besatzung zurückzulassen. Im Besitz der entscheidenden Gewalt gedachte jetzt Nößler eine auffallende Rache an den Bürgern zu nehmen und sich zugleich in den Besitz des ihm entrissenen Mädchens zu setzen. Während er daher in die nahe liegenden Ortschaften Boten sendete, um Verstärkung an sich zu ziehen, forderte er zugleich die Grafen von Erbach auf, ihr Schloß seiner Truppen zu öffnen und eine Besatzung einzunehmen. Das Gesuch ward abgeschlagen, ein Ueberfall des Schlosses mit Waffengewalt vereitelt, denn auch die Bürger hatten Zutritt aus den umliegenden Dörfern erhalten und einen Theil davon ins Schloß geworfen, wohin sich auch Weiber, Kinder und Greise gerettet hatten; ein Theil der übrigen Bürger waren mit der fahrenden Habe und dem Vieh ins Gebirge gezogen während des Gefechts am Schlosse. Der Rittmeister verwünschte das fehlgeschlagene Unternehmen und mußte jetzt die Verstärkung abwarten. Am dritten Tage traf diese ein, aus einer Freischar bestehend, welche an Zügellosigkeit ihres Gleiches suchte und deshalb den Namen der Kroaten erhalten hatte. Der Kampf begann sofort von neuem und da Nößler seine wie die herangezogenen Truppen lästern auf die großen im Schlosse geborgenen Schätze gemacht hatte, mit einer Heftigkeit und einem Nachdrucke, der ihnen einen baldigen Sieg verhieß. Schon waren die Stürmenden am Schloßthore und suchten dieses mit Artschlägen zu erbrechen, da warfen die Belagerten eine Anzahl Körbe herab, die aber so leicht waren, daß sie nur das Hohngelächter der anbringenden Soldaten erregten. Doch bald schwieg dasselbe, eine Verwirrung, die sich den Reihen der Stürmenden bemächtigte, ward immer sichtbarer. Sie schienen mit einem unsichtbaren Feinde zu kämpfen, den sie vergeblich von sich abzuwehren suchten. Der Angriff auf das Schloß ward immer schwächer und hörte am Ende ganz auf, denn die ganze Schar wendete sich in hastiger Flucht, so daß in dem ganzen Städtchen kein Soldat mehr zu finden war als die zahlreichen Todten und Verwundeten. Und wer war der unsichtbare Gegner, gegen den weder Schwert noch Kugel schützte? Man hatte Bienenkörbe auf die Stürmenden herabgeschleudert und die Inwohner derselben hatten sich mit allem Grimm über die gestörte Ruhe auf die Massen geworfen, hatten die Fliehenden erbarmungslos verfolgt und sie vernichtet. Die Chroniken jener Zeit melden ausdrücklich, daß zahlreiche Leichname aufgefunden wurden, die nur den Stichen der Bienen erlegen sein konnten, weil sie keine andern Wunden trugen. Sie waren dick aufgeschwollen und alle Zeichen deuteten darauf hin, daß sie martervollen Tod gefunden. Das war die Bienenschlacht zu Erbach, die Jahre lang von den Bewohnern jenes Städtchens mit einem heitern Fest gefeiert wurde.

— r.

(Liebenswürdigkeit der Franzosen.) Am 22. März d. J. Morgens 5 Uhr wurde das preussische Barkschiff Seejungfer aus Pillau, geführt vom Eigenthümer, Capitain von Ma-

rées, auf der Reise von Obeffa nach England begriffen, bei Gallipolis, wo es mit einer ringsum sichtbaren Laterne versehen vor Anker lag, durch den französischen Dampfer Cydnus in Grund gefahren. Nach einem allem Anscheine nach actenmäßigen Berichte der Ostsee-Zeitung, hatte der Capitain der Seejungfer mit größter Ruhe und Besonnenheit seine Pflicht als Schiffsführer gethan, um die Mannschaft und Passagiere seines Schiffes auf dem französischen Dampfer zu bergen. Sobald aber sein Fahrzeug gesunken war, und er sein ganzes Gut (das Schiff war nur zu zwei Dritteln des Werthes, die Ladung gar nicht versichert) so ohne seine Schuld durch die unverantwortliche Nachlässigkeit des französischen Steuermanns verloren sah, übermannte ihn die Verzweiflung und er sprang auf den ihm zunächststehenden Schiffsoffizier des Cydnus los, faßte ihn an der Brust und forderte Genugthuung. Er wird zurückgerissen, niedergeworfen, geschlagen und in eine Kammer gesperrt. Das war in der Ordnung, denn der französische Capitain hatte das Recht, einen Menschen, der sich gegen die Schiffsordnung vergeht, unschädlich zu machen. Der Capitain ging aber noch weiter. Nach einer halben Stunde wurde der inzwischen ganz ruhig gewordene Gefangene (Capitain Marées ist königl. preussischer Landwehr-Lieutenant) wieder auf Deck geführt, ohne weiteres gepackt und hier mit den unbelledeten Füßen in Eisen gelegt. Das empörte die Passagiere des Dampfers. Sie bringen in den Capitain, den Gefangenen aus den Eisen zu befreien und in die Passagier-Cajüte zweiter Classe bringen zu lassen. Namentlich war es der englische Courier, Capitain Wright und der Kaufmann Sternberg aus Hamburg, welche sich des preussischen Capitains kräftig annahmen. Gegen 9 Uhr Vormittags wurde Marées und seine Mannschaft in den Dardanellen ans Land gesetzt, nachdem die Franzosen zuvor die beiden Boote der Seejungfer, in welchen sich noch einige gerettete Sachen befanden, und die an den Dampfer angehängt waren, losgeschnitten hatten und fortbord ließen. Auch am Lande nahmen sich der Capitain Wright und der englische Consul Herr Calbert, der zugleich preussischer Viceconsul ist, mit der größten Theilnahme des preussischen Schiffscapitains an. Der Letztere nahm die Aussagen desselben und seiner Leute zu Protokoll und wollte auch die Zeugen auf dem französischen Schiffe, besonders die Deckpassagiere, vernehmen, welche ausgesagt hatten, daß sie schon lange vor dem Zusammenstoße das Geschrei der Leute auf der Seejungfer gehört und die französische Wache endlich gewedt hätten; er wurde aber von dem französischen Schiffsoffizier daran verhindert, was er auch in dem aufgenommenen Protokolle besonders bemerkt hat. In Konstantinopel angekommen, fanden Capitain von Marées und seine Mannschaft bei dem preussischen Gesandten, Grafen Goltz, und dem Kanzler der Gesandtschaft, Herrn Testa, die freundlichste Theilnahme und kräftigste Unterstützung.

— r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Garibaldi.

Erzählung

von

Arthur Stahl.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Wusstest Du nicht, Leo, daß Gertrud die Nichte des Professors Stein ist, des alten Freundes unseres Vaters, den ich oft besucht?“ fragte Titus wieder ohne das Bild zu betrachten.

„Wahrhaftig nein, das wußte ich nicht!“ sagte Leo. „Sie hat mir ihren Namen nicht genannt und ich bin nicht neugierig genug mich nach den Verhältnissen meiner kleinen Freundinnen ...“

„Ich bitte Dich, laß den scherzenden Ton!“ fiel ihm Titus ins Wort, der sich immer unangenehm berührt fühlte und es nicht ertragen konnte von Gertrud in dieser Weise sprechen zu hören. „Du wirst am schnellsten verstehen, welcher Art meine Empfindungen sind, wenn ich Dir sage, daß Gertrud das einzige Mädchen ist, für welches ich je Interesse gefühlt.“

„Du, Titus?“ rief Leo aus und sah ihn lange staunend an. „Ist das Dein Ernst?“

„Vollkommener Ernst. Ich hoffte es durch die That zu beweisen,“ sagte Titus traurig. „Nun finde

ich, daß ein Anderer Anspruch auf ihre Neigung macht, ein Anderer, der mein Bruder ist ...“

„Ich glaube leider keine Ansprüche machen zu dürfen,“ sagte Leo wieder lächelnd. „Ich malte sie, voilà tout. Und da ich sie eben so spirituell als hübsch fand, machte ich ihr ein wenig den Hof; ist das so verdammenswerth, Titus? Laß Dir kurz erzählen wie es kam.“

Während dieser Erzählung fiel Titus im Geheimen ein großer Stein vom Herzen, obwohl er durchaus nicht geneigt war seinen Bruder zu entschuldigen. Im Gegentheil schien es seine Schuld zu vergrößern, daß er keinerlei ernste Absicht gehabt. Titus hatte strenge Ansichten; Leos leichte Art die Sache zu behandeln, kränkte ihn und machte ihm die Verschiedenheit ihrer Auffassung recht fühlbar. Jedem Fremden hätte er leichter verziehen, aber der Gedanke, daß in seines Bruders Augen ein Flecken auf dem Namen seiner — ja vielleicht einst — seiner Frau haften könnte, brachte ihn völlig aus seiner sonstigen Fassung.

„Du mußt wissen was Du thatest, Leo, indem Du ein junges und unerfahrenes Mädchen veranlaßtest hierher zu kommen. Wäre sie Deine Braut oder nur eine Dame Deiner Bekanntschaft gewesen, so würdest Du es nicht gethan haben ...“

„Gewiß nicht,“ sagte Leo, dem das Ganze unangenehmer wurde, je ernster es Titus nahm, „und das vollkommen bewußt. Wir müssen uns den Frauen bei ihrem jetzigen Gange zur Selbstständigkeit auf verschiedene Weise nähern, je nach den Ansprüchen, die

wir an sie machen: für den Geist, für das Herz oder für das Haus. Deinem Schützling gegenüber befand ich mich in dem ersten Falle und es ist zugleich der, welcher uns erlaubt am wenigsten scrupulös zu sein. Aber ist dieser Zufall nicht sehr geeignet, Dich noch einmal zum Nachdenken aufzufordern, Titus? Könnte ihre Unerfahrenheit nicht Koketterie sein? Etwas davon ist jedem Mädchen angeboren. Und liegt nicht ein wenig Leichtsin in der unbefangenen Art auf meine Bitte einzugehen?"

„Koketterie? Leichtsin? O, Leo, so seid Ihr!“ rief Titus aus, gekränkt auffpringend. „Ihr pflückt gedankenlos die Blume und macht ihr dann den Vorwurf, daß sie welket. Wie schlecht verstehst Du das Wesen der Liebe, wenn Du glaubst, daß es mir gleich Dir gelingen könnte die Kraft zur Entfaltung in den Fehlern der Geliebten zu suchen. Sie hat gefehlt, aber durch Deine Schuld, sie erscheint unweiblich, weil sie gestattete, daß Du die Achtung vor der Weiblichkeit verletztest. Ihre Phantasie ist künstlich verwirrt durch Dich, aber mit meiner Ueberzeugung stehe ich dafür, daß sie den Rückweg gefunden haben würde ohne mich!“

„Du scheinst mir selbst ein Stück Phantast zu sein, Titus. Ist der Verstand auch glücklich eingefahren auf ebener Straße, vor unbekanntem Pfaden hüte Dich! Wenn er der Phantasie begegnet, geht er durch. In sofern paßt Ihr für einander.“

„Du bist weich geschaffen, Leo; Deine Härte ist angeeignet, darum gebrauchst Du sie so bewußt wie ein schlechtes Kleid, wenn man weiß, daß man ein besseres zu Hause hat. Wir werden uns nicht verstehen. Dir giebt Gertruds Unvorsichtigkeit eine bequeme Entschuldigung — mir macht sie Schmerzen; Dir diente sie als Spiel des Augenblickes — ich liebe sie...“

„Und wenn ich nun nicht kalt geblieben wäre, Titus? Ich glaube, dieses Mädchen wird einmal mächtige Leidenschaften einflößen, aber darum ist es doppelt nöthig vorsichtig zu sein. Du mußt sie studiren. Dann ist jede neue Phase, in welche das Verhältniß tritt, von neuem Interesse, auch wenn es — süße Schmerzen bereitet. Gertrud ist eine exceptionelle Natur; wie konnte man sich von ihr auf ganz gewöhnliche Weise unglücklich machen lassen?..“

„Ich fürchte, das könnte mir trotz Deiner Vorschläge begegnen,“ seufzte Titus, ohne daß sein Bruder sich unterbrechen ließ.

„Du bist zu exclusiv, Titus. Man muß sich mit

vielen Frauen beschäftigen, um die allzumächtige Neigung zu einer zu verhüten oder zu modificiren...“

„Etwas wie man Bücher liest und sie in den Staub der Leihbibliothek zurückschickt, nachdem man ihnen ihre Schönheit abgelauscht?“

„Ja so; denn die wenigsten taugen zum Besitz, wenn sie auch eine Stunde vortrefflich unterhalten. Wir müssen uns das Verhältniß klar machen, Titus. Eine Frau und meine Frau sind ganz verschiedene Begriffe. Die Griechen hatten auch da den richtigen Weg gefunden. Sie sagten sich, daß Frauen, welche ihren hochgestiegenen geistigen Bedürfnissen genügen könnten, ihren häuslichen schlecht nachkommen würden — darum trennten sie beide.“

„Nein, es war nicht das Rechte, Leo! Du kannst mit Deinen Sophismen den Flecken nicht abwaschen, der auf dem Namen dieser Mädchen ruht, noch die Spuren der Thränen vertilgen, die aus den Augen gekränkter Frauen geflossen sind und gegen sie zeugen. Wir haben kein Recht das Geschlecht unter sich zu entzweien. Gesiehe, Leo, ob es nicht unser Egoismus ist, der den Frauen nicht gestatten will je nach ihrer Begabung ein Ganzes darzustellen? Liefere mir den Beweis, daß die Natur es nicht so gewollt hat. Die Summe dessen was wir geistreichen Frauen vorwerfen, besteht eigentlich darin, daß sie unser Recht in Anspruch nehmen, die eigne Persönlichkeit zu entwickeln.“

„Wenn sie dieselbe entwickelt und die Fähigkeit verloren haben sich unterzuordnen, so müssen sich die Verhältnisse ausnahmsweise günstig für sie gestalten, sonst giebt es für sie keinen Platz in unserer Gesellschaft...“

„Ja dann sind sie heimatlos; Du hast die bitterste Wahrheit ausgesprochen,“ sagte Titus. „Aber das Gewicht der Schuld fällt auf uns. Sind wir es nicht, die sie von unserem Herde vertreiben, weil sie den besser erkannten Lebenszweck nicht unsern epikuräischen Gelüsten opfern wollen? Sind wir es nicht, die aus der Ehe einen Contract über Geldinteressen machen? Ist es nicht die einseitige Annahme unseres Geistes, die den Strom des Fortschrittes hemmen will auf seinen hochgehenden Wellen auch das schwächere Geschlecht mit fortzutragen?“

„Es ist von alle dem etwas, Titus. Die Frau kann sich aber von ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht zu weit entfernen ohne an Gemüth zu verlieren; darum wird das Verhältniß zwischen den Geschlechtern schroffer werden mit steigender Bildung. Schaffe Dir

den Einblick in die Ehen bedeutender Frauen und sich ob sie glücklich sind. Versuche, ob sie mit ihrem hochfliegenden Geiste die enge Beschränkung des Hauses ertragen können. Ich glaube die bequemen Frauentugenden, welche uns das Leben so angenehm machen, werden bei Verwirklichung Deiner Theorien bald nur noch dem Namen nach existiren."

"Wenn die höhere Bildung nicht auch bessere Sattinnen und Mütter erzieht, so ist sie falsch, Leo. Jede Bildung, welche allein die Entwicklung des Verstandes bezweckt und die des Gemüthes vernachlässigt, ist falsch, aber gleich sehr bei Männern wie bei Frauen. Sie enthält die Keime des Verfalls, weil sie die menschliche Natur in sich entzweit. Lassen wir unsere Frauen auf halbem Wege zurück, so sündigen wir dadurch an unsern Kindern. Wir müssen sie uns gleichstellen, indem wir aufhören etwas Anderes von ihnen zu fordern als wir selbst zu geben gesonnen sind. Frei geworden, werden sie uns erst zeigen, welcher Kraft der Liebe sie fähig sind und die Ehe wird wieder auf sicherer und sittlicher Basis ruhen."

"Und wo bleibt unsere Autorität?" fragte Leo etwas spöttisch.

"Sie fällt weg, Leo," sagte Titus ernst, "d. h. der blinde Autoritätsglaube weicht der freien Erkenntniß und wir dürfen nur Würdigung beanspruchen, wenn wir sie verdienen. Sie wird vielleicht seltener sein, aber um wie viel werthvoller!"

Leo zuckte zweifelnd die Achseln.

"Ich habe Dich in Verdacht, Leo," sagte Titus lachend, "daß Du Dir große Mühe geben würdest Deiner Frau gegenüber besser zu erscheinen als Du bist. Du würdest ihr nie von den Thorheiten Deiner Jugend erzählen und, ehe Du sie in Dein Haus führst, sorgfältig jedes Andenken vernichten, das Dich verrathen könnte. Nicht weil Du Dich dieser Thorheiten schämt oder es für unmoralisch hältst sie begangen zu haben, sondern weil Du fürchtest Deine Autorität zu gefährden. Bei mir ist das anders. Deine Ansicht ist vielleicht klug, aber sie kommt mir vor wie eine Art Mystification auf eigene Kosten. Ich heirathe nicht um zu imponiren. Wahrheit zwischen uns bis ins Kleinste wäre die erste Bedingung meines Glücks. Ich müßte der Frau jede Falte meines Herzens zeigen können ohne fürchten zu brauchen es könnte ihre Liebe vermindern. Du kannst jede Frau heirathen, die gewisse häusliche Eigenschaften besitzt, ich nur eine Frau von starkem Geiste und tiefer Einsicht in das Getriebe des menschlichen Herzens. Sie

müßte meine Freundin gewesen sein ehe sie meine Geliebte würde."

Während dieses langen Gesprächs waren die beiden Brüder lebhaft im Zimmer umher gegangen. Leo, welcher im Grunde ein eben so vortrefflicher Mensch war als Titus, fühlte tiefes Bedauern über den Kummer, welchen er ihm bereitet, wenn er sich auch nicht zu seinen Principien belehrt fühlte.

"War Gertrud schon Deine Freundin, Titus?" fragte er, indem er vor ihm stehen blieb.

"Ich hoffe es; doch war sie ein Kind als ich sie verließ und drei lange Jahre versagte ich mir das Wiedersehen. Nun freilich finde ich Alles anders..."

"Nein, nicht anders," sagte Leo, indem er ihm die Hand reichte. "Sieh, ich packe ein, ich gehe davon, ich will sie nicht eher wiedersehen bis nach Eurer Hochzeit! Wollte Gott ich hätte sie nur als Deine Braut kennen gelernt! Verzeihe mir, Titus! Wie bald wird sie mich vergessen, wenn sie Dich wieder sieht!" setzte er wie im Scherz hinzu, in Wahrheit aber erst jetzt fühlend, daß der Eindruck, welchen das originelle Mädchen auf ihn gemacht, tiefer sei als er selbst geglaubt.

"Das kann nur sie selbst entscheiden," sagte Titus seine Hand in die seines Bruders legend. "Ich bitte Dich zu bleiben, Leo. Ich möchte, daß sie Dich eben so genau kennen lernte als mich. Zieht sie Dich vor, so glaube ich, daß ich sie innig genug liebe, ihr Glück höher zu stellen als das meinige. Ich werde zu entsagen wissen, wenn ich muß, und versuchen ihr als Bruder zu sein was ich ihr unter allen Verhältnissen gewesen sein würde: ein Freund."

Leo fühlte sich bei diesen uneigennütigen Worten seines Bruders entschlossener als vorher, Gertrud nicht wieder zu sehen; obwohl bei der Eigenthümlichkeit seines Charakters zu vermuthen ist, daß, wäre anstatt seines Bruders ein fremder Mann gekommen Gertrud zu begehren, der Kampf um ihren Besitz den Werth desselben schnell gesteigert und seine kleine Leidenschaft zu einer großen angefaßt haben würde. Zugleich kam es über ihn wie Beschämung, daß er so oft überhebend auf diesen jüngern Bruder herabgesehen. Und wie das Geschick oft das Böse zum Guten wendet, so gab dieser Zwist ihm zum ersten Male Gelegenheit einen recht tiefen Blick in Titus' edle und reine Seele zu thun und unwillkürlich einen Rückblick auf sein eignes Leben. Es lag nichts hinter ihm was auf dem spiegelklaren Schilde seiner Männerehre als ein Makel haftete, aber Manches was er vor diesen kla-

ren Augen sorgfältig zu verbergen wünschte. Gewiß ist, daß, als er Titus beim Abschiede umarmte, es zum ersten Male mit brüderlichem Gefühl geschah.

Am andern Tage war der Professor mit Gertrud abgereiset. Es hatte der letztern viele Mühe gekostet den Onkel zu überreden dem früher gefaßten Entschlusse treu zu bleiben; Titus' Ankunft war für ihn eine so angenehme Ueberraschung, daß er nun gern noch einige Tage geblieben wäre. Da sich aber das wunderliche Kind „so sehr nach der alten Martha sehnte,“ gab er ihrem Willen nach.

Wirklich flüchteten sich in diesem Augenblicke all' ihre Wünsche nach dem alten stillen Hause. Es wäre ihr zuletzt eben so unmöglich gewesen Titus wiederzusehen als Leo. Da es kam ihr nach ihrer Abreise vor als möchte sie Beide niemals wiedersehen. Der erste Schritt in die Welt hatte ihr eine Wunde zurückgelassen; aber sie war sich ihrer Gefühle noch nicht klar genug bewußt, um sich sagen zu können, wessen Hand die Waffe geführt. Sie zürnte ein wenig gegen sich selbst und kam zu dem Resultate, daß sie alle Männer hasse. Ihr Stolz war wach gerufen. So gering auch ihre Kenntniß von den Verhältnissen der Gesellschaft war, so besaß sie doch das feinste Ahnungsvermögen und die wenigen hingeworfenen Aeußerungen aus Titus' Munde genügten, ihr das Rücksichtslose in Leos und die Unvorsichtigkeit ihrer eigenen Handlungsweise begreiflich zu machen.

Von Natur ist jede Frau hingebend. Aus dem Stolz und der Erkenntniß muß der Panzer geschmiedet werden, wenn er das empfängliche Herz schützen soll vor den Flammenblitzen der Leidenschaft. Hätte Titus, ehe Gertrud zu Beiden gelangen konnte, Rechte an sie gewonnen, so würde die Pflicht und die Phrase von weiblicher Würde sie vielleicht auch geschützt haben, aber mit einem Schild von Glas, der beim ersten heftigen Anstoß zersplittert.

Titus freute sich mit Recht, nachdem die erste Täuschung überwunden war, daß Gertrud den Entschluß gefaßt hatte sich ihnen Beiden zu entziehen. Es bewies mehr Reife als er erwartet und gab ihr die volle Freiheit des Handelns wieder. Schön und edel angelegten Naturen muß man Raum geben sich aus sich selbst heraus von ihren Irthümern zu heilen. Gewaltfame Mittel sind ihnen gegenüber immer falsch und führen nur scheinbar schneller zum Ziele. Das

wußte Titus, denn er war eben so klug als gut und er ließ Gertrud lange Zeit zum Nachdenken.

Wenn dieser Anfangs die Tage hingeflogen waren, so fingen sie bald an ihr lang zu werden. Von Leo zu hören wünschte sie weder noch hatte sie es erwartet; aber war es denn Titus so ganz gleichgiltig gewesen, daß er sie nicht mehr gefunden? Sie wünschte an Beide gar nicht zu denken, aber je mehr ihr Wille sich dagegen auflehnte, desto mehr mußte sie es thun. Sie rief sich jedes Wort zurück, sie verglich ihre Handlungsweise und zog sich die ähnlichen und doch so verschiedenen Gestalten der Brüder vor das geistige Auge... Wenn vor dem Bilde Leos noch ein leises Zittern durch ihre Nerven ging, so gestaltete sich Titus gegenüber alles unklare Empfinden allmählig zu einem Gefühle, das sie gleichsam über sich selbst hob, denn, aus dem Besten zusammengesetzt was in ihr lag, verwirklichte es die Erhebung und Befestigung ihres Charakters wie es ein Aufwand von moralischen Entschlüssen in Jahren nicht gekonnt hätte. Und sonderbar — diesem köstlichen reinen heiligen Gefühl weiß die Jugend keinen Namen zu geben. Sie ahnt nicht, daß es das Kleinod der echten, rechten Liebe ist, weil es ohne stürmische Gewalt ins Herz zieht und keine Schmerzen bereitet.

Auch Gertrud, als sie eines Abends auf ihrem Schemel saß und einen Brief in der Hand hielt, wußte noch nicht, daß sie der sanften Lockung nur zu folgen brauchte, um täglich frische unverweilliche Blumen auf ihren Lebensweg gestreut zu finden.

„Darf ich Ihnen folgen, lieber Flüchtling? Ich thue es mit Zagen, denn warum wären Sie dort und ich hier, wenn Sie sich des Wiedersehens gefreuet hätten wie ich? Mir schienen drei Jahre ohne den liebsten Freunden die Hand zu drücken eine lange lange Zeit — Ihnen ist das Leben ein glücklicher Tag und Sie zählten seine langsam verrinnenden Minuten niemals nach Stunden der ungewissen Hoffnung, der Trennung oder des Zweifels....“

„Thor, der ich war! Ich kam, um Ihnen von solchen Stunden zu erzählen und hoffte bei Ihnen Verständniß zu finden, bei Ihnen, junger Schmetterling! Sie hätten gelacht, wenn sich die Frage auf meine Lippen gedrängt und nichts verstanden — ich bin dessen gewiß — nicht wahr, Gertrud, Sie hätten gelacht?“

„Nun ist es vorüber und Alles klar. Ich muß ein neues Leben beginnen und die Vergangenheit be-

graben oder eine Erinnerung, die meine Vergangenheit ist.

„Wollen Sie diese Erinnerung kennen, Gertrud? Frauen sind beweglicheren Geistes und sehen oft noch einen Schimmer von Hoffnung, wenn wir sie bereits verloren geben. Vielleicht sollte ich Ihr frisches Gemüth nicht mit der traurigen Geschichte beschweren und andere Frauen fragen, aber ich habe mich nicht um ihre Freundschaft bemüht — ich kannte nur Eine, das war mein Unglück. Diese Eine war ein Kind als ich sie kennen lernte und deshalb verließ ich sie, ohne ein Wort von dem zu sagen, was bereits unauslöschlich in meiner Seele stand. Ich hatte in ihr das Wesen erkannt, das einst dem meinen vollkommen entsprechen würde und mit Entzücken an diesem Bilde gemalt, während ich mir versagte sie zu sehen.

„Wie hoch wollte ich das Kleinod halten, wenn es mir einst ans Herz gelegt würde! Wie sorgsam in ihrer jungen Brust den Funken der Liebe hüten, daß er allmählig zur Flamme würde und sie durchglühte wie mich! „Doch Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade, die wie der Thau vom Himmel fällt.“ Erinnern Sie sich noch der Worte, Gertrud? Ich las sie Ihnen Abends in der kleinen Laube vor und Sie fanden Etwas darin, das Ihnen die lieben Augen von Thränen schimmern machte. Verstanden Sie damals wie wahr sie seien? O dann verstehen Sie auch jetzt was ich litt als ich meine Rose wieder fand aufgeblüht — aber in der Hand eines Andern... Ich hatte nicht das Recht, um ihren Besitz zu kämpfen, ich durfte kaum ein Wort der Klage sagen, denn sie war frei und der Andere — mein Bruder!

„Nun wissen Sie, Gertrud, was mich in die weite Welt treibt, um die Illusion des Glücks vergessen zu lernen.

„Haben Sie ein Wort mich zurückzuhalten?

Titus.“

— „Mir sind alle Gesichtspunkte verrückt, es ist mir nichts mehr klar, ich weiß nicht was ich nützen soll in der Welt.

„Daß ich Ihnen das gestehen kann! Aber mir scheint von Ihnen könnte ich jeden Tadel ertragen und selbst das Lächeln des Mitleids.

„Ein Wort Sie zurückzuhalten, Titus? Ich habe kein Recht es auszusprechen, ich bin dessen auch nicht werth. Aber sagen darf ich Ihnen, wie tief dankbar ich empfinde, daß Sie es in einem Augenblicke von mir fordern, wo Sie mich in einer Verirrung befangen sahen. Sie ist vorüber, Titus, ganz vorüber;

auch wenn Sie nicht gekommen wären, hätte ich Leo nicht wiedergesehen. Meine Seele gehört nicht ihm! Inmitten des Zaubers, der mich gefangen hielt, drückten sich mir die Dornen der Erkenntniß tief ins Herz und das Ideal der Liebe ging vor mir auf. Der ganze Mensch muß sich dem andern zu eigen geben! Steht es auch vor Ihrem Geiste so hoch und herrlich? Ist es erreichbar? Giebt es solche Vereinigung? — Dann habe ich unwissend doppelt an dem Heiligsten gefrevelt und eine lange Buße nur kann mich von der Schuld befreien. Sie muß im Entfagen eines Glücks bestehen, das ich muthwillig von mir stieß ehe ich seinen Werth erkannte.

„Der Weg wird lang und traurig sein, so einsam, so einsam — — Ach, Titus, hätte ich eine Mutter!

Gertrud.“

Einige Tage nachdem Gertrud diesen Brief an Titus, der sich jetzt auf dem Gute seiner Eltern befand, abgeschickt, kam von dort eine Antwort. Doch zeigte die Aufschrift nicht Titus leichte Züge; sie war von einer fremden Frauenhand und auch der Inhalt erwähnte seiner nicht. Er enthielt nur die von Titus' Mutter in herzlicher Weise ausgesprochene Bitte an Gertrud, einige Zeit bei ihnen zuzubringen.

Gertrud las dem Onkel den Brief vor; er hatte einen desselben Inhalts bekommen und redete ihr sehr zu der Einladung zu folgen. Sie zauderte, denn sie fürchtete Titus dort zu finden und das war ihrem Entschlusse zuwider. Doch konnte sie das dem Onkel nicht sagen und da es keine weitere Einwendung gab, reiste sie mit bangem Herzen ab.

Sie hatte umsonst gefürchtet, Titus war abgereist als sie auf der Besichtigung seiner Eltern ankam und hatte nichts für sie zurückgelassen als einen Gruß aus dem Munde seiner Mutter.

Welch ein nie gekanntes Gefühl überkam Gertrud als diese Frau mit den sanften schönen Zügen sie in ihre Arme nahm wie ein längst geliebtes Kind! Sie war eine Frau von hochgebildetem Geiste und tiefem Gemüth und ihr Einfluß von unendlichem Werthe für Gertruds reiches aber unfertiges Naturell.

Die ausgesucht schöne Häuslichkeit, welche sie nun empfing, die würdigen Gestalten der Besitzer des Gutes, die vollkommene Harmonie ihres Zusammenlebens erschien ihrem empfänglichen Sinn wie ein irdisches Paradies. Alle die zarteren lebenswürdigen Eigenschaften, welche in ihrem Gemüth geschlummert, während männliche Erziehung den Verstand voraus bildete, ent-

falteten sich schnell unter der Berührung einer sorgsamten Frauenhand. Die scharfen Kanten ihres Wesens schliffen sich ab, die hochgehenden Wellen ihres Gemüths legten sich vor der festen ernsten Milde einer edlen Frau und der Zauber der Weiblichkeit breitete seine Schleier über sie.

Der Sommer verstrich, der Herbst, der Winter und immer wieder ging eine Bitte an den Dunkel und kam die Erlaubniß noch zu bleiben.

Gertrud verehrte Titus Eltern zärtlich, aber sie wurde auch von ihnen geliebt in ihrer frischen Jugend und sie konnten den hellen Freudenton, den sie in das Haus gebracht, nicht mehr entbehren. Sie war der Liebling des Hofes; alles was zu ihm gehörte kannte sie und Alles gab ihr das Gefühl der Heimath.

Von Leo und Titus kamen Briefe, aber nie einer an sie. Titus hatte ihren Wunsch verstanden und schweigend geehrt. Der Frühling schüttelte wieder seine Blüthenbäume und Gertruds Geburtstag kam. Titus alte Amme brachte ihr einen Kuchen mit achtzehn Lichtern beim Erwachen. Und als sie das runzelige Gesicht gestreichelt hatte und heiter und rosig herunterkam, welche Ueberraschung im Zimmer der Eltern! Welche Blumenpracht, welcher Glanz in den Blicken, welch zärtliches Umsorgen und Lächeln! Gertrud mußte ihr volles dankbares Herz in den Wald hinaustragen zu den Blumen und Vögeln und der ganzen Frühlingspracht. Sollte Titus auch heute nicht schreiben, keinen Gruß schicken? dachte sie — dachte sie bis der Tag sich neigte. Immer stiller wurde ihre Freude und als es zu dämmern begann und noch nicht das kleinste Wörtchen von ihm gekommen war, ging sie in den Park und ohne daß sie es wußte, strömte es heiß über ihre Wangen. Da folgten ihr schnelle Schritte und ein Arm legte sich leise um sie.

„Thränen, Gertrud?“ flüsterte Titus erschrocken.

„Thränen der Dankbarkeit,“ schluchzte sie an seinem Herzen. „O Titus, Du wußtest was mir Noth that, Du hast das Schwere leicht gemacht und eine Thorheit zum Segen gewendet!“

„Und Du willst nun mein eigen sein?“ fragte Titus mit unendlicher Zärtlichkeit in Blick und Stimme.

„Ja Dein eigen, Titus! Jetzt darf ich's sein.“

Wie lange sie gingen auf den mondbeglänzten Wegen — sie wußten es selber kaum. Dann und wann ein leiser Kuß, ein leises Wort, seliges Schweigen und Ruhen ineinander. Und als er sie endlich den geliebten Eltern in die Arme legte, fest ihre Hand in der seinen, da fühlte sie klar ihre Bestimmung und wußte, daß sie nicht unnütz sei in der Welt.

Feuilleton.

(Einige Tage aus der Geschichte Ulms.) In einer Zeit, wo so viele von der Wiedererweckung des deutschen Geistes, von Einigung Deutschlands, von Freiheit u. gesprochen und geschrieben wird, ist es vielleicht erlaubt, Erinnerungen an längst vergangene Jahrhunderte aufzufrischen, in denen gleiche Bestrebungen die Tagesfrage bildeten, um zu sehen, wie unsere Altvordern sich bei ihrer Lösung benahmen. Unsere Darstellung wird sich dabei freilich nur auf das Gebiet einer einzelnen Stadt beschränken; es wird Manchen bedünken, als wäre hier nur von Sonderbestrebungen die Rede, die im Geiste unserer neuen Zeit verdamnungswerth erscheinen. Wenn man aber die Zeit berücksichtigt, in welche wir unsere Leser zurückführen, eine Zeit, in welcher sich erst das freie Bürgerthum zu entwickeln begann, und daher das Städtewesen andere Forderungen an sich zu stellen hatte, als in andern Jahrhunderten, wo diese Aufgaben bereits erfüllt waren: so wird man dem wackern Sinne der deutschen Männer volle Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Georg Heselien giebt uns in seiner historisch-romantischen Skizze „Die Stadtjunker“, die bereits in dritter Auflage erscheint, den gewünschten Anlaß.

Am Schlusse des 13. Jahrhunderts hatte eben Rudolf von Habsburg durch seine energische Haltung der in den stürmischen Zeiten der letzten hohenstauffischen Kaiser und während des langen Interregnums überhand genommenen Auflösung des deutschen Reichs ein Ziel gesetzt. Die alte Herrlichkeit desselben konnte er freilich nicht herstellen, denn schon längst waren die Lehnverhältnisse der Reichsfürsten zum Kaiser erschüttert und die Erblichkeit der großen Reichslehne festgesetzt; aber Gesetz und Ordnung suchte er, wenn auch zuweilen mit tyrannischer Härte, neu zu begründen. Gleichzeitig fast mit der Entwicklung der Landeshoheit der Fürsten, begann aber auch langsam die Umwandlung der Städte zu freien Gemeinwesen. Es war ein uraltes Abkommen, daß jeder Hörige, welcher sich in eine Stadt flüchtete, sobald er sich daselbst ein Jahr und einen Tag halten konnte, ein Bürger wurde. Damit war aber noch nicht jedes Abhängigkeitsverhältniß von seinen Schultern genommen; im Gegentheil übte der päpstliche Adel, die Patricier, Abkömmlinge des auf seinen Gütern lebenden Adels, lange Zeit eine unbedingte Herrschaft über die sich von Handwerken und Gewerben nährenden armen Bürger aus, die zu ihm fast in dem Verhältnisse wie die Klienten zu den Patronen Roms standen. Sie wurden von dem Adel vor Gericht vertreten, weshalb diese Verbindungen der verschiedenen Bürgerclassen mit den Patriciern „Mundschaften“ hießen. Je großartiger der Handel in den deutschen Städten aufblühte, und je mehr Hilfsquellen er allen Gewerben der Städte zuführte, desto mehr Reichthum sammelte sich in den Händen der Gewerbetreibenden, und desto mehr strebten diese — wie denn der deutsche Geist immer einer selbstbegründeten Ordnung sich zuneigte — ihren gemeinsamen Interessen eine geeignete Gestalt zu geben. Wie die Patricier nach Unabhängigkeit von dem Landsherrn, so strebten die Gewerbe nach Unabhängigkeit

von den Stadtkuntern und dieses ist der Charakter der zweiten Hälfte des Mittelalters vom 13. bis zum 16. Jahrhundert.

Ulm war schon seit lange ein wichtiger Mittelpunkt des deutschen Transporthandels. Von Venedig kamen ihm die kostbaren Waaren aus dem Mittelmeere, auf der Donau wurden ihm Producte des östlichen Europas zugeführt und von hier aus wurden die Märkte des nördlichen Deutschlands, Hollands etc. mit Waaren versehen. Ulm war daher schon gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts eine reiche und wichtige Stadt. Sie besaß aber auch für jene Zeit einen sehr einsichtsvollen Stadtrath, der es schnell begriff, daß die wahre Macht und die wahre Freiheit nur auf möglichst gleiche Vertheilung des Interesses am Gemeinwesen begründet werden können. Sobald daher die heranblühenden Gewerbe sich in verschiedene Genossenschaften gesondert hatten, sorgte der einsichtsvollere und dadurch einflussreichere Theil des Stadtraths dafür, daß diese Genossenschaften ihre Vertretung im Stadtrathe durch die ihnen vorsehenden Patriciergeschlechter erhielten. Das war schon ein großer Schritt zu gänzlicher Unabhängigkeit der Genossenschaften. Sie erhielten sie durch folgenden Vorfall, der in den Chroniken Ulms als die „rothe Hochzeit“ verherrlicht wird.

Bekanntlich erhielt nach König Rudolfs von Habsburg Tode sein Sohn Herzog Albrecht von Oesterreich bei der deutschen Königswahl die Mehrzahl der Stimmen nicht, weil die Fürsten seine Macht fürchteten und daher den armen und deshalb desto abhängiger Grafen Adolf von Nassau zum König wählten. Albrecht begnügte sich inzwischen seine Hausmacht zu vergrößern, da er, wie die Mehrzahl der frühern deutschen Kaiser und wie sein Vater, von der Ansicht ausging, daß nur ein Kaiser, dessen eigene Macht ihm reiche Hilfsmittel gewähre, den Glanz des ehemaligen deutschen Reichs wiederherstellen und so vielen mit der Zeit eingerissenen Uebelständen ein Ziel setzen könnte. Mehr vielleicht noch als er selbst, strebten seine Vögte im Reiche ihre Herrschaft auszudehnen, namentlich über die reichen Handelsstädte. So hatte denn auch der Burgvogt von Burgau sein Augenmerk auf Ulm geworfen und zur Eroberung dieser Stadt schien ihm 1292 der Umstand sehr günstig zu sein, daß ein Theil des städtischen Adels mit dem andern zerfallen war und sich sichtbar auf Herzog Albrechts Seite neigte. An der Spitze der städtischen Partei steht der damalige Stadtschreiber aus dem Geschlechte der Rothe von Langenau, ein Mann von tiefem Scharfblick, großer Umsicht und eiserner Energie. Ein Zufall entdeckt ihm das Gewebe der Gegenpartei und sofort entsteht in ihm der Gedanke, durch Uebertragung eines Theils der Regierungsgewalt an die Genossenschaften der Stadt diese für die Erhaltung der städtischen Freiheit zu gewinnen. Seine Gegner, die einen großen Anhang unter den Stadtkuntern wie unter den ärmern Gewerbsgenossen besaßen, suchten zwar Uneinigkeit in dem Lager Rothes zu erwecken, indem sie seinen langjährigen Freund, den Ritter Kraft, und Haupt eines angesehenen und mächtigen Geschlechts, durch läugerische Vorgespiegelungen von ihm abtrünnig machten. Rothe aber, der von Kraft persönlich beleidigt ward, überwindet seinen Stolz und

reicht dem erzürnten Freund selbst die Hand zur Versöhnung. So kommt der Tag der Entscheidung heran, an welchem Rothe vielleicht absichtlich seine Vermählung mit Jakobine Welfer festgesetzt hatte. Noch lansen nur dunkle Gerüchte in der Stadt um, denn der Stadtschreiber hat vorsichtig Niemand über sein Geheimniß unterrichtet als den Stadthauptmann, der als Vorstand der Genossenschaften darum wissen muß, um seine Maßregeln zu treffen und die wichtigsten Genossenschaften zu bewaffnen. Am Abend des Hochzeitstages, nachdem Rothe sein junges Weib in sein Haus eingeführt hat, das er in der Hut seiner treuen Mundschaft läßt, eilt er fort und besetzt vor Allem mit den zuverlässigsten Scharen das Göpplinger Thor, an welchem die Männer des Burgauers und des Grafen von Schelllingen Einlaß begehren werden, andere Scharen sind am Markte aufgestellt, dessen Zugang eine starke eiserne Kette versperrt. Die Feinde der Stadt von außen erscheinen und erhalten Einlaß durch den bestochenen Thorwart. Die vom Schatten der Nacht verhüllten Ulmer lassen sie ruhig und schweigend einziehen und bald durchhallt der Schlachtruf der Burgauer die Stadt, die Sturmglocken ertönen und ein mächtiger Kampf beginnt. Da er voraus berechnet war, kann sein Ausgang nicht zweifelhaft sein, wenn auch mancher tapfere Mann sein Leben dabei verliert. Bald wenden sich die Gegner in wilder Flucht dem Thore wieder zu, das ihnen Einlaß gab, Fackelschein vom Thorthurme, den sie zu besetzen vergessen und die kräftigen Scharen der Männer von Ulm erwarten sie. Den flüchtigen Feinden wird die Flucht nicht geweigert, denn Ulm will keine neue Saat der Zwietracht streuen, wer sich widersetzt wird niedergestochen; nur die Ulmischen Junker, die mit dem Feinde von Außen gemeinsame Sache machten, werden gefangen. In wenigen Minuten ist der Kampf beendet und auf dem Rathhause beginnt der zweite Act des blutigen Dramas, denn hier ist der gesammte Rath der Stadt auf den Antrag des Stadtschreibers versammelt, um Gericht über die heimischen Verräther zu halten. Einundzwanzig Junker sind auf handhafter That ergriffen und empfangen den Spruch des Gerichts, der fast einstimmig auf Hinrichtung lautet. Um allen Reclamationen zu entgehen, bestimmt der Rath, den Spruch sofort zu vollziehen. Zum Lohne der mannhafte Vertheidigung der Stadt werden die Aeltesten der Genossenschaften in den Rath aufgenommen.

(Elise Reimarus über Lessing.) Der Archivrath W. Wattenbach in Breslau hat aus den Briefen von Lessings Freundin Elise Reimarus an den Schwager ihres Bruders, den dänischen Kammerherrn von Hennings alle Lessing betreffende Stellen zusammengestellt und sie im 38. Bande des Neuen Lausitzer Magazins veröffentlicht: „Diese Mittheilungen,“ sagt Ad. Stahr im Feuilleton der Nationalzeitung, „für jeden Freund Lessings vom höchsten Interesse, geben zugleich ein klares Bild von der Geisteshöhe und Tüchtigkeit jener herrlichen Frau, in deren Freundschaft Lessing in der Trübsal seiner letzten Lebensjahre den einzigen Trost gefunden hatte. Die Briefauszüge beginnen erst mit dem Jahre 1776, indem ihr Schwager Hen-

nings aus Dresden, wo er damals dänischer Geschäftsträger war, über ein Gespräch mit Lessing berichtet, der eben von seiner unglücklichen italienischen Reise zurückkehrte. Der junge Diplomat hatte sich über das ceremonielle Wesen Lessings und die Kürze seines Besuchs beklagt. Elise Reimarus antwortet umgehend am 8. Februar: „Und wenn er nur eine halbe Stunde dauerte, so beneide ich Ihnen doch Lessings Besuch, dieses Mannes, der trotz dem Grafen Stolberg „Gottlob!!! ganz Verstand ist“ (Stolberg hatte nämlich im Deutschen Museum von Lavater geschrieben, „er weiß, daß der Mensch Gottlob!!! nicht ganz Verstand ist), dessen Geistestriebwerk mit der mehrsten Menschen ihrem wie sein Pulsschlag in Verhältniß steht. Ich weiß nicht, ob Sie gehört haben, daß er einst hiervon in unserm Hause die Probe machte, wo sich's dann fand, daß sein Puls bei völliger körperlicher Gesundheit die Geschwindigkeit eines Fieberpulses hatte. Möchten Sie doch in diesem seltenen Manne auch einmal, außer dem Philosophen, den angenehmen Gesellschafter kennen lernen, der die Jagd nach allem was Wiß und Schein heißt eben so erbüdenmäßig haßt als seine ungesuchte Laune die geschmackvolle Freude der Geselligkeit unvermerkt zu beleben und zu erhalten weiß.“ Diese persönliche Lebenswürdigkeit und den überwältigenden Eindruck, den Lessing überall hervorbrachte, hebt Elise wiederholt hervor. So schreibt sie am 28. August 1776 aus Hamburg: „Lessing war hier, Lessing war bei uns, und zwar allein, denn sonst kann man dieses überall belagerten Mannes nicht recht froh werden, sich nicht durch und durch an seinem überschwänglichen Geistesfeuer wärmen und muß — um von einem Bilde zum andern überzugehen — hart an der Quelle Durst leiden.“ Und am 25. September 1778, als Lessing nach der Herausgabe seines letzten „Fragments“ zum ersten Male wieder nach Hamburg gekommen war und die Freundin einen schlimmen Empfang für ihn gefürchtet hatte, schreibt sie: „Ueber seine Aufnahme hier bin ich erfreut. Alles was ihn nach der Ausgabe seines letzten Fragments wie die Erbsünde zu hassen schien, empfängt ihn als den alten Freund und nie hätte er Goetzen einen ärgern Streich spielen können, um sein Werk bei seinen neuen Anhängern wieder einzureißen.“ — „Mehr gefunden, gleich dem Blitze gerade durchfahrenden Menschenverstand, glaub' ich, giebt's nicht unter dieser Erde Bewohnern,“ schreibt sie in einem spätern Briefe an Hennings. „Und daher gesteht er auch, daß er Klopstock nicht bloß in seinen Epigrammen, sondern in seinen alltäglichsten Reden, die den Epigrammen gleichen, nicht alle Mal verstehe, — und daher schläft er auch so oft in einem Zirkel von Schöngestirnen, umtönt von Bonmots à la ... ein, und schwatze doch bei uns bis Mitternacht von den trockensten Materien ohne müde zu werden, bloß weil echte Vernunft zum Grunde lag.“ In demselben Briefe theilt Elise R. ein Beispiel des heitern Humors mit, durch welchen er selbst damals noch, in seinem durch den Tod der geliebten Gattin so schwer verdüsterten Zustande, in

Gesellschaften eine Thorheit so zu verspotten verstand, daß selbst der Verspottete ihm nicht böse werden konnte. Lessing hatte damals gerade in Hamburg den später berühmten Jugendschriftsteller Joh. Heinr. Campe kennen gelernt, der sich von der Basedowschen Philanthropie zurückgezogen und in der Nähe von Hamburg eine Pension errichtet hatte. Campes Frau, die, wie Elise Reimarus sich ausdrückt, „ihre kleinen Anfälle von Herrenhüterei“ hatte, konnte es nicht unterlassen, Lessing in Gesellschaft von der Ceremonie des Auferstehungsfestes in der Kirche von Warby weitläufig zu erzählen, wo unter andern Uebungen die Namen der verstorbenen Brüder und Schwestern feierlich aufgerufen wurden. „Und sie antworteten eins nach dem andern: „Hier!“ fiel plötzlich Lessing ein. „Ein lautes Lachen,“ setzt Elise hinzu, „machte der ganzen Feierlichkeit, und ich darf sagen, dem so lange in dem Herzen der Campe davon gebliebenen Eindrucke auf einmal ein Ende. So gewiß ist es, daß wir selten mehr Lust behalten an das zu glauben, worüber wir einmal gelacht haben.“ — r.

(Die Schönheit der Ungarinnen.) Richard Kunisch erzählt in seiner sehr interessanten Schrift „Bukarest und Stambul“ (Berlin, Nicolai, 1861): „Ich hatte in Wien die Bekanntschaft eines vornehmen Serben gemacht, der auf demselben Dampfschiffe mit mir nach Pesth fuhr. Wir sprachen von ungarischen Frauen, und er sagte: „Es ist unmöglich, daß man sich in Eine derselben verliehen könne.“ Diese Aeußerung klang mir räthselhaft, denn auch auf unserm Schiffe befanden sich einige Ungarinnen von unbestreitbarer Schönheit. Einen Tag nach unserer Ankunft in Pesth, als ich von einer Promenade durch die Straßen nach dem Gasthause zurückkehrte und im gemeinschaftlichen Kaffeezimmer den Serben traf, erinnerte ich mich seines Ausspruches. „Sie wollten meine Erwartungen herabstimmen, damit ich desto mehr überrascht sein sollte!“ — Er fuhr fort, seine Cigarrette zu rollen, und fragte, ohne aufzublicken, ganz ernsthaft: „Haben Sie sich verliebt?“ — „Non, mon prince,“ entgegnete ich lachend, „aber ich habe einige hundert ungarische Mädchen und Frauen gesehen, in welche man sich sehr wohl verliehen kann.“ „Einige hundert, das ist es eben!“ sagte er ruhig, indem er die Papiercigarre in Brand setzte. — Drei Tage später sah ich ein, daß er Recht hatte.

Es giebt zwei Arten von Schönheit: diejenige, welche auf der Regelmäßigkeit der Formen, und diejenige, welche auf dem Reiz des Ausdrucks beruht. Die Ungarinnen vereinigen beide Schönheiten. Ihr Bucho ist schlank und voll, grazids und äppig. Reiches schwarzes Haar, große, mandelförmige, tief schwarze Augen, scharf gezeichnete, leicht nach den Schläfen gezogene Brauen, einen bestimmt und ausdrucksvoll geformten Mund trifft man fast bei allen. Der Styl ihres Gesichts ist rein und edel; ich möchte ihn als romantisch bezeichnen, um damit einen Gegensatz zu der langweiligen Schönheit der Antike auszudrücken. Frei, heiter und schwungvoll ist jede Linie; auf jedem Zuge leuchtet der göttliche Stempel der Fähigkeit, Glück zu empfangen und Glück zu gewähren; das Bewußtsein dieser Eigenschaft flammt wie ein prächtiges Gewitter in ihren tiefdunkeln Augen, leuchtet wie Sonnenschein um ihre verführerischen Lippen. — Und doch hatte der Serbe Recht. — In andern Ländern hatte ich die Gewohnheit, jedem schönen Weibe noch einmal nachzusehen; ich that es unwillkürlich, so wie ich unwillkürlich lausche, wenn ich Nachtigallen und Lerchen singen höre. In Pesth wandte ich nie mehr den Kopf nach einer Vorübergegangenen zurück; ich wußte, daß ich im nächsten Augenblicke eine eben so schöne Ungarin sehen würde. Und sie gleichen sich alle ein wenig; die Schönheit der ungarischen Frauen hat einen bestimmt ausgeprägten, nationalen Charakter. Ich würde jede Magyarin sofort herauserkennen, selbst unter Kuffstinnen und Spanierinnen, mit denen sie noch die meiste Aehnlichkeit haben. Es ist vielleicht nicht schwer, eine Ungarin zu lieben, aber gewiß sehr schwer, ihr treu zu bleiben.

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 24.

1861.

Preis für 104 hohe Quartbogen mit 88 illuminierten Stahlstichen gegen 300 Abbildungen der neuesten Moden für Damen, Herren und Kinder nach Originalzeichnungen, und 12 großen Blättern mit Mustern für allerlei weibliche Arbeiten enthaltend: 6 Thlr.

Mit 58 illum. Modenbildern, 12 Musterblättern u. 52 schwarzen Stahlstichen: Portraitⁿ interessanter u. berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen), Ansichten von Städten u. Bergen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbild. von neuen Bauwerken u. Monumenten zc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Der hohe Schild.

Novelle

von

Bernd von Guisek.

1.

„Dort hinauf, Leupold! Das Wahrzeichen droben hat etwas zu bedeuten, auch muß die Aussicht wunderschön sein, es ist der höchste Punkt. Gewiß kann man von dort in das jenseitige Thal schauen.“

„Du wirst noch Deinen schönen Hals brechen, Ida. Tausendfach bereue ich es, Deinem Uebermuth nachgegeben zu haben zu dieser Bergpartie ins Blaue. Im Gebirge darf man nicht, wie die Laminge, gradaus rücksichtslos gehen, sondern man muß auf gebahnten Wegen bleiben.“

„Wer sind diese Laminge?“ fragte das junge Mädchen, schon im vollen Klettern begriffen, während ihr Begleiter noch bedenklich am Fuße des Felsenhanges stand.

„Wandermäuse, mein Kind, die immer schnurgradaus ziehen, weder Abgründen, noch selbst Häusern aus dem Wege gehen, sondern über Alles unaufhaltsam hinwegklettern. Ida, ich bitte Dich!“

„Bortreffliche Thierchen! Ganz nach meinem Sinne!“

„Komm herab, Ida! Ich nehme die Verantwort-

tung nicht auf mich, ich bin der Ältere, der Mann, ich muß der Klügere sein!“

„Das Alter gebe ich Dir zu, die Mannhaftigkeit weniger, die Klugheit nur im Gewande äußerster Vorsicht. Willst Du mir nicht folgen, Leupold, so kehre heim und klage mich der Rebellion an. Ich komme nach, sobald es dunkelt.“

Sie stand schon hoch über ihm auf dem ersten Vorsprunge des Felsens, der zwar zerklüftet, aber doch nicht so unersteiglich war, als er von unten schien. Ihre schlanke zierliche Gestalt im leichten Sommerkleide mit dem weißen Jäckchen zeichnete sich gegen das graue, verwitterte Gestein leicht und scharf ab, ihr liebliches Gesicht war von fröhlichem Ausdruck belebt, sie legte die Hand militairisch grüßend an den runden Strohhut, der ihr eigenwilliges Köpfchen bedeckte und lehnte sich dann ab, um weiter zu steigen.

„Ida, warte auf mich!“ rief der junge Mann, jetzt von wahrer Besorgniß ergriffen. „Ich kann Dich in Gefahren, welche Du weder kennst, noch achtest, nicht verlassen. Die Folgen auf Dein Haupt!“

Sie blieb lachend stehen. „Ich nehme sie auf mich, mein tapferer Bruder, selbst den Tanten gegenüber, vor welchen Du Dich, gesteh' es nur, mehr als vor diesen Klippen fürchtest. — Sieh Dich vor, dort setze den Fuß hin — gieb mir die Hand, ich will Dir helfen.“

Sich niederbeugend, daß ihm schwindlig wurde, reichte sie ihm die kleine Hand und half ihm mit einem so festen Drucke, daß es ihn fast schmerzte. Doch ge-

wann er dadurch leicht den Vorsprung, der breit und ganz sicher war. Ida machte ihn auf die weitem ziemlich bequem von der Natur gebildeten Stufen aufmerksam, welche das Aufsteigen zu der Kuppe begünstigten. Er überzeugte sich davon, äußerte aber seine Bedenken, sie von Oben zur Rückkehr benutzen zu können, da ihm ein Herabsteigen auf dieser Seite unmöglich schien. — „Das wollen wir auch nicht!“ erwiderte sie. „Denselben Weg zu nehmen wäre langweilig. Auf der andern Seite ist es gewiß viel bequemer. Jedenfalls bezeugt das Wahrzeichen, das Menschenhände droben errichtet haben, daß ein Weg hinaufführen muß, wenn wir ihn auch von hier nicht sehen.“

„Das ist noch gar nicht die Folge,“ erwiderte er seufzend, indem er der kühn voranstiegenden Schwester folgte. „Du hast von der Waghalsigkeit dieser Gebirgsmenschen gar keinen Begriff.“

Sie hatten die Kuppe bald erreicht. Oben stand, in den Felsgrund tief eingeseilt, von mächtigen eisernen Klammern gehalten und mehrfach mit Balken verschränkt, ein Mastbaum von mäßiger Höhe, an welchem, wie sie jetzt erst bemerkten, ein Schild von weißem Eisenblech aufgehängt war. Die Wölbung sah nach der andern Seite, darum hatten sie ihn im Aufsteigen nicht gesehen. „Sind wir hier in der Ritterszeit?“ rief Ida. „Das ist ein Wappen!“

Achselzuckend, aber doch selbst neugierig, folgte ihr Leupold auf der weithin abgeplatteten, durchaus gefahrlosen Kuppe, um das seltsame Wahrzeichen zu betrachten. Es war in der That ein Wappen auf dem Schilde zu sehen, drei stark vergoldete Schrägbalken auf leuchtendem Silbergrunde: die ganze Wölbung des Schildes war versilbert, wie sie jetzt bemerkten. Vom jenseitigen Thale und den gegenüberliegenden Bergen mußte es im Sonnenlicht ein wunderbarer Anblick sein.

„Hättest Du nun Heraldik studirt, statt der langweiligen Gesetzbücher, so würdest Du dies Wappen deuten können, würdest wissen, welcher Familie es gehört!“ sagte Ida.

„Das wäre ein äußerst unfruchtbares Studium gewesen,“ erwiderte Leupold ziemlich zerstreut, denn sein Auge, nachdem es flüchtig den Schild, den nur ein Phantast und Antediluvianer hier aufgehängt haben konnte, flüchtig betrachtet, suchte schon nach dem verhofften, bequemem Wege thalwärts, der sich noch nicht zeigen wollte. Er überließ Ida ihren Vermuthungen über den Sinn, welchen dies Zeichen auf dem

Berge haben konnte und schritt über die Hochfläche nach der entgegengesetzten Senkung, wo er den Pfad zu entdecken glaubte. Aber plötzlich bebte er zurück und sein Fuß wurzelte wie gebannt an der Stelle. Ein jäher Absturz öffnete sich wenige Schritte vor ihm seinen Blicken, grauenhafte Felsenzacken starrten zu ihm herauf — unten lag freilich in einem lieblich grünem Thale ein Bergdorf mit einem stattlichen Herrensitze, aber von hier hinabzukommen war ganz unmöglich.

„Sieh, das ist ja wunderschön!“ rief Ida, welche ihm nachgegangen war und nun mit ihrer gewohnten Furchtlosigkeit bis an den Rand trat, so daß der Bruder sie heftig am Arme zurückzog.

„Glaubst Du, daß ich mich hinabstürzen werde?“ rief sie heiter. „Erlaube doch, daß ich mich der herrlichen Aussicht freue. Welch' ein entzückendes Thal zu unsern Füßen! So freundlich und lachend, dies frische Grün, der kleine Fluß mit seinen hundert Krümmen! Und drüben die malerischen Berggruppen, wenn sie sich aufstürmen allmählig zu einem mächtigen Amphitheater! Vereuest Du noch, daß ich Dich hierher verlockt habe?“

„Es ist in der That eine schöne Landschaft, reich an wirksamen Contrasten,“ erwiderte er, „doch gestehe ich, daß unsere Situation mich zu dem Wunsche veranlaßt, sie lieber vom Grafen Kalkreuth oder Pape gemalt auf der Kunstausstellung zu betrachten. Laß uns einen Weg suchen, um noch vor Sonnenuntergang nach Hause zu kommen.“

Sie warf einen Blick nach der Sonne, welche noch ziemlich hoch stand. „Zwei Stunden Zeit!“ warf sie hin.

„Aber die Wege im Gebirge sind nicht grade gelegt und können es nicht sein,“ entgegnete er. „Wollten wir auch auf dieselbe Weise schnurstracks gehen, wie wir hergekommen sind, wir vermöchten es nicht, denn herwärts hatten wir diesen Berg wie einen Leuchtturm im Auge, wo aber liegt Steinthal? Wir müssen also —.“

„Du bist ein Pedant, Leupold!“ unterbrach sie ihn. „Folge mir nur — wie ich Dich hergeführt habe ohne zerbrochene Gliedmaßen, werde ich Dich auch wieder sicher in den Schoß der Tanten zurückgeleiten.“

Sie trat von dem Rande zurück, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß hier kein Pfad in die starre Klippenwelt hinabführen könne; ihr Auge überflog die ganze Kuppe, deren obere Platte wohl einige hundert Schritte

im Umkreise maß. Am westlichen Vorsprunge grünte niederes Gesträuch, das eine Senkung zu verhüllen schien.

„Dort!“ rief sie mit Entschiedenheit und eilte dem Bruder voraus. Aber die Senkung ergab sich als Moorgrund, — mitten im Gestein, höchst wunderbar! Leupolds geologische Kenntnisse empörten sich gegen diese Anomalie, welche ganz expreß für ihn sich heimtückisch in seinen Weg stellte. Entschlossen setzte Ida jedoch ihre Forschungen fort — an mancher Stelle noch wurde sie getäuscht, bis sie wieder an dem Absturze standen, welcher Leupold zuerst erschreckt hatte.

„Siehst Du!“ sagte er vorwurfsvoll. „Wir haben uns verstriegen!“

„Wie Kaiser Max auf der Martinswand!“ erwiderte sie, noch immer in fröhlicher Laune. „So müssen wir auf den Engel hoffen, der uns, wie weiland den letzten Ritter, sanft hinableitet. — Aber Leupold, verläßt Dich denn aller Muth?“

Er sah die Schwester mit einem Blicke des tiefsten Mitleids an, die steigende Besorgniß malte sich in seinen Zügen, die er vergebens zu beherrschen suchte. Wenn es nicht gelang, von dieser Kuppe einen sichern Pfad, der abwärts führt, zu finden, wenn sie hier oben, von wo sie keinem Menschen sich bemerkbar machen konnten, verlassen blieben, die Nacht sie befiel — oder, da sich Ida auf keinen Fall von einem tollkühnen Versuche werde abhalten lassen, wenn das Kind, das leichtsinnig mit Gefahren spielte, auf schwindliger Bahn verunglückte? Was sollte er thun, wie für sie sorgen?

Sie war nun auch ernsthaft geworden. — „Wir wollen auf unserm Wege zurückkehren, Leupold,“ sagte sie mit einem liebevollen Blicke. „Ich will ganz vorsichtig sein.“

„Getraust Du Dir, wo kein Weg uns hinaufgeführt, unsere Stufen wieder zu finden?“ fragte er, von ihrem sanften Tone noch tiefer bewegt. „Laß uns noch einmal recht genau um den ganzen Berg- rand forschen — sie haben doch, wie Du mit Recht sagst, den Mast hier aufgerichtet und das Spielzeug hier angehängt — das sind doch Menschen, nicht Berg- geister gewesen und Menschen können nicht heraufge- flogen sein —.“

Als er diese Worte sprach, wurde er durch einen scharfen, kreischenden Laut erschreckt — aus den Klip- pen ganz nah bei ihnen schwang sich plötzlich ein mächtiger Raubvogel auf, sie glaubten den tausenden Schlag seiner weitgespannten Flügel zu hören, die Luftwellen

an ihren Wangen zu fühlen, er stieg pfeilschnell und hoch empor, zog ein Paar Kreise über ihren Häuptern und schien dann still schwebend auf seinen Schwingen zu ruhen, bereit auf sie mordlustig herabzustößen.

„Das ist ein Adler!“ rief Ida, welche seinen Flug mit höchstem Interesse verfolgt hatte. „Wir haben ihn von seinem Neste verschreckt.“

„Von seinem Horste, sagt man,“ berichtete der Bruder, selbst in dieser bedrohten Lage correct. „Er hat vielleicht gar ein Junges, dann sind diese Thiere sehr böse. Wenn sie uns angreifen, wie sollen wir uns vor ihren Schnäbeln und Fängen wehren! Reize den Vogel nicht, Ida, sieh nicht so unverwandt nach ihm hinauf, das Auge hat magnetische Kraft, wie Du gewiß schon gehört hast.“

„Gehört und gelesen! Mein armes Auge besitzt aber leider diese Kraft nicht, da es noch kein sterbliches Wesen angezogen hat. Wollten uns die Adler angreifen, so wären wir allerdings in einer schrecklichen Lage, denn ich habe nicht einmal meinen En tout cas bei mir und auch Du bist völlig wehrlos.“

In diesem Augenblicke fiel unter ihnen ein Schuß, welcher auch das junge Mädchen so erschreckte, daß es einen lauten Schrei hören ließ. Der Raubvogel überschlug sich und stürzte taumelnden Falles grade zu den Beiden hernieder, daß sie ihm ausweichend hart an den Rand jenes Gebüsches kamen, das die moor- ige Senkung verdeckte. Auf den Grund gefallen, schlug der sterbende Vogel noch mit seinen mächtigen Schwingen den Felsen, hakte mit dem Schnabel und schien die glühenden Lichter starr auf das Paar zu richten, in welchem er seine Mörder sehen mochte; mit letzter Kraft aufzuckend, hob er sich noch einmal empor, aber nur wenige Fuß über den Boden und flatterte hin bis an den Absturz, wo er verschwand. Er war in die Klippen zurückgefallen, aus denen er sich vor wenigen Minuten aufgeschwungen hatte.

„Das war gräßlich!“ sagte Ida, welche von weiblicher Furcht übermannt den Bruder fest umschlungen gehalten. Aber sie faßte sich schnell entschlossen. — „Der Jäger muß in unserer Nähe sein!“ rief sie. „Mache Dich ihm bemerkbar, Leupold! Er wird ge- wiß heraufsteigen, seine Beute zu suchen.“

Leupold, welcher den Schreck noch nicht verwun- den hatte, suchte sich mit einem Rufe vernehmlich zu machen, aber der Ton klang zu schwach, als daß er weit getragen werden konnte. — „Dort ist er!“ rief Ida plötzlich voll Freude. Unter ihnen, wo der Fels ziemlich glatt, aber schroff neben dem Gebüsch abfiel,

war in einer ansehnlichen Tiefe eine grüne Matte am Bergeshange zu sehen, auf derselben stand jetzt ein Mann, welcher unverwandten Blickes zur Höhe empor sah. Ida schwenkte ihr weißes Taschentuch und versuchte ebenfalls ihre Stimme, welche zwar wohlklingender als die ihres Bruders war, aber gewiß nicht weiter drang.

„Ein Mensch ist es wohl, aber der Jäger, der den Adler geschossen hat, kann es nicht sein,“ versetzte Leupold kleinlaut. „So weit tragen selbst die fabelhaften neuen Kriegswaffen nicht, geschweige ein Jagdgewehr.“

„Unmensch!“ rief Ida entrüstet. Es galt aber nicht dem Bruder, sondern dem Manne unten auf der Bergwiese, der zur Antwort auf ihr hilfesuchendes Wehen mit dem Tuche, das er endlich bemerkt hatte, seinen Hut ein wenig lüftete und statt dem Aufrufe zu folgen, phlegmatisch von dannen schritt. „Aber Du sagst, das kann der Jäger nicht sein — der Jäger ist näher! Rufen wir vereint noch einmal, er muß uns ja hören.“

Da wurden sie aber schon aus der peinlichen Spannung erlöst. Durch die von feuchtem Moorgrund gefüllte Senkung, welche Ida nicht hatte betreten können, kam stöbernd ein Hund herauf, der ein lautes Gebell anschlug und durch einen gleich darauf ertönenden lauten Pfiff wie gebannt im Gebüsch stehen blieb. Ida wollte dem Herrn des Hundes, der ihm offenbar folgte, freudig entgegenzueilen, der Bruder hielt sie aber mit Gewalt zurück.

„Willst Du Dich beißen lassen?“ rief er, nun von aller Sorge befreit, im vollen Tone überlegener Autorität. „Du hörst ja, es kommt ein Mann durch den Sumpf gepatscht. Wir können ihn abwarten.“

„Zurück!“ hörte sie eine dumpfe Stimme rufen. Der Hund gehorchte. Einen Moment später trat der Jäger aus dem Gebüsch; er war nicht darauf gefaßt, hier oben Menschen zu finden und stutzte daher sichtlich, als er das Paar erblickte. Sein Auge überflog suchend den ganzen Raum der Kuppe und richtete sich dann wieder fest auf Leupold, das junge Mädchen hatte es nur eines flüchtigen Blickes gewürdigt.

„Sie kommen uns sehr erwünscht,“ redete ihn Leupold an, indem er ihm rasch und sicher entgegen ging. „Wir haben uns auf einer Bergwanderung hierher verirrt und sind nun in einiger Verlegenheit wieder einen gangbaren Weg zu finden. Wollen Sie so gefällig sein, uns zurecht zu weisen?“

Der Jäger zog leicht seinen grauen, mit frischem

Tannenbruch geschmückten Hut. Er sah den Fremden, den er hier oben zu seiner maßlosen Verwunderung getroffen hatte, noch immer staunend an. „Wie in aller Möglichkeit sind Sie hier herauf gelangt?“ fragte er. „Von wo kommen Sie?“

„Von Steinthal, Vester,“ antwortete Leupold. „Hinauf gelangt sind wir auf Gamsenmanier. Vergab scheint diese aber nicht empfehlenswerth. Zeigen Sie uns daher einen Pfad für Menschen — das heißt, einen solchen, den auch eine Dame gehen kann, welche nicht wie Sie mit Zuavengamaschen ausgerüstet ist.“

Wiederum warf der Jäger einen flüchtigen Blick auf das junge Mädchen, das sich ihm nun ebenfalls genähert hatte und ihn freundlich grüßte. Er erwiderte zwar den Gruß, indem er seinen Hut etwas weiter von seinem dunklen Haar zog als er es vor Leupold gethan hatte, aber sein Auge blieb finster, wie es war. Ida fühlte eine Regung wie Furcht vor diesem großen Manne mit den strengen Zügen.

„Wenn Sie einen Parkweg suchen,“ erwiderte er auf Leupolds Anliegen, „so finden Sie hier keinen. Diese Bergspitze ist bis jetzt für unzugänglich gehalten worden —“ er heftete sein schwarzes Auge einen Moment auf den Silberschild an dem Mastbaume und seine starken Brauen zogen sich zusammen, wodurch der Ausdruck seiner Züge noch finsterner wurde. „Sie haben indessen einen Zugang gefunden, unbegreiflich genug — aber man ist zuweilen wie mit Blindheit geschlagen; wenn Sie sich nicht getrauen, auf demselben Wege wieder hinabzusteigen, welcher Sie herauf geführt hat —“

„Finden, guter Freund, erst finden!“ unterbrach ihn Leupold, ungeduldig über den Zeitverlust, den dies unnütze Parlamentiren verursachte. „Wir haben nicht, wie die Kinder im Märchen, unsere Spur mit Brosamen bezeichnet.“

„Nun, dann kann ich Ihnen keinen andern Pfad zeigen, als ich selbst gegangen bin —“ erwiderte der Jäger, offenbar mit einer Unlust. „Sie werden aber die Dame tragen müssen, wenigstens eine Strecke.“

„Ich will meine Fußbekleidung daran wagen,“ sagte Ida mit frischem Muth.

„Ganz unmöglich!“ versetzte der Jäger, indem er auf seine Gamaschen zeigte, welche allerdings seine Worte, in Bezug auf eine Dame, bestätigten. „Wollen Sie sich von dem Herrn tragen lassen, so hoffe ich Sie auf dieser Seite des Berges glücklich hinab zu bringen —“

„Ich bin der Bruder der Dame,“ warf Leupold

hin, um der Sitte und dem Anstande ihr Recht zu geben. Es machte aber keinen Eindruck auf den Jäger, der davon keine Begriffe haben mochte.

„Lassen Sie mich vorangehen und folgen Sie genau meinen Fußtapfen,“ sagte er. „Der Weg ist eben nur einem Kundigen möglich.“ Er winkte den Beiden und schritt schon dem Gebüsch zu, aber er wandte sich nochmals um und fragte: ob sie vielleicht bemerkt, wo der Adler, der über der Höhe geschossen worden, niedergesunken sei? Ida gab ihm die Stelle an; er nickte bloß mit dem Kopfe, als habe er sich das gedacht und rief den Hund ab, der sich dem Absturze genähert hatte und dort mit gehobenem Fuße waidgerecht stand.

„Nun, mein Herr, wollen Sie die Dame nehmen.“

Leupold warf einen verdrißlichen Blick auf seine Unterpartie, deren tadellos modische Bekleidung dem Verderben gewidmet werden sollte. „Aber, liebster Freund, wandte er ein, „Sie wollen sich wahrscheinlich mit uns Großstädtern einen Jägerscherz machen, den Sie nachher guten Kameraden zum Besten geben können. Wenn ich Ihnen eine anständige Belohnung verspreche —“

„Nicht doch!“ fiel Ida erröthend ein. „Wenn Sie sagen, daß es keinen andern Pfad giebt?“

„Aber soviel sagt uns doch unser eigener Verstand,“ rief Leupold gereizt, daß man diesen Mastbaum mit all' seinen Balken und Krammen und dem bunten Blech da nicht durch einen grundlosen Sumpf geschleppt haben kann?“

„Wollen Sie wissen, wo dies bunte Blech und der Baum heraufgebracht worden sind?“ entgegnete der Jäger. „Ich will es Ihnen zeigen und wenn Sie den Weg vorziehen, so sei es!“

Er führte sie, stark ausschreitend, nach einer andern Stelle und wiederum standen sie zu Leupolds Entsetzen vor dem gähnenden Abgrunde, den hier die senkrecht abfallende, von zackigen Klippen umstarrte Felswand bildete.

„Von hier, mein Herr, ist man hinauf gelangt!“ sagte der Jäger mit rauhem Tone. „Beliebt's?“

„Aber Sie halten mich wohl für ein leichtgläubiges Kind?“ versetzte Leupold beleidigt durch die Art und Weise des Menschen, der doch immer nur ein herrschaftlicher, höchstens ein herzoglicher Diener war. „Nur der Adler, den Sie geschossen haben, könnte sich hier hinauf oder hinabschwingen — ich weiß aber, die Herren Jäger lieben absonderliche Geschichten.“

Der Jäger blickte starr in den Abgrund.

„Wir haben diese schauerlich schöne Stelle vorhin schon gesehen,“ nahm Ida freundlich das Wort. „Sie wollten uns dieselbe nur zeigen, nicht wahr? Ihr Ernst war es nicht —“

„Doch, doch!“ erwiderte der Jäger. „Von der Platte dort — mit Sturmleitern. Wäre noch eine hier, so könnten Sie hinuntersteigen, aber sie sind zer-schmettert — alle!“

„Dort liegt der Adler!“ rief Ida, welche mit ihrem hellen Auge ohne Schwindel zu fühlen, in die Klippe hinabgeschaut hatte, um die Platte, auf die sie aufmerksam gemacht wurde, zu betrachten. Die Platte lag allerdings nicht so tief, daß von dort eine Leiterersteigung nicht unmöglich gewesen wäre, und nach der Andeutung des Jägers mußte sie doch vom Thale aus nicht schwierig zu erklimmen sein. Indem sie danach spähte, war ihr im Gestein das braune Gefieder des Adlers aufgefallen, der sich dort kraftlos verblutet hatte.

Den Jäger durchschauerte es bei ihrem Rufe mit solcher Gewalt, daß selbst das unbefangene auf ihn gerichtete Auge des jungen Mädchens bemerken mußte, wie er zusammenzuckte. Er hob die Hand gegen die Tiefe und wandte sich dann rasch ab. „Kommen Sie!“ sagte er gebieterisch.

Es war unerträglich, dies Benehmen, aber was blieb weiter übrig, als ihm zu folgen — sie waren ja in seiner Gewalt. „Nehmen Sie Ihre Schwester auf den Arm und treten Sie genau in meine Fußtapfen, wie ich Ihnen gesagt habe. Schauen Sie weder rechts noch links — die schlimmste Stelle wird bald überwunden sein.“

„Könntest Du Dich entschließen, Schwester,“ fragte Leupold in englischer Sprache, „Dich den starken Schultern dieses Menschen anzuvertrauen? Du wärst jedenfalls sicherer, als bei mir und am Ende ist es doch nur ein lebendiges Transportmittel, wie ein anderes —“

„Schäme Dich!“ sagte Ida. Der Jäger, als habe er das Gespräch verstanden, sah dem jungen Manne, welcher nun die schlanke Gestalt seiner Schwester auf den Arm nahm, mit einem Blicke voll Hohn zu. Dann schritt er langsam durch das Gebüsch, dessen Zweige er vorsichtig zur Seite bog, der moorigen Senkung zu und Leupold seufzte vernehmlich, als er beim ersten Schritte bis an die Knöchel ein-sank.

2.

Warten ist immer verdrießlich, wenn es aber mit liebender Besorgniß um Ausbleibende gemischt ist, kann es zur Todesqual werden. Auf Sonnenuntergang hatte das Geschwisterpaar seine Heimkehr spätestens angefaßt, die Sonne war hinter den Bergen verschwunden, ihr letzter Strahl auf der Kapelle droben erloschen, das Abendgeläut hallte klar und friedlich durch das Thal und immer ließen sich die Worthruchigen nicht blicken.

Die beiden Tanten, von denen sie auf ihrer gefährlichen Kuppe mehrfach gesprochen hatten, saßen auf der Freitreppe vor dem Hause, die eine auf der obersten Stufe, die andere auf dem Treppenseiler neben ihr etwas erhöht. Sie waren verstimmt und sahen nur von Zeit zu Zeit ihrem Unwillen Worte.

„Du bist Schuld, Lottchen,“ sagte endlich die Größere von Beiden, welche auf der Treppenvange saß.

„Erlaube doch, Zettchen!“ versetzte die Kleinere auf der Treppenstufe empfindlich. „Bin ich es vielleicht gewesen, die ihnen diesen unbestimmten Urlaub gegeben hat?“

„Du verziehst sie überhaupt, namentlich das Mädchen, das gar keine Subordination kennt!“ entgegnete die Erstere.

„Dafür sorgst Du schon, ihnen Deine Autorität fühlbar zu machen, das heißt, der armen Ida!“ sagte die Andere. „Dem klugen Herrn Referendar siehst Du Alles nach! Ich wette, er bekommt heute von Dir kein böses Wort zu hören, und der ganze Strom Deines Aergers wird sich auf das arme Kind ergießen.“

„Du hältst mich für sehr ungerecht, Charlotte!“

„Nur für parteiisch, Henriette!“

Charlotte stand von ihrer Treppenstufe auf und hüllte sich dichter in das große Tuch, das sie um ihre etwas füllreiche kleine Gestalt geschlungen hatte.

(Fortsetzung folgt)

Feuilleton.

(Franz von der Trent.) Die seltsamen und von ungewöhnlicher Charakter- und Körperstärke zeugenden Schicksale und Thaten der beiden Bettern von der Trent scheinen eine außerordentliche Anziehungskraft für die producirende Liteta-

tur so wie für das lesende Publikum zu besitzen. Ohne die Vorliebe des Lesers für derartige Schilderungen würde namentlich die erstere kein Mittel finden denselben Gegenstand immer wieder unter den verschiedenartigsten Formen zu behandeln. Und daß dies geschieht, davon geben uns die neuesten Bücher-Anzeigen die sprechendsten Beweise. Wir könnten fünf bis sechs Schriftsteller nennen, welche innerhalb der letzten Monate dem lesenden Publikum die beiden Trents theils einzeln, theils in ihrer Verbindung mit einander, entweder in kürzeren Erzählungen oder in bündereichen Romanen vorgeführt haben. Die jüngste dieser Productionen ist wohl die, welche die bekannte Schriftstellerin Luise Mühlbach herauszugeben angefangen hat unter dem Titel „Marie Theresie und Franz Freiherr von der Trent.“ Wir erlauben uns dieser ersten Abtheilung eine Episode aus dem Leben des verlichtigten Pandurenobersten zu entlehnen, die die Verfasserin in ihrer bekannten drastischen Weise in verschiedenen Abschnitten erzählt. Wir müssen es der fleißigen Schriftstellerin nachrühmen, daß sie es verstanden hat, den leidenschaftlichen Charakter ihres Helden in aller seiner Wildheit und Schroffheit zur Anschauung zu bringen, ohne doch die jeweilige Weichheit und Gefühlsmanier jenes eigenthümlichen Mannes darüber zu vernachlässigen oder ganz zu vergessen.

Noch in den ersten Jünglingsjahren lernte Trent eine junge Dame von hohem Range kennen, deren körperliche Reize ihn dermaßen fesselten, daß eine heiße Liebe zu ihr sich seiner bemächtigte. Er suchte sich ihr zu nähern und glaubte bald zu sehen, daß auch sie nicht gleichgiltig gegen ihn sei. Man weiß, daß Trent in seiner Jugend einer der schönsten Männer seiner Zeit war und bei den Damen viel Glück machte. Beide Theile wurden allmählig vertrauter, Trent erhielt die Erlaubniß, die junge Dame auch allein zu sehen und die heftigste Leidenschaft gewann in seinem Herzen immer mehr Raum. Seine Bemühungen um die Gunst des schönen Mädchens konnten natürlich nicht ganz verborgen bleiben und einige seiner Bekannten hielten es für ihre Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Gegenstand seiner Liebe bereits über ihre Hand verfügt haben sollte und zwar zu Gunsten eines schon bejahrten aber sehr reichen Mannes. Trent verschmähte es, diesem Gerüchte Glauben beizumessen und wurde noch mehr in dieser Ansicht bestärkt, da seine Geliebte ihm hoch und theuer schwur, ihre Hand sei noch frei und werde Niemandem als ihm zu Theil, ja selbst über die Kokerterie, die sie gegen ihren angeblichen Verlobten übte und die er bei mehreren Gelegenheiten beobachtet hatte, wußte sie ihn zu beruhigen. Demungeachtet wurde die Versicherung von der anderweitigen Verlobung seiner Geliebten Trent von mehreren Seiten wiederholt und man behauptete sogar, das Mädchen habe seine Mutter dringend gebeten, seine Verlobung zu verheimlichen, damit es noch einige Zeit das süße Spiel seiner Kokerterie mit dem leidenschaftlichen Slavonier fortführen könne. Trent mußte sich Gewißheit verschaffen und ein Maskenball sollte ihm dieselbe gewähren. Der jungen Dame erklärte er, er werde auf dem Ball nicht er-

scheinen, da er unwohl sei. Sie lud ihn daher schriftlich zu einem Rendezvous auf den folgenden Tag, wo sie ihm die Erfüllung aller Wünsche in Aussicht stellte. Gleichzeitig erfuhr er aber, daß sie dem Valle nicht fern bleiben werde, obgleich er erwarten durfte, sie werde ihn aus Rücksicht auf ihn meiden. Schon das verstimmt ihn. In einer unkenntlichen Maske begab er sich ebenfalls auf den Ball und fand bald das Mädchen seiner Liebe, sah sie mit steigender Eifersucht mit dem alten Manne, den man als ihren Verlobten bezeichnet hatte, kokettiren, und folgte ihr endlich in den Garten, wo sie mit dem alten Manne ein einsames Bosket aufsuchte. Mit unhörbarem Schritte näherte er sich ihrem Sitze, hörte sie die zärtlichsten Liebesversicherungen mit ihrem Begleiter austauschen und vernahm auch, daß sie über ihre angebliche Verbindung mit Trent spottete und lachte. Ein furchtbarer Grimm erfaßte den Letztern. Keines Wortes mächtig stand er einer Bildsäule gleich hinter den Rasenden, bis sie sich wieder in den Tanzsaal zurückbegaben. Erst jetzt kam wieder Leben und Bewegung in ihn; er stürzte ihnen nach, trat mitten im Saale der jungen Dame entgegen, riß ihr die Maske vom Gesicht, schleuderte die seinige zu Boden und als sie erblickend ihn anstarrte, schrie er außer sich, indem er dem zitternd neben dem Mädchen stehenden Verlobten deren Billet zuwarf: „Lernen Sie die Berrätherei kennen!“ Ein heftiger Schlag brannte auf der Wange des Mädchens und Trent stürzte wie ein Rasender davon.

Zehn Jahre waren seit jener That eines Wahnsinnigen vergangen, als Trent wieder in Wien erschien. Er hatte inzwischen in russischen Kriegsdiensten gestanden, dort glänzende Beweise seiner heldenmüthigen Tapferkeit abgelegt, war aber wegen der maßlosen Festigkeit seines Temperaments gezwungen worden, aus der russischen Armee zu scheiden. Er kam jetzt nach Wien, um sich ein Generalpatent bei der Kaiserin Marie Theresie auszuwirken, weil ihm in Esseg wegen der eigenmächtigen Vertilgung der Räuber an der türkischen Grenze der Prozeß als Mörder und Hochverräter gemacht worden war. Bei der Audienz sah er in den kaiserlichen Gemächern seine ehemalige Geliebte, die jetzt in zweiter Ehe lebte und Ehrendame der Kaiserin war. Ein Zufall brachte ihn in ihre Nähe. Sie schien die frühere Beleidigung, die sie von ihm empfangen hatte, ganz vergessen zu haben und nur den Wunsch zu hegen, das von ihr begangene Vergehen in seinen Augen milder erscheinen zu lassen; deshalb lud sie ihn zu einem nächtlichen Rendezvous für denselben Abend ein. Trent sagte zu, doch vorsichtig und klug, wie er war, ahnte er in dieser Einladung eine Falle und beauftragte einen seiner Diener, der mit ihm von gleichem Wuche war und in seinen Kleidern wohl für seine Person genommen werden konnte, an den Ort des Stellbischen zu gehen. Heimlich folgte er seinem Stellvertreter und fand bald Gelegenheit, seine Vorsicht zu preisen; denn kaum befand sich Miko mit dem Begleiter, den ihm die Gräfin entgegengesandt hatte, außerhalb der Thore Wiens, als sich noch zwei Männer zu ihm gesellten, denen sich bald noch mehrere anschlossen. In der Nähe des Flüsschens Wien ver-

flündete ihm ein greller Todessehrei, daß das Opfer unter den Händen der Mörder gefallen sei und es fand im Wasser sein Grab. Trent bedauerte flüchtig den armen Diener, der für ihn gestorben, gelobte sich für seine Angehörigen zu sorgen und eilte nach Slavonien, wo er für seine Kaiserin das berühmte Freicorps zu sammeln und auszurüsten hatte, das in den Kriegen gegen Bayern eine so furchtbare Berühmtheit gewann.

Man kann sich das Entsetzen der Gräfin Löwenthal denken, als derjenige, den sie längst in den Fluthen der Wien begraben wähnte, in die Thore der Hauptstadt mit seinen Croaten einzog und von der Kaiserin sehr gnädig empfangen wurde. Wohl konnte sie dem ritterlichen und hochherzigen Charakter Trents vertrauen, daß er sie nicht verrathen würde, aber konnte sie denn ruhig leben, so lange sie wußte, daß er, der ihr die tiefste Schmach angethan, die je ein Mann einem Weibe anthun kann, noch unter den Lebenden weile? Sein Tod war beschlossen, aber dies Mal wollte sie selbst das Heteramt verwalten. Sie verschaffte sich ein schnell tödtendes Gift und Trent erhielt von ihr eine abermalige Einladung, sie in ihrer Villa in Mödling zu besuchen. Bei seiner Audienz bei der Kaiserin hatte sie alle ihre Liebenswürdigkeit aufgebieten, um ihn zu überzeugen, daß die alte Zärtlichkeit für ihn in ihr wieder erwacht sei. Trent unternahm dies Mal das gefährliche Abenteuer in eigener Person, aber wohl bewaffnet und für alle drohende Gefahr wachsam. Doch sein Argwohn schien unbegründet. Der Garten, in den er durch ein Seitenthürchen trat, war leer, im Pavillon war nur die Gräfin und selbst, als er von ihr in ihr Schlafgemach geführt ward und wie scherzend die Möbeln, das Bett untersuchte, fand sich nirgends eine Spur von Berrath. Die Gräfin durfte wohl über Mangel an Vertrauen klagen und ihn endlich auffordern, im Wein ihr Bescheid zu thun. Schon hatte er den ihm dargebotenen Becher in der Hand und führte ihn zum Munde, da glaubte er in dem flüchtigen Blicke ihres Auges, der ihn traf, einen Todesboten zu entdecken. Er setzte den Becher wieder auf den Tisch und ergriff den ihrigen, indem er sie bat, den seinigen zuerst zu versuchen, das sei das sicherste Zeichen des gegenseitigen Vertrauens. Die Gräfin erblaßte, zögerte und weigerte sich endlich geradezu, auf den Vorschlag einzugehen. „Also Gift!“ rief er und der Zorn röthete seine Stirn. In demselben Augenblicke brachte das Mädchen der Gräfin die Nachricht, daß Graf Löwenthal unerwartet schnell von seiner beabsichtigten Jagd zurückgekehrt sei. Trent fluchte, denn er ahnte einen neuen Berrath; doch die sichtbare Verzweiflung der Gräfin ließ ihn bald von dem Gedanken zurückkommen und er gab sich sogar dazu her, in einen großen Schrank zu steigen, um dem Gemahl auszuweichen. Graf Löwenthal schien offenbar von der Zusammenkunft zu wissen, denn er beharrte dabei, mit den Freunden, die er mitgebracht, in dem Zimmer seiner Gemahlin zu bleiben und sogar daselbst sein Abendessen einzunehmen. Ein Wink der mit ihm einverständenen Jose beehrte ihn auch über den Versteck seines angeblichen Nebenbuhlers. Da schlug er plötzlich vor, in dem Zimmer der Gräfin nach

der Scheibe zu schießen, und das Ziel sollte der Schrank sein, in welchem Trent verborgen war. Dieser hatte mittels der Oeffnungen, die im Schußwert der Schranke befandlich, Alles mit angehört und angesehen. Er war entschlossen nicht ohne Kampf sein Leben zu lassen. Er nahm sein Pistol aus der Tasche, setzte sie in Stand und in demselben Augenblicke, wo der Graf auf ihn abdrücken wollte, zerschmetterte seine Kugel ihm den Arm. Krachend brach fast in derselben Zeit die Thür zusammen und Trent verschwand durch die Thür und ward nicht mehr gesehen.

- r.

(Bilder aus Ungarn.) Ein Franzose, Graf Latour, hat seine Erinnerungen aus Ungarn vor und während der Jahre 1848 und 1849 in romantischer Form unter dem Titel „Ungarische Lebensbilder“ herausgegeben. Dieser kleine Roman ist in mehr als einer Hinsicht, namentlich für Beurtheilung der gegenwärtigen Verhältnisse Ungarns, interessant. Der Verfasser verwirft geradezu die Forderungen der Magyaren als herrschender Volksstamm aufzutreten, indem er aus ihrem Charakter, der sie noch immer als Nomaden darstelle, wie aus ihrer Geschichte den Beweis aufzustellen sucht, daß sie dazu weder befähigt noch bestimmt seien; ja er tadelt sogar die österreichische Regierung, daß sie den Magyaren von jeher zu viel Willen gelassen und nicht dafür gesorgt habe, sie mit größerer Sorgfalt zu civilisiren. Ein Franzos konnte wohl auch nicht anders urtheilen, da er die Geschichte seines eigenen Landes für die Wichtigkeit und den Erfolg einer solchen Centralisation anführen durfte. Wir entlehnen dem kleinen Romane einige Charakterzüge, wie sie Ungarn im Jahre 1847 bot.

Die armen Bursche, wie man in Ungarn die Räuber nannte, sind meist Walachen oder ungarische Hirten, welche in 2 oder 3 Comitaten eine Sippschaft bilden; sie stehlen meist nur Vieh und durch ihre Verbindungen in mehreren Comitaten wird es unmöglich, die gestohlenen Pferde oder Ochsen wieder zu erhalten. Die „armen Bursche“ finden überdies gute Aufnahme bei den Bauern, denen sie ihre Lebensmittel gut bezahlen. Der ungarische Landmann, ein kühner Reiter, lebt und schläft den größten Theil des Jahres unter freiem Himmel; es fehlt ihm nicht an Sympathie für die zügellosen Banditen, die sich zu Pferde in den Wäldern und auf den Pustten herumtreiben, um die Juden und Fremden auszuplündern. Selbst der Magnat hegt keinen Abscheu gegen sie, die ihm als höchst gemüthliche und poetische Menschen erscheinen. Der Räuber sucht angeblich sich nicht zu bereichern, er ist tapfer, hält Wort, ist selten gewaltig gegen Schwache und fast immer ehrerbietig gegen Frauen; im Allgemeinen mordet er nur aus Rache und alle diese Eigenschaften nehmen den Magyar für ihn ein, sichern ihm auch eine gewisse wohlwollende Sympathie bei dem Militair, das er mit besonderer Achtung behandelt. Einige Züge aus dem Leben dieser Wegelagerer mögen zeigen, wie sie sich die Theilnahme und das Interesse namentlich der höhern Stände in Ungarn zu erwerben wußten. Ein Offizier, der sich auf seinen Jagdfreizeiten im Bakonyer Walde

verirrt hatte und nicht mehr wußte, wohin er sich wenden sollte, traf endlich sieben dieser Gesellen um ein Feuer gelagert. Er trat zu ihnen und nannte seinen Namen. „Aha,“ sagte der Anführer, „Sie sind der famose Jäger, der Sohn des Banus, der bei dem allgemeinen Aufgebot von 1809 mein Commandant war. Wir sind auch Soldaten und Jäger, seien Sie uns willkommen.“ Er wurde eingeladen, Theil an ihrem Nachessen zu nehmen und ließ sich ein Stück Schweinsbraten und ein Glas Brantwein trefflich schmecken. Dann begleiteten ihn zwei Räuber bis an den Rand des Waldes, lehten jede Belohnung ab und baten nur um einen Händedruck, den er ihnen nicht verweigerte. Der eine erzählte ihm, daß er auf einem Baume, wo er eine von Juden getriebene Viehherde erwartet, gesehen habe, wie er einen Rebbock geschossen. Der Offizier fragte ihn, ob er zu der Bande Subris gehört habe, und er antwortete ihm, er habe die Ehre gehabt, ihn auf zwei Raubzügen zu begleiten. Subris Name war zu jener Zeit sehr berühmt und besonders die Frauen schwärmten für ihn. Eines Abends begab er sich zu der schönen Baronin Randivi und bat höflich, mit ihr speisen zu dürfen. Die Baronin willfahrte seinem Wunsche, und ehrte ihren Gast dadurch, daß sie das Abendessen auf schönem Silbergeschirr auftragen ließ. Am Schlusse der Mahlzeit bat sich Subri einen Ring von seiner Wirthin aus, zum Andenken an diese Stunde und beschenkte dann die Dienerschaft mit reichen Trinkgeldern. Eine andere Dame fährt in vierspänniger Kalesche über die Pusta. Plötzlich steht der kühne Räuber mit schußfertigem Pistol vor dem Wagen. Ein Angstgeschrei ertönt aus demselben, die darin sitzende junge Dame ist einer Ohnmacht nahe. Da tritt der Räuber an den Wagenschlag und sagt: „Bittere nicht! Sieh mich an. Erlaube, daß ich Deine schöne Hand küsse... doch ich sehe, daß Du erröthest... ist's aus Jorn oder Scham?... Ich verzichte auf den Handkuß... Lebe wohl, vergiß den armen Burschen...“ Viele romantische junge Damen sehnten sich nach einer Begegnung mit dem schönen Räuber. Auch Subris Tod ist höchst romantisch. Manche Stuhlrichter, denen er die Pferde stahl, fanden keinen Geschmack an dieser Art Romantik und ließen den kühnen Räuber, der sie auch häufig persönlich bedrohte, vom kaiserlichen Militair verfolgen. Endlich war er mit einem Theile seiner Getreuen umstellt, denn ein Bauer hatte um des lieben Geldes willen, das man ihm bot, seinen Schlupfwinkel verrathen. Ein heftiges Gefecht entspann sich. Die Mehrzahl der Räuber lag theils schwer verwundet am Boden, nur Subri stand noch. Der Commandant der Truppen forderte ihn auf, sich zu ergeben. Als Antwort darauf legte Subri sein Pistol gegen ihn an, doch schnell befaß er sich, setzte die Waffe auf seine Brust und sank todt zur Erde. Solche primitive Zustände werden zwar einen poetischen Reiz behalten, ob sie aber in die europäischen Verhältnisse passen, ob sie einem Volke, das sie mit Vorliebe pflegt, ein Anrecht geben, andern Nationen Gesetze vorzuschreiben, dürfte doch sehr zu bezweifeln sein.

- r.

Allgemeine Moden-Beilage



Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Der hohe Schild.

Novelle

von

Gerud von Gustk.

(Fortsetzung.)

„Ich sehe aber nicht ein,“ fuhr Charlotte fort, „warum wir uns hier erkälten wollen. Die Abendluft zieht schon eisig durch das Thal und die jungen Herrschaften finden es vielleicht für angemessen, den unbestimmten Urlaub, den Du Leopold gegeben hast, zu einer Mondscheinpartie zu benutzen. Ich gehe zu Bett sobald es Zeit ist.“

„Deiner Ida wird das allerdings die größte Strafe sein!“

„Dieser Spott, liebe Cousine, trifft mich nicht. Ich übe Mutterpflicht an dem Kinde und lasse es nicht schlecht behandeln.“

„Du wirst ausfallend, Cousine. Was kann ich dafür, daß Frau von Wittingen für ihre Zärtlichkeit heute Abend mit Undank belohnt wird? Muß sie ihren Verdruß an mir auslassen?“

„Ich habe darauf keine Antwort; das Beste ist, ich räume der gnädigen Frau, wie immer, das Feld.“

Sie wollte in das Haus gehen, wurde aber an der Hand festgehalten. „Lottchen, Du kannst mir doch

nicht böse sein!“ sagte die Cousine mit weichem Tone. Und Frau von Wittingen gab ihrem Gefühle der Verfühlichkeit nach. — Beide waren eine lange Weile still und die Abenddämmerung verschleierte es, daß sie weinten. Solche Szenen kamen aber nur zu oft auch am Tage zwischen ihnen vor, obgleich sie sich von Herzen liebten.

„Mir wird jetzt wirklich Angst um die Kinder, Lottchen,“ begann Henriette endlich. „Sie werden sich verirrt haben. Was soll man nur thun?“

„Nach dem Forsthaufe kann man sich eigentlich nicht verirren, Bettchen, und auf dem Rückwege, sollte ich meinen, noch weniger. Sie kommen ja gleich wieder in das Thal und dürfen nur dem Laufe des Wassers folgen.“

„Du hast Recht,“ erwiderte Henriette beruhigt. „Sie sind von der freundlichen Försterin zu lange aufgehalten worden und wenn sie auch später kommen als sie versprochen haben, so wollen wir nicht schelten, Lottchen — nicht wahr?“

„Gewiß nicht. Wir wollen ihnen ja ihren Aufenthalt bei uns nicht verbittern, sondern so angenehm als möglich machen. Zu Hause müssen sie sich in jeder Hinsicht Zwang anthun, warum sollten sie bei ihren alten Tanten auf dem Lande nicht die köstliche Freiheit genießen? Es kann ihnen ja im Mondschein nichts geschehen, Räuber haben wir hier nicht und sittenlose Nachtschwärmer, die einem jungen Mädchen Verlegenheit bereiten könnten, noch weniger.“

In der Thür des Hauses erschien jetzt die dicke

Figur des Verwalters. „Was bringen Sie, Dallmann?“ fragte Frau von Wittingen, die ihn zuerst bemerkt hatte, mit einer gewissen Besorgniß.

„Ich wollte nur fragen, ob man nicht einen Boten nach den jungen Herrschaften ausschicken sollte,“ sprach er. „Sie könnten doch am Ende den Weg vom Salmenpring aus verfehlt haben und zu weit rechts gegangen sein.“

„Das führt sie in die Steinbrüche! Daran habe ich noch gar nicht gedacht, Lottchen!“ rief die größere Dame. „Ja, Dallmann, schicken Sie gleich, ich bitte Sie! Bis zur Mühle muß er die Kinder ja treffen, wenn sie den richtigen Weg kommen.“

„Hier ist auch ein Brief an Frau von Steinitz,“ sagte der Verwalter.

„Eilen Sie nur, daß der Bote fortkommt!“ drängte die Dame, indem sie den Brief aus seiner Hand nahm. Er gehorchte und die beiden Frauen lehrten in das Haus zurück, wo im Wohnzimmer schon die Lampe angezündet war. „Von der Lüneburg!“ sagte Frau von Steinitz, als sie einen Blick auf die Adresse geworfen hatte. „Sie wird ungeduldig sein, daß sie dies Mal so lange auf Nachricht von ihren Kindern warten muß, Lottchen.“

„Nun, ich dachte doch, es wäre erst acht Tage her, daß Du geschrieben hast, Zettchen. Ich bin zwar nach unserer Verabredung an der Reihe, da wir abwechselnd schreiben wollten, aber alle Tage doch nicht.“

„Man sieht, daß Du keine Kinder gehabt hast, Charlotte!“ entgegnete die Steinitz.

„Ich will Dich nicht kränken, Henriette, aber wer das Unglück gehabt hat, sein Kind schon im ersten Monat zu verlieren und wem dann Gott weitem Kindersegen versagt hat, der scheint mir auch kein besonderes Recht zu haben mir meine Kinderlosigkeit vorzuwerfen.“

Es war schon wieder in vollem Gange, daß aus kleinem Anlaß die beiden alten Damen sich gegenseitig in einen Zwist hineinredeten, an dem doch ihre Herzen nicht Theil nahmen. Frau von Steinitz hatte aber den Brief geöffnet und über dem Inhalt nicht recht auf die Worte ihrer Cousine gehört.

„Die gute Seele ist so dankbar, daß wir ihre Kinder gütig aufgenommen haben,“ sagte sie. „Sie müssen doch sehr freundlich über ihren Aufenthalt bei uns geschrieben haben. Keine Spur von Ungebuld, Lottchen, ich that Dir Unrecht. Im Gegentheil bittet sie uns nur nach Bequemlichkeit zu schreiben, sie wisse

ihre Kinder ja gut aufgehoben und das Leben auf dem Lande biete in seinem gleichförmigen gemüthlichen Verlaufe wenig Stoff. Dafür erzählt sie eine Neuigkeit, welche auch Dich interessiren wird. Höre nur.“ Sie schob die Brille zurecht und las vor:

„Entsinnst Du Dich noch der kleinen toletten Erff, die das unglückliche Ende nahm? Man erzählte sich damals schauerliche Geschichten. Ich bin vor einigen Tagen ihrem Manne begegnet. Er wollte mich nicht kennen, wandte seinen Kopf nach der andern Seite und ging ohne mich zu grüßen an mir vorüber; ich habe es nicht um ihn verdient, indessen Undank erntet man immer, wenn man allzu großen Antheil an Andern nimmt.“

„Allzu großen Antheil! Sie hat Recht —“ warf die Wittingen ein. „Sie weiht ihren Nebenmenschen einen sehr großen Antheil.“

„Aber nicht in böser Absicht, Lottchen, ihr Herz ist gut,“ entgegnete die Steinitz und las weiter: „Er sah ganz verwildert aus, der arme Graf, hat sich den ganzen Bart stehen lassen wie ein Freischärler und von seiner frühern Noblesse im Anzuge ist keine Spur mehr zu finden. Vielleicht seht Ihr ihn dort, denn er wird doch wohl, da er einmal zurückgekehrt ist, seinen Bruder besuchen. Ich bereite Euch daher auf seinen Anblick vor. Am Ende habt Ihr ihn aber schon gesehen und gesprochen. Es wäre mir sehr interessant, von Euch Nachrichten über ihn zu hören. Zu einer zweiten Heirath wird er sich nach den Erfahrungen, die er in der ersten Ehe gemacht hat, schwerlich entschließen, sonst wäre er eine sehr gute Partie —“

Frau von Steinitz ließ das Blatt sinken und sah ihre Cousine durch die funkelnde Brille an, die Wittingen erwiderte diesen Blick und Beide hatten sich ohne Worte verstanden. Was der Brief sonst noch enthielt war nicht der Mittheilung werth, wurde jedoch bis zur Unterschrift vorgelesen und erst, als das Geschehen war, bemerkte die Zuhörerin:

„Ich glaube nicht, Zettchen, daß Erff nach Dornberg kommt. Was sollte er dort, wo ihn nur schreckliche Erinnerungen quälen würden? Er ist zu bellagen, aber das arme, leichtsinnige Wesen thut mir auch leid, er wußte sie nicht zu behandeln, sie sah in ihm nur den Herrn und fürchtete sich vor ihm; kein Wunder, daß ihr Herz, wo sie von allen andern Menschen vergöttert wurde, sich verirrt.“

„Menschen? Sage Männern, Lottchen! Die Männer haben sie auf dem Gewissen. Sie haben ihr den schwachen Kopf verdreht.“

Frau von Wittingen sah nach der Uhr, welche eben aushob, die zehnte Stunde zu schlagen. „Es ist aber doch unbegreiflich, wo die Kinder bleiben!“ sagte sie mit einem schweren Seufzer. „Mir wird es jetzt auch ängstlich. Ob mir Dallmann gleich den Boten abgefertigt hat? Sein Phlegma ist unausstehlich!“

Sie klingelte und die Jungfer beruhigte sie einigermaßen durch die Versicherung, daß der Bote längst fort sei. Aber nur zu bald kehrte die Ungeduld und Angst zurück, in welcher sich die beiden alten Damen jetzt fast verzehrten. Sie berechneten auf die Minute, wie viel Zeit der Bote brauche, um nach dem Forsthaufe und wieder zurückzukommen, aber was half ihnen das? Es stand wohl unumstößlich fest, daß irgend ein Unfall den Geschwistern zugestoßen sei, denn so rücksichtslos waren Beide nicht, sie ohne Grund bis in die Nacht warten und sich beunruhigen zu lassen. Wenn nur diese marternde Ungewißheit nicht gewesen wäre! Was konnte man thun, im Falle der Bote sie unterwegs nicht fand, sondern vom Forsthaufe die Nachricht mitbrachte, daß sie längst fortgegangen seien? Dann blieb doch nichts übrig als in allen Richtungen Leute auszusuchen und nach den Verirrten suchen zu lassen, ach und sie waren vielleicht verunglückt!

„Sie können doch nicht über den Kamm in das Dornthal gekommen sein?“ fragte Frau von Steinitz. „Wenn sie noch vor der Mühle rechts gegangen sind und die Steinbrücke gesehen haben, ist das sehr möglich.“

„Aber bergauf, Zettchen! Wenn sie zu uns wollen, werden sie doch nicht wieder bergauf steigen!“

„Du hast Recht! Der Leupold wird doch so viel Ueberlegung haben, er ist ja sonst so verständig. Ich kam nur auf den Gedanken, weil der Brief da von Erff und Dornberg sprach. Sollten sie aber den Kamm dennoch überstiegen haben und ins Dornthal gekommen sein, nun da können wir bis morgen früh auf sie warten, denn der ordentliche Weg folgt dann dem Thale, wie Du weißt, und ist sehr weit. In welchem Zustande würden sie ankommen! Mir thut nur der arme Leupold leid, der doch für seine Schwester sorgen muß.“

Frau von Wittingen war mild gestimmt, sonst würde sie für ihren Liebling sofort wieder in die Schranken getreten sein und alle Schuld auf männliche Abenteuerlust geschoben haben, der sich Ida nur habe fügen müssen. Sie unterdrückte jedoch diese Bemerkung — ein seltener Sieg über sich selbst! und äußerte nur: „Wir sollten ihnen zeigen, daß wir ihre Rück-

sichtslosigkeit übel genommen haben, wir sollten zu Bett gehen, Zettchen.“

„Ich könnte kein Auge zuthun!“ rief die Steinitz.

„Ich auch nicht!“ versicherte die Wittingen. „Aber es wäre doch für uns demüthigend, wenn wir bis Mitternacht säßen und sie kämen ganz wohlbehalten, von ihrer Bergpartie im Mondschein entzückt, an und lachten uns aus, daß wir uns unnütz geängstigt haben! Ich werde Dallmann sagen, daß er, wenn der Bote ohne sie wiederkommt, die nöthigen Anstalten trifft, um sie auffuchen zu lassen. Was kann ihnen denn viel geschehen!“

„Du bist eine herzhafte Frau — beneidenswerth, wer diesen Muth hat!“ entgegnete die Steinitz.

„Danke Gott dafür, Zettchen! Was sollte aus uns beiden alten Frauen werden, die hier vereinigt leben, wenn nicht eine von ihnen bei allen Unannehmlichkeiten den Kopf oben behielte. Ich spreche mit Dallmann und dann gehe ich ruhig zu Bett.“ Diese Ruhe war aber nicht weit her und als die Cousinen sich gute Nacht sagten, war die ängstliche Besorgniß auch in Frau von Wittingens Zügen zu lesen, sie läugnete es vergeblich; an Schlaf war für Beide nicht zu denken und als endlich auf dem Hofe ein Gemurmel entstand, öffneten sich die Fenster von beiden Schlafstuben und Fragen wurden laut. „Sie sind nicht mehr oben gewesen,“ gab Dallmanns Stimme zur Antwort. „Die Försterin hat gesagt, das gnädige Fräulein habe noch einen Gang ins Blaue vorgeschlagen, der junge Herr sei erst darüber ungehalten gewesen, habe sich aber dann d'rein ergeben.“

„Siehst Du, Zettchen!“ wandte sich Frau von Steinitz seitwärts aus ihrem Fenster.

„Aber die Försterin?“ rief die Wittingen. „Ist denn die Frau nicht so vernünftig gewesen sie zu warnen?“

„Freilich!“ erwiderte eine andere Stimme, es war die des Knechts, der als Bote ausgesendet worden war. „Die Försterin hat gesagt, daß man sich gar leicht versteigen könnte, es würde nachher ganz ungangbar, hinauf käme man wohl allenfalls auf den Steinen, aber man fände sich nicht wieder herunter und könnte leicht in eine Spalte fallen, wo manchmal Moos darüber gewachsen, daß man sie nicht sehen könnte — aber das gnädige Fräulein hat nur gelacht und so sind sie fortgegangen, gar nicht erst nach dem Salmenspring hinunter, sondern gleich rechts durch die hohen Tannen nach der Gassel zu.“

„Ich habe es ja gleich gesagt!“ rief Frau von Steinitz. „Wo werden sie nur hingerathen sein?“

„Schicken Sie ein Paar zuverlässige Leute aus, Dallmann!“ sagte die Wittingen, welche ihre Stimme vergebens zu kräftigen sich bemühte. „Sie werden ja am besten wissen, wo sie etwa zu finden sind. Ueber den Ramm können sie doch nicht gestiegen sein — vielleicht nach Dornberg gelangt?“

„O Gott bewahre! Das kriegt ja kaum ein Wild- dieb fertig. Sie werden in die Kragengründe gelangt sein, wo man ein Paar Stunden Versteckens spielen kann, ohne das rechte Loch zu finden. Ich habe schon Alles bestellt, legen sich die gnädigen Herrschaften nur ruhig zu Bette, ich gehe selber mit hinaus.“

Zu Bette gingen die alten Damen nicht, aber jede blieb doch in ihrem Schlafzimmer und lauschte ängstlich auf jedes Geräusch, nur zuweilen einmal vom Schlummer auf dem Sopha übermannt, aus welchem dann das jähe Erwachen um so schreckhafter war. Eine solche Nacht hatten Beide noch in ihrem Leben nicht gehabt, da sie ein gütiges Schicksal vor dem Unglück bewahrt hatte, jemals an einem Krankenbette zu wachen. Es war nur eine kurze Sommernacht, aber sie dünkte Beiden eine Ewigkeit. Endlich wurde es licht auf den gegenüberliegenden Bergen, welche aus den Fenstern zu sehen waren und noch war von den ausgeschiedenen Leuten, welche Dallmann verständig eingetheilt hatte, kein einziger zurückgekehrt. Sie suchten also vergebens! Und wenn sie gar keine Nachricht brachten?

Das Morgenroth flammte schon höher auf, als Frau von Steinitz zuerst den Verwalter entdeckte, der durch das Thor in den Hof kam und mit unerträglichem Phlegma noch stehen blieb, um mit dem Wächter zu sprechen.

„Nun, Dallmann?“ rief sie scharf tadelnd aus ihrem Fenster.

„Denken Sie sich, gnädige Frau, der Herr Graf in Dornberg hat sie oben auf der Falkenhöhe gesehen!“

Ein Laut des Schreckens klang ihm zur Antwort. Auch Frau von Wittingen hatte ihr Fenster aufgerissen. „Gott im Himmel!“ rief sie. „Die soll ja nur mit Leitern zu ersteigen sein! Hat er sie gerettet?“

„Er weiß nichts weiter!“ berichtete Dallmann. „Aber in der Wolfschenke unten im Dornthal sind sie nachher um Uhrer zehne angekommen, in einer Befassung, daß die Wirthin sich gar nicht beruhigen konnte;

da haben sie sich ein Paar Stunden ausgeruht und dann hat ihnen die Wirthin ihre Küche gegeben, mit denen sind sie dann abgefahren und werden nun wohl bald ankommen.“

„Gott sei Dank!“ rief die Wittingen. „Woher wissen Sie das aber? Sind Sie in der Wolfschenke gewesen?“

„Ich bin über den Ramm gestiegen — als meine Leute das ganze Revier und die Kragengründe vergebens durchsucht und durchschrien hatten, dachte ich, es müßte das Klügste sein! In jungen Jahren habe ich es ein Paar Mal gemacht, der Mond schien hell genug, also ging es schon. Der Wirth wunderte sich freilich, als ich ihn aus dem besten Schlafe herausklopfte, aber ich habe doch Bescheid bringen können, auch daß sie der Graf oben auf der Falkenhöhe gesehen hat; er ist gerade auf die Wiese gegangen, wo man den Berg mit dem Schilde vor Augen hat. Damit sich die gnädigen Herrschaften nicht zu lange ängstigen, bin ich wieder über den Ramm zurückgestiegen, weil's doch ein Paar Stunden näher ist als auf dem großen Wege durch die Thäler.“

„Sie sind ein braver treuer Mann, ich danke Ihnen von Herzen!“ rief die Wittingen und auch ihre Cousine stimmte erleichterten Herzens in dies Lob ein. — „Sagen Sie mir noch Eins,“ fragte diese, als Dallmann sich entfernen wollte. „Haben Sie vielleicht drüben gehört, ob Graf Werner bei seinem Bruder anwesend ist?“

„Graf Werner?“ wiederholte Dallmann verwundert. „Davon hab' ich nichts gehört, glaub' es auch nicht. Wie so?“

„Nun, er soll wieder in Deutschland sein,“ erwiederte die Dame flüchtig. „Wir danken Ihnen nochmals, schlafen Sie nur recht aus, der Bogt wird schon Alles besorgen. Gute Nacht kann man nicht mehr sagen, Lottchen, aber wir werden nun wohl erst schlummern. Die bösen Kinder! Ich hoffe, Du wirst nun auch einmal streng sein.“

„Nach Verdienst, Zettchen. Schlaf wohl. Sie sollen mich Vormittag nicht mehr zu sehen bekommen.“

3.

Es war schon heller Morgen und die Leute im Dorfe gingen an die Arbeit als der Wagen aus der Wolfschenke, mit zwei Kühen b. spannt, langsam die letzte Höhe hinauffuhr, welche die weiße Gartenmauer des Rittergutes krönte. — „Wollen wir unsern Einzug

wirklich in dieser kläglichen Gestalt halten?" fragte Leopold seine Schwester, welche in sich gefehrt schon seit einer Stunde kein Wort mehr gesprochen hatte.

"Laß denn halten, wir wollen zu Fuße gehen," erwiderte sie, wie aus einem Traume erwachend, mit hastigem Tone.

"Ich schlage vor, daß wir in den Garten zu kommen suchen, um dem Spotte der Dorfbewohner zu entgehen," sagte Leopold. "Nichts unerträglicher, als sich lächerlich machen! Wie seh' ich aus! Ich werde gleich nach unserer Ankunft und sobald ich wieder anständige Kleidung angelegt, dies ganze Costüm, das nicht mehr zu restauriren ist, verbrennen, damit nicht erst Wiße darüber gemacht werden."

Diese Idee gab der Schwester die Heiterkeit wieder. — "Du hast die Grille mit Nutzen gesehen!" rief sie lachend. "Käugne es nicht, es ist eine Reminiscenz an die unvergleichliche Hofmann, welche Dich zu diesem heroischen Entschlusse begeistert. Wirst Du nach dem Opfer Deiner Kleidung nicht auch einen Tanz mit Deinem Schatten aufführen?"

Er antwortete nichts, sondern befahl dem Jungen des Wirths, der die Kühe lenkte, zu halten. Sie hatten die Höhe eben gewonnen, von wo sich der Weg in das Dorf hinabzog. Zu ihrer Linken begrenzte ihn die niedrige Mauer des Schloßgartens, welche Leopold schon mit den Augen gemessen hatte, ob sie zu übersteigen sei. Er belohnte den Knaben über dessen Erwartung und befahl ihm, ohne erst in das Dorf zu fahren, gleich nach Hause zurückzulehren. Der Knabe widersprach jedoch, das gehe nicht an, die Kühe wären müde und hungrig, auch habe ihm der Vater ausdrücklich befohlen, zwei Stunden zu ruhen und zu füttern und Leopold mußte von seinem Verlangen, das Ida barbarisch und tendenziös schalt, absehen. Das Gefährt setzte sich denn langsam ohne seine Last wieder in Bewegung und als es im Hohlwege vorüber war, traf Leopold Anstalt, seine Schwester auf die Mauer zu heben. Sie hatte nur Augen für seine traurig verdorbene Kleidung, welche das Tageslicht unerbittlich bestrahlte; laut lachend schwang sie sich, auf des Bruders Arm gestützt, auf die Umfriedigung, von wo sie leicht in den Garten sprang. Ihn kostete es einige Mühe ihr zu folgen. Mit scheuen Blicken suchte er dann einen Pfad, der ihn ungesehen zum Hause bringen könnte und das Glück begünstigte ihn, denn die Dienerschaft hatte sich nach der Störung der Nacht die Erlaubniß länger zu schlafen im ausgedehntesten Sinne zu Nutzen gemacht. "Nun, Ida,

Gott sei Dank!" sagte Leopold, als sie die Seitentreppe, die aus dem Garten in das Haus führte, erreicht hatten. "Einmal und nie wieder!"

"Sei mir nicht böse!" bat sie mit ungewohnter Weichheit und bot ihm die Hand. Er nahm sie und wollte noch etwas sagen, aber sie hielt ihm nicht länger Stand. Beide suchten ihre Zimmer auf, um sich dort auszukleiden und zu ruhen, bis Leben im Schlosse erwachen würde. Leopold gebrauchte, ohne weiter an das beabsichtigte Brandopfer zu denken, wenigstens die Vorsicht, seine gänzlich ruinirte Kleidung einzuschließen, um sie vorwitzigen Blicken zu entziehen.

Den Tanten war beim Aufstehen gleich die glückliche Heimkehr der jungen Gäste gemeldet worden und daß sie schon munter und wohl im Wohnzimmer seien. Sie hatten zwar fühlen sollen, wie sehr sie sich vergangen, indem ihnen Vormittag nicht einmal Gelegenheit gegeben würde, um Verzeihung zu bitten; aber keine der beiden alten Damen gewann es über sich, sie lange darauf warten zu lassen. Fast zugleich, wie sie oft ohne Verabredung aus reiner Sympathie handelten, traten sie in das Wohnzimmer, wo Jede ihren Liebling zuerst mit zärtlichem Vorwurfe im Blick musterte und durch die sichtbaren Spuren, welche die Gefahr und Mühsal des vergangenen Abends in ihrem Aussehen hinterlassen hatten, schnell entwaffnet wurde. Die Unbesonnenen — denn böse Absicht hatten sie doch nicht gehabt! — baten auch so innig um Verzeihung, daß sie Unruhe und Besorgniß verursacht hatten, wer konnte ihnen länger zürnen? Beim Kaffee sollten sie dann erzählen, wie sie eigentlich in die wildeste und unwegsamste Gegend der ganzen Umgebung und gar auf die Falkenhöhe gerathen waren, die vor ihnen wohl kein Mensch anders als mit Leitern erstiegen hatte, um die Nester der Raubvögel auszunehmen, die in den Klüften zahlreich horsteten.

Leopold nahm zuerst das Wort. Er war schenend genug, seine Schwester nicht anzuklagen, daß sie die Wanderung ohne Weg und Steg durchgesetzt habe — Ida dankte es ihm mit einem freundlichen Blicke und Tante Steinitz, welche die Aussage der Försterin im Sinne hatte, war entzückt über seine Ritterlichkeit, wie sie es in ihrem Herzen nannte. Seine Erzählung hielt sich an die Thatfachen und schilderte mit wahren einfachen Worten, wie sie aus den hohen Tannen zuerst zu einem kegelförmigen spitzen Berge gelangt — "die Gaffel, richtig!" warf die Tante Wittingen dazwischen — dann in ein wahres Labyrinth von kleinen

vielverschlungenen Thälern — „die Klagen Gründe, wilde Klagen haufen darin!“ — endlich sei ihnen die Zeit lang geworden und eine trockene Wasserrinne mit vielem Geröll, die sie hinaufgestiegen, habe sie mühsam in eine ganz neue Berggegend empor geführt. Wie nun weiter? Ida wußte auch nicht recht, die Merkmale in der terrassenartig aufsteigenden Felsenwildniß so genau anzugeben, daß die Tanten, welche sie ohnehin nicht besucht hätten, sondern nur ihre Lage unterhalb der Falkenhöhe wußten, sich hätten orientiren können. Sie hörten nur mit Staunen, daß die Geschwister von dieser Seite die Kuppe endlich doch erreicht hatten, wo sie von dem wunderbaren und poetischen Wahrzeichen des Silberschildes überrascht worden waren. „Kennt Ihr die Bedeutung?“ fragte Ida die Tanten.

Beide sahen sich einen Moment an, gleichsam fragend, ob sie auch wohl von dieser düstern Geschichte sprechen dürften.

„Die Bedeutung ist eine traurige,“ sagte Frau von Steinitz. „Vor zehn Jahren etwa ist dort oben in den Klippen eine Frau verunglückt —.“

„Da pflegt doch sonst ein Kreuz gesetzt zu werden, Tante,“ entgegnete Ida schnell.

„Eigentlich wohl, aber es müssen doch gewisse Beweggründe obgewaltet haben, die wir nicht kennen.“

„Ihr kennt sie doch!“ rief Ida. „Ich sehe es Dir an. Sage Du mir es, Tante Wittingen. Was hat es mit dem Schilde für eine Bewandniß, der oben aufgehängt ist, als sollte damit, wie in alter Heidenzeit, die ganze Gegend durch den Schwertschlag auf das Metall zum Kampfe gerufen werden?“

„Nun, ich sehe ich nicht ein, Fetzchen, warum wir hier spröde thun und den Kindern verschweigen wollen, was sie von jeder alten Frau im Dorfe erfahren können. Das Gut Dornberg, das Ihr gesehen habt und zu dem die Wolfsschenke am Fuße des Berges gehört, ist im Besiße eines Grafen Erff, wie Ihr wißt, eines langweiligen alten Hagestolzes, nach dessen Tode es einmal an seinen jüngern Bruder fällt. Der war an eine kleine allerliebste Frau verheirathet, etwas lebhaft und lebenslustig,“ die Erzählerin sah dabei ihre Cousine an und fuhr nach einem unwillkürlichen Stocken fort: „Werner heißt der jüngere Graf, jetzt etwas fünfunddreißig Jahr alt, damals fünf- undzwanzig und seine kleine Frau kaum siebzehn. Das wäre nun gerade ein richtiges Verhältniß im Alter gewesen, es kommt aber dabei immer auf die Charaktere an, denn ich kenne Ehen, in denen der Mann noch einmal so alt als die Frau war und Beide sich höchst glück-

sich fühlten. Umgekehrt freilich glückt es selten. Also —.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Graf Cavour.) Dr. Gustav Rasch heilt in der Nationalzeitung die Schilderung eines Besuchs mit, den er vor Jahresfrist dem eben verstorbenen Ministerpräsidenten in Turin, dem Grafen Cavour abstattete. Wir entlehnen dieser Mittheilung einige Züge der Persönlichkeit des berühmten Mannes. Zuvor erlauben wir uns eine Bemerkung, die uns schon begegnet ist, nämlich der eigenthümliche, den Italienern wie den Deutschen angehörende Charakterzug, den Ursprung ihrer großen oder berühmten Familien am liebsten in dem Lande und unter den Volkstämmen zu suchen, mit denen sie fast in ununterbrochener Fehde lebten. Wer jemals den ältern heraldischen Werten Deutschlands eine flüchtige Durchsicht gewidmet hat, der wird sich erinnern, wie eifrig die Verfasser solcher Werke besonders über die süddeutschen Adelsgeschlechter beflissen sind, diejenigen Data zusammenzustellen, welche auf einen italienischen Ursprung deuten, obgleich eine gesunde Kritik der spätern Zeit diese Beweise meist zurückweisen mußte. In Italien ist es umgekehrt, denn nicht wenige Adelsfamilien, besonders im Norden, lieben es ihren deutschen Ursprung nachzuweisen. Der Beweggrund ist nicht zu verkennen: das Alter der Geschlechter soll dadurch in eine noch höhere Vergangenheit zurückgeführt werden. Dieser rein aristokratische Zug macht sich auch in unserer mehr demokratischen Zeit geltend. So wurden Garibaldi's Ahnen in Deutschland gesucht und zwar bald in Köln, bald in Thüringen und auch Graf Cavour rühmt sich, dürfen wir Frn. Dr. Rasch glauben, einen deutschen Ritter aus den Zeiten der Kreuzzüge zum Ahnherrn zu haben. Herr Massani, der ihm eine Audienz bei dem Premierminister ausgewirkt und sich erboten hatte, ihn bei ihm einzuführen, läßt sich über diese Abstammung des Grafen Cavour folgendermaßen aus: „Sie wissen, Cavour ist nur ein Titel, den der Graf von einer seiner Besitzungen angenommen hat; sein eigentlicher Name ist Benso. Haben Sie einmal von einem thüringischen Ritter Benso gehört?“ Dr. Rasch versichert, die Trümmer der Burg des Ritters Benso nicht weit von der Schwarzburg gelegen gesehen zu haben. Ein gebrochener Thurm und einiges Mauerwerk. Die Rüstung des Ritters sei in dem kleinen, aber sehr werthvollen Arsenal des Schlosses Schwarzburg aufgestellt. — „Nun ein Ritter Benso aus Thüringen ist der Ahnherr des Grafen. Er zog mit den Kreuzfahrern in das gelobte Land, um Jerusalem zu befreien. Auf seinem Rückwege nach Deutschland kam er nach Sardinien und gerieth mit der Bürgerschaft einer kleinen Stadt in der Nähe von Turin in Streit, weil sie ihm mit seinem Gefolge den Durchzug nicht gestatten wollte. Der Ritter eroberte die Stadt im Sturm und machte sich hier anständig. Sie wissen, in den Feldzügen der deutschen Kaiser nach Italien ist Aehnliches vielfach geschehen und manche unserer

lombardischen und venetianischen Familien stammen aus alten deutschen Rittergeschlechtern. Der Ahnherr Cavours verheiratete sich mit der Tochter eines benachbarten reichen Edelmanns. Sein deutscher Familienname verwandelte sich in Benso. Später hat sich die Familie mehrmals mit den vornehmsten und reichsten Familien des Landes verschwägert. Sie wissen, in Italien hat man es nie, wie in Deutschland, den reichen adeligen Familien zum Vorwurf gemacht, daß sie ihr Vermögen in Handelsgeschäften anlegten. Erinnern Sie sich nur der vornehmen venetianischen Familien, deren Galeeren reiche Waaren über das Meer holten und brachten, und deren Mitglieder außer der Feder, um ein Cambio auszustellen, auch den Degen zum Schrecken der Türken vortrefflich zu führen verstanden. Fast alle diese Familien haben ihre Reichthümer durch Handel mit dem Orient erworben. So trieb auch Cavours Vater, der in Nizza ansässig war, große Handelsgeschäfte und vermehrte sein enormes Vermögen durch Speculationen. Er hat weder Wuchergeschäfte getrieben, noch mit Ochsen gehandelt. Graf Cavour ist einer der reichsten Männer Piemonts und seine Reichthümer vermehren sich von Tag zu Tag, da er kein Haus macht, indem er keine Familie hat und unverheirathet ist, sondern seinen ganzen Tag nebst einem großen Theile der Nacht dem Vaterlande widmet.“

Die Wohnung des Grafen lag auf dem Castellplatze. Fast alle Häuser des Platzes, sagt Dr. Rasch, sehen sich ähnlich. Eine Arkadenreihe faßt den untern Stock ein. Die oberen Stockwerke zeichnen sich weder durch Architektur, noch sonst durch schöne bauliche Verhältnisse aus. Es ist derselbe einförmige Baustyl wie in allen kleinern Häusern. Wir stiegen eine breite Treppe hinauf, deren verschiedene Abzüge ohne allen decorativen Schmuck waren, und betraten einen einfachen Vorfaal, wo ein alter kleiner Mann in einem blauen Bedientenrode ihnen entgegentrat. Er bot Dr. Rasch einen Stuhl, während Massani zum Minister ging, ihn anzumelden. Auch der Vorfaal war ohne allen decorativen Schmuck, man sah weder Bilder, noch Statuen, weder Spiegel noch Vergoldungen, nur einige Stühle standen an den Wänden. Das Cabinet des Ministers, ein großes Zimmer, dessen Fenster auf den Platz hinausgingen, war ebenfalls sehr einfach möblirt. An den Wänden standen Repositorien mit Briefen. Der Eingangsthür gegenüber auf einem Sessel saß Cavour vor seinem Schreibtische. Er erhob sich bei dem Eintritte des Deutschen und trat ihm einige Schritte entgegen.

Die Persönlichkeit des berühmten Staatsmannes wird folgendermaßen geschildert: „Graf Cavour ist von mittlerer Größe, stark ohne dick zu sein. Er war fünfzig Jahr alt, sein Aussehen aber wie das eines Mannes im Anfange der Vierziger. Der Teint des Gesichts hat einen rothigen Anflug wie der Teint eines jungen Mädchens. Sein Haar ist blond mit einem etwas ins Gelbliche fallenden Tone. Die deutsche Abkunft ist auf diesem Gesichte und in diesen weichen Zügen unverkennbar. Auf seinen Zügen ruht ein Ausdruck des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit, aber dieser Ausdruck verwandelt sich

sofort, wenn er die Augen aufschlägt. Ich habe niemals ähnliche Augen gesehen; denn in ihnen liegt ein Ausdruck genialen Verstandes wie ich ihn in dem Antlitze keines andern Menschen beobachtet hatte. Dieser Ausdruck tritt besonders hervor, wenn er, wie dies einmal während der Conversation geschah, die seine goldene Brille abnahm. Der Glanz dieser wunderbaren Augen überstrahlte dann plötzlich die wohlwollenden Züge mit der Verklärung der genialsten Klugheit.“ — r.

(Louvois und St. Cyr.) Unter diesem Titel hat Michelet in der *Revue de deux Mondes* eine Beleuchtung der Geschichte Ludwig XIV. in den Jahren von 1687 bis 1693 geliefert, welche in mehr als einer Hinsicht interessant ist. Der genannte Zeitraum schließt jenen merkwürdigen Wendepunkt in dem Leben jenes französischen Königs in sich, der ihn aus einem Freund sinnlicher Zerstreuungen in einen Mann verwandelte, der mehr und mehr sich den Formen und Geboten der strenggläubigen Priester unterordnete. Dieser Uebergang geschah nicht plötzlich, ward aber von der nächsten Umgebung des Königs so wohlberechnet und folgerichtig eingeleitet und durchgeführt, daß Ludwig, fast ohne es zu ahnen, sich an dem Ziele sah, das er eigentlich immer zu vermeiden strebte. Michelet reiht nicht blos die einzelnen Facta mit großer Gewandtheit aneinander, so sehr sie sich auch in dem Drange der äußern Erscheinungen zu verbergen suchen; er weiß auch mit geschickter Hand und seinem Scharfblick die innern Fäden offen zu legen, mit denen der König wie von einem unsichtbaren Netze umschlungen war. Wir wollen es versuchen, wenigstens die hervorragenden Punkte hier zusammenzustellen.

Das vorzüglichste Triebrad in diesem ganzen Getriebe war offenbar die Marquise von Maintenon. Man hat bisher behauptet, daß diese Frau durch ihren religiösen Sinn vorzugsweise auf den alternden König eingewirkt habe; Herr Michelet ist der entgegengesetzten Ansicht. Nach ihm war Frau von Maintenon ebenso weltlich gesinnt wie alle andern Frauen des Hofes; aber der ihr angeborene Ehrgeiz und die natürliche Hinneigung ihres Charakters zur Herrschsucht ließen sie eine Richtung endlich ergreifen, die schon am Hofe sich Geltung erungen hatte und die sie nach ihrer Weise ausbeutete. Man weiß, daß die Marquise eine wechselvolle Vergangenheit hinter sich hatte, als sie zunächst mit der Führung der natürlichen Kinder des Königs und der Frau von Montespan betraut wurde. Als Wittwe Scarron hatte sie Manches erfahren, die drückende Last der Armuth und die demüthigende Stelle einer fremde entretene. Sie mußte sich also glücklich fühlen, sobald sie in eine, wenn auch abhängige, doch gesicherte Lebenssphäre versetzt wurde. Die Pflege der ihr anvertrauten Kinder ward für sie die Hauptaufgabe ihres Lebens, aber bald die Grundlage weiterer und höherer Pläne, als sie bemerkte, daß der König, der seine Kinder zärtlich liebte, Gefallen an ihrem stillen Kreise fand. Michelet bestreitet hier die gewöhnliche Annahme, als sei die Wittwe Scarron eine sorgsame Erzieherin gewesen; im Gegentheil habe ihre Erziehung stets traurige Resultate für die ihrer Pflege Empfohlenen gehabt. Das konnte aber auch nicht

andere sein, weil sie die Kleinen nur benutzte, um durch sie den König mehr und mehr an sich zu fesseln. Das ging so weit, daß, als die Kinder der Montespan ihrer Pflege entwachsen waren, sie eine Nichte, ein Fräulein von Villette, zu sich nahm, die in ihrer zierlichen Lebendigkeit nach ihrem frühgeweckten Geiste eine neue Attraction auf den König ausübte, aber eben so verwahrloßt wurde.

Bald genügte dieser kleine Kinderkreis der herrschsüchtigen und calculirenden Frau nicht mehr. Sie suchte für ihr angebliches Erziehungstalent einen größern Wirkungskreis und so entstand allmählig das Erziehungshaus St. Cyr für die Töchter von gefallenem Offizieren, die wenigstens von väterlicher Seite einen Stammbaum aufweisen mußten. Inzwischen hatte Frau von Maintenon bereits eine einflussreiche Stellung gewonnen, ja sie war nahe daran gewesen, auf den Thron Frankreichs erhoben zu werden, wenn nicht Louvois allen seinen Einfluß dagegen aufgewendet hätte. Daher ihr unverwundbarer Haß gegen diesen Staatsmann und ihr unablässiges Streben ihn zu stürzen. Aber Louvois war bei aller seiner Brutalität dem König unentbehrlich und lange waren alle Anstrengungen der Maintenon erfolglos, an dieses Ziel zu gelangen. Was sie allein nicht vollbringen konnte, dazu verhalf eine Verbindung gemeinsamer Kräfte. Schon seit einiger Zeit hatte sich in Paris wie am Hofe eine frömmelnde Richtung geltend zu machen gesucht. Trägerinnen dieser Richtung waren vorzugsweise die bekannte Schwärmerin Guyon, die durch Jahre lange Mißhandlungen der grausamsten Art so sensitiv geworden war, daß sie gleich einer Somnambule der spätern Zeit durch wunderbare Erscheinungen die profane Welt in Erstaunen und Verzückung versetzte und eine andere Seherin, Frau von Charost, die absichtsvoller und bewußter ihren Heiligenschein errungen hatte und verbreitete. Die Maintenon verachtete zwar diese Frömmerei in ihrem Herzen, fand sie aber doch hilfreich für ihre weitern Pläne und begünstigte sie. Wenn man nun noch bedenkt, daß Louvois eines Theils dieser Richtung gänzlich fern stand und auch den König davon entfernt zu halten suchte, andern Theils die Unausführbarkeit der Pläne der frommen Hofpartei, die Stuarts wieder nach England zurückzuführen, erlaubte und dem König seine Ueberzeugung aufzwang, so wird man erkennen, daß der Fall des Ministers nur noch eine Frage der Zeit war. Um denselben schneller herbeizuführen, machte man auch Racine zum Mithelfer. Seine beiden Tragödien „Esther“ und „Athalie“, die er für das Erziehungshaus von St. Cyr schrieb und die von den Zöglingen daselbst aufgeführt wurden, sind eigentlich nur ein Gemälde des französischen Hofes und Staats, wie man sie Ludwig XIV. erkennen lassen wollte, unter jüdischen Namen. Sie brachten keine unmittelbare Wirkung hervor, denn Louvois wußte immer wieder im gelegenen Augenblicke Krüge hervorzurufen (erst den in der Pfalz, dann den gegen Holland), durch welche der König von andern Beziehungen abgewendet wurde. Es bedurfte anderer Hebel, um den König,

der schon längst die Allmacht seines Ministers mit innerm Grimm ertragen hatte, zur Auslösung dieses Verhältnisses zu bringen. Und diese fanden sich. Ein Hauptmann Grandval erbot sich bei Jakob II. den König Wilhelm von England zu ermorden. Der entthronte König, der in seinem glücklichen Nebenbuhler nur den Räuber seiner Krone sah, trug kein Bedenken, den Vorschlag anzunehmen. Aber es fehlte Geld zur Ausführung und dieses war nur beim König oder vielmehr bei Louvois zu finden. Grandval reiste nach Versailles, um die nöthigen Schritte zu thun. Ludwig XIV. mißfiel der Plan, er wurde aber durch seinen Minister und durch seine Priester überstimmt. Er ließ es geschehen. Aber das Unternehmen mißlang, Grandval starb auf dem Schaffot und zu gleicher Zeit hatte ein von Louvois begünstigter Offizier in Italien Unglück. Das war der Tropfen, der den Groll des Königs überfließend machte. Louvois erlitt von des Königs Hand eine brutale Behandlung, warf ihm seine Papiere vor die Füße und ging. Der Bruch war geschehen und vollständiger als man es hoffte, denn Louvois starb an einem Schlaganfall, eine Folge des gewaltsam unterdrückten Jähzornes.

Aber auch jetzt noch erntete die Marquise nicht alle die Früchte, die sie sich von dem Untergang ihres Todfeindes erhofft hatte. Der Sauterail, auf dem sie neben dem Könige im Ministerrathe saß, wollte nicht zum Throne werden, denn Ludwig vergaß das Wort Louvois nie „er solle sich nicht durch eine solche Heirath vor Frankreich, vor ganz Europa lächerlich machen.“ Auch arbeitete der König jetzt wieder mehr allein und Jahre vergingen, ehe es der Maintenon gelang, eine Anzahl von Creaturen ihrer Wahl in den Ministerrath zu bringen. Sie amüsierte sich inzwischen mit der allmählichen Umgestaltung St. Cys aus einer Erziehungsanstalt in ein Kloster. Michelet meint und sucht es zu beweisen, daß nicht religiöser oder kirchlicher Sinn sie dazu führte, sondern nur der Durst nach unbefränkter Herrschaft und zwar nicht blos über die physische Natur, deren Bewegungen sie durch die minutiösesten Instructionen zu fesseln verstand, sondern auch über die Gedanken, die sie mittels der Beichtväter überwachen und sich unterthan machen ließ. Wir müßten den Aufsatz in einer Uebersetzung vorlegen, wollten wir ein genaues Bild dieses Strebens jenes tyrannischen Weibes, wie es Michelet hinstellt, entwerfen. Es genüge zu bemerken, daß selbst Fenelon zum Werkzeug in ihrer Hand wurde und die armen Mädchen in Cyr geistig knechten half, weil er von der Gunst der Marquise Befriedigung seines Ehrgeizes hoffte, und demungeachtet sie so fürchtete, daß er seinen Beichtvater aus den Jesuiten wählte, weil er dadurch allein sicher war, seine Beichte nicht an die gefürchtete Gönnerin verrathen zu sehen. Als Alles vorbereitet war, mußte Ludwig selbst den Damen von St. Cyr ankündigen, es sei sein Wunsch, daß sie den Schleier nehmen möchten. Er that es mit Widerstreben, aber er that es und fortan geschah nichts mehr, als das was die Maintenon verlangte oder wollte.

—r.

Allgemeine Moden-Beilage



Preis für 104 hohe Quartbo-
gen mit 58 illustrierten Stahl-
stichen gegen 300 Abbildungen
der neuesten Moden für Damen,
Herren und Kinder
nach Originalzeichnungen,
und 12 großen Blättern mit
Mustern für allerlei weib-
liche Arbeiten enthaltend:
6 Thlr.

Mit 55 illum. Modenbildern, 12
Kupferstichen u. 52 schwarzen
Stahlstichen: Portrait in-
teressanter u. berühmter Zeitge-
nosser (Männer u. Frauen), An-
sichten von Städten u. Gegen-
den, welche die allgemeine Auf-
merksamkeit erregt haben, Ab-
bild. von neuen Bauwerken u.
Monumenten zc. enthaltend:
8 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Der hohe Schild.

Novelle

von

Herud von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Um es kurz zu erzählen,“ fiel die Steinitz ein, da wiederum eine kleine Pause entstand, vielleicht durch ihren Blick veranlaßt, „so war Graf Werner mit seiner jungen Frau öfter bei seinem Bruder zum Besuch. Sie gefielen sich in unserer schönen Gegend außerordentlich und die Gräfin machte sehr viele Bergpartien zu Fuß mit und ohne den Gemahl, wie es kam, denn er war sehr schwach gegen sie, wie streng er auch sonst gegen alle Welt ist.“

„Weil er sie zärtlich liebte, Zettchen! Er that ihr Alles zu Liebe, das kann man nicht Schwachheit nennen!“

„Frauen wollen geleitet sein, liebe Charlotte. Man muß schon jungen Mädchen nicht allen Willen lassen, sonst gerathen sie in Gefahren, wenn sie nur ihrem eignen Köpfchen folgen. Ja, ja, Ida, meine traurige Geschichte paßt zu Deiner gestrigen Excursion. Sie machte einst auch eine solche Partie in die Falkenklippen und kam nicht mehr wieder.“

Ida faltete betroffen die Hände und sah die Tante

mit tiefer Bewegung an. „Die junge lebensfrohe Frau?“ rief sie. „Das ist ja furchtbar! Und ihr Mann?“

„Der hat oben seinen Schild aufhängen lassen!“ erwiderte Frau von Steinitz mit einem streng versagenden Blicke auf ihre Cousine, welche auch kein Wort hinzufügte. Es trat eine momentane Stille ein.

„Ich kann das auch nicht begreifen,“ äußerte Leopold dann. „Es ist jedenfalls ein sonderbarer Einfall; den nur ein Aristokrat vom reinsten Wasser haben kann. Ein vernünftiger Mensch, der seine Frau wirklich lieb gehabt, hätte kein blankes Spielzeug oben aufgehängt, sondern lieber eine Warnungstafel am Fuße des Berges aufgestellt, damit andere unvorsichtige Wanderer von der gefährlichen Stelle abgeschreckt werden. Erzählen wir unsere Geschichte zu Ende, sie nimmt keinen so tragischen Ausgang, noch weniger einen poetischen, sondern sie endigt in einer sehr gemeinen Realität.“ Er erzählte hierauf, wie sie vergeblich einem Manne gewinkt, den sie unten auf einem grünen Wiesenfleck bemerkt, der Mann habe sie nur höflich gegrüßt und sei dann ruhig seiner Wege gegangen.

„Graf Dudo, wir haben schon davon gehört —“ ergänzte Tante Steinitz. „Von dem Schusse des Raubvogels hörten Sie dann und wie der Jäger auf der Höhe erschienen, ein ziemlich brutaler Gesell ohne alle Manieren, der sich gewiß mit ihnen einen sehr unziemlichen Scherz erlaubt, indem er jedenfalls einen andern Weg gekannt, als den er sie dann hinabgeführt habe —.“

„Du thust ihm gewiß Unrecht!“ entgegnete Ida. „Wir haben die ganze Kuppe zwei Mal umkreist und überall die steil abschüssigen Hänge bemerkt, Du selbst getrautest Dich nicht, auf der Seite, wo wir emporgeklettert, eine Möglichkeit der Rückkehr zu entdecken! Auch kam der Jäger auf demselben bösen Sumpfswege herauf, den er uns nachher zeigte, er würde sich doch nicht selbst den schlechtesten ausgewählt haben, wenn er einen andern Pfad gekannt hätte!“

„Du nimmst ja so warm seine Partie, als hättest Du ein besonderes Interesse für den alten Selter gefaßt,“ versetzte die Wittingen lächelnd, indem sie ihrem eifrigen Lieblinge lächelnd auf die Wange klopfte, die nun unter ihren Fingern erröthete, freilich nur in der Erinnerung der Situation, welche der Bruder ihr zu schildern überließ, da sie es gewiß viel dramatischer vortragen werde als er. Ida faßte den Faden auch gleich heiter auf.

„Denkt Euch oben eine Telle oder Falte oder wie Ihr es nennen wollt, ganz leise, leise sich ablenkend, von weichem Erdreich gefüllt, das sich hier — wie mir Leupold auf unserer Rückfahrt weitläufig und gelehrt auseinandergesetzt — im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende vom Niederschlage der Wasser eingefunden hat und jährlich durch die Regengüsse in einer angenehmen Feuchtigkeit erhalten wird. Prosaisch ausgedrückt reiner Sumpf, nur hier und da eine etwas feste Stelle. Für mich wäre es unmöglich gewesen zu gehen, da man gelegentlich einsinken konnte bis an die Knie und ich nicht die Kraft gehabt hätte, mich durchzuarbeiten. Der gute Leupold entschloß sich also mich zu tragen.“ Ein Blick der Dankbarkeit von beiden Tanten belohnte ihn dafür — „wir waren aber kaum ein Paar Schritte in dem schwarzen tückischen Erdreich sacht bergab gestiegen, ein wahrer Cypressensumpf, wie ihn amerikanische Reisebilder schildern, als Leupold unter meiner schweren Last den Halt verlor. Der Jäger hatte ihn bedeutet, genau in seine Fußtapfen zu treten, die sich auch immer ausprägten, er selbst ging sehr langsam und vorsichtig voran und wir hielten uns dicht hinter ihm. Aber Leupold verlor doch auf einmal den festen Fuß, gewiß war ich Schuld, vor der er nicht recht sehen konnte, wohin er trat — er glitschte und es wäre um mich geschehen gewesen, wenn der Jäger die Gefahr nicht bemerkt, sich rasch umgewandt und mich ohne viel Umstände von Leupolds Arm schnell entschlossen hinweggehoben hätte — so war ich geborgen, aber der arme Leupold fiel. Zum Glück half auch ihm der Jäger mit seiner freien Hand

rasch genug, so daß er nicht gerade den Sumpf küßte —.“

„Du erzählst sehr herzlos, Ida. Dein Witze geht auf Kosten des Bruders, dem Du Dank schuldig bist,“ strafte sie Tante Steinitz.

„Wahrhaftig, mein Herz ist ihm so dankbar!“ rief Ida. „Nicht wahr, Leupold, Du nimmst meinen Scherz harmlos auf? Nun alle Gefahr vorüber ist, kann man wohl lachen — aber als ich Dich unter mir schwanke fühlte, der fremde Mann mich hinwegriß und ich Dich stürzen sah, Gott weiß es, daß ich in dem Augenblicke nicht mehr für mich gezittert habe!“

„Ich glaube es Dir,“ versicherte Leupold. „Wer wollte so grämlich sein, Dir Deine Heiterkeit zu verdenken, die Dir ja erst kam, als wir in Sicherheit waren! Mein Aussehen war wohl geeignet, Heiterkeit zu erwecken — beschreiben läßt es sich gar nicht, liebe Tante.“

„Also der alte Selter nahm Dich gleich, damit Du nicht auch fienst!“ lenkte Frau von Wittingen die Erzählung wieder in die rechte Bahn. „Ich hätte ihm ein so resolutes Benehmen gar nicht zugetraut.“

„Kennst Du ihn?“ fragte Ida, durch diese Bemerkung, die so gar nicht auf das Wesen des Jägers paßte, zweifelhaft geworden.

„Wer kann es sonst gewesen sein, als der alte Selter, der Jäger des Grafen aus Dornberg? Ein untersehter Mann, nicht groß, etwas gebückt, mit einem eisgrauen Kopfe und einem rothen freundlichen Gesichte.“

„D nein!“ rief Ida. „Das ist ein Anderer! Unser Jäger war groß, männlich, ernst, beinahe finster, sein Gesicht dunkel, schwarzes Haar, schwarzer dichter Bart!“

„Sehr gut!“ sagte Leupold, während die Tanten sich gegenseitig fragend ansahen. „Sehr gut, Schwesterchen, Du giebst ein Signalement, so vortrefflich, wie es nur ein Criminalbeamter aufsetzen könnte! In der That sah unser Jäger eher einem gewaltthätigen Raubschützen ähnlich, als einem ehrbaren herrschaftlichen Diener.“

„Kinder, erzählt weiter!“ bat Tante Steinitz in großer Spannung. „Wo hat er Euch hingebracht? Wie seid Ihr auseinander gekommen? Ich meine, hat er sonst nicht Aeußerungen gethan, aus denen Ihr Schlüsse über ihn ziehen könntet?“

„Du meinst, Tantchen, ob ich ihm für seinen Dienst eine anständige Belohnung geboten habe! Das

habe ich gethan, als wir erst sicher am Fuße des Unglücksberges waren und er uns das einsame Wirthshaus zeigte, wo wir uns weitem Rath und Beistand holen sollten. Ich kann Dir aber sagen, der Mann wies mich mit einer so unhöflichen Manier zurück, daß ich mich versucht fühlte, ihm seinen Standpunkt klar zu machen. Nur Idas bittender Blick hielt mich davon ab. Ich begreife Dich noch nicht, Ida. Er that wie ein Fürst, der seinen Vasallen eine Gnade erzeigt! Und Ida zerfloß in Dankbarkeit. Du hast etwas auf dem Herzen, sprich es nur aus."

"Nun, Leopold, wenn Du es willst! Ich denke mit Beschämung daran, aber ich muß es Dir sagen. Entsinnt Du Dich, daß Du mir, weil es doch sicherer für mich wäre, den Vorschlag machtest, mich gleich dem Fremden anzuvertrauen und mich von ihm tragen zu lassen? Du sprachst englisch zu mir und sagtest, es sei doch nur ein lebendiges Transportmittel, wie ein anderes —"

"Das sagt' ich, und hatte ich nicht Recht, Tanten? Einem jungen Gardeoffizier würde ich Dich nicht anvertraut haben, aber einem gemeinen Menschen, der eben nur tragen sollte, wie es in den Bergen oft vorkommt."

"Nun, Leopold, dieser gemeine Mensch, als ich ihm anvertraut war und er allein mich sicher tragen konnte und die Sorge um Dich, Leopold, wie die ganze widerwärtige Lage für mich, mir Thränen entlockte, dieser Mensch, den Du für niedrig und roh gehalten: never fear — there's no peril!"

Leopold erröthete betroffen: „Unmöglich!“ rief er und Tante Wittingen, die so wenig als ihre Cousine Englisch verstand, fragte nach dem Sinne dieser Worte. — „Fürchten Sie sich nicht — es ist keine Gefahr!“ verdeutschte sie Leopold. „Aber das ist ja sehr unangenehm — sollte ich mich doch über seine Person getäuscht haben?“

„Ja, Leopold!“ versicherte Frau von Wittingen, indem sie ihrer Cousine, die mit ihrem Lieblinge auch nicht besonders zufrieden war, einen triumphirenden Blick zuwarf. „Ich will Euch sagen, Kinder, wer dieser Jäger, den Du gar für einen Raubschützen angesehen, gewesen ist. Ohne alle Frage Graf Werner, der Bruder des Dornbergers, von dem wir Euch vorher erzählt haben!“

„Dessen junge Frau in den Falkenklippen verunglückt ist? rief Ida von dieser Vermuthung mächtig ergriffen.

„Derjelbe! Wir wissen, daß er von seinen Rei-

sen ins Ausland zurückgekehrt ist, man glaubte es gar nicht mehr. Auf jeden Fall ist er zu seinem Bruder gekommen und Deine Beschreibung paßt ganz genau auf ihn. Eure Mutter hat ihn schon gesehen — wir haben gestern einen Brief von ihr erhalten."

Ida fragte erfreut nach diesem Briefe und wurde dadurch einen Moment von dem Gedanken, der ihre Seele bewegte, abgezogen, aber Leopold, auf welchen die Mittheilung einen ganz andern Eindruck gemacht hatte, forschte dringend weiter, ob sich die Tante auch nicht irren könne, denn für ihn war es höchst peinlich, daß er einen Mann von Rang und Bildung so verkannt und — er erinnerte sich jedes Wortes, das er zu ihm gesprochen hatte — so beleidiget haben sollte. Die Tante blieb aber bei ihrer Meinung und auch Frau von Steinitz bestätigte dieselbe. — „Laß Dir darüber kein graues Haar wachsen, mein Sohn," sagte sie tröstend. „Warum kleidet sich Graf Werner wie ein Wilddieb, warum stellt er sich Euch nicht vor! Es wäre dann ein ganz anderes Verhältniß geworden. Er trägt selbst die Schuld, wenn er nicht als Cavalier behandelt worden ist. Wahrscheinlich werdet Ihr gar nicht mehr zusammenkommen, denn wir halten mit Dornberg nur schlechte Nachbarschaft, der gute Graf Dudo ist zu langweilig. Sollte es zufällig doch geschehen, nun so wird ein Scherz daraus — so viel guten Ton wird Werner doch auf seinen menschenfeindlichen Reisen bewahrt haben."

„Wenn er menschenfeindlich geworden," versetzte die Wittingen, „so kann man sich nicht wundern."

„Sollte das Unglück nicht eher mild stimmen?" entgegnete Ida. „Was ihn betroffen hat, ist doch nicht der Menschen Schuld."

Die Tante wiegte den Kopf als habe sie gegen Idas Aeußerung etwas einzuwenden, aber die Steinitz brach das Gespräch ab. — „Wir wissen nun Alles," sagte sie. „Der Graf hat sich wenigstens so weit entdeckt, daß Ida ihn nicht für einen Diener halten konnte — in der großen Welt mag es genug geben, welche Englisch verstehen und jeder Handlungsreisende versteht es jetzt, aber in unsere Berge ist das noch nicht gedrungen. Er hat Euch nach der Wolfschenke gewiesen und Euch dann gewissermaßen Eurem Schicksale überlassen, auch uns, gegen welche er doch sonst in bessern Tagen immer sehr artig war. Ritterlicher hätte ich es gefunden, wenn er Euch nach Dornberg gebracht und in einer anständigen Equipage nach Hause geschickt, uns aber gleich einen Boten über den Kamm

geschickt hätte, um uns aus der Angst zu reißen. Aber er mag wohl sehr viel anders geworden sein.“

„Nun, gute Tante, es wäre für uns im höchsten Grade beschämend gewesen, in unserm Aufzuge gesehen zu werden, auch war es schon spät und Ida todmüde. Wir mußten ausruhen und haben auch auf dem Leiterwagen, wo eine bequeme Streu gemacht war, ganz gut geschlafen. Verzeiht uns nur die Sorge, welche wir Euch gemacht haben, es soll nicht wieder geschehen.“ Ida hätte sich wohl dieser reumüthigen Betheuerung anschließen sollen, aber sie war in sich gekehrt und hatte die Augen auf ihre Arbeit gesenkt, an der sie mechanisch fortarbeitete. Während der Bruder sich noch mit den Tanten ausgesprochen, hatte sie den Brief ihrer Mutter gelesen; die Stelle, welche des Grafen Werner erwähnte, war wohl geeignet, sie zu beschäftigen. Die junge Frau, welche das unglückliche Ende genommen, war darin kokett genannt worden, auch schrieb die Mutter von traurigen Erfahrungen, die der Graf in seiner Ehe gemacht habe. Es war also wohl sehr Viel zusammengekommen und seine jetzige Stimmung nur zu erklärlich.

Die Familie trennte sich bald darauf, Frau von Steinitz hatte mit dem Verwalter Manches zu besprechen, die Wittingen ging auf ihr Zimmer, um den gestern empfangenen Brief zu beantworten; auch die Geschwister blieben nicht zusammen, denn Ida lehnte des Bruders Aufforderung, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten, unter dem Vorwande der Müdigkeit gab und schenkte seiner Auseinandersetzung, wie wohl ihr grade die frische Luft thun werde, kein Gehör.

Als im Laufe des Vormittags die beiden alten Damen, die nicht lange allein bleiben konnten, wieder zusammen kamen, begann die Wittingen: „Denke an mich, Bettchen, was ich Dir jetzt sagen werde. Das wird ein Paar!“

„Wen meinst Du?“ fragte die Steinitz mit großen Augen.

„Nun, unsere Ida und Graf Werner — denke an mich!“

„Du bist nicht klug, Charlotte!“ erwiderte die Steinitz unwillig.

„Sehr verbunden für das Compliment, Frau Cousine, aber Du sollst es mir noch abbitten. Das Zusammentreffen ist zu merkwürdig gewesen, es kann nicht ohne Folgen bleiben. Der Graf ist für das Romantische, Wunderbare — wie schon die ganze symbolische Handlung mit dem Schilde beweist. Wer

nur einigermaßen darüber nachdenkt, was es bedeuten soll, kann darüber nicht in Zweifel bleiben.“

„Du scheinst aber doch lange Zeit zu der Entdeckung gebraucht zu haben, da sie erst heute gemacht worden ist.“

„Ich kümmere mich nicht so viel um meine Nebenmenschen und ihr Thun!“ versetzte die Wittingen. „Bei der Beschreibung der Klippen, in welchen die unglückliche Liddy ihr Ende gefunden, und des über dem Abgrunde aufgehängten leuchtenden Schildes ist mir der Sinn dieses Symbols auf einmal klar geworden.“

„Und welchen tiefen Sinn hast Du denn darin gefunden?“ fragte die Steinitz.

„Sei nicht so spöttisch, Henriette. Ich werde Recht haben, wie mit der Partie, die ich kommen sehe. Der neue, mit echtem Silber überzogene Schild soll andeuten, daß jeder Makel auf dem Erbschen Namen getilgt ist.“

„Hm! Möglich ist es immer,“ erwiderte Henriette. „Es sieht ihm ähnlich — aber, wäre das nicht eigentlich ein furchtbares Eingeständniß zugleich? Ueberlege Dir das!“

„O nicht doch! Ich bin ja so fest von seiner Unschuld überzeugt, wie ich Dir schon oft gesagt habe! Er hat sich nichts vorzuwerfen, sonst würde er nicht den Schild dort aufgehängt haben — das wäre ja ein Frevel, ein Troß wider Gott, dessen Auge Alles gesehen hat, dessen Hand ihn finden und strafen würde! Nein, nein, er ist so unschuldig, wie jeder andere Mensch, an dem schrecklichen Falle und wüßte er, welche Gerüchte im Stillen über ihn sich verbreitet hatten, so würde er nicht ruhen, bis er die Urheber derselben entdeckt hätte. Ich glaube diesen auch zu kennen.“

„Ich ahne, wen Du meinst, wir wollen aber den Namen nicht aussprechen — die Wände haben manchmal Ohren und es ist doch hier eine sehr gefährliche Sache. Der Bewußte möchte aber selbst viel an Werner verschuldet haben.“

„Ganz gewiß und Werner weiß es auch. Darum bin ich aber anderer Meinung, als Idas Mutter. Gerade, um dem schon lachenden Erben der schönen Herrschaft das Spiel zu verderben, wird er wieder heirathen und wenn er in seiner ersten Ehe traurige Erfahrungen gemacht hat, um so glücklicher wird seine zweite sein, wenn Gott es mit Ida fügt.“

Frau von Steinitz schüttelte den Kopf. „Vielleicht!“ sagte sie. „Ob aber seine zweite Frau mit ihm glücklich würde ist eine andere Frage, die nicht

so leicht zu beantworten ist, als Du wohl glaubst, Lottchen. Wir wollen uns nicht darüber den Kopf zerbrechen; Deine Prophetengabe in Ehren, dies Mal wird sie doch wohl zu Schanden werden.“

4.

Es war ein sonderbares Verhältniß auf Steinthal. In der Nachbarschaft hatte man sich allmählig darüber beruhigt, aber vor zwanzig Jahren, als es sich zuerst gestaltete, war viel darüber gesprochen und noch mehr gelacht worden. Die beiden Damen, welche aus der Gegend stammten und in ihrer Mädchenzeit schwärmerisch befreundet, dann aber lange Jahre durch ihre Verheirathung getrennt gewesen waren, hatten, als sie fast zu gleicher Zeit verwittwet wurden, sich zu ungetrenntem Zusammenleben bis zum Tode wieder vereinigt und das Rittergut Steinthal in ihrem heimatlichen Gebirge, das gerade zu erwerben war, gemeinschaftlich gekauft. Wenn nun alle Landwirthe der Gegend mit einstimmigem Spotte geglaubt hatten, das würde eine heillose Dekonomie auf dem schönen Gute und dasselbe völlig zu Grunde gerichtet werden, so waren sie darin im Irrthume gewesen, die Wirthschaft in Steinthal ging vortreflich und wenn auch der tüchtige Verwalter, welcher den Frauen mit seltener Treue ergeben war, das hauptsächlichste Verdienst dabei hatte, so mußte man doch den Besitzerinnen auch bald die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ganz praktisch seien. In dieser Hinsicht mußte sich also die Ver-spottung des seltsamen Unternehmens, daß zwei kinderlose Wittwen sich zusammengethan, um ein so bedeutendes Gut zu bewirthschaften, bald legen. Auch erwarben sich Beide, die aus bekannten, wenn auch seit ihrer Zeit hier nicht mehr ansässigen Familien stammten, bald allgemeine Achtung; sie suchten Umgang und machten ein ganz angenehmes Haus, in welchem man sich stets wohl befand. Aber ihr eigenes Verhältniß zu einander gab noch immer Stoff genug zum Reden und „Lottchen und Zettchen“ waren nicht minder stehende Figuren des Localwises, als die beiden wohlbekanntenen männlichen Stereotypen in einem weitverbreiteten Organe „des höhern Blödsinns.“ Die beiden Frauen hatten sich in ihrer Mädchenzeit, wie schon bemerkt, mit aller Schwärmerie, die nur Pension, Lectüre und Jugendträume geben können, geliebt; dies Gefühl war von ihnen während ihrer langjährigen Trennung wie ein Heiligthum bewahrt worden, Beide hatten keine recht glückliche Ehe geführt und in den unvergeßlichen Erinnerungen ihrer Jugend, welche

sie durch eine regelmäßig fortgesetzte Correspondenz lebendig gehalten, ihren Trost gefunden. Von Frau Wittingen, die immer entschlossener, muthiger, aber trotzdem auch weicher und gefühlvoller gewesen als ihre Cousine, war dann, als Beide verwittwet waren, der Vorschlag ausgegangen, der sie wieder vereinigt hatte. Welch' ein Glück war das für sie gewesen und war es auch wirklich noch; wie hatten Beide geschwelgt in süßen Reminiscenzen, hatten all' ihre Kindergeschichten, Freud und Leid' der Schulzeit und der ersten erwachenden Herzensneigungen, die für Beide mit Ent-sagung geendigt, oft wieder durchgelebt und dabei, man kann es sich denken, reichliche Thränen vergossen! Dann aber hatte sich, ohne der Liebe Eintrag zu thun, aber doch allmählig eine durch das Leben und seine Ver-hältnisse herausgebildete Verschiedenheit der Ansich-ten und des Temperaments gezeigt, Beide waren selbstständig gewöhnt und wenig geneigt, nachzugeben. So waren denn bald Zwistigkeiten von mehr oder we-niger Bedeutung zwischen ihnen vorgefallen, die sich nur zu oft wiederholten und in der eigenthümlichen Weise, wie sie ausgetragen wurden, kein Hausgeheim-niß von Steinthal blieben, sondern zum Theil durch eignen Mangel an Selbstbeherrschung in der ganzen Nachbarschaft bekannt wurden, ja unter der heillofen Zunge, die immer mehr den Respect vor reifern Jah-ren verliert, sogar sprichwörtlich. Bei einem Polter-abend hatte man die Herrin von Steinthal bereits dramatisch vorgeführt — sie wußten nur nichts davon. Was am zweiten Tage nach dem Ausfluge ihrer jungen Verwandten, der sehr traurig hätte enden kön-nen, zwischen den beiden Tanten vorgefallen war, hatte Niemand erfahren, aber dies Mal dauerte die Span-nung ungewöhnlich lange und sie vermieden sich ge-flüsstlich. Frau von Steinthal hatte den Neffen geru-fen, der seit der Anwendung von Romantik wieder sehr fleißig mit der erforderlichen Mäßigkeit an sei-nen Prüfungsaufgaben für das Staatsexamen arbeitete und sich darin, weil er regelmäßig seine Stunden hielt, nicht gern unterbrochen sah; die Tante hatte aber ge-wünscht, daß er sie auf einer Fahrt durch den Forst begleiten solle und er hatte es nicht ablehnen kön-nen. Ida blieb daher mit der Tante Wittingen allein und diese war gegen ihren Liebling heute besonders zärtlich. Sie nahm ihren Arm und lustwandelte mit ihr im Garten unter trauten Gesprächen auf und ab. Der Garten hatte eine herrliche Lage; er zog sich hin-ter dem niedrigen Hügel, auf welchem das Schloß lag, wohl geschützt gegen Stürme, die sanft und terrassen-

förmig ansteigende Höhe hinauf — was hätte die Kunst für einen Park schaffen können, da sich auch ein Theil des Thales mit seinem lebendigen Wasser hineinziehen ließ! Aber dazu hatte sich kein Gedanke erhoben, der Garten war für Obst- und Gemüsebau, so weit es die Bergnatur gestattete, auch für etwas Blumenzucht landesüblicher Sorten, die keiner Pflege bedurften, praktisch eingerichtet, sorgfältig gejätet, in allen Gängen sauber, die Nützlichkeit im Princip überall vorherrschend, von Schönheitsförmigkeit wenig Spuren. Das chinesische Häuschen, das die Höhe krönte, grade dort, wo sie gegen den Hohlweg, an dem die niedrige Mauer lief, ziemlich steil abfiel, hatte schon viel Ansehung von Ida erfahren, in beiden Tanten aber mit seltener Concordanz standhafte Bertheidigerinnen gefunden, weil es an Pillnitz erinnerte, wo sie einmal als Mädchen sehr glücklich gewesen und vorzüglich weil es der vorige Besitzer von Steinthal so solide erbaut hatte, daß es eine Sünde gewesen wäre, es vor einem Zeichen von Vorfälligkeit abzubringen. Die Aussicht blieb ja dieselbe, mochte man unter einer schönen Baumgruppe sitzen wie Ida sie anlegen wollte oder unter einem einfachen pilzförmigen Pavillon, der nach Leupolds Geschmack gewesen wäre, conservativ blieb sie unter dem einmal bestehenden chinesischen Refugium, wie der etwas liberal denkende Rechtsbesessene sich ausdrückte. Zu diesem Häuschen stieg die Tante mit Ida jetzt empor, um oben ein halbes Stündchen auszuruhen und fortzuplaudern, sie allein, denn Ida war etwas zerstreut geworden, als sie in den Hohlweg hinabsah, durch welchen sie vorgestern mit dem Kühwagen des Wolfswirthes gefahren war. Die Tante bemerkte es endlich, als sie eine verkehrte Antwort auf eine Gewissensfrage erhielt, zu der sie lächelnd den vielleicht nie wiederkehrenden Moment der Vertraulichkeit benutzte hatte.

„Woran denkst Du, Kind? Du hörst nicht auf mich!“

„Verzeih, liebe Tante!“ bat Ida erröthend. „Ich dachte daran, wie ich neulich hier gefahren bin und Alles fiel mir wieder ein, auch was Du erzählt hast von dem furchtbaren Schicksale, das den Grafen betroffen. Du weißt gewiß den nähern Zusammenhang, ich sah es Dir an — warum darf ich ihn nicht auch erfahren?“

„Du darfst schon, liebes Herz,“ erwiderte die Tante, indem sie Platz unter dem verschörksten, mit hölzernen Glocken behangenen Dache nahm und Ida neben sich setzen ließ. „Ich wollte es nur nicht vor

Leupold erzählen, junge Männer urtheilen in der Regel über Gefühle sehr herzlos und Leupold ist zwar ein vortrefflicher Junge, aber der Verstand herrscht in ihm vor, er ist kalt, Du wirst mir das zugeben. — Also, wenn ich von der traurigen Geschichte erzählen soll, Graf Werner liebte seine zarte kleine Libby bis zur Vergötterung, er hatte eine ziemlich freudenlose Jugend gehabt, hatte dann immer allein gestanden, sich an keinen Menschen angeschlossen, so war nun sein ganzes weiches Herz wie ein aufgesparter Schatz, der unberührt geblieben ist, seiner Frau zugewandt, er wollte ihr das Leben so schön, sie selbst so glücklich machen, wie es nur in seinen Kräften stand, jeden ihrer Wünsche errieth er und kam ihm zuvor, sie führte ein beneidenswerthes Dasein.“ Der Seufzer, mit welchem sie diese Worte sprach, mochte aus der Erinnerung an ihre eigene Ehe hervorgehen, in welcher sie nicht so auf Händen getragen worden war — vielleicht zu ihrem Glücke, wie sie sich freilich auch sagen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Goethe und Graf Brandenburg.) Es ist bekannt, welche hohe Achtung Napoleon I. vor Goethe hatte. Die Lectüre von „Werthers Leiden“ war dem rauhen Krieger die angenehmste Erholung, und als 1808 der Kaiser die berühmte Zusammenkunft mit dem russischen Zaren in Erfurt veranstaltete, versuchte er nicht, auch Goethe sich vorstellen zu lassen. Eine lange Audienz, die er dem deutschen Dichter gab, schloß er mit den Worten: Vous êtes un homme! und acht Tage darauf erhielt Goethe den Orden der Ehrenlegion, der ihm begeisteter Weise nicht ohne Werth und Bedeutung war und den er später bei allen öffentlichen Anlässen mit Vorliebe trug. Unter dessen stieß die Zeit dahin, Napoleon war längst vom Höhepunkte seines Glücks und seiner Macht herabgestiegen, das deutsche Volkgefühl mächtig und schön emporgewachsen, der Ehrenlegionsorden galt fast als ein Rainzeichen. Es war im Jahre 1815, als Goethe eine Rheinreise unternahm, die ihn unter Anderm auch nach Wiesbaden führte, wo Preußen lagen; ganz kürzlich erst war die Kunde von der gewonnenen Schlacht bei Waterloo eingetroffen und die patriotische Bevölkerung von einer um so großartigen freudigen Aufregung ergriffen, als die ersten Nachrichten über den Ausgang der Schlacht sehr unglücklich für Deutschland gelautet hatten. Eines Nachmittags versammelte sich eine große Gesellschaft im Curjaal und auch Goethes majestätische Gestalt wurde in der wogenden Menge bemerkt; aber wer beschreibt das Erstaunen, ja Entsetzen, als man hörte und sah, daß auf der Brust des deutschen Dichters der fünfstrahlige Stern des Ordens der Ehrenlegion erglänzte! Anfangs war Alles verblüfft, dann breitete sich eine höchst unmuthige Stimmung über die Gesellschaft und endlich trat ein junger preu-

bischer Offizier, Adjutant im Yorkschen Corps, an Goethe heran und sprach mit ziemlich vernehmlicher Stimme: „Excellenz, ich bitte Sie dies Zeichen zu entfernen, das in diesem Augenblicke wie eine Verhöhnung des deutschen Mannes erscheint.“ Goethe blickt den Sprecher ruhig an, zieht ihn in eine Fensternische, ein ironisches Lächeln schwebt um seine Lippen, und mit den Worten seines Faust: „Das Pentagramma macht Dir Pein?“ nimmt er den Orden ab und steckt ihn mit größter Gemüthsruhe in die Tasche. Der junge Offizier war Graf Brandenburg, der spätere Ministerpräsident und General; den ganzen aneddotenhaften Vorgang erzählte (der Berliner Montagspost zufolge) jüngst in Berlin bei der Goethe-Ausstellung ein alter Militär, der in früheren Zeiten lange in Weimar lebte und in den dortigen Kreisen wohl bekannt war.

(Schamyl über den Ball und die Damen.) Schamyl, der Held des Caucasus, mußte sich bekanntlich nach fünf- und zwanzigjähriger tapferer Gegenwehr an Rußland ergeben und lebt jetzt, 67 Jahre alt, mit einem Jahresgehalt von 10,000 Rubeln, den ihm der Kaiser zahlen läßt, in der Stadt Kaluga. Im Anfange fand er großes Interesse daran, die europäischen Gesellschaften, Bälle u. s. w. zu besuchen, aber sehr bald hielt ihn ein religiöser Grund davon zurück. Er ist nämlich unbeugbar in dem was die muselmännische Etikette betrifft, welche den Frauen verbietet sich ohne Schleier zu zeigen und den Männern untersagt, unverhüllte Damen anzusehen. So konnte er sich denn auch nicht mit der europäischen Sitte versöhnen, nach welcher die Herren in Frack und die Damen ohne Schleier, ja mit entblößtem Nacken erscheinen. Als er zum ersten Male in einen Ballsaal trat, beängstigte der Anblick der Balltoiletten sein furchtsames Gewissen dermaßen, daß er sofort einige Schritte zurückwich und zu — beten begann. Als ihn später Jemand fragte, welchen Eindruck das Ballfest auf ihn gemacht habe, gab er eine Antwort, in welcher er seine religiösen Scrupel mit der lebenswürdigsten Galanterie zu verbinden wußte. „Ihr,“ sagte er, „Ihr werdet nicht in das Paradies kommen, denn Ihr habt Eines schon auf Erden, das schöner ist als jenes, welches Mahomed uns in dem Himmel verheißen hat.“

(Friedrich Gentz.) Es ist ein eigenthümliches Zusammen treffen, daß gerade jetzt, wo der österreichische Staat im Begriffe steht sich zu regeneriren den Forderungen der Zeit gemäß, von zwei Seiten eines Publicisten gedacht wird, der am Anfange dieses Jahrhunderts eine ziemlich einflußreiche Stellung in Oesterreich einnahm und von hier aus an allen diplomatischen Verhandlungen während des ersten französischen Kaiserreichs wie nach dessen Sturz sehr bedeutend mitwirkte. Ein Sohn des vielgenannten Publicisten glaubt der Tag sei gekommen, um Deutschland zu mahnen, daß es „seinem größten politischen Schriftsteller“ auch eine Ehrenrettung schuldig sei, und zugleich erscheinen die „Tagebücher von Friedrich Gentz“ mit einem Vor- und Nachwort von Varnhagen von Ense. (Leipzig, Brockhaus). Wir fürchten die dem kindlichen Gefühl Ehre machende „Mahnung“ wird gänzlich unbeachtet bleiben vor

dem Eindrucke, den diese täglichen Aufzeichnungen auf jeden Leser hervorbringen, der hier tiefere Aufschlüsse über jene denkwürdige Epoche zu finden hofft und nichts vor sich sieht als eine Aufzählung von Amusements und von Summen, die der große Publicist fast von allen Cabinetten Europas erhielt. Es ist in der That mehr als seltsam, daß ein Mann wie Gentz, der durch seine geistige Begabung eine so bevorzugte Stellung unter seinen Zeitgenossen einnahm, der in seinen Verbindungen mit den hervorragenden Staatsmännern seiner Zeit, Mittel und Wege gefunden hätte, schon damals auf die Reorganisation des Staates hinzuwirken, dem er vorzugsweise seine Thätigkeit zu widmen bestimmt war, der, wie aus mehreren Stellen seiner „Tagebücher“ hervorgeht, sich über die Gebrechen der Staatsverwaltung keiner Täuschung hingab, demungeachtet keinen Versuch machte, auf eine Verbesserung desselben hinzuwirken. Demnach scheint doch das Urtheil, welches Gerwinus in dem ersten Bande seiner „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ über den berühmten und vielgesuchten Publicisten fällt, von seinen Aufzeichnungen selbst bestätigt zu werden.

„Unter der chaotischen Verwirrung, welche im Jahre 1811 über Oesterreich hereinbrach,“ sagt der Historiker, „waren selbst die stärkeren Geister gebrochen. Friedrich Stabion starb nicht lange nach der Krisis von 1809, sein Bruder Philipp versank in Verbitterung und Menschenverachtung. Es war daher kein Wunder, wenn die locker gefügten Charaktere gänzlich zerbröckelten. Dies geschah mit Gentz. Er war von früh auf leichten Sitten verfallen und nannte sich schon in seiner Jugend „schwach, thöricht, leichtsinnig im Rausche des Lebens.“ Durch alle Lebensalter lag er in den Banden der Weiber und nie trat er in ein engeres Verhältniß zu einem Manne, es sei denn, wenn es seine Eitelkeit regte, einen Wilhelm von Humboldt; in dem er nur einen Sophisten sah, an Sophisterei zu überbieten. Wenn er gelegentlich eine Sinnesänderung zum Besseren in sich ankündigte, so bedeutete dies so wenig, wie es in Metternichs Leben bedeuten würde, wenn die Sage wahr wäre, daß er in seiner Jugend gegen den Bopf geschrieben hätte und bei der Erstürmung der Bastille unter der Menge gewesen wäre. Während der junge Gentz noch in seinen Berliner Briefen Sittenpredigten niederschrieb, nannten ihn ehrwürdige Zeitgenossen schon „von grenzenloser Unstüthigkeit.“ So war auch, trotz jener cynischen Ausfälle von 1805 und 1806 über die Jämmerlichkeit der Menschen um sich her, doch schon von Anfang seines Wiener Lebens an sein ganz cyrenäisches Bestreben doch nur „rasend gut zu leben,“ hübsche Möbel, viel Geld und viele Bediente zu haben. Er schien Napoleon nur zu hassen, weil er ihm seine friedlichen Genüsse störte; er wünschte ihn in die Hölle dafür, daß er ihn um einen Sommer in Teplitz brachte; er wäre ganz glücklich, schrieb er 1806, wenn er die Politik vergessen könnte. Schien er 1805 bis 1809, wenn er an Stein schrieb, jeder kräftigsten Maßregel gewachsen, so lief ihm doch in der Zwischenzeit sein Freund Müller, als er 1808 in Dresden mit preussischen Patrioten Politik trieb, viel zu rasch, dessen Briefe, zu hart für seine „weichlichen

Gefühlsnerven," zerschmetterten ihn; er fiel in seinen Weiber-
verkehr zurück. Es verfiel nichts, daß er zu aller Zeit, die-
sen Gang zu beschönigen, die Weiber unendlich höher stellt als
die Männer; es klang doch wie die bitterste Selbstverachtung,
als er schon 1803, an Rahel Levin schreibend, sie einen großen
Mann, sich selbst das erste aller Weiber nannte, ein nur ent-
pängliches Wesen. Es verfiel nichts, daß er damals meinte,
durchaus christlich geworden zu sein; Lucrez blieb ihm gleich-
wohl gefährlich, wie ihn später Heines gottlästernde Lieder reiz-
ten. Für solch eine widerstandlose sinnliche Natur waren die
Erlebnisse von 1810 von einer ganz zerstörenden Gewalt, die
letzte Schleiße fiel vor der einbrechenden Schamlosigkeit und
die innere Hülle brach in entsetzlicher Weise auf. Später,
wo die Zeit der Neubildungen gekommen war, hätte man von
der „Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit," deren er sich rühmte,
Vor- und Rathschläge erwarten sollen; aber war er früher
an positivem Rathe arm, und in den seltenen Fällen, wo er
einen praktischen Gedanken äußerte, wohl selbst grillenhaft
wie seine romantischen Freunde gewesen, so schien er jetzt der
ärmste zu sein, und dazu alle Andern, die guten Rath zu gu-
ter That gaben, aufs schändeste zu verachten. Er hatte „über
viele unerreichbare Dinge längst seine Partei genommen," die
Partei des Indifferentismus und der Trägheit. In dieser
Gleichgültigkeit unterließ er es 1814 nach Paris zu gehen;
als er 1815 dahin kam, trieb er sich, den Beobachtern zu
Folge, „in dem Wirbel der niedrigsten Welt" herum, in seinen
Aeußerungen war er so undeutsch, daß ihn Metternich mehr-
mals zurechtweisen mußte. Später, wo er ministerieller wurde
als die Minister, denen er diente, schien ein Rest von Gewis-
sen ihn fortwährend zu peinigen. Er war von Todesfurcht
gequält, die er selbst eingestand und ängstigte sich vor dem
Dolche der Studenten, wie er 1815 in Frankreich den „be-
waffneten Jakobinismus" gefürchtet, wie er sich 1814 beunru-
higt gefühlt hatte, als Volkmann in Wien von den Wundern
Amerikas erzählte, das Genz ehedem selbst eine Pflanzschule
der Weisheit und Kraft genannt hatte, denn er sah darin eine
Nachstellung gegen seine Person. (In dem Jahre des Wiener
Congresses belief sich die Einnahme von Genz, wie er selbst sagt,
auf nicht weniger als „mindestens 17,000 Ducaten.") — r.

(Wie sich Deutschland von Außen ansieht.) Selbster-
kenntniß ist zu allen Dingen gut, das ist ein alter und gewiß
wahrer Spruch. Jeder Vernünftige und Unbefangene wird
daher erfreut sein, wenn ihm zuweisen ein Spiegel vorgehat-
ten wird, in dem er sich selbst beschauen kann, sollte auch das
Bild, das ihm entgegentritt, nicht immer schmeichelhaft sein.
Es sei uns daher erlaubt, im Folgenden ein Stück deutschen
Lebens und deutscher Sitte wiederzugeben, in dem Lichte wie
es einem seit Jahren in England lebenden Deutschen erschienen
ist, dem endlich es gestattet war, seinen Fuß wieder auf vater-
ländischen Boden zu setzen. Wir entlehnen es den Briefen
„Aus Deutschland", welche die Rationalzeitung vor kurzem
veröffentlichte.

„Da stand ich wieder einmal auf meiner Diele ohne Tep-
pich (der Briefsteller spricht von Hamburg), hatte einen Kachel-
ofen mit einer Röhre und Spuren von Königsräucherpulver
darin, hatte vierflügelige Fenster, die nur entweder ganz auf
oder ganz zu sein können und hatte ein Waschbecken, das auf
einen Canarienvogel berechnet zu sein schien. Da muthete
man mir zu, mich morgens mit einem feuchten Handtuche zu
trocknen. Da rauchte alle Welt. Da hatte alle Welt eine
ungesunde Gesichtsfarbe. Da waren alle Leute freundlich und
gesprächig, auch wenn sie mich nicht kannten, nicht ein Trinkgeld
oder eine bibliographische Notiz von mir erwarteten. Da
sprachen alle Leute deutsch. Da saßen alle Leute an den Fen-
stern. Da hatten alle Leute, die nicht Rentiers, so viel Zeit,
zu schlendern und eine Viertelstunde zu früh nach dem Bahn-
hose zu kommen. Da hatten manche Leute ein Duzend Ci-
garren in der Tasche, aber einen Knopf an dem Rocke zu
wenig oder einen glänzenden Ueberzug auf dem Kragen zu
viel. Vor dem Mittagessen trat ich in die Hausthür, mich
ein wenig zu sonnen. „Prächtige Luft!" sagte der Wirth.
— „Ich wundere mich," versetzte ich, „daß Sie die prächtige
Luft so sorgfältig vom Zimmer ausschließen, in dem wir nach-
her essen sollen und in dem noch ein halbes Duzend Cigarren
schweben." — „O, wir machen nachher ein Fenster auf," an-
wortete er. Augenscheinlich hatte er von der Statik der ath-
mosphärischen Luft eben so wenig eine Vorstellung, wie der
Schmaucher von der Kunst zu essen. In England raucht Nie-
mand in dem Zimmer, in dem er essen will und wenn er auch
Herr darin ist, viel weniger wird Jemand in dem Duqm,
den ein Anderer hinterlassen, seine Nahrung zu sich nehmen.
Alles hat seine Zeit, sagen die Sprichwörter; Alles hat seinen
Ort, sagt der Engländer. Nur die bitterste Armuth schläft in
England in einem Zimmer, in dem sich den Tag über Jemand
aufgehalten hat. Schon die Einrichtung der Häuser, auch der
kleinsten, verbietet es in der Regel. Gewisse Zimmer sind
einmal zu Schlafzimmern und zu weiter nichts geschaffen. Im
Palast wie in der Hütte wird das Dienstmädchen des Morgens
in den Schlafstuben das untere Fenster ein wenig aufziehen,
das obere ein wenig herabziehen und sie erst um Sonnenun-
tergang schließen. Das englische Fenster besteht nämlich aus
zwei Rahmen, die sich auf- und niederschließen lassen, balancirt
durch Gewichte, die in der Verkleidung versteckt sind. Die bit-
terste Armuth in England wäscht sich in einer irdenen Schüs-
sel, sechs Mal so groß wie die deutschen von Porzellan und
nimmt das Handtuch trocken von einem Gestelle neben dem
Waschtische, towel-horse genannt, und in Deutschland, wo die
Lischlerarbeit billig, für 5 Silbergroschen herzustellen. Zur
Einrichtung des anspruchslosesten Bettzimmers in England gehört
eine Metallschüssel, drei bis vier Fuß im Durchmesser, und
etwa sechs Zoll tief, in der stehend man sich mit wenig Wasser
abschwemmen kann. Und wer sich ordentlich gewaschen hat,
wird einen Rock mit schmierigem Krage nicht anlegen."

— r.